

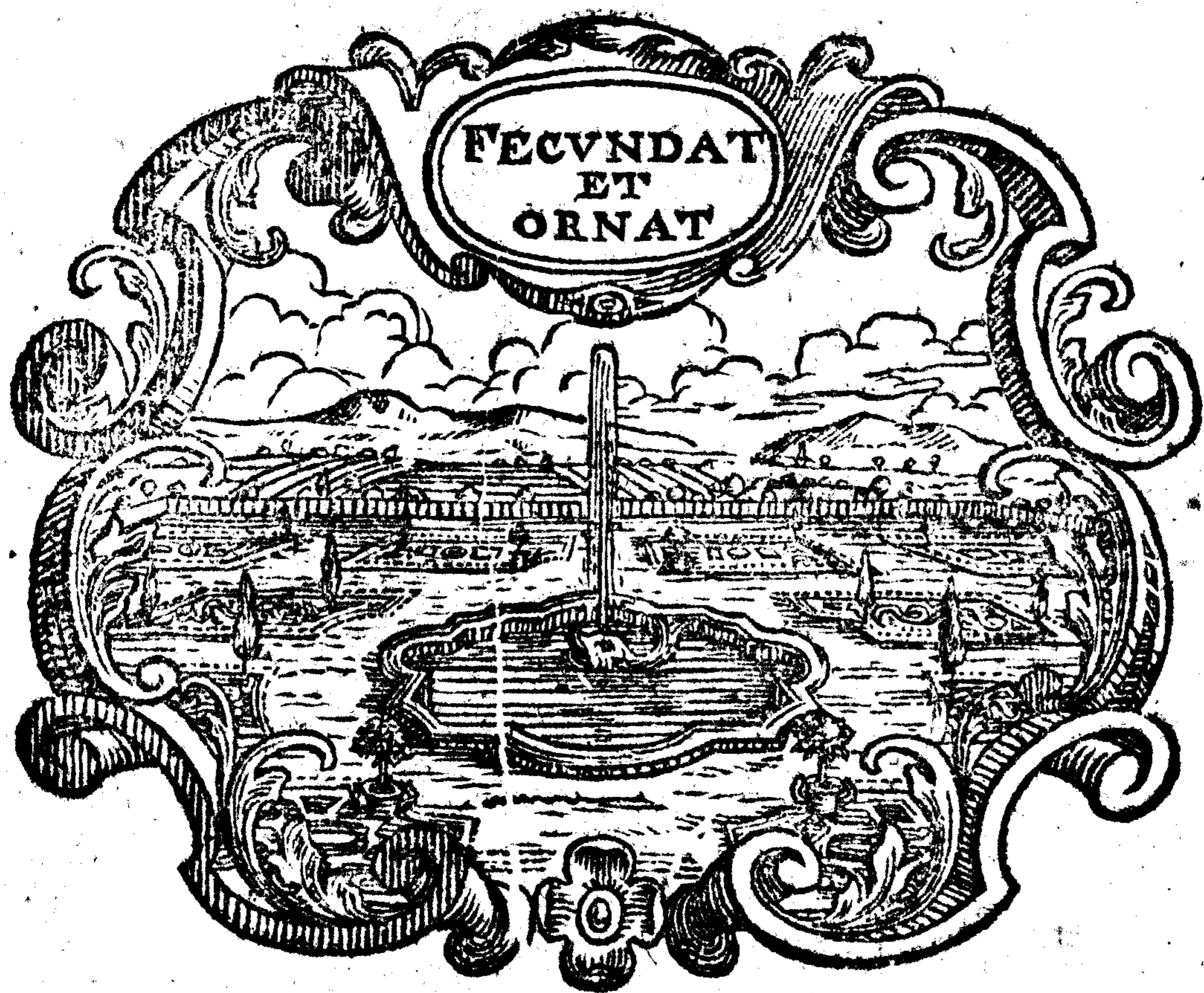
# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

Der z w e y t e B a n d

auf das Jahr 1812.



---

G ö t t i n g e n,  
gedruckt bey Heinrich Dieterich.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1812

by unknown author

Göttingen; 1812

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

—

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 2. May 1812.

---

## Osnabrück.

*Dr. J. J.*

Das Französische Decimal-System in Maaßen und Gewicht, verglichen mit den Maaßen und Gewichten in den Departements der Weser- und Elbmündungen, so wie der Ober-Ems. Nebst acht Reductions-Tabellen, von dem Steuer-Controlleur Breusing in Quakenbrück. 1811. Bey Erone in Commission. 5 Bogen in groß Quart.

Der Verfasser hat Recht, wenn er im Eingange der Vor Erinnerung bemerkt, daß, da der Zeitpunkt nahe sey, wo die Französische Constitution in den Ober-Ems- und Hanfesbüden-Departements gesetzliche Kraft erhalte, und in Gefolge derselben das Französische metrische Gewicht- und Maßsystem eingeführt werden würde: so wäre es für Jeden, der mit demselben nicht bekannt sey, von der größten Wichtigkeit, sich damit bey Zeiten vertraut zu machen. Dazu hat er auf einem halben Bogen Erklärungen der neuen Französischen Metrologie, und durch Anhängung von 8 Reductions-Tab.

L (3)

bellen, deren jede einen halben Bogen einnimmt, Anleitung gegeben. Letztere enthalten das Verhältniß der Französisch-metrischen Maße und Gewichte zu den in den vornehmsten Städten besagter Departements bisher üblich gewesenen Deutschen Tauschmitteln, und umgekehrt diese zu jenen. In dieser Hinsicht wird in der ersten und zweiten Tabelle das metrische Handelsgewicht mit denen von Hamburg, Lübeck, Bremen, Osnabrück, Delmenhorst, Freudenberg, Uchte und Thedinghausen, Oldenburg, Hannover, Minden, Lingen, Meppen und Haselünne, mit Rücksicht auf das Cöllnische Gewicht, so wie diese gegen das Neufranzösische, in elf Colonnen verglichen, und überall bey den kleinsten Theilen die schärfsten Duodecimal-Brüche angehängt. Eben so wird in der dritten und vierten Tabelle das Getreidemaß in der fünften und sechsten die Maße flüssiger Dinge, und in der siebenten und achten Tabelle das Ellenmaß mit dem Metex, und dieser mit jenem, verglichen. In den beiden letztern Tabellen ist die Brabanter Elle, die in mehreren Orten der neuen Departements bey verschiedenen Wärenartikeln bisher üblich gewesen, noch hinzugefügt, und derselben eine eigne Colonne angewiesen.

Dies ist der wesentliche Inhalt vorliegender Bogen, auf die der Verf., wenigstens in Ansehung des Calculs, einen sichtbaren Fleiß verwendet hat. Wir müssen aber auch sehen, von welchen Prämissen Hr. Br. ausgegangen ist, um zu seinen Vergleichungs-Resultaten zu gelangen, und welcher metrologischer Hülfsmittel er sich bediente, die die Normal-Einheiten zu bestimmen, nach welchen die Vergleichen angestellt werden mußten.

Gleich im Eingange der Erklärung der Französischen Metrologie erinnert Hr. Br., daß durch das Gesetz vom 13. Brumaire IX. Jahres befohlen worden, das metrische Maß- und Gewichtssystem vom 1. Vendemiaire X. Jahres unabänderlich in Frankreich einzuführen, wornach, wie er weiter unten anführt, der Meter zu  $443,44095$  Pariser Linien festgesetzt, und durch das Decret der National-Versammlung vom 18. Germinal des Jahres X für die Länge des neuen Meters gesetzlich bestimmt sey. — Jeder nur in etwas mit dem Gange der Französischen Metrologie bekannte Sachverständige sieht leicht ein, daß hier Zeiten und Gegenstände der metrischen Gesetzgebung offenbar verwechselt, und dadurch Anlaß zu Unrichtigkeiten gegeben worden. Denn im Jahre X existirte in Frankreich keine National-Versammlung mehr, wohl aber das Consulat, welches jenes Gesetz vom 13. Brumaire IX. bereits sanctionirt hatte. Die Bestimmung des provisorischen Meters zu  $443,44195$  Par. Linien (Hr. Br. setzt ihn, vielleicht durch einen Druckfehler veranlaßt, zu  $443,44095$ , in der Folge aber richtig zu  $443,44195$ ) geschah durch die vormahlige National-Versammlung am 18. Germinal des III<sup>ten</sup> (nicht X<sup>ten</sup>) Jahres (7. April 1795). Damahls war aber der Grad des Erd-Meridians von Dünkirchen bis Barcellona, und vom Fort Mont-Jouy bey Barcellona bis zu der kleinen Insel Formentera im Mittelländischen Meere durch die Französischen Commissarien des National-Instituts noch nicht vermessen, worüber mehrere Jahre verstrichen, bevor der Metre definitiv möglichst genau bestimmt werden konnte. Auf den Grund dieses provisorischen Meters

wurde daher in besagtem Decrete der National-Versammlung der Litre zum Maße trockener und flüssiger Dinge =  $50,^{462}$  Französ. Cubitzoll, und die Gramme =  $18,^{841}$  Pariser Grán vorläufig festgesetzt. Aller dieser Angaben hat sich auch Hr. Dr. §. 8 und in den angehängten Vergleichungstafeln bedient.

Da aber, auf den Grund der geschehenen Vermessung des mittlern Grades vom Erd-Quadranten, späterhin der Minister des Innern (der nunmehrige Graf la Place) in einem Berichte an die Consuln des Reichs vom 4. Frim. VIII. Jahres die Resultate anschaulich gemacht hat, nach welchen der Metre definitiv und alle darauf Bezug habenden Längen-, Flächen- und Körpermaße, so wie die daraus entstehende Schwere des Grammen-Gewichts, normal bestimmt werden müßte: so sind diese definitiven Resultate durch das bekannte Consular-Gesetz vom 13. Brumaire IX. Jahres, das auch, wie wir gesehen haben, Hr. Dr. anführt, aber mit den Bestimmungen desselben nicht bekannt zu seyn scheint, sanctionirt worden. Darnach hält der Metre definitiv  $443,^{295930}$ , oder, zur Abkürzung des Bruchs,  $443,^{296}$  Pariser Linien, weil die Differenz noch nicht  $\frac{1}{10000}$  beträgt. Eben so ist der Litre definitiv, auf den Grund des rectificirten Meters, für die Einheit der Maße trockener und flüssiger Dinge zu  $50,^{4124}$ , oder, zur Bequemlichkeit der Rechnung, zu  $50,^{41}$  Französische Cubitzoll; so wie die Gramme definitiv zu  $18,^{82715}$  Pariser Grán Poids de marc, das ist, die Bilogramme oder das metrische Decimal-Pfund, zu  $18827,^{15}$  Pariser Grán, d. i. =  $20813$  Holländische As festgesetzt worden. Das Alles

hätte der Verfasser vorliegender Bogen, außer auf eine Menge Französischer Schriften neuerer Zeiten Rücksicht zu nehmen, aus *la Place Expol. du système du monde* 2. Edit. p. 72 suiv. à Paris an VII; aus mehreren Briefen des verstorbenen *la Lande* in den *Allgem. geogr. Ephemeriden* vom Jahre 1798 und 1799, 2. 3. 4. Band, vergl. *Allgem. geogr. Ephemer.* 28. B. vom J. 1809 3. St. S. 368...372; aus *van Swinden's Verhandeling over volmaakte Maaten en Gewigten* I. Deel p. 182. Amst. 1802. gr. Octav; aus *Jürg. Klert Kruse's Allgemeinen Contoristen* 5. verbess. und verm. Ausg. S. 195 ff. Hamb. 1808, gr. Quart, und aus *Eytelwein's Vergleichung der Massen und Gewichte* 2. verbess. und verm. Ausg. Berl. 1810, gr. Octav, entnehmen können. Zwar versichert Hr. Vv., er habe sich bey der Ausmittelung verschiedener Verhältnisse der vollgültigsten Schriften von *Gerhard, Teichenbrecher, Kruse (Kruse), Rosenthal* u. d. d. bedient; allein diese alle (außer der 5. Ausg. von *Kruse*, die wir bereits angeführt haben) stützen ihre Berechnungen auf den provisorischen *Meister*, der gesetzlich nicht mehr existirt.

Hieraus wird der Verfasser und unsere Leser entnehmen, welchen beabsichtigten Nutzen diese Bogen für das Publicum haben, da die zum Grunde gelegten Normalsätze aus irrigen und gesetzwidrigen Prämissen abgeleitet worden sind. Auf ein näheres Detail dürfen wir uns nicht einlassen. S. 9 Lin. 12 haben wir durch Rechnung einen Druckfehler entdeckt. Der *Haferscheffel* in *Lübeck* hält nicht 1978, sondern 1998 Französische Cubitzoll. — Zur künftigen Ergänzung dieses Buchs wollen wir dem Verf. einige bisher noch nicht bekannte *Ellenmaße* des

Oberems-Departements in Französ. Linien hieher setzen, die sich auf actenfundige Probationen gründen: Die Elle der Stadt Cloppenburg hält 286,<sup>57</sup>; die der Stadt Meppen, der Gerichte Lahren und Zümmeling, nebst dem Dorfe und Kirchsp. Aschendorf, 319,<sup>8</sup>; die der Stadt Haselünne, Kirchsp. Herzlake, der Freiheit Holten und des Gerichts Saren 323,<sup>67</sup>; die der Stadt Bevergern 326,<sup>57</sup>, und die der Stadt Vechte und in den Dörfern Steinsfeld, Dinklage, Emstedt, Twisteringen, Milte, Erne und Nüchdorf 278,<sup>70</sup> Pariser Linien; der Faspel-, Flächen- und Körpermaße nicht zu gedenken.

### Leipzig.

§ Mehrere Vortheile für das philologische Studium fanden wir im Folgenden vereinigt: *Acta Seminarii regii et Societatis philologicae Lipsiensis. Adjecta bibliotheca critica.* Curavit Chr. Daniel Beckius. Bey Weidmann 1811. Octav. Volumen primum. 516 Seiten. Wenn andere philologische Seminarien überall nur für die Zeit der academischen Studien berechnet sind, als Vorbereitungsanstalten für den künftigen Lehrerstand: so sehen wir hier, daß die unter Hrn. Hofrath Beck sich rühmlich auszeichnende Vereinigung zu gemeinschaftlichen Uebungen auch nach der Academie fort dauert, und eine Gesellschaft junger Gelehrten bildet, folglich auf die fortgesetzten Studien Rücksicht nimmt, immerfort ihre größere Reife befördert. Schon 1810 (195. St. S. 1943) bezeugten wir unsere Theilnahme an der Nachricht, daß das bis dahin als Privat-Gesellschaft aufgewachsene philologische Seminarium durch eine königliche Verordnung zu einem



öffentlichen Institut erhoben worden war. Eine Frucht desselben war bereits 1802 erschienen: *Commentarii Societatis philologicae Lipsiensis* Vol. I. II. 1801. 1802 (Gött. gel. Anz. 1802 158. St. S. 1583). Gegenwärtig folgt eine neue Sammlung von den Früchten dieses Instituts. Der Band besteht zum Theil in Aufsätzen, zum Theil in Recensionen. Wir sahen uns lange nach einer Uebersicht und einem Verzeichniß der Abhandlungen und der Nahmen ihrer Verfasser um. Zum Theil ersetzt doch diesen Mangel der angehängte Index. Unter den Verfassern, als ehemaligen Mitgliedern, finden wir Nahmen, die seitdem einen Rang unter den Gelehrten haben, und unter den Abhandlungen mehrere sehr gelehrten Inhalts. Wir wollen die Aufschriften angeben; meistens waren sie uns vorhin kaum durch Anführung bekannt: I. *de facultatibus et virtutibus philologorum deque institutis ad formando philologos idoneis*. Vermuthlich vom Hrn. Beck selbst. II. *Lud. Baumgarten — Cruxii de studiis philologicis*: eine treffliche, mit Umsicht abgefaßte, Uebersicht dessen, was eigentlich zur Philologie gehört, da dieses Wort oft in sehr enger Bedeutung gebraucht wird. III. *Godofr. Hermannii Dissertatio de pronomine αὐτός*. IV. *Franc. Passow Symbola ad Schneideri Lexicon Graecum*. mit einem gleichen Beytrag vom Hrn. Rector Ahlward, und einem Anhang de Lexicis graecis et latinis omnino, et recentissimis singulatim; und zuletzt auch von den Wörterbüchern des Zonaras und des Photius. VI. *Romani de Timkowsky de dithyrambis* (Gött. gel. Anz. 1807 S. 2040).

696 G. g. A. 70. St., den 2. May 1812.

VII. *Villoisoni* Notae et Emendationes in Pindarum ejusque Scholiasten (also von keinem Seminaristen, sondern dem Hrn. Beck nur mitgetheilt). VIII. de rara quadam Homeri editione (vermuthlich die Ausgabe, welche Heyne muthmaßlich in das Jahr 1584 setzte To. III. pag XXVII. Ἡρώνα. Ὀμηροῦ Ἰλιάς. *Homeri Ilias*. postrema editio. bey Bignon 12. α Φ π. (1580), von Aemilius Portus; ein kritisches Gewicht hat sie aber nicht). IX. *Frid. Aftii* Observationes in nonnullos Platonis dialogos. X. *C. A. Böttigeri* Commentationes archaeologicae tres: Uebersetzungen der Isisreiper; der den Dionysus tragende Hercules, und die Familie des Tiberius auf dem großen Pariser Basrelief. Auch diese Anführung erneuert bey uns den Wunsch, daß Hr. Böttiger seine kleinen zerstreuten Abhandlungen bald in eine Sammlung bringen möge. Dem Recensenten selbst sind einige unbekannt geblieben. XI. *Judicia recentiora* de quibusdam scriptis antiquis; die eine, von den Orphischen Gedichten, besonders von der Argonautenfahrt; die andere aber die Schrift περὶ ψυχῆς, ob Longin der Verfasser derselben sey, und über Schleiermacher's scharfsinnige Urtheile von einigen Dialogen des Plato.

Endlich von S. 358 an *Narratio brevis de libris, institutis et rebus philologicis*. Hierdurch hat Hr. Beck den Philologen und Literatoren eine große Wohlthat erwiesen, denn sonst hatten wir seit Jahren kein periodisches Blatt, worin die neu erschienenen und erscheinenden Schriften des Fachs in einiger Vollständigkeit verzeichnet, und mit Notizen begleitet gewesen wären.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 2. May 1812.

London.

Voyages and Travels to India, Ceylon, the red Sea, Abyssinia and Egypt, in the years 1802 . . . 1806. By GEORGE, Viscount VALENTIA. Drey Bände in groß Quart. I. 426 Seiten. — II. 520 S. — III. 506 S. — Da zu ein vierter mit 69 Kupfern und Karten. —

Der Verfasser, ein angesehenener, einsichtsvoller und begüterter Britte (— Enkel des berühmten Lord Lyttelton —), hat diese höchst interessante fast fünfzehnjährige Reise nach einigen der merkwürdigsten Gegenden der östlichen Erde, namentlich ins Innere von Hindustan und an die beiderseitigen Küsten des rothen Meeres, aus eignem Antrieb und auf eigne Kosten unternommen. Als Secretär und kunstreicher Zeichner begleitete ihn Hr. Salt, der unter Weges auch einige eigne Abstecher — besonders einen sehr bedeutenden nach Habessinien — gemacht; nach seiner Rückkunft in England, auch eine eigne Sammlung von 24 großen colorirten Ansichten von dieser Reise in Atlasformat herausgegeben, die 26 Guineen kosten;

U (3)

und hierauf im Februar 1809 wieder nach Habessinien gesandt worden.

Die Reise dauerte vom Junius 1802 bis Ende Octobers 1806, und ging über Madeira, St. Helena, ums Cap erst nach den Nicobaren (— Januar 1803 —); nun nach Calcutta, und von da nordöstlich ins Innere über Patna und Benares nach Lucknow, wo sich der Verf. vier Monate lang (so wie in Indien überhaupt fünf Vierteljahre) aufhielt. Auf dem Ganges herab wieder nach Calcutta, und von da nun nach Ceilon (— Januar 1804 —), hierauf an der Küste Coromandel bis Madras, und dann quer durch die Indische Halbinsel nach Mangalore (— so weit der erste Band —).

Von da nach dem rothen Meere. Erst an den beiderley südlichen Küsten, bis Massuah. Dann erst von Mocha nochmal nach Indien, und zwar nach Bombay, und von da wieder zurück auf Massuah (— Januar 1805 —) und Suakin. Abermals nach Mocha, von wannen nun Salt seine Reise nach Habessinien antritt. (— Mit dem Anfange seines Journals schließt der zweyte Band, das Uebrige füllt einen beträchtlichen Theil des Dritten —). Nach dieser seiner Rückkunft geht es nach Djidda (— bis Januar 1806 —), und über Sues nach Niederägypten. — Endlich über Malta und Gibraltar wieder nach England.

Alles, was wir bey diesem großen, vielumfassenden Werke thun können, ist, daß wir, nach unserer Weise, aus dem voluminösen Tagebuche (denn als solches ist es abgefaßt) Eins und das Andere für diese Blätter ausheben.

**Erster Band.** — Bey der Landung an Madera empört sich das Europäische Zartgefühl des Verf. bey'm Anblick der Fischer, die unter diesem heißen

Himmel ihre Boote nackt rudern, woben Frauenzimmer gleichgültig aus den Fenstern sehen. (— Die letztern könnten sich auf das Beyspiel der Prinzessin Mausicaa berufen, die in edler Unbefangenheit den nackten schiffbrüchigen Ulysses ansah, vor dessen Blöße hingegen ihre zimpferlichen Waschungfern kreischend davon liefen — werden aber am besten von dem edeln Lord selbst gerechtfertigt, der es im Verfolg seiner Reise einigen Damen, mit welchen er zu Columbo in Gesellschaft war, zur Affectation auslegt, daß sie in einem von Eingesehen aufgeführten Schauspiel die Erscheinung einiger unbekleideten Wilden anstößig fanden! —). Ein reicher Kaufmann in Fungal hat eine Menge fremder Nutz- und Zierpflanzen nach der Insel verlegt. Von erstern nahmentlich die herrlichen Pumpelmusen (*Citrus de-umana*), und dauerhaftes Bambusrohr, das nun statt des nur wenige Jahre aushaltenden Pfeilschilfs (*Arundo donax*) zu so genannten Nebenpfeilen angebaut, und dadurch die Hälfte des sonst dazu erforderlichen Landes erspart wird. — St. Helena, die theure Erfrischung=Station für die Schiffe, als welche der Ostindischen Compagnie jährlich nicht weniger denn 40,000 Pf. Sterl. kostet. Getreidebau findet der Menge Ratten wegen nicht Statt; desto ergiebiger gedeihen aber die Kartoffeln. Guter Boden gibt daselbst in guten Jahren drey Ernten derselben. Der Morgen (*acre*) liefert dann jährlich wohl 400 Himten (*bushels*), und so ein Himten gilt auf drittehalb Thaler. — S. 40 heißt es, die Reisenden hätten am Cap die erste covracapelle getödtet (—wahrscheinlich ein Mißverständnis, wenn das nämlich, wie nicht anders zu vermuthen, die Brillenschlange seyn soll; denn die hätten wir in jener Weltgegend nicht erwartet—).

Stattlich große Eichen daselbst, aber von schlechtem Holze, gar nicht mit den Nordischen zu vergleichen. — Auf den Nicobaren nahm das Schiff Provision von Babilussa-Schweinen an Bord, und hinterließ den Insulanern einen Vock und eine Stiege zur Zucht. — Gegen Ende des Januars ankerte es in der westlichen Mündung des Ganges. Um diese Zeit wallfahrtet eine Anzahl von Hindus dahin, um sich in diesem heiligen Flusse von Sünden zu waschen; viele auch, um sich den Crocodilen zum freiwilligen Opfer zu geben, indem sie ins Wasser waden, und sehnlich erwarten, daß so ein Ungeheuer sie unter die Fluthen ziehe, und verschlinge. Andere werden von den Tigern zerissen. — Bey Unterhaltung des botanischen Gartens unter Aufsicht des Dr. Roxburgh bleibt das Gemeinnützige immer der Hauptzweck. Tausende von wichtigen Frucht- und Nutzholz-Bäumen sind von da aus über das Englische Ostindien verbreitet worden. Unter andern der Muscatnuß-Baum, der vortreflich gedeiht. — Seit die Ostindische Compagnie den Alleinhandel von Opium und Salpeter übernommen hat, läßt sie den Dänen in Serampore eine gewisse Quantität dieser beiden wichtigen Handelsartikel für einen bestimmten Preis, aber unter der Bedingung ab, daß sie außerdem nichts davon von den Eingebornen nehmen. So verkauften die Dänen A. 1803 ihr auf diese Weise von den Engländern erhaltenes Opium (ohne es nur aus Calcutta abzuholen) auf der Stelle wieder mit 20,000 Pf. Sterl. reinem Gewinn. — Die Phantasie schaudert, wenn sie die Kraft erwägt, die in einer solchen Masse von Opium steckt, von welchem doch übrigens keine Nachforschung einen befriedigenden Aufschluß gibt, wie es am Ende consumirt wird? — wenigstens hat der Rec. schon

vor 20 Jahren in London erfahren, daß nach Verhältniß jährlich eine weit größere Menge Opium in die Englischen Materialisten, Laden kam, als hingegen theils in den dasigen Apotheken als Arznei verbraucht, oder aber von England wieder ausgeführt ward. — Die Prämien von 10 Rupien für den Kopf eines erwachsenen Tigers, und fünf für den von einem jungen oder von einem Leoparden, haben zwar schon anderhalb Lac Rupien (ungefähr eine Tonne Goldes) gekostet, dafür sind sie aber auch um Burhampore schon gänzlich, und in andern Gegenden großen Theils, vertilgt. — Von den verschiedenen Sorten von Seidenwürmern in Indien, einheimischen und eingeführten, und dem eben so verschiedenen Werthe ihres Gespinnstes. — Die Mannen in Bengalen und Bahar haben unförmliche Knie und so gut wie gar keine Waden; vermuthlich Folge ihrer Art in der Hurke zu sitzen. — Onyx im Flußbette der Soane bey Patna. — Dort wuchert auch der Wunderbaum aufs üppigste, ohne daß die Compagnie dieß ahnete, die bis vor kurzem das Ricinusöhl aus Europa kommen ließ.

Die Reise des Verf. von Bengalen durch Bahar und Benares nach Aude wird unter andern durch Nachrichten von der Familie des letztverstorbenen Großmoguls und der Nabobs interessant; eine Menge Personen, die in der Indischen Geschichte der letztern Jahrzehnten, namentlich auch viele derselben bey Gelegenheit von Hastings's siebenjährigem Proceß, so oft genannt worden. Der unglückliche Shaw Alum lebte selbst noch (— er starb erst nach des Verf. Rückkunft nach England, im November 1806, nachdem ihm bekanntlich Ghulam Khadir achtzehn Jahre vorher die Augen mit einem Dolche hatte ausstechen lassen —). Der

geblendete Mogul hat selbst den Verlust seines Gesichts in einem rührenden Gedichte besungen. Unter den berühmten Frauen von großem Einfluß findet man hier auch Munny Begum, die Witwe von Jaffer, die damahls noch in Reichthum und Ansehen lebte. So den durch Burke's Feuerreden gegen Hastings auch unter uns bekannten, noch jetzt sehr reichen, Verschnittenen, Almas Ali Khan, einen welland gar thätigen intriganten Hofmann. Er lebt zu Lucknow beym Nabob von Oude, so wie auch ein paar andere Hofleute, die unter dem besondern Schutze der Engländer stehen, und von denselben mit dem expressiven (Spott-)Titel von Lord Noodle und Lord Doodle beehrt worden sind. — Die Beschreibung von allen den ceremoniösen Prunk- und Staats-Bisiten, die der Verf. bey den vielen Indischen Großen abstattet und von ihnen erhält, wird gerade durch ihre Umständlichkeit anschaulich und interessant. Unter den wechselseitigen Gastgeschenken zumahl Shawls, Musseline, Goldstoffe, Rosenöhl etc. Mitunter ward der vornehme Gast auch mit Rosenwasser besluchet (deluged). — Ein Bothe, den der Nabob von Oude ausgeschildt hatte, um die Ankunft des Viscounts zu erfahren, meldete dieselbe mit den Worten an: "der Einzel der alten Madam Compagnie sey im Anzug!" denn das Volk in Indien denkt sich immer die Ostindische Compagnie als eine reputirliche Matrone, und die General-Gouverneure als ihre Söhne; und so mochte die große Auszeichnung, die dem Verf. von dem damahligen Gouverneur und den übrigen Behörden der Compagnie erwiesen ward, jene sonderbare Vermuthung veranlassen. — In Lucknow sah der Verf. große Zelte, eines wohl so geräumig, als ein kleines Zimmer, die von Elephanten, und zwar schnell ge-



nug, gezogen wurden; wohl das erste Mal, daß man in Indien diese Thiere zum Zuge gebraucht hat; denn die Artillerie schieben sie bloß mit dem Rüssel. Beispiele von der Vorsicht dieser wunderbaren Geschöpfe, um im Gedränge, z. B. wenn Geld ausgeworfen wird, Niemanden zu treten, wie sie die dichte Volksmasse sorgfältig zurück zu schieben wissen u. — Die Pferde des Nabobs mit bunten Farben angepinselt! und so auch die Ziegen in seiner Menagerie. Unter den letztern fand sich auch eine sehr merkwürdige Seltenheit, einige aus Caschmir, aus deren feinem Wollhaar, das nur im Winter und nur in geringer Menge unter ihrem langen Ziegenhaar wächst, die feinsten und köstlichsten Shawls gewebt werden. Der Nabob hatte gehofft, die Rasse dieser edeln Thiere in Oude fortzupflanzen; aber weislich hatten ihm die Caschmirer keine andere als verschnittene Böcke zukommen lassen.

(— Sonderbar, wie lange die Meinungen über das Material zu den theuersten Shawls getheilt seyn konnten. Unser Beckmann behauptete in seiner Waarenkunde und in der Litteratur der Reisebeschreibungen auf die Versicherung, die er von Pallas erhalten, "sie würden nicht aus Ziegenhaar, sondern aus Schafwolle gewebt;" und Legour de Flair hingegen, die superfeinen Shawls würden aus Kamelhaar verfertigt; da doch schon der classische Vernier versichert hatte, daß eben diese kostbarste Sorte vom Haar d'une espèce de chevre sauvage du grand Tibet. bereitet werde. — Der Rec. befragte deshalb Hrn. Hofr. von Langsdorf, Correspondenten unserer Societät, da sich derselbe in Orenburg befand, und erhielt von ihm zur Antwort, daß er von Bucharen, die selbst in Caschmir gewesen, erfahren habe, daß diese

feinste Wolle allerdings von Ziegen, und nicht von Schafen genommen, und zwar von der Brust der Tiberanischen Bergziegen ausgekämmt werde. — Auch ähnelt unter verschiedenen Sorten von so genannter Shawlwohle, welche der Rec. in seiner Sammlung besitzt, die allerfeinste weit mehr einem wunderfeinen Ziegenhaar, als der edelsten Schafwohle. —)

Unter den Feten, die dem vornehmen Gaste gegeben wurden, auch Elephantengefichte, sowohl diese Riesengeschöpfe paarweise gegen einander, lauter männliche in der Brunst, als auch gegen andere Thiere, namentlich gegen die Tiger. Jeder kämpfende Elephant hat dabei seinen Mohout (Cornak) auf dem Rücken sitzend. Der Tiger zog den Kürzern. Das Gefecht der Elephanten gegen einander war (wie so manche andere Schauspiele) Einmahl wohl sehenswerth, aber nicht öfter. Nichts von Geschick oder Abwechslung ic. sondern alles einförmige Stosskraft, ohne weitem sichtsichen Erfolg, als daß sie einander die Gesichter schunden. —

Von Lucknow ging der Lord nach Furruckabad; sein Reisegefolge bestand aus 287 Mann. Der Nabob Vizier sandte ihm unter andern Geschenken vier Frauenzimmer-Anzüge, mit dem Bedenken, daß dieselben seiner, des Viziers, eignen Frau gehörten; ein Beweis, wie sehr sich jetzt manche Muselmänner jenes Erdtheils über die sonstige eifersüchtige Verschlossenheit in diesem Punkte hinwegsetzen. — Nun wieder nach Calcutta. Die berufene schwarze Sohle macht jetzt einen Theil einer Waren-Niederlage. Die Frauenzimmer sind der Auszehrung sehr unterworfen, die der Verf. auch dort der Erkältung nach dem unaufhörlichen Tanze zuschreibt. Der Griechische Styl, den die

Englischen Architecten an den dortigen Gebäuden angewandt haben, paßt nicht für jenes Klima, schützt weder gegen die brennende Sonne, noch gegen die Schlagregen in der nassen Jahreszeit; da ist gegen beides die Hindu-Bauart angemessener. Daß Spieler von Profession dort geduldet werden, mißbilligt der Verf. sehr. Noch bedenklichere Folgen fürchtet er aber von der immer zunehmenden Vermischung seiner dortigen Landleute mit den Hinduerinnen, und erinnert an die mächtigen Nachtheile, die, seiner Meinung nach, dergleichen Verbindungen fürs Spanische America und für St. Domingo gehabt haben. Auch das rügt er, daß eine Kirche in Calcutta die aller-einzige im Britischen Indien ist, statt daß die vorigen Muhammedanischen Beherrscher dieses Reichs in jeder Stadt Moscheen erbauet haben. Zur Bekehrung der Hindus zum Christenthum sey wenige Aussicht. Schon die Klust, die einmahl zwischen ihren Casten befestigt ist, wird dabey zum unüberwindlichen Hinderniß; denn daß man Pareier in den Schoß der Christlichen Kirche aufgenommen, müsse die höhern Casten durchaus von derselben entfernen; vollends bey dem mächtigen Einfluß, den die Brahminen haben, die doch übrigens selbst schon manchen wohlthätigen Verfügungen des Gouvernements, wie z. B. dem Verbote des Kinderopfers zu Sorgur, beigetreten sind. Gerade aber jene strenge Aufrechthaltung des Casten-Unterschiedes hält der Verf. für die wichtigste Stütze der Europäischen Herrschaft in Indien. Denn sollte dieser durch allgemeine Annahme des Christenthums aufgehoben werden, so würde, wie er fürchtet, dann jeder Hindu von Kopf keine Fähigkeiten geltend zu machen suchen. "Talents" (setzt er mit bewundernswerther Offenherzigkeit

hinzu); "would have their free career, and every man of spirit would consider himself as the establisher of his own fortune" etc. etc. — Von seinen Nachrichten von Ceilon können wir nur Weniges ausheben. Die mancherley Casten unter den Eingalesen, meist nach ihren Gewerben. Die Wäscher-Caste z. B. wäscht bloß, die Barbier-Caste rasirt bloß. Ein Zwist, der vor einiger Zeit zwischen beiden entstand, hatte die Folge, daß die Wäscher so lange ungeschoren, und die Barbierer in schmutziger Wäsche einherziehen mußten. Die Zimmschäler-Caste genießt große Vorrechte. Sie hat ihren eignen Richter, der Captn Zimmt genannt wird. Die höheren Casten sind zumahl auf ihre Vorrechte in der Kleiderordnung sehr eifersüchtig. Einem übermüthigen Schneider, der sich unbefugter Weise unterwunden hatte, an seinem Hochzeittage in einem scharlachenen Camisol zu prunken, hätte das noch an der Kirchthüre fast das Leben gekostet. Die Weibsen mancher niedern Casten müssen mit unbedecktem Busen gehen. — Die Eingalesen sitzen nicht, wie so viele andere Indische Völkerschaften, in der Hurke, und haben daher gute Waden. Auch hier scheint das Christliche Befehlungsgeschäfte nicht eben gar tief zu dringen. Ein Eingalese ward vom Englischen Gouverneur gefragt: wess Glaubens bist du? "ein Christ!" von welcher Secte? "ein Holländischer Christ!" glaubst du auch an Buddah? "ja freylich!" — Es ist ein Vorurtheil, daß der dünne Zimmt der beste sey; auf gutem Boden ist der dicke, glatte, dicke, weit vorzüglicher. — Auch auf Ceilon war neuerlich einmahl die Hornviehseuche ausgebrochen. — Unter den einheimischen Krankheiten auch der Aussatz, und namentlich die

Elephantiasis. Im Leprosen-Spital zu Columbo ist der Arsenit dawider in großen Gaben, so wie in mancherley Form und Versezung, aber ohne Erfolg, gegeben worden. — Einige unartige Ausfälle, die sich der Verf. benläufig auf den verdienstvollen Ljunberg erlaubt, werden gelehrte Naturforscher nicht ohne Unwillen lesen, z. B. dieser habe ein Verzeichniß von Gerichten gegeben, die aus der Brotfrucht bereitet werden, when, in fact, every one of them refers to the jack, a very different fruit. (— Der edle Lord wußte also, wie es scheint, wirklich nicht, daß sein Jack selbst nichts anders ist, als eine Gattung Brotfrucht, nämlich von *Artocarpus incisa*, die in den Philosophical Transactions Vol. LXIX. for 1779 so meisterhaft — und zwar von Hrn. Ljunberg selbst — beschrieben worden!) Von Ceilon ging der Verf. nach der Küste von Coromandel. — Der Rajah von Tanjore, ein sehr gebildeter Mann, Zögling des würdigen Dänischen Missionars Schwarz, dessen Schule für 50 arme Kinder er auch nach dem Tode dieses seines Lehrers auf eigne Kosten unterhält. Der Frankobarischen Missions-Anstalt überhaupt läßt der Verf. doch alle Gerechtigkeit widerfahren. — Bellore, in dessen Fort Tippoo's Familie, 12 Söhne und 8 Töchter, mit einem Harem von ungefähr 800 Seelen, gebracht worden. Zur mehreren Sicherheit finden sich im Festungsgraben große Crocodile. (— Also wie weiland bey den Horaten am *Jubus urbe fossis palustribus munita, per quas crocodilli, humani corporis avidissimi, aditum nisi ponte non dant.* PLIN. VI. S. 23 —) Doch ward ein Schottischer Sergeant durch eine Wette vermocht, sich unter sie-

zu wagen. Ein paar Mahl ward er von den Ungeheuern unters Wasser gezogen; kam aber doch mit einigen tüchtigen Wunden davon. — Die Americanische Agave oder Aloe fand der Verf. hier im bergichten Carnatic in solcher Menge, daß er zweifelt, sie sey erst aus der neuen Welt dahin verpflanzt. — Interessante einzelne Züge zur Characteristik und Geschichte von Hyder und Tippoo. Ihre Familie ist wahrscheinlich Arabischer Abkunft, und um 1660 nach Indien gekommen. An ersterem wird namentlich seine Klugheit und Mäßigung gerühmt; der Sohn hingegen als ein unwissender Starrkopf geschildert. Umstände von dessen Ende bey der Stürmung von Seringapatam. Der noch unbekannt gebliebene Soldat, durch dessen Hand er gefallen, trug die ganz unschätzbare Perlenkette zur Beute davon, die der Sultan um den Hals und an welcher er lange Jahre gesammelt hatte, da er immer eine Perle davon that, wenn er eine noch kostbarere kaufen konnte. Noch ist auch dieses Kleinod nicht wieder zum Vorschein gekommen. Die Zimmer des Harem (Zenana) waren noch ganz so geblieben, wie sie ihre damaligen Bewohnerinnen verlassen hatten. Der mancherley Schmutz von Oehl ic. der darin herrschte, contrastirt sonderbar mit den üppigen Schilderungen dieser Frauen-Zimmer in den Morgenländischen Märchen. Nur die in denselben oft erwähnten Versuche zu Befriedigung der heißen Begier, fremde Mannspersonen zu sehen, zeigten sich auch hier an den durch die Wand gemachten Gucklochern, zumahl nach dem Exercierplatz. Hyder's Pallast bewohnt jetzt der Wundarzt, und sein Zenana ist nun ein Europäisches Hospital.

Im Anhang unter andern eine Menge Certificate mehrerer Zemindare und anderer dortigen Hindus über die berühmten am 20. December 1798 bey Benares gefallenen Aërolithen. — Major Dufeln über die seltenen goldenen Schaufstücke mit dem Zeichen des Thierkreises, welche, nach Tavernier's und Anderer irrigem Vorgeben, Jehangir's Gemahlinn, und zwar alle an Einem Tage, sollte haben münzen lassen — und dergleichen mehr. — (Von den übrigen Bänden nächstens.)

### Marburg.

Auf dieser unserer Schwester-Universität sind zum Eingange der Ankündigung der Sommer-Vorlesungen d. J. critische Vorschläge zur Verbesserung zweyer Stellen im Cicero voran gesetzt. Die eine, de Divinat. I. 9. wo in den *in-vivis et ranunculis* so Vieles bereits ist gemuthmaßet worden; hier wird vorgeschlagen, *inprimis et ranunculis*. Und in Orat. p. red. in Senatu c. 11. *Quid denique illo die*, das keine Verbindung mit dem Folgenden hat, wird verbessert: *Quid denique, quem diem P. Lentulus* — und dann weiter hin: *eo die quis civis fuit* f. w. Wer zu unterscheiden weiß, daß es in der Critik verdorbener Stellen einen großen Unterschied macht, ob der Gedanke nur auf Eine Weise faßt, und auf nicht mehr als Eine Weise ausgedrückt werden, oder ob auf mehr als Eine Weise: der wird auch einsehen, daß in dem letztern Falle auch die Verbesserung auf mehr als Eine Weise gemacht, daß aber nicht entschieden werden kann, welche diejenige gewesen seyn mag, die der Schriftsteller gebraucht hat, so bald mehrere möglich, dem Sprachgebrauche über-

haupt, und der Art des Schriftstellers sich auszudrücken gemäß sind; wofern nicht sonst Etwas hinzukömmt, das eine größere Wahrscheinlichkeit für die eine Conjectur vor der andern herbeiführt. In diese zweite Classe gehört der größte Theil der Conjecturen von Verbesserungen (abgerechnet diejenigen, welche in nichts weiter, als in Umtausch mit andern Worten bestehen); sie haben ihr verhältnismäßiges Verdienst, wenn sie auch nicht entscheidend, doch aber wahrscheinlich, sind. Und dieses Verdienst muß man diesen gelehrten Correctionen billig zugestehen.

*Anz.*

### Göttingen.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Geschichte der Sittenlehre Jesu, von C. F. Studlin, Doctor und Professor der Theologie. Dritter Band. 1812. Octav 535 S. Auch unter dem Titel: Joh. Dav. Michaelis Moral. Herausgegeben und mit der Geschichte der christlichen Sittenlehre begleitet — Dritten Theils dritter Band. —

Die Gründe, warum die Fortsetzung dieses Werks, von welchem der zweite Band im Jahre 1802 erschien, so lange nicht erfolgte, werden von dem Verfasser in der Vorrede angegeben. Diejenigen, welche sich für seine Schriften interessieren, werden von selbst wissen, daß ihn in der Zwischenzeit mehrere Bücher beschäftigt haben, zu deren Abfassung ihn theils sein Beruf als Lehrer, theils aber andere Verbindlichkeiten und Verhältnisse aufforderten. Dieser Band enthält die Geschichte der Sittenlehre Jesu von Constantin dem Großen bis zu Carl dem Großen, mit Ausnahme des letzten Abschnittes, wel-



über dem vierten und letzten Bande dieses Werks  
 Werks zugetheilt werden wird. Man findet  
 also hier I. eine historische Darstellung der  
 Moral der Katholischen Kirchen-Schriftstel-  
 ler in dem angeführten Zeitraume. Unter den  
 Lateinern werden die moralischen Lehren und  
 Lehrbegriffe des Lactantius, Ambrosius, Hier-  
 onymus, Augustinus, Isidorus von Hispalis;  
 unter den Griechen die des Basilius, Chryso-  
 stomus, der Gregore, des Isidor von Pelusium,  
 mit besonderer Ausführlichkeit und Sorgfalt unter-  
 sucht und erklärt. Aber auch von den minder  
 bedeutenden Moraltheologen ist nichts, was irgend  
 eine Aufnahme in die Geschichte verdiente, un-  
 beachtet geblieben. Der II. Abschnitt handelt  
 von den Verordnungen der Kirche in mora-  
 lischer Rücksicht, und von dem Einflusse der  
 Christlichen und kirchlichen Moral auf die  
 bürgerlichen Gesetze. Nachdem im Allgemeinen  
 von den Synoden, ihren moralischen Beschlüssen,  
 Anordnungen, Zwecken und Wirkungen, den Samm-  
 lungen ihrer Canonum, den canonischen Bestim-  
 mungen und Briefen einzelner Bischöfe und den  
 Pontifical-Büchern — in welchen Stücken zusam-  
 men genommen die kirchliche Gesetzgebung ent-  
 halten ist — so wie von dem Einflusse der Mo-  
 ral auf die bürgerlichen Gesetzgebungen und Ver-  
 fassungen geredet ist, so werden nach einer plan-  
 mäßigen Ordnung der Materien alle Canones  
 durchgegangen, welche moralischer Natur sind,  
 und auf die Sittlichkeit Beziehung haben, und  
 zugleich wird in den wichtigeren Fällen gezeigt,  
 wie sie auf die bürgerlichen Gesetze eingewirkt,  
 und was für Veränderungen sie in denselben her-  
 vorgebracht haben. III. Moral der Sacerdotes,

namentlich der Manichäer, Priscillianisten, Messalianer, des Aetius und Eustathius, des Jovinianus und Vigilantius, der Pelagianer und Semipelagianer. IV. Moral der Katholiker überhaupt. Hier werden fast nur allgemeine Resultate aus dem Vorhergehenden gezogen. Es wird gezeigt, welche Veränderungen die katholische Moral in dieser Periode, und aus welchen Gründen sie dieselbe erfuhr, in welchen Punkten die Katholiker noch uneins waren oder es erst wurden, und wie überhaupt ihre Moral beschaffen war. Die Gegensätze zwischen ihrer und der Häretiker Moral fallen jetzt von selbst klar in die Augen. Noch sollte ein Abschnitt über die unter den Christen überhaupt herrschenden moralischen Vorstellungen und Gesinnungen, so wie über die Geschichte der Sitten und Sittlichkeit unter ihnen, hinzugefügt werden. Er mußte aber zurückbleiben, weil er nicht mehr abgedruckt werden konnte, und der Verf. die öffentliche Fortsetzung dieses Werks nicht länger aufhalten wollte. Uebrigens findet man schon im II. Abschnitte vieles dahin Gehörige. Nichts ist interessanter und wichtiger für die Sittengeschichte, als die Canones, von welchen man fast nicht reden kann, ohne zugleich Blicke in den Zustand der Sittlichkeit zu eröffnen. Uebrigens wird der IV. Abschnitt den folgenden Band um desto schicklicher eröffnen können, da dieser in andern Rücksichten ärmer, als der gegenwärtige, seyn wird. Wie auch dem Verfasser die Ausführung gelungen seyn mag, das, was er mit diesem Werke zu liefern und zu erreichen strebte, ist etwas Neues, was man bisher noch nicht einmahl zu leisten versucht hat.

—

## Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

72. Stück.

Den 4. May 1812.

---

### Tübingen.

*Bunter.*

In der Cottaischen Buchhandlung: **E. W. J. Schelling's Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen** 2c. des **Hrn. Friedr. Heinr. Jacobi** und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus. 1812. 215 Octav.

Wir haben die Schrift des **Hrn. geheimen Rathes Jacobi** von den göttlichen Dingen in diesen Blättern oben S. 617 mit der Achtung angezeigt, die ihr, als dem Werke eines von dem größten Theile des philosophirenden Publicums in Deutschland verehrten Mannes, gebühren würde, auch wenn sie unsere Erwartungen nicht befriedigt hätte. Wir mußten besonders erwähnen, daß sich **Hr. J.** in jener Schrift nirgends einen Angriff gegen die Persönlichkeit des Urhebers der neuen Naturphilosophie erlaubt hat, und daß die Verehrung, mit der er noch einmahl von **Spinoza** gesprochen, von neuem bezeuget, wie er dem Kopf und Character auch derer Gerechtigkeit widerfahren läßt, deren System er atheistisch nennt. Hier haben wir nun

Z (2)

das Gegenstück zu dem Werke des Hrn. Jacobi. Hr. Schelling, der Urheber der neuen Naturphilosophie, Mitglied der königl. Baierischen Academie der Wissenschaften, will durch die vor uns liegende Gegenschrift dem Hrn. Jacobi, Präsidenten jener Academie, eine öffentliche Schandsäule errichten. Dieß ist der Sinn des Wortes **Denkmahl** auf dem Titel. Ein solches Buch, das als Actenstück zu einem möglichen Injurien-Proceffe in Betracht gezogen werden kann, eignet sich nicht zu einer ausführlichen Anzeige in unsern Blättern. Aber als einen merkwürdigen Beytrag zur Geschichte der Philosophie des Tages müssen wir es doch auszeichnen. Der Verf. wendet sich in der Vorrede sogleich an den wissenschaftlichen Leser. Er wolle durch diese Schrift eine alte Schuld an die Wissenschaft abtragen. Der nicht-wissenschaftliche Leser solle keine fremde Beziehungen einmischen, indem hier durchaus bloß von wissenschaftlichen Verhältnissen die Rede sey. Die Nachwelt, nicht das gegenwärtige Publicum, solle richten. Wissenschaftlich soll also ohne Zweifel auch schon die vorläufige Erklärung seyn, mit der das Buch anhebt. Da werden, bis S. 30, unter acht Numern acht Sätze aufgestellt, die Hr. Jacobi der Schellingischen Philosophie angelogen haben soll. Könne Hr. Jacobi nicht beweisen, daß diese Sätze der Schellingischen Philosophie wirklich angehören, so sey er selbst ein Lügner, der zu seiner Brandmarkung (S. 20) nichts weiter brauche, als die eigne Handlung; und das werde die Nachwelt anerkennen, gesetzt auch, daß Hr. Jacobi Mittel fände, dem Ausspruche der ihm gebührenden Schande im Leben sich zu entziehen. Unglücklicher Weise sind die acht aufgestellten Sätze von der Art, daß schon ein anderer Recensent in einem

andern litterarischen Blatte (der Hallischen allgemeinen Litteratur-Zeitung) aus den Schriften des Hrn. Schelling eine Reihe von Beweisstellen hat zusammentragen können, um darzuthun, daß die Schellingische Philosophie entweder wirklich das lehre, was ihr die Jacobi'sche Philosophie vorwirft, oder daß jene Philosophie selbst so doppelzünftig sey, oder eine so besondere Sprache rede, daß Niemand errathen könne, was sie denn eigentlich will. Hr. Schelling scheint auf solche Recensionen gerechnet zu haben; denn er sagt (S. 21), er habe, eingedenk der Würde, die dem wissenschaftlichen Manne gegen das Gezücht nahmenloser Schriftsteller zusteht, es unter sich gehalten, Kunde von den Unwahrheiten zu nehmen, die über seine Lehre in öffentlichen Blättern verbreitet werden. Zur Erläuterung der Sache, die hier nicht weiter verhandelt werden kann, erlauben wir uns nur einige Bemerkungen. Hr. Schelling läugnet, jemahls gelehrt zu haben, die Natur sey Eins und Alles, und außer ihr sey Nichts. Wird er es auch dann läugnen, wenn wir unter dem Worte Natur, wie es bisher üblich gewesen, nicht bloß eine so genannte reale oder körperliche und endliche Seite des Unendlichen, sondern die Allheit der Kräfte im Universum verstehen, und dann naturphilosophisch die Intelligenz oder Denkkraft diesen Kräften benzählen? Hier sagt er nun (S. 6), die Natur sey ihm "die absolute Identität, so fern sie nicht als seyend, sondern als Grund ihres eignen Seyns betrachtet wird." Wir hüten uns wohl, diese Worte zu commentiren. — Hr. Schelling nimmt übel, daß man seine Philosophie gewöhnlich Naturphilosophie nennt, da doch Naturphilosophie nur Eine Seite seines Systems sey. Wenn das nun auch in

gewissem Sinne wahr ist, folgt daraus, daß es auch in einem andern Sinne wahr sey? Von der Naturphilosophie hat die gesammte Schellingische Philosophie ganz natürlich ihren gewöhnlichen Rahmen erhalten, weil sie einige Male sich selbst vorzugsweise so genannt hat, und weil das Neue in ihr nichts anderes ist, als Anwendung der alten Lehre von der absoluten Identität des Geistes und der Materie in der Einheit des Alls auf die neuere Physik, Chemie und Physiologie. Nimmt man nun das Wort **Natur** nicht bloß im Schellingischen, sondern in dem oben angeführten gewöhnlichen Sinne, und denkt sich dann die Intelligenz nach Schellingischer Lehre hinzu; wird dann am Ende nicht die gesammte Lehre dieses Philosophen mit Recht Naturphilosophie genannt? — Seltsam findet es Hr. Schelling, daß man ihm nachsagt, seine Philosophie statuire keinen Dualismus (S. II), da er doch selbst den Dualismus als Grundgesetz aller Wirklichkeit aufgestellt. Aber welcher Dualismus ist denn hier gemeint? Nicht vom Dualismus der Naturkräfte ist bey Jacobi die Rede, sondern vom ewigen Dualismus Gottes und der Natur (im gewöhnlichen, nicht im Schellingischen Sinne dieser Wörter). Umgelähr eben so verhält es sich mit dem Doppelsinne der Wörter Freyheit, Sittlichkeit und Unsterblichkeit. Das ist ja eben der einzige moralische Vorwurf, den Hr. Jacobi dem Schellingianismus macht, daß dieses System nicht etwa nur, wie der Kantianismus, eine neue Sprache in neuen Kunstwörtern redet (denn das muß jedem wissenschaftlichen Kopfe, der neue Begriffe aufstellt, erlaubt seyn), sondern, daß dieses System den Wörtern Gott, Natur, Freyheit u. s. w. eine Bedeutung anheftet, die der ganzen übrigen Welt fremd

ist, und daß es nach dieser Veränderung der eingeführten Bedeutung der Wörter eine Sprache führt, als ob es wirklich das lehre, was es läugnet und verspottet. Soll der Streit etwa diese Wendung nehmen, daß entschieden werden soll, ob die ganze übrige Deutsch redende Welt ihr Wörterbuch nach dem Privat-Lexicon des Hrn. Schelling und seiner Schule umändern soll, so bedurfte es dazu doch wohl keiner Appellation an die Nachwelt. Und doch betitelt der Verf. Hrn. Jacobi, wegen dieser Anforderung an den Schellingianismus, ehrlich zu reden, einen schlüpfrigen Mann, einen Verfälscher u. s. w. — Dann folgt, von S. 33 an, das Geschichtliche, wie es in der Inhaltsanzeige genannt ist. Nun, sagt der Verf., stehe er als Gelehrter dem Gelehrten gegen über. Da sey er wieder in dem ihm eigenen Elemente. Was böse gemeint gewesen, wolle er in ein Gutes für sich und Andere verwandeln. Da lehrt er dann, Jacobi habe einen Abscheu vor der Wissenschaft (weil dieser Denker behauptet, es gebe keine Wissenschaft des Absoluten, das erhaben ist über alle Verhältnisse; alle Wissenschaft sey nur Combination von Verhältnissen; und es sey das Interesse der Wissenschaft, nämlich als solcher, daß kein Gott sey, indem da, wo der Glaube an das Göttliche anfängt, das Erklären aufhört); Jacobi gebe (S. 41) bescheidenlich das Maß seines Gehirns für das des menschlichen Verstandes; so gut, wie Jacobi, könne jeder Schneider und Haarkräusler den Philosophen von Profession machen (S. 42); Jacobi ahme die Denkart der Phariseer nach (S. 44), die den Schlüssel der Erkenntniß, den sie selbst weggenommen, auch Andern nicht gönneten; Jacobi's kranker Geist leide an einer fixen Idee (S. 49); sein Gehirn träume von nichts,

als Gottesläugnern (S. 52); in einem heiligen Wahnsinne (S. 57) verdamme er alles Wissen. **Ed** spricht also der Verf, wenn er in dem ihm eigenen Elemente ist? (s. oben). — Von S. 63 an lautet der Titel: Das Wissenschaftliche. Der wissenschaftliche Theismus sey noch nicht gefunden (S. 64). Jetzt erst fänge an (nämlich durch die Schellingische Philosophie), was bisher nur Glaube gewesen sey, sich zur Wissenschaft zu verklären. Nun werde nur nach Gründen gefragt, dem unwissenschaftlichen Gerede ein Ende zu machen. Es sey gar wohl möglich, absolute Beweise zu führen; nur müsse man den Anfang zu finden wissen, was freylich ein Jacobi nicht vermöge. Gott müsse gesetzt werden (S. 77) als Etwas, das Etwas vor sich hat, nämlich sich selber, als causa sui. Halbköpfe (S. 88) seyen auf den traurigen Gedanken gerathen, die Natur von Gott zu trennen, als ob er gar nichts von einer Natur in sich habe. Der Theismus schwebte ohne den Naturalismus völlig im Leeren. Der Gott der bisherigen Theisten sey deswegen auch innerlich leer, sey nichts Festes, Bestimmtes, Keine Natur mit Einem Worte (sic, S. 92). Gott mache sich, nämlich einen Theil von sich (sic, S. 95), zum Grunde der Natur und zugleich zum Grunde seiner selbst; er lebe nur in so fern, als er diesen Theil seines Wesens (den nicht-intelligenten) dem höheren unterordne; mit diesem aber lebe er frey von der Welt, und über der Welt. Wir müssen dahin gestellt seyn lassen, ob diese Ansichten für unsere Leser seyn werden. Diejenigen, für die sie nicht sind, sagt der Verfasser S. 95, sollten sich in das Geschäft des Philosophirens nicht mischen. — Aber wir besorgen im Ernste, daß diese Ansichten für die meisten unserer Leser doch



nicht seyn werden, der furchtbaren Declaration des Verfassers ungeachtet. Wir eilen also mit dem Verfasser zu dem dritten und längsten Abschnitte des Buches. Er nennt sich Das Allgemeine, eine allegorische Vision. Von Allegorie haben wir nichts bemerkt; vom Allgemeinen wenig; desto mehr vom Besondern. Der Verfasser, der als wissenschaftlicher Mann vor das Publicum treten, und als Gelehrter dem Gelehrten sich gegen über stellen will, erzählt einen Traum, worin ihm Hr. Jacobi persönlich erschienen, und persönlich als ein Dummkopf und Heuchler von allen Verständigen und Vernünftigen, denen er seine Lehre vorgetragen, ad absurdum geführt und verspottet worden sey. Man wird uns nicht zumuthen, diesen wissenschaftlichen Traum nachzuerzählen. Unter andern läßt der Verfasser durch die Personen, die er redend einführt, seinem Gegner sagen: Man ertrage seit 25 Jahren sein Gendörgel (sic) von Religion und Glauben, mit dem er der Welt in den Ohren liege (S. 135); er müsse der Stifter eines neuen Ordens werden, dessen Gelübde das der freywilligen Dummheit wäre (S. 139), u. s. w. In einer Anmerkung (S. 141) setzt der Verf. in eigenem Namen hinzu, Jacobi's Verstand sey zum Krüppel geworden, und hinke der Vernunft nach, wie der Affe dem Menschen. Zum Beschlusse nennt er ihn noch einen Sykophanten, der zwey Larven trage, u. s. w. — Wir glauben genug Proben gegeben zu haben, um unser Urtheil zu belegen, daß dieses Buch ein merkwürdiger Beytrag zur Geschichte der Philosophie des Tages sey, deren Stifter der Verf. ist. Es schließt mit dem Bedauern des Verfassers, nicht früher so geträumt, und der ganzen Schrift die Einkleidung der verhöhnenden Vision gegeben

720 G. g. N. 72. St., den 4. May 1812.

zu haben. Mit diesem freymüthigen Bekenntnisse krönt der Verf. sein Denkmahl. Die Bekenner der neuen Natur- oder Identitäts-Philosophie haben nun ein Muster, nach welchem sie als wissenschaftliche Männer sich richten können, um die Würde der Wissenschaft vor der gesitteteren Welt zu behaupten.

§

### Münden.

Hr. J. G. J. Schläger, Prediger zu Münden, hat in einer Fortsetzung des Plans der Mädchenschule in Münden, die er zum Besten der Armen drucken läßt, eine aufmunternde Nachricht von dem guten Fortgange der Anstalt gegeben. Daraus schickt er: *Anführung einiger Hindernisse, mit welchen die Mädchenschulen insonderheit zu kämpfen haben.* Es sind, erst die verschiedenen Stufen der geistigen und sittlichen Bildung der Schülerinnen (welche ein nothwendiges Uebel einer Lehranstalt ist, die zahlreich seyn soll); weiter, die zu geringe Unterstützung von Seiten der Eltern durch häusliche strenge Zucht; daß diese einen gar zu großen Werth auf Handarbeit legen; eine andere, daß sie die Töchter zu früh in die Zerstreung der Welt ziehen, und zu früh der Schule entziehen. Dazu wäre doch wohl noch hinzu zu fügen: daß viele Eltern außer Stande sind, dasjenige aufzubringen, was zur Verlängerung des Unterrichts ihrer Kinder erfordert wird; daß sie also auch auf Erlernung nützlicher Handarbeiten dringen müssen; und daß auf der andern Seite eine Ausbildung des Verstandes "durch Ur- geschichten und Sagen und alles das, was zum Verstehen unserer classischen Dichter ist," nothwendig früher, als sonst, weibliche Eitelkeit, die Töchter in die Welt einzuführen, erwecken muß.

—

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

73. Stück.

Den 7. May 1812.

---

## Hamburg.

Von Friedrich Perthes: Repertorium der  
 jetzt gültige Kraft habenden französischen Gesetze,  
 welche in dem Bulletin des lois de l'empire fran-  
 çois, dem hanseatischen Gesetzbulletin, und in an-  
 dern Sammlungen enthalten sind. Nebst einer  
 dogmatisch-litterarischen Einleitung in das Stu-  
 dium der französischen Legislation. Von Ernst  
 Spangenberg, Doctor der Rechte, Generaladvoca-  
 tat(en) bey dem kaiserl. Gerichtshofe in Ham-  
 burg. 1811. S. LXXXVIII u. 239 in Octav.

Sehr wahr bemerkt der Verfasser, daß ein  
 Werk, wie dieses, ein wahres Bedürfnis für alle  
 auf einmahl in eine neue, ihnen größten Theils  
 unbekante Legislation, versetzte Beamte sey. Al-  
 lein nicht nur für diese Classe, welche der Verf.  
 bey seiner Arbeit vorzüglich im Auge gehabt zu  
 haben scheint, sondern auch für Jeden, der sich  
 mit der Französischen Legislation beschäftigt, sey es  
 im Allgemeinen, oder mit einzelnen Zweigen dersel-  
 ben, — und für wen hätte dieselbe heut zu Tage nicht  
 unter irgend einem Gesichtspuncte Interesse? — ist

P (3)

gewiß vorliegendes Werk ein sehr angenehmes Geschenk. Erfreulich ist es, zu sehen, daß beynähe zu gleicher Zeit unsere Litteratur mit zwey Werken bereichert worden, wodurch das Studium der neuen Französischen Legislation so außerordentlich erleichtert wird, nämlich mit diesem Repertorium, und mit Seidensticker's Litteratur des gesammten Napoleonischen Rechts. Jedes dieser beiden Werke macht jedoch das andere durchaus nicht entbehrlich. Wenn gleich das Seidensticker'sche Werk eine vollständigere Litteratur aufzuweisen hat, und zugleich eine oft sehr treffliche gedrängte Darstellung der einzelnen Institute enthält: so hat dagegen das Spangenbergische Repertorium den Vorzug, daß es bey jeder einzelnen Materie die gesetzlichen Quellen selbst und den Ort, wo sie zu finden, genau angibt, was in dem erstern Werke, leider! nur dann und wann geschieht. Beide Werke zusammen geben dagegen ein treffliches Hülfsmittel bey der Bearbeitung des Französischen, vorzüglich des öffentlichen Französischen, Rechts ab, welche wenig zu wünschen übrig läßt. Mit Vergnügen bemerken wir zugleich, daß der Hr. General-Advocat Spangenberg in der Vorrede einen jährlichen ähnlichen Supplement-Band zu seinem Repertorium verspricht, worin die in der Folge erscheinenden Gesetze nachgetragen werden sollen. — Was den Plan und die Einrichtung des vorliegenden Werks betrifft, so ist dem Repertorium selbst eine in drey Kapitel getheilte, dogmatisch-litterarische Einleitung in das Studium der Französischen Gesetzgebung voraus geschickt, worin sich der Verf. gleich zu Anfange über den Plan und den Gebrauch des Buchs erklärt. Es soll dasselbe, wie schon bemerkt worden, den Beamten in den hanseatischen Departements, welchen die Französische Legislation

größten Theils unbekannt, und deren Erlernung wegen der großen Masse des zu Erlernenden so sehr schwierig ist, einen Leitfaden geben, und ihnen anzeigen, welche Gesetze über einen Gegenstand vorhanden und nachzusehen sind. Deshalb sind nur diejenigen Gesetze angeführt, welche noch für Frankreich gültige Kraft haben, woben jedoch eine Ausnahme mit denjenigen gemacht worden, welche zwar durch später erschienene abgeschafft worden, deren Kenntniß aber dennoch unentbehrlich ist, weil sie den Geist der noch gültigen Institute klarer ins Licht setzen, als die späteren, welche nur nähere Bestimmungen dieser früher bekannt gemachten Gesetze enthalten, und dieselben als allgemein bekannt voraussetzen. Dagegen sind aber durchaus alle in Frankreich noch gültige Gesetze aufgenommen worden, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie vielleicht in einem Theile des Reichs publicirt worden, oder nicht; nur allein diejenigen Decrete blieben ausgeschlossen, welche im höchsten Grade local waren, und auch dafür verdient gewiß der Verf. lebhaften Dank, daß er den Umfang seines Buchs nicht unnöthiger Weise vergrößerte, und ihm so allgemeine Brauchbarkeit verschaffte. Die Quellen, welche derselbe bey seiner Arbeit benutzte, bestanden in den Französischen und hanseatischen Bulletins und übrigen Gesetzsammlungen, Fleurygeon's Code administratif, dem Supplement des Codes Napoléon, und de procedure civile von Rondonneau, und Saalfeld's Recueil, nebst den über einzelne Theile der Legislation besonders erschienenen Codes. In dem zweyten Kapitel der Einleitung wird von den Gesetzen im Allgemeinen, deren Interpretation, Anwendung, Verbindlichkeit und Verhältnisse zur Willkühr gesprochen. Als Quellen des Französischen Rechts werden aufgeführt: 1. die Decrete, sonst Arrêtés,

eigentlich nur Ergänzungen der bestehenden Gesetze und der Constitution; 2. Senatsbeschlüsse; 3. Gesetze im engeren Sinne; 4. vom Kaiser bestätigte Gutachten des Staatsraths; kaiserl. Statute und Reglements; als authentische und doctrinelle Interpretations-Mittel dagegen die kaiserl. Entscheidungen und die ministeriellen Instructionen und Circularschreiben. Die ersteren, so wie die Discussionen im Staatsrath, falls darin ausdrücklich angegeben worden, in welchem Sinne ein Artikel genommen worden, seyen zu den authentischen Interpretations-Mitteln zu zählen; die ministeriellen Instructionen und Schreiben dagegen, so wie überhaupt die Instructionen und Schreiben der oberen Beamten, das Gewohnheitsrecht und frühere Gesetze, woraus die späteren hergenommen worden, seyen nur als Hülfsmittel der doctrinellen Interpretation anzusehen, zu welchen endlich auch noch die Aussprüche der kaiserl. Gerichtshöfe, vorzüglich aber die des Cassationshofes, gerechnet werden müssen. Weniger dienen als Hülfsmittel der Interpretation Naturrecht und Analogie, welche aber wohl bey der Entscheidung solcher Fälle, worüber das Gesetz entweder gar nicht, oder nicht deutlich, entschieden hat, von Wichtigkeit seyn können. Ueber die Anwendung der Gesetze werden, nach Anleitung des zweyten und der folgenden Artikel des Code Napoléon, einige allgemeine Regeln gegeben, so wie auch über die Verbindlichkeit der Gesetze, ihre Promulgation und Publication, einige sehr triftige Bemerkungen hinzugefügt worden. Der Verf. schließt das zweyte Kapitel der Einleitung mit der Bemerkung, daß Jeder, der über seine Rechte frey disponiren könne, auch der Befugniß entsagen könne, die ihm durch ein Gesetz zu seinem Vortheile gegeben worden, daß aber dagegen Niemand einem Gesetze entsagen könne, welches zur Aufrechthaltung der

öffentlichen Ordnung gegeben worden. Das dritte und letzte Kapitel der Einleitung handelt von den Hülfsmitteln zur Erlernung und Anwendung der Gesetze, und zwar in zwey Abschnitten, von den litterarischen Hülfsmitteln. Beide Abschnitte zerfallen wiederum in verschiedene Unterabtheilungen. Bey den historischen Hülfsmitteln unterscheidet der Verf. die Geschichte des Französischen Reichs, seiner Verfassung und seiner Legislation; in dem zweyten Abschnitte handelt der erste Theil von den litterarischen Hülfsmitteln im Allgemeinen, und zwar werden der Reihe nach die vornehmsten Gesetzsammlungen über das alte, mittlere und neue Recht, Repertorien, Sammlungen der Urtheile der Gerichtshöfe, Journale, Rechtsfälle, Handbücher, gleichfalls über das alte, mittlere und neue Recht, und vermischte Schriften, zuletzt auch noch Sammlungen einzelner Gesetze, ohne jedoch auf die einzelnen Zweige der Legislation Rücksicht zu nehmen, angeführt. Der zweyte Theil, von den litterarischen Hülfsmitteln in Beziehung auf die verschiedenen Zweige der Legislation, enthält das Administrations-Recht, worunter die Staatsverfassung und die Staatsverwaltung, sowohl im Allgemeinen, als nach ihren verschiedenen Zweigen, aufgeführt wird; dann das Civilrecht, sowohl das allgemeine, als das besondere; drittens das Criminal-Recht, und endlich das Natur- und Völkerverecht. Unter allen diesen verschiedenen Materien werden die hauptsächlichsten Werke über jede Materie angeführt, wenn gleich nicht immer sehr genau, so daß die Seidenstickersche Litteratur dadurch keineswegs überflüssig wird; freylich aber lag es auch nicht in dem Plane des Verf., eine vollständige Litteratur über alle einzelne Theile des Französischen Rechts zu geben. Das Repertorium selbst enthält in alphabetischer Ordnung die einzelnen Materien

mit jedesmahliger Anführung der dahin gehörigen Gesetze und der Urkundensammlungen, woraus dieselben geschöpft sind; alles mit einer Genauigkeit, die gewiß allen Erwartungen vollkommen Genüge leistet; wenigstens ist Rec., der das Repetorium häufig zu Rathe zog, nie auf eine falsche Angabe gestoßen. Das Repetorium selbst geht bis zum 31. December 1810; die vom 1. Januar bis 20. August 1811, dem Installations-Tage des kaiserl. Gerichtshofes zu Hamburg, erlassenen Gesetze sind in einem dem Buche angehängten, gleichfalls in alphabetischer Ordnung verfaßten, Supplemente enthalten. Den Beschluß macht ein vollständiges, sehr brauchbares, Register über das ganze Werk.

5

### Kiel.

Wäre nicht das Horazische *multa renascitur* ein Trost, so würde man die Vernichtung mancher Früchte des gelehrten Fleißes der vorigen Zeit mehr noch als beklagen müssen. Der gelehrte Hr. Professor Heinrichs in Kiel (dem, wie wir aus einem kürzlich geschriebenen Programm sehen, ein sehr reichlich dotirtes philologisches Seminarium ist untergeben worden), bewies seinen Eifer für sein Studium der Philologie auch dadurch, daß er sich nach Rendsburg begab, der Vaterstadt des gelehrten Marquard Gudius. Hier ist seine im Jahre 1689 errichtete Grabstätte; wo dieses Gelehrten bekannter Bücherschatz hingekommen sey, ist nicht bekannt; allem Ansehen nach ist sie zerstreuet worden. Man hatte dem Hrn. Prof. gesagt, daß dort noch eine Bibliotheca Gudiana vorhanden sey. Er fand über der Grabstätte ein Gewölbe, und in diesem, zwar meist im Moder, wirklich einen Vorrath von Büchern, meist aus dem sechszehnten Jahrhundert. Aus Moller's Leben des



Gudius erfah er, daß es der Rest eines Ausschusses der großen Bibliothek ist, welchen Gudius der Stadtkirche geschenkt hatte. Er fand bey einer flüchtigen Durchsicht der Bücher häufig die Hand von den großen Gelehrten der Zeit, unter andern auch von Salmasius, im zweyten Bande des Thesaurus temporum *Eusebii* vom Scaliger, beygeschriebene Annotationes, welche verdienen, mit den, von Schurzfleisch an das Licht gestellten, verglichen zu werden. Hr. Prof. H. erwirbt sich ein Verdienst, daß er aus den von Salmasius beygeschriebenen Anmerkungen eine Probe durch eine academische Gelegenheitschrift den Gelehrten mitgetheilt hat: *Insunt Claudii Salmasii notae ineditae ad Josephi Scaligeri animadversiones in Chronologica Eusebii, e monumento Marquardi Gudii Rendsburgico nunc primum in lucem prolatae. 1812. 20 Seiten.* Nämlich, im Thesaurus temporum Eusebii, wo zuerst *Chronicorum libri duo* (Liber prior et posterior) interprete Hieronymo, dann Victoris, Idatii, Marcellini *Chronica*, und *Excerpta chronologica* (die so genannten *Graeca Eusebii*) und Josephi Scaligeri *Notae in ea* vorangehen, folgen eben jenes großen Gelehrten, Jos. Scaligeri, *Animadversiones in chronologica Eusebii* (die in der zweyten Ausgabe des Thesaurus sehr vermehrt sind), und von diesen ist die Rede: Salmasius hatte am Rande seines Exemplars Verbesserungen beygeschrieben, und dieses war in die Gudensche Bibliothek gekommen. Schurzfleisch hatte bereits in seiner *Notitia bibliothecae principalis Vinarientis* (1712) aus derselben Salmasii in *Chronicum Hieronymi Latinum Varias Lectiones et Emendationes — tum et ad Chronicon Eusebii graecum — Castigationes et animadversiones* abdrucken lassen, beygeschrieben am Rande in der Edit. Amstelod. (die paginae bezie-

hen sich auf die Graeca Eusebii: in Hrn. Prof. H. Auszügen aber sind es die pagg. Animadversionum, welche auf das Lateinische Chronicorum liber prior et posterior sich beziehen). Nun ist das Verhältniß der beiden Exemplarien, zu Weimar und zu Rendsburg, noch ganz im Dunkeln; sind beide verschiedene Arbeiten, oder Copien? Es sind unter denselben schätzenswürdige Verbesserungen im Eusebius selbst, und Erläuterungen von einzelnen schwierigen Gegenständen der alten Geschichte, besonders aus den mythischen Zeiten, z. B. bey Gelegenheit des Hercules und Antäus, von dem *ἥρωος χαυυαί* in der Ringerskunst; über die Antenoridae (gehört eigentlich zu Pindar Pÿth. V, 110) — von der Julia Pia, Severus Gemahlinn. — Und so liegt noch manches Körnchen in diesen hingeworfenen Notaten, das einem mit dem Alterthum Beschäftigten sehr willkommen seyn würde, wenn es nur nicht zu viel Mühe und Zeitverlust erforderte, es herauszufinden: denn es ist dem Nachsuchenden sehr schwer gemacht, zu finden. Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß die chronologischen Brocken und Bruchstücke von Eusebius und Hieronymus eine neue, aber bequemere, Ausgabe nach unsrer jetzigen Art, die Classifier auszustatten, erhalten möchten. Für die gründliche alte Litteratur würde es ein großer Gewinn, und die Abhandlung unsers ehemahligen Spittler's in den Societätschriften nicht zu vergessen seyn. Aber so, wie jetzt das ganze Werk des Scaliger's ist, wo nun noch Salmasius Anmerkungen nachgesehen werden sollen, ist der Gebrauch gar zu sehr erschwert. Wie sehr wäre aber auch auf der andern Seite zu wünschen, daß der Hr. Prof. den Auftrag erhielte, die ganze Gudensche Bücherammlung theils vom Untergang zu retten, theils durchzugehen, und das für die Litteratur Wichtige, was in die Bücher hengeschrieben sich findet, der Welt mitzutheilen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 9. May 1812.

Paris.

Bey Garnery: Cours de législation administrative, dans l'ordre correspondant à l'harmonie du système social, et à tous les points de l'existence civile et politique des individus, contenant l'exposé de l'organisation des diverses fonctions publiques, le tableau des attributions inhérentes à chacune de ces fonctions, leur compétence, le dispositif et l'application des lois qui leur sont particulières, sous le double rapport de l'état civil et du régime administratif; par M. Portiez (de l'Oise), Ex-Tribun, Juris-consulte, Professeur - Directeur de l'école de droit de Paris. 1808. Tome premier S. LII u. 340, Tome second S. 396 in Octav.

Das Gesetz vom 22. Ventose des Jahres XII hatte in den Rechtsschulen die Errichtung eines Lehrstuhls für das Civilrecht in seinen Verhältnissen mit der öffentlichen Verwaltung angeordnet. Der Verfasser, zu diesem Lehrfache berufen, hielt es daher für nöthig, in einem eignen Werke die verschiedenen Materialien zu sammeln, welche ihm

in diesen Vortrag zu gehören schienen. Sehr mit Recht klagt er darüber, daß man so häufig in dem Wahne stehe, als sey die Routine allein hinreichend, eine vollständige Kenntniß der öffentlichen Verwaltung zu verschaffen: ein Vorurtheil, welches freylich nicht in Frankreich allein herrscht! Während der Richter und der Advocat, wie unser Verf. sehr wahr bemerkt, Jahre lang seine Wissenschaft studirt, um sich zu seiner künftigen Bestimmung vorzubereiten, sollte der administrative Beamte gar keiner solchen Vorbereitung bedürfen? Sehr lesenswerth ist, was der Verf. zur Widerlegung dieses auch bey uns so allgemein verbreiteten Vorurtheils in der Einleitung seines Werks sagt, worin wir ihm vollkommen beystimmen. Die Errichtung eigener Lehrstühle auf den Französischen hohen Schulen zur Bildung künftiger Administratoren, ist ja wohl der beste Beweis von der Nothwendigkeit dieses Studiums. Die Neuheit des Instituts und eine gewisse Unbekanntschaft mit dem Lehrfache, welches er versehen soll, ist aber auch bey unserm Verf. sehr sichtbar. Er scheint es oft selbst noch nicht recht zu wissen, was in einen Vortrag über das administrative Recht eigentlich gehöre. Manche hieher gehörige Punkte, wie z. B. die Organisation der Ministerien, einzelner Zweige der Verwaltung, hat er ganz übergangen, dagegen aber Mehreres aus dem Civil- und Handelsrechte aufgenommen, welches, da es doch in andern Lehrvorträgen weitläufiger behandelt werden muß, füglich hätte wegbleiben können. Daraus ist ein Werk erwachsen, welches ein sehr hunschädliches Ansehen erhalten hat, und weder als ein Compendium, denn als solches ist es in vielen Puncten zu weitläufig, noch als ein vollständiges Lehrbuch, als solches ist es nicht vollstän-

dig und gründlich genug, angesehen werden kann. Außerdem hat der Verf., und dieß ist der hauptsächlichste Tadel, der das Werk trifft, durchaus keine feste Methode, kein ordentliches System befolgt, welches ein desto unerlässlicheres Erforderniß bey einem Werke dieser Art ist, je mannigfaltiger die darin vorgetragenen Materien sind. Zwey Methoden standen dem Verf. bey der Ausarbeitung seines Werkes offen, entweder er hätte die einzelnen Zweige der öffentlichen Verwaltung nach den verschiedenen ministeriellen Departements vortragen können, und diese Methode wäre vielleicht von dem unmittelbarsten practischen Nutzen für diejenigen gewesen, welche sich zu künftigen Administratoren bilden wollen; oder, wenn er die bey dieser Methode unvermeidlichen Unbestimmtheiten und Schwankungen vermeiden wollte, welche aus den häufigen Veränderungen fließen, die in der Organisation der einzelnen ministeriellen Departements vorgenommen werden, so könnte er eine systematische Eintheilung der verschiedenen Regierungsrechte und Institute zum Grunde legen, und darnach die einzelnen Materien vortragen. Unser Verf. dagegen hat keine dieser beiden Methoden befolgt, sondern ein System zum Grunde gelegt, was nicht nur den Zweck eines jeden Systems, Erleichterung der Uebersicht und klaren Darstellung, nicht befördert, sondern vielmehr beynahe unvermeidlich große Verwirrungen, Wiederholungen und Lücken veranlassen mußte. Der ganze Vortrag wird von ihm in zwey Hauptabschnitte getheilt: Personen, welche administriren, und Personen und Sachen, welche administrirt werden, und die administrirten Personen in allen Lagen des häuslichen und bürgerlichen Lebens betrachtet, als

Kinder, Minorene, Jünglinge, Conscriptirte, Majorenne, Gatten und Eltern, geschiedene Eheleute, Adoptirte und Adoptirte, Vormünder, Interdicirte, Verschwender, Abwesende, Bekenner eines bestimmten Glaubens, Eigenthümer, Nachbarn, des Eigenthums Verluſtige, Steuerpflichtige, Staatsgläubiger, Inhaber von Quittungen der Amortisationscasse, von Banknoten und barem Gelde, Kaufleute, Gefinde und Dienstbothen, Dürftige, Gefangene, Geschworne, Zeugen, und endlich als Verſtorbene. Das Werk ist in Bücher, diese in Kapitel, und diese wiederum in einzelne Rubriken getheilt. Ein festes Princip scheint jedoch der Verf. bey dieser Eintheilung nicht befolgt zu haben. Die einzelnen Bücher führen durchaus keine allgemeine Ueberschriften, und freylich sind auch oft die verschiedenartigsten Materien in demselben Buche enthalten. Die Kapitel haben zwar allgemeine Titel, aber auch unter den einzelnen Rubriken, worin dieselben getheilt sind, hat Rec. oft eben so wenig irgend einen Zusammenhang entdecken können. Die Behandlung der einzelnen Materien ist gleichfalls sehr ungleich ausgefallen, zuweilen sehr weitläufig, zuweilen dagegen wiederum bis zur Unverständlichkeit kurz, so daß auch in Ansehung des Inhalts und der Ausführung das Werk gleichen Tadel, als in Ansehung der Form und der Methode, zu verdienen scheint. Auf einzelne gute Ausführungen und treffende Bemerkungen ist Rec. jedoch bey dem Durchsehen des Buchs zuweilen gestoßen, nur Schade, daß dieß verhältnißmäßig nur selten der Fall war. Ein Hauptverdienst des Verf. besteht in einer ziemlich genauen Anführung der gesetzlichen Quellen, welche wir nur bey einzelnen Materien ungern gänzlich

vermisst haben. Wir begnügen uns, den Inhalt der einzelnen Bücher kurz anzugeben. I. Buch: von den Gesetzen im Allgemeinen — größten Theils Stellen aus dem Corpus juris —; über die Bildung und Promulgation des Gesetzes in Frankreich; kurze Aufzählung der richterlichen und Verwaltungsbehörden; von den Cantons-Versammlungen und Wahl-Collegien, dem gesetzgebenden Corps und dem Senate. — Wie mangelhaft dieß alles sey, wird man schon daraus abnehmen können, daß der Senat und das gesetzgebende Corps zusammen eine halbe Seite einnehmen —; über den Unterschied zwischen Gesetzen und Reglements; von dem Rechte, der Gerechtigkeit und der Rechtswissenschaft und den Personen, Sachen und Actionen, als Gegenständen des Rechts, größten Theils nur Anführung von Stellen aus dem Corpus juris. II. Buch: von der Regierung und administrativen Organisation. Von dem Kaiser und den höheren Administrations-Behörden wird gar nicht, von den Departements-Behörden sehr kurz gesprochen; zugleich aber wird in diesem Buche in eigenen Kapiteln von der Incompatibilität der richterlichen und administrativen Aemter, von der Citation der Zeugen, der den öffentlichen Beamten gebührenden Achtung, den Petitionen, den Legalisationen und den Certificaten über die Lebensdauer gesprochen. Ein folgendes Kapitel handelt sogar von der Statistik in ihren Verhältnissen mit der administrativen Organisation, und enthält einige unvollkommene, und noch dazu veraltete, statistische Angaben. Den Schluß des Buchs machen die Cadaster und die General-Directionen. III. B. vom Civilstande, der Minorenität und der Emancipation. IV. B. von dem Religionswesen. V. B.

vom öffentlichen Unterrichte, wo auch die Ehren-Region ihren Platz erhält. VI. B. von der bewaffneten Macht, d. h. hier allein von der Nationalgarde und der Conscription; von allen übrigen hieher gehörigen Puncten nicht ein Wort! VII. B. von den directen und indirecten Steuern mit einer unbegreiflichen Kürze. Das sämtliche Douanen-Wesen wird mit wenigen Zeilen abgefertigt. VIII. B. von dem Eigenthume und dessen verschiedenen Arten, den Domainen, Gütern der Communen und der Privat-Personen, größten Theils rein juristisch. IX. B. von den Finanzen und Ausgaben, und der Comptabilität der Communen der Departements, der ministeriellen Departements, und von der Ober-Rechenkammer; vorzüglich die erste Hälfte sehr verworren und mangelhaft. X. B. von der Amortisationscasse: sehr kurz, auf drittehalb Seiten. XI. B. von der Industrie, nämlich den Manufacturen und Fabriken. XII. B. von dem Handel, größten Theils aus dem Code de commerce. XIII. B. von Wechselfn und von der Bank. XIV. B. von den Civil-Hospitälern. XV. B. von der Polizei, der administrativen und Feld-Polizei; von der gerichtlichen Polizei und den einzelnen Zweigen der administrativen erfährt man durchaus nichts. Das XVI. und letzte Buch ist rein juristisch, und handelt von der Majorennität, dem Domicil, der Abwesenheit, den Pässen, der Heirath, der Ehe, der Paternität, der Filiation, der Legitimation, den natürlichen Kindern, der Vormundschaft, der Ehescheidung, der Trennung, der Adoption, der Interdiction, und den Verschwendern. — Rec. hofft durch diese kurze Inhaltsanzeige der einzelnen Bücher zu seinem oben über das Werk gefällten Urtheile den besten Beleg geliefert zu haben.



## Göttingen.

De philosophia morali in Xenophontis de Socrate commentariis tradita, scripsit Ludolphus Dissen, als Antritts-Programm, da er von uns nach Marburg abgerufen ward, die Philologie als Professor philologiae extraordinarius dort zu lehren, nachdem er hier als Zögling unsrer Universität und als Privatdocent der classischen Studien, mit Philosophie verbunden, sich um unsre academische Jugend durch einen sehr fruchtbaren Unterricht sowohl in rechter Interpretationsmethode der alten Classiker, als besonders der alten Philosophen und der Geschichte ihrer Lehrsätze, verdient gemacht hatte. Daß die Socratiche Philosophie nicht sowohl selbst, als der Vortrag derselben durch Xenophon, verschieden sey von dem Platonischen, ist bekannt. Xenophon bezieht alles auf das, was der gesunde Menschenverstand für das wirkliche Leben Practisch-Nützliche, Gute und Schöne, lehrt. Hr. Prof. Wissen stellt also, aus den denkwürdigen Lehren des Socrates allein, alles das systematisch zusammen, was über die Moral von Socrates vorgetragen ward. Das höchste Gut, die Tugend und die Pflichten, machen die Sittenlehre aus, und sind so genau unter einander verbunden, daß immer Eines aus dem Andern sich ableiten läßt; und alles sich auf die gesunde Vernunft (rationis summo judicio) gründet. Die Griechischen Philosophen, und an ihrer Spitze die Socraticer, gingen in ihrer Lehre vom höchsten Gute aus, andere von den Pflichten, oder zersplitterten den Begriff der Tugend; die Stoiker verbanden alles Dreyes. Hieraus ergibt sich der Vortrag des Hrn. Prof. von der Xenophontischen Sittenlehre; zuerst, von dem höchsten Gut, dann von der Tugend, und endlich von den Pflichten: er ent-

wickelt den Sinn durch Anführung Xenophons eigener Worte und durch Erklärung derselben; er leistet es mit echtem philosophischen Sinn und Geist, mit Griechischer Sprachkunde in gutem Lateinischen Ausdruck, und daher verständlich, deutlich und angenehm. Das wahre *ωφελιμον, χρησιμον, λυσιτελες*, und das *αγαθον*, ist also eines und dasselbe, und mit ihm *το ευδαιμονειν*, welches zusammen das Lebensglück, die Glückseligkeit im häuslichen und bürgerlichen Leben, ausmacht. Dieses zu erlangen, wird erfordert, gebildeter Verstand, Vernunft, die das Naturgesetz stets vor Augen behält, Fleiß, Gesundheit des Leibes und der Seele, zu welcher Ausbildung von beidem gehört, also auch die Gymnastik, die *μαθηματα* und *τεχναι*. Unter die *αγαθα*, und folglich auch *χρησιμα*, gehören ferner: ein guter (*αγαθος*) Freund, ein gutes Hauswesen (*το οικιαν καλωσ οικειν*), folglich auch häusliche Tugenden, bürgerliche Tugenden, häusliches Glück, bürgerliches Glück. Das ist der Inbegriff dessen, was die Denkwürdigkeiten in sich begreifen, alles in edler Attischer Einfachheit, auf welches die Lehre von der Tugend folgt, durch welche die *αγαθα*, das höchste Glück (so weit dessen der Mensch fähig ist), erlangt wird; ihre Basis ist die Enthaltbarkeit (*εγκρατεια*), männlicher Muth (*ανδρια*), Gesetzmäßigkeit und Gerechtigkeit (*το νομιμον και δικαιον*), die Vernunftmäßigkeit (*σοφια*): in dieser sind jene drey Tugenden begriffen. Endlich die Frage von der Zusammenstimmung und der Hinlänglichkeit dieser Tugenden zur Glückseligkeit, und nach diesen die Pflichten. Diese Folge des Ganzen sollten die Lehrer, welche über den Xenophon lesen, der Jugend beständig in Augen erhalten.

—

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

75. Stück.

Den 9. May 1812.

---

## Göttingen.

*Linder*

Van Wandenhoef und Ruprecht: Kritik der Statistik und Politik, nebst einer Begründung der politischen Philosophie, vom Professor Lueder in Göttingen. 531 Seiten in Octav.

Zu den tausend und tausend theils höchst merkwürdigen, theils wenig und sehr wenig bedeutenden, theils ganz nichtswürdigen Erzeugnissen unserer Tage gehört auch dieß Buch, das so voll, besonders statistischer, Kezereyen ist, daß sein Verfasser selbst noch vor einem Jahrzehend es dem Feuer hätte übergeben können, wäre der Geist der Verfolgung ihm nicht immer ganz fremd gewesen, und hätte er, so lange er zu denken fähig war, nicht unbedingt Alles prüfen müssen; selbst das, was allen seinen Neigungen, Wünschen und Ueberzeugungen widersprach.

Eine der ersten Stellen behauptete einst der Verf. unter den, an die Statistik und die mit der Statistik zu Einem Ganzen vereinigten Politik fest glaubenden Seelen. Noch im Jahre 1792 g<sup>h</sup>

A (4)

stand er öffentlich (in der Vorrede zu seiner Einleitung in die Staatskunde Th. I.), daß er die frohesten Stunden seines Lebens der Statistik verdanke; daß er den größten Theil seiner Zeit ihr gewidmet habe, und ferner ihr widmen werde. Mit einem so brennenden Eifer war er der Statistik und jener Politik ergeben, daß er wie Luther sagen kann: ich war voll und trunken und ersoffen in ihrer Lehre. Bey diesem Eifer galt es denn fürwahr nicht wenig, daß das Publicum des Verf. Versuche mit unverdienter Güte und Schonung aufnahm, und daß nun auch noch das Interesse zu jenem Eifer und streifen Glauben sich gesellte. Und was endlich noch weit mehr, als das Interesse, auf ihn wirkte, das heißt, beyhm Alten erhielt, und gegen das Neue stimmte, war die große Menge der Gläubigen, und besonders die unter dieser Menge befindliche, nicht ganz unbedeutende, Anzahl von Männern, denen er hohe Achtung und Verehrung zollte, und noch zollt.

Aber so viele und so starke Bänden den Verf. auch an den alten Altar fetteten; so unmöglich war es ihm doch, sein Verehrer zu bleiben.

Wir erlebten eine Reihe der außerordentlichsten Begebenheiten: große Erscheinungen im Felde, die Umgestaltungen Europens, und Schöpfungen und Zerstörungen auf dem Gebiete der Industrie, die Allen unerwartet kamen, den Weisesten wie den Allereinfältigsten; die alle unsere Berechnungen und alle unsere Verkündigungen zu Schanden machten; die wir vergebens zu erklären suchten durch die Hülfsmittel, welche Statistik und Politik darboten; die also geradezu zur Prüfung der Statistik und Politik nicht nur führten, sondern recht eigentlich dazu zwangen.

Bei der ersten Prüfung der Statistik zeigte es sich denn nur gar zu bald und gar zu überzeugend, daß ihre Grundlage nichts weniger, als jene feste war, wofür man sie hielt. In dem Gebäude selbst entdeckte sich ein Riß und eine Lücke neben und nach der andern. Es stürzte endlich, selbst ohne irgend einen bedeutenden Angriff, das Ganze zusammen, und zugleich mit der Statistik fiel die Politik, welche ohne Statistik ganz nichts vermag.

Statistik und Politik waren nämlich zu Einem Ganzen vereinigt worden. Jene beschrieb, was die Staaten wirklich sind; und diese, die Politik, die Lehrerin, wie Staaten seyn sollten, setzte die Inhaber der Statistik in den Stand, auf die Resultate, welche die Statistik liefert, unfehlbare Entwürfe zum Heil der Völker zu bauen. Es mußte also unabwendbar die Politik mit der Statistik fallen. Allen Werth mußte diese Politik für das Leben verlieren, selbst wenn sie das vollendetste Meisterwerk war; gleich viel, ob geschöpft aus der Vernunft, oder aus der Erfahrung, oder aus Vernunft und Erfahrung zugleich.

Die Resultate seiner Untersuchungen theilt der Verf. in dem vor uns liegenden Buche mit, das aus zwey Theilen besteht, von welchen der erste die Critik der Statistik und Politik enthält, und der zweyte eine Begründung der politischen Philosophie.

In der Critik der Statistik wird, nach einer kurzen Einleitung, zuerst die Geschichte der Statistik, von Sansovino bis auf unsere Tage, erzählt. Je näher wir unsern Zeiten rücken, desto größer wird die Uneinigkeit unter den Statistkern selbst; desto mehr sinkt das Vertrauen des Publicums, und

desto lauter und kräftiger erhebt sich die Stimme des Zweifels. Der zweyte Abschnitt bestimmt den Zweck der Statistiker; der dritte zeigt, was sie wirklich leisteten; und der vierte, was sich erwarten läßt. Die Behauptung, daß das Werk der höhern Statistiker dem Werke der gemeinen oder der politischen Arithmetiker weit nachstehe, mag sehr auffallend seyn: sie ist nichts desto weniger unwidersprechlich. "Niemand" — das ist das Resultat der Critik der Statistik — "Niemand hat jemahls ausgesprochen, und Niemand wird jemahls aussprechen, was ein Volk ist und nicht ist; was es vermag, und was es nicht vermag."

Die Critik der Politik enthält drey Hauptabschnitte. I. Die Verheißungen der Politik. — Ueber den Begriff der Politik herrscht, auch wenn man bis auf Aristoteles zurückgeht, eine größere Einigkeit, als man beym Anblick der verschiedenen Definitionen und Descriptionen erwarten möchte. II. Was die Politiker leisteten: 1. die Metapolitik; 2. allgemeines Staatsrecht; 3. Verfassungspolitik; 4. Regierungswissenschaft; 5. Aufklärungspolitik, und 6. die noch übrigen Theile der Politik. Die Regierungswissenschaft theilt sich a) in die Bevölkerungs-Politik, und b) in die Industrie-Politik. In der letztern wurden bisher nur drey Systeme aufgeführt; nämlich das Handels-, das physisch-eratische und Smithsche oder Industrie-System. Es gibt aber noch zwey andere, von welchen der Verf. das eine das Unnennbare, das andere das Allwaltende nennt. Die Anhänger des erstern wissen weder, was sie wollen, noch was sie nicht wollen. Desto bestimmter wissen beides die Anhänger des zweyten Systems. Diese bürden der Ne-

gierung durchaus Alles auf; verlangen Alles, und erwarten auch unbedingt und voll Zuversicht Alles von den Regenten. Die Aufklärungs-Politik — man erschrickt schon bey dem Worte! — begreift die nicht-religiöse nicht minder, als die Religions-Politik. Gerade diese eben genannten Theile der Politik sind am ausführlichsten behandelt; die noch übrigen sind nur kurz berührt. Zu dieser wirklich ungleichen Behandlung mußte wohl der Verf. sich entschließen, sollte die Uebersicht des Ganzen möglich bleiben, und wollte er dem Bedürfniß des Publicums entsprechen, für das er zunächst schrieb. III. Was die Politik leisten kann? Die Untersuchung dieser Frage leitet zu den Quellen, aus welchen unsere Politiker bisher schöpften. Diese Quellen waren einzig Vernunft und Erfahrung. Was von jener, und was von dieser sich hoffen läßt, wird ausführlich gezeigt. Auch der Verf. suchte lange nach einem Ideal der Politik. Er glaubt erwiesen zu haben, daß nie eines aufgestellt werden wird.

Der zweyte Theil enthält fünf Abschnitte; 1. Einleitung. 2. Quellen der Politik. 3. Bestimmung des Menschen und des Staats. 4. Bildungsmittel, und 5. Bildungsgang.

Unsere Politik ist noch voll von Irrthümern und Widersprüchen. Wir wandten uns einzig an die Erfahrung und an die Vernunft: die beide uns nicht dahin führen konnten, wohin sie, wie wir fest glaubten, führen mußten. Das Ziel der Politik, die lehren sollte, was Völker veredelt und erhebt; was Staaten hebt, schwächt und stürzt: wurde viel zu hoch gesteckt. Wir irreten bey der Bestimmung des Menschen, und diese Irrthümer

leiteten zu Fehlgriffen bey der Bestimmung des Staats. Wir vergriffen uns bey den Mitteln zum Zweck, oder den Bildungsmitteln. Wir täuschten uns endlich auch in Hinsicht auf die Art und Weise, wie Völker werden, was sie werden sollen.

Hätten die Politiker sich nicht allein an die Erfahrung und die Vernunft gewandt, sondern auch zugleich und zu allererst an die Natur selbst, so würde ihnen eine ganz andere Ausbeute zu Theil geworden seyn.

Hätten wir uns an die Natur gewandt, nie hätten wir das Ziel der Politik auf einer Höhe erblickt, zu der wir nur mit schwindelnder Angst hinaufschauen können. Ein unnennbar eitles, thörichtes, Verderben aller Art erzeugendes, Beginnen, Streben und Treiben war die Folge davon. Ein Werk wurde unternommen, das zu einer Verschwendung der edelsten Kräfte führte: ein Werk, bey dem wir dem Unmöglichen nachstrebten, und um das Mögliche uns brachten. Wir trieben elende Goldmacherey, statt nach dem Golde zu graben, was dicht unter unsern Füßen lag.

Hätten wir die Kräfte des Menschen erforscht, sowohl die seines Körpers, wie die in seine Seele gesenkten: nie hätten wir des Menschen Bestimmung verkannt, aus der ganz unverkennbar die des Staates hervorgeht.

Hätten wir nicht nur des Menschen Kräfte erforscht, sondern auch das, was diese Kräfte zum Wirken bringt, das heißt, die Mittel zur Bildung unsers Geschlechts, für die der unendliche Verstand sich entschied; so hätte unser endliche Verstand den Probiertestein gefunden für die mannigfaltigen Mittel, worauf er verfallen kann, und



wirklich verfiel: so hätten wir uns unmöglich so häufig als grob in jenen Mitteln vergreifen können; so hätten wir nicht bis auf diesen Tag Mittel zum Heil empfehlen können, die nur Fluch und Verderben zu erzeugen fähig sind.

Hätten wir die Art und Weise, wie Völker steigen und fallen, oder, mit einem andern Worte, den Gang der Entwicklung unsers Geschlechts erforscht; so hätten wir nicht aus einem Jahrhundert und Jahrtausend in das andere Irthümeer geschleppt, bey welchen wir das Unmögliche erwarten; sogar erwarten, daß in der kurzen Spanne weniger Jahre Früchte reifen sollen, wozu Jahrhunderte gehören, und wiederum, daß durch Einen Schlag vernichtet werden soll, was nur allmählich, im Laufe von Jahrhunderten, verschwinden kann.

2.

### Eben daselbst.

Bey Dieterich: Rechtswissenschaft des Gesetzbuchs Napoleon's und der übrigen bürgerlichen Gesetzgebung des Königreichs Westphalen, von S. L. von Strombeck, Präsidenten des königl. Appellations-Hofes in Celle 1c. Zwenttes Heft. S. 260 . . . 528.

Wir eilen, die Fortsetzung einer Sammlung von Rechtsfällen anzuzeigen, in Rücksicht deren wir uns ganz auf dasjenige beziehen dürfen, was wir über die innere Einrichtung dieses Werks und die vorzügliche Behandlung der einzelnen Fälle selbst bey der Recension des ersten Heftes gesagt haben. Besonders zeichnet sich auch dieses Heft dadurch aus, daß fast nur solche Fälle gewählt sind, welche ein allgemeines Interesse haben, und in der

Praxis häufig vorkommen: eine Sorgfalt, wofür dem Hrn. von Strombeck um so mehr zu danken ist, da die Erfahrung es nur zu häufig zeigt, wie manche unrichtige Ansicht, und öfteres Mißverstehen des Gesetzes, in den Erkenntnissen der Gerichte und Vorträgen der Anwälte sichtbar wird.

Eine genauere Anzeige der in dem vorliegenden Hefte behandelten Rechtsfragen wird dieses Urtheil rechtfertigen. 1) Ueber die Zulässigkeit des *juramenti necessarii* in Ehescheidungssachen. Nach dem Geiste der für den Ehescheidungs-Proceß gegebenen und allein aus dem Code Napoléon zu schöpfenden Regeln kann ein solcher Eid nicht Statt haben; das nach diesen Grundsätzen gesprochene Erkenntniß des Appellationshofes in Celle ist nachher vom Cassationshofe bestätigt (Moniteur 1811 Nr. 76). 2) Ein Ehegatte kann eine Klage auf Scheidung von Tisch und Bette nicht in eine Ehescheidungsklage verwandeln, oder die erste fallen lassen, und aus denselben Gründen nun auf eine gänzliche Trennung dringen. Dagegen ist es unbedenklich, daß, wenn nach erfolgter persönlicher Trennung neue Ehescheidungsgründe eintreten, dann auf Ehescheidung geklagt werden könne. 3) Auch gegen einen vollständig geführten Beweis, oder gegen authentische oder anerkannte Documente, ist die Eides-*Delation* zulässig. 4) Die Procuratoren des Königes können den Friedensrichtern nicht befehlen, einen Familienrath behuf Ernennung eines Vormundes zusammen zu berufen, auch einen solchen Befehl bey den Tribunälen nicht auswirken. 5) Die Zusammenberufung eines Familienrathes zur Bestellung eines neuen Vormundes geschieht in dem Domicil des Minder-

jährigen; — belegt durch ein Erkenntniß des Casationshofes in Paris. 6) Eine Ehefrau kann durch körperlichen Zwang angehalten werden, bey ihrem Manne zu wohnen. 7) Der Wechsell Schuldner ist dem Personal-Arreste unterworfen — selbst wenn er 70 Jahre alt ist. 8) Diejenigen Verfügungen der Proceßordnung, welche keinen Bezug auf die Instructions-Form haben, sondern als Ergänzungen des Code Napoléon anzusehen sind (z. B. welche Sachen dem Arreste nicht unterworfen seyn sollen), können bey solchen Sachen angewendet werden, bey denen die neuen Proceß-Gesetze nicht zur Anwendung kommen dürfen. 9) Auch die Erforschung solcher Waterschaften ist verboten, von denen behauptet wird, daß sie vor der Einführung des Code Napoléon Statt hatten; dagegen ist es unbezweifelt, daß ein natürliches Kind, welches vor der Verkündigung des Code Napoléon auf eine mit den Vorschriften dieses Gesetzbuches nicht übereinstimmende Weise anerkannt wurde, berechtigt ist, Alimente von dem anerkennenden Vater zu fordern. 10) Das öffentliche Ministerium hat, nach Französischem Rechte, das Recht nicht, gegen Erkenntnisse, welche gegen die Gesetze die Ehescheidung aus bestimmten Ursachen zulassen, die Appellation zur Hand zu nehmen, wenn die Parteyen dieß unterlassen; nach Westfälischem Rechte aber ist dieß zulässig. Besonders lesenswerth ist in dieser Abhandlung ein Vortrag des Hrn. General-Procurators Dr. Hagemann in Celle. 11) Der Erbverpächter trägt den Schaden, welcher daher entsteht, daß der in Erbpacht gegebene Gegenstand entweder ganz oder zum Theil aufhört zu existiren. 12) Der Man-

gel des Antrages des öffentlichen Ministerii in der ersten Instanz einer Sache, worin er nothwendig ist, wird dadurch nicht gehoben, daß diese Conclusionen in der Appellations-Instanz ordnungsmäßig Statt haben. Wenn aus jenem Mangel ein Urtheil für nichtig erklärt ist, so kann der Appellationshof die Sache an das *Judicium a quo* zurücksenden, oder selbst entscheiden. 13) Ein Abstand vom Prozesse kann ohne Einwilligung des Beklagten nicht Statt haben. 14) Die Insinuation eines Erkenntnisses von Seiten des Appellanten an den Appellaten bewirkt den Anfang der Appellationsfrist für den erstern nicht. 15) Ueber die Grundsätze, auf welchen das Contumacial-Verfahren beruhet. 16) Gegen ein Contumacial-Erkenntniß, welches gegen den Appellanten gesprochen ist, der zwar einen Anwalt bestellte, dieser aber das Mandat nicht annahm, ist die Opposition bis zur Vollstreckung zulässig.

### Recht Nürnberg.

Chirurgische Versuche, von Bernhard Gottl. Schreger, ordentlichem öffentlichem Lehrer der Chirurgie und Medicin zu Erlangen u. s. w. Erster Band. Mit 2 Kupfern. 1811. 321 Seiten in Octav.

Rec. hat dieß Buch mit viel Vergnügen und Belehrung gelesen. Der Verfasser ist ein erfahrener, aufmerksamer und denkender Wundarzt; und sein Buch enthält wirklich Vieles, was die Aufmerksamkeit der Wundärzte verdient. Schade, daß die Schreibart hier und da ein wenig affectirt ist. Wir wollen das Vorzüglichste kurz anzeigen. Der Verfasser hat den angeborenen Was-

serbruch in fünf verschiedenen Gestalten beobachtet. Zuweilen ist der gesammte, in seiner Bauchmündung und ganzen Länge hinab bis zu seinem Grunde ungeschlossene, Scheidenfortsatz des Bauchfels mit Wasser angefüllt. Dieß ist der gewöhnlichste Wasserbruch dieser Art. Die Zeichen sind: man fühlt den Hoden undeutlich, den Samenstrang an der hintern Seite der Geschwulst deutlich; im Liegen und bey einem äußern Drucke verliert sich die Geschwulst, und das Wasser tritt in die Bauchhöhle, doch geschieht letzteres zuweilen sehr langsam und schwer, wenn die obere Oeffnung des Scheidenfortsatzes enge und schief ist. Man muß in diesem Falle die Geschwulst in eine schiefe Richtung von außen nach innen bringen, wenn man das Wasser ausdrücken will. Sehr oft verliert sich dieser Wasserbruch in den ersten vier Wochen von sich selbst, indem sich die obere Oeffnung des Scheidenfortsatzes schließt. Geschieht dieß nicht, so bleibt die Geschwulst oft bis zu den Jahren der Mannbarkeit unverändert, wo sie alsdann schnell zunimmt. Die Diquerie'sche Methode, diesen Bruch zu heilen, gelingt nicht immer; der Verfasser gibt daher der Desault'schen Methode den Vorzug. — Die zweyte Form dieses Wasserbruchs. Hier erstreckt sich die Wasseranhäufung von der Bauchhöhlenmündung des Scheidenfortsatzes bis etwa eine Linie über den Hoden, weil der Scheidenfortsatz über dem Hoden verwachsen ist. Man fühlt unter der Geschwulst den Hoden deutlich, und kann das Wasser in die Bauchhöhle drücken. — Dritte Form. Die Bauchmündung und der obere Theil des Canals bis zwischen die Schenkel der Bauchspalte

ist verschlossen; den Wasserbehälter bildet der untere Theil des Canals. Der Hode ist nicht zu fühlen, und das Wasser läßt sich nicht in die Bauchhöhle drücken. — Vierte Form. Nicht unmittelbar die Höhle des Scheidencanals selbst enthält das Wasser, sondern eine eigne, in dem Scheidencanal befindliche, verschlossene Cystis. Es ist ein Sackwasserbruch im Scheidencanal. Eine Kupfertafel erläutert diesen Fall.

Eine neue Gattung des Wasserbruchs im Scheidencanal. Es ist die so genannte Hydrocele cystica. Das Wasser ist nicht, wie man bisher glaubte, in einem im Zellgewebe wider natürlich erzeugten Sacke, sondern im mittleren Theile des Scheidenfortsatzes, dessen oberer und unterer Theil verwachsen ist. (In der Behandlung möchte dadurch wohl keine Veränderung entstehen.)

Von den mit Brüchen complicirten Wasserbrüchen im Scheidencanale. Die verschiedenen Fälle, ihre Diagnose und Behandlung zeigt der Verfasser sehr vollständig an. — Von der Heilung des Wasserbruchs durch Lufteinblasen. Der Verfasser bläset durch die Röhre des Troisquart, wodurch er das Wasser ausgeleert hat, eingeathmete Luft in die Höhle der Scheidenhaut, läßt sie einige Minuten darin, und wiederholt dieß Einblasen die ersten Tage einige Male, bis eine schmerzhaft empfindung entsteht. Bey Kranken, die weniger empfindlich sind, kann man allenfalls auch atmosphärische Luft einblasen, welche reizender ist. Ein paar Fälle, wo dieß Verfahren wirklich eine Radicalcur bewirkte. Wahrscheinlich hatte die Röhre, wodurch das Einbla-

sen geschah, oder die Wiege, wodurch die Oeffnung offen erhalten wurde, einen großen Antheil an dem glücklichen Erfolge.) — Ueber die Radicalcur der beweglichen Brüche. Einem Manne, der einen Darm- und Wasserbruch hatte, operirte der Verfasser, nachdem der Darmbruch zurückgebracht worden war, den Wasserbruch durch den Schnitt. Es erfolgte eine ziemlich lebhaftere Entzündung, welche nicht allein die Radicalcur des Wasserbruchs, sondern, indem sie vermuthlich auch den Bruchsaack ergriffen hatte, auch die Radicalcur des Darmbruchs bewirkte. Man hat von jeher den Vorschlag gethan, den Bruchsaack der wahren Brüche in Entzündung zu setzen, und dadurch eine gründliche Heilung des Bruchs zu bewirken. Der Verfasser hat dieß einige Mal durch das Einspritzen reizender Feuchtigkeiten und durch das Einblasen der Luft mit glücklichem Erfolge gethan. Einmal öffnete er den Bruchsaack am untersten Theile, und blies, nachdem er den Bruch zurückgebracht, und den Hals des Bruchsaacks durch ein Bruchband verschlossen hatte, Luft ein. Ein anderes Mal spritzte er rothen Ofener Wein ein, und in einem dritten Falle legte er bloß eine Wiege in die Oeffnung, und die gründliche Heilung erfolgte in allen diesen Fällen. — Vom Schenkelbruch, Schnitt. Die Gefahr, die Arteria epigastrica, den Samenstrang, die runden Mutterbänder, zu verletzen, vermeidet der Verfasser dadurch, daß er nicht einen einzigen tiefen Einschnitt in das Poupart'sche Band macht, sondern dasselbe durch mehrere kleine, nicht über eine Linie lange, Einkerbungen erweitert. — Von der Urinverhaltung. Die Rede ist hier

von dem Falle, wo die Urinverhaltung durch die Gegenwart kleiner, in der Blasenmündung oder im häutigen Theile der Harnröhre eingeklemmter, Steine verursacht wird, und wegen Verengerung der Harnröhre oder irgend einer andern Ursache kein Catheter oder Wachstock eingebracht werden kann, um die Steine zurück zu stoßen. Der Verfasser that dieß durch Einspritzungen. Er that es in drey Fällen mit glücklichem Erfolge. Die Spritze muß aber so tief, als möglich, eingebracht werden, und die Einspritzung muß mit einiger Gewalt geschehen.

Vom **Blasenstiche** über den Schambeinen. Der Verfasser verrichtete diese Operation an einem Manne, dem, da er sich sehr unruhig verhielt, die Röhre ausfiel. Den Abend entstand ein neuer Drang zum Urinlassen, und es floß kein Urin durch die Wunde aus. Ein Beweis, daß der Stich in der Blase sich bereits geschlossen hatte. Man wiederholte den Blasenstich. Die Röhre fiel, durch Schuld des Kranken, wieder aus; aber, sonderbar, es erfolgte weder ein Ausfluß des Urins, noch eine Anschwellung der Blase, noch ein Drang zum Urinlassen. Aber es entstand ein fieberhafter Zustand, ein sehr starker Schweiß, und eine oedematöse Geschwulst in der Gegend der Weichen, des Dammes und des Unterfußes. Man hielt dieß für die Folge einer Urin-Filtration, denn nach ein paar Tagen füllte sich die Blase wieder, und der Abgang des Urins wurde durch wässerichte Einspritzungen in die Harnröhre bewirkt. Wahrscheinlich, sagt der Verfasser, trat ein temporärer Stillstand der Harn-Secretion in den Nie-



ren ein, die durch den starken Schweiß, und die oedematöse Anschwellung vicarirt wurde. — In Fällen, wo unheilbare Hindernisse der Harnausscheidung durch die natürlichen Wege existiren, ist es sehr zu wünschen, durch den Blasenstich über den Schambeinen eine Adhäsion der Blase mit der Wunde der Bauchdecken zu bewirken, und dadurch einen Weg für die Zukunft zur Ausleerung des Harns zu etabliren. Diese Adhäsion erfolgt zuweilen ohne Zuthun des Wundarztes, zuweilen aber auch nicht. Was kann man thun, um sie immer gewiß zu bewirken? Der Verfasser gibt folgende Regeln: Man stecke die Röhre sogleich bey noch voller Blase, und ehe man das Stilet ganz auszieht, so tief ein, als sie nachher stehen soll. Der Kranke bleibe die ersten sieben Tage nach der Operation in derselben Lage, in welcher er sich während der Operation befand. Und endlich befestige man die Röhre wohl; am besten mit Heftpflastern. — Von der Amputation des männlichen Glieds. Bekanntlich rührt bey dieser Amputation die Hauptschwierigkeit davon her, daß sich dieses Glied, zumahl wenn es nahe an den Schosfbeinen abgeschnitten wird, nach dem Schnitte so schnell und so tief unter den Schosseinwinkel zurück zieht, daß es schwer, ja unmöglich ist, die Schlagadern zu fassen und zu unterbinden; daher dann öfters eine sehr gefährliche, ja tödtliche Blutung entsteht. Da die Unterbindung das einzige sichere Mittel ist, und man sich auf alle andere nicht verlassen kann, so verrichtet sie der Verfasser auf folgende Art, wobey die Arterien leicht und sicher unterbunden werden können. Er

schneidet zuerst bloß den Rücken des Gliedes so weit ein, bis sich die beiden Arteriae dorsales durch das hervorspritzende Blut verrathen, welche er dann hervorzieht und unterbindet. Hier auf schneidet er weiter bis in die Mitte der cavernösen Körper herab, wo ihm die beiden Arteriae profundae begegnen, die er unterbindet. Endlich trennt er durch einen dritten Schnitt das Glied hinunter bis auf den Canal der Harnröhre, ohne diesen jedoch einzuschneiden. Und wenn er nun die Arterias cavernosas unterbunden hat, schneidet er das Glied vollends durch. — Von der tuberculösen Excreescenz des Afters darms. Desault fürchtet die Exstirpation dieser Auswüchse durch den Schnitt, und empfiehlt die Compression durch die Wieke, die auch in vielen Fällen gute Dienste thut. Indessen können sie dennoch zuweilen abgeschnitten werden, wenn ihre Gestalt, Lage und Menge es verstatet. Der Verfasser verrichtete diese Operation ein paar Mal mit gutem Erfolge. — Vom Lipom. Diese Fettgeschwülste sind nicht Balggeschwülste, sie liegen nackt unter der Haut als angehäuften Fettmassen. Sie sind von doppelter Art. Entweder nämlich umgrenzt. Diese lassen sich leicht und rein ausschälen, und die Wunde kann schnell vereinigt werden. Oder aber sie sind ausgebreitet, diffus. Diese wurzeln oft aus den tiefen Interstitien der Theile hervor, so daß sie nicht rein ausgeschält werden können. Hier findet die schnelle Vereinigung der Wunde nicht Statt. Was zurückbleibt, muß durch die Eiterung zerschmolzen werden, während welcher sich oft neue Fettmassen erzeugen.

  
**Göttingische**  
**gelehrte Anzeigen**  
unter  
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 11. May 1812.

**Gotha.**

Der Thüringer Wald, besonders für Reisende geschildert von *K. E. A. von Hoff* (Gothaischem Hofrath) und *Chr. W. Jacobs* (Gothaischem Oberconsistorialrath). Zweyte oder südöstliche Hälfte, in zwey Heften. Zusammen von 526 Seiten in Octav, mit saubern Kupfern von pittoresken Ansichten (wie z. B. von den herrlichen Ruinen von Paulinzelle ic.) und einer trefflichen, von Hrn. v. S. bearbeiteten, Karte. — Die erste Hälfte dieses ausnehmend reichhaltigen und nuzbaren Werkes haben wir bey Erscheinung derselben in diesen Blättern angezeigt (1808 im II. Stücke). Hier diese zweyte ist um so wichtiger, da sie den bey weitem größeren, und doch im Ganzen am wenigsten bekannt gewesenen, Theil des merkwürdigen Thüringer-Waldgebirges behandelt. Wir können aus der Fülle von neuen belehrenden Notizen, welche die gelehrten Verfasser auf ihren wissenschaftlichen Wanderungen geerntet haben, und nun in diesen beiden Bänden mittheilen, hier nur Weniges von dem allgemein Interessanten ausheben; denn

B (4)

gründliche Geognosten und Technologen wissen schon aus dem ersten Theile, wie ergiebig das Werk für ihre Studien ist, und bedürfen demnach nicht erst einer Anzeige. — Recht vorzüglich merkwürdig und erfreulich und aufmunternd waren dem Rec. auch in diesem Theile die vielartige Menge von nahhaften Erwerbweisen durch kleine und im Ganzen doch ergiebige Fabricate, womit sich die ehrlichen Thüringer Waldbewohner ihr Brot verdienen. Ein eigener Anhang des letzten Bandes gibt eine allgemeine Uebersicht davon, die wir nicht ohne Bewunderung gelesen haben. Wie auch ein ärmlich kleiner Verdienst doch seinen — freylich genügsamen und von wenigen Bedürfnissen gedrückten — Mann nährt! Wer z. B. in Kammerberg im Ilmthale nicht in dem dort gar mühseligen Bergbau als Krummhölzer arbeitet, der verdient sein Brot durch Fertigung von Kienrusbüttchen, von welchen ein Arbeiter etwa vier Schock des Tages vollenden kann, und dafür einen Groschen vom Schock, mit Einschluß des Holzes, bezahlt erhält. — In dem benachbarten Manebach fanden sich bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gar häufig Cretine, die sich aber seitdem ganz verloren haben. Man schreibt dieses Glück der Verschüttung eines dasigen so genannten Kropfbrunnens zu, wobey aber die Verfasser sehr richtig auch die Verbesserung der vorher immer nebelseuchten Atmosphäre durch Ausschneiden der Wälder und die veränderte Lebensart der zu mehrerem Wohlstande gediehenen Einwohner in Anschlag bringen. — Hingegen gelten die Vorzüge, die man sonst von Schleusingen und Eichberg pries, daß es nämlich an ersterem Orte keine Ratten, und an letzterem keine Sperlinge gebe, nun auch nicht mehr. — In den Saalfeldischen Dörfern sind die nächtlichen Besuche der jungen

Bursche bey ihren Mädchen, wie der Riltgang in den Alpen; Sitte: dort heißen sie die Romm-Nächte. — Limbach, ein Dertchen im Meiningischen, das nur sieben Wohnhäuser, dabey aber eine Porcellan-Fabrik von hundert Arbeitern hat, unterhält ein Liebhaber Theater, zu welchem ein eigenes, mit allen Erfordernissen versehenes, Schauspielhaus erbaut worden ist. — Geschichte des sogenannten Olitäten-Handels der Laboranten und Balsamträger in Ober- und Unterweißbach und mehreren andern Schwarzburgischen Dörfern, dessen Ursprung in die letzte Hälfte des 17. Jahrhunderts fällt, und der irrig insgemein den Einwohnern von Königssee zugeschrieben wird. Anfangs bereiteten sie bloß Schwefelbalsam, Wachholderfakt u. dergl., bald aber verfertigten sie auch mancherley andere pharmaceutische Präparate, und zwar gut und um billige Preise; wurden nun aber auch unter obrigkeitliche Aufsicht genommen, und keinem die Erlaubniß, Medicinalwaren zu bereiten, ertheilt, bevor er vom Amts-Physicus examinirt, und von Amts wegen verpflichtet worden. Auf's heimliche Laboriren ward Strafe gesetzt. — Nachricht von dem zu Blankenburg im Schwarzburgischen noch lebenden Bergrath Danz, der vor 40 Jahren eine andere Art von Handel, den mit Mineralien, der seitdem so sehr bedeutend geworden, zuerst in Deutschland recht in Aufnahme gebracht, und dadurch wahres Verdienst um die Wissenschaft erworben. — Von der großen ergiebigen Industrie in unbedeutend scheinenden Fabricaten geben die zahllosen vielartigen Waren, die zu Sonneberg im Meiningischen verfertigt und weit und breit verführt werden, ein merkwürdiges aufmunterndes Beyspiel. J. E. Schachteln, so wie Spähne für die Schuhmacher und zu Degenscheiden, Läufe zu

Sieben, Stiefeln, Schuhe; dann all das mannigfaltige Spielzeug, Geigen für Kinder, Puppen u. aus Holz und aus der in Teig geformter Vossir-Arbeit. Eine Musterfigur leitet die mit unglaublicher Behendigkeit arbeitenden Personen. Manche machen nur eine einzelne bestimmte Art Spielsachen, z. B. Suckufe, Zwitschvögelchen u., die nachher unter die Hände der so genannten Wismuthmahler kommen. Dann die vielerley Arten von Weg- und Schleiffsteinen u. dergl. mehr. Eigene Behandlungsart des Griffelschneiders zu Verfertigung der Schreibgriffel. Das Verzeichniß der dafigen, nur für den Handel arbeitenden, Meister muß Bewunderung, und sollte anderwärts Nachahmung erregen. Die Sonneberger Kaufleute versendeten in guten Jahren für 200,000 Gulden Ware, die auf 14,000 Centner betrug. — Das Pechfleden gibt in dem vereinigten Amte Gräfenthal und Zelle jährlich gegen 6000 Centner, die 54,000 Thaler reinen Gewinn bringen. — Eine merkwürdige Zunderschwamm-Fabrik auf dem Schlosse Schwarzburg. Es sind starke Walzen von Buchenholz im Schloßgraben aufgestellt, die so behandelt werden, daß der Schwamm beständig von neuem hervortwächst.

### St. Petersburg.

Die zweyte Schrift des Hrn. Staatsraths von Zöhler ist mit gleicher Eleganz, wie die zulezt S. 676 angezeigte, gedruckt, und mit nicht geringerer Belesenheit und Gelehrsamkeit abgefaßt: *Abhandlung über zwei Gemmen der kaiserlich-königlichen Sammlung zu Wien, und über einige Bildnisse der Julia Augusta auf Denkmälern des Alterthums.* Bey Pluchart und Comp. 1810. groß Octav 106 Seiten, mit 3 Kupfern, welche meisterhaft gezeichnet und gestochen sind, 10

wie es glyptische Kunstwerke erfordern können. Auf dem I. die Livia oder Julia Augusta, mit dem Bilde ihres Gemahls August in der Hand. II. Eben dieselbe mit dem Lorberkranz. III. Der große Sardonyx in der kaiserl. königl. Sammlung zu Wien, sonst unter dem Nahmen Gemma Augustea bekannt, der zweyte zunächst nach dem großen Pariser Sardonyx, ehemahls unter dem Nahmen Camée de la Ste Chapelle, und seit neulich durch sein abenteuerliches Geschick, bekannt: dieser stellt wirklich den vergötterten August vor, und diesem setzte man den Wiener Sardonyx, als ihm ähnlich, zur Seite, der bereits mehrmahlen, und zuletzt von Eckhel im Choix des pierres gravées du Cab. Imp., ans Lichte gestellt ist: aber nicht mit der Richtigkeit, wie er hier nach einem treuen Abdruck gegeben sey. Als einen der ersten Gemmenkenner unserer Zeit zeigt sich hier der Hr. von Köhler.

Die Abhandlung fängt mit dem Wiener Sardonyx an. Es sey auffallend und unbegreiflich, daß die vielen und großen Gelehrten, Alterthumskenner, Künstler und Liebhaber, selbst Eckhel, den Stein mißverstanden haben. Nämlich man hielt die Vorstellung für die Vergötterung Augusts, der als Jupiter sitzt, neben ihm die Roma, welche man für die Livia annahm, weil mehrere symbolisirte Gottheiten darneben stehen. (Da so viele symbolisirte Figuren auf dem Steine vorkommen, August selbst als Jupiter, so lag es doch ziemlich nahe, an eine Apotheose zu denken, und es erklärte sich auch Manches auf diesem Wege natürlich.) Hr. v. K. zeigt nun überzeugend, daß es Livia nicht seyn kann, auch keine Vergötterung Augusts, und dieser Erweis macht den Hauptgegenstand der Schrift aus. Livia könne es nicht seyn, wegen der Unähnlichkeit, und zweitens aus historischen Gründen; diese zu bestärken, wird eine sehr umständliche Ausführung einge-

rückt S. 31 f. bis 66, 84 bis 96, von Livius Lebensumständen, von den ihr erwiesenen Ehrenbezeugungen, bey Lebenszeiten Augusts und nach desselben Tode (nicht weniger (S. 80) die Kränkungen ihres Stolzes unter Liber). Von den dem Cäsar und dem August vom Senat und Volke erwiesenen Ehrenbezeugungen, die in die elendesten Schmeicheleyen ausarteten, so daß man die Römer verachten mußte, wenn man nicht wüßte, daß überall dergleichen Beschlüsse mehr nicht, als das Werk von einigen Schlechtendenkenenden sind, die sich dadurch zu heben suchen. Die göttliche Verehrung wird richtig von der Verehrung der Heroen unter den Griechen abgeleitet, von denen sie zu den Römern kam als Apotheose der Kaiser (S. 46). Bloß durch diese Ableitung kann man sich diese sinnlose Schmeicheley denkbar machen. — Wir können uns bey dem Umfang unserer Blätter nur bey dem aufhalten, was zum vorgestellten Gegenstande selbst gehört. Daß er historisch ist, und auf einen bestimmten Zeitpunkt deutet, lehrt die in dem untern Abschnitt der Gemme dargestellte Errichtung eines Siegeszeichens, das man vorhin zu eng auf das de Dalmatis victis nach C. G. 9 einschränkte, da doch der Siegeszug selbst um so viel später gefolgt ist. Die neben dem Augustus-Jupiter sitzende Roma sey wirklich, und nichts anders, als die dea Roma: wirkliche Personen seyen nur noch Liber, der vom Triumphwagen, den die Siegesgöttin lenkt, steigt, und neben ihm Germanicus. Alle übrige Figuren sind symbolisch, Cybele, die ihn mit Eichenlaub bekränzt, und Neptun, Abundantia (die sitzende Figur, mit den beiden Kinderfiguren zur Seite: an die Agrippina sey nicht zu gedenken). — Germanicus ist neben dem Liber gestellt, weil er mit Liber zugleich an den Kriegshandlungen Antheil gehabt hatte. Nämlich ehe noch der Dalmatische Triumph konnte gehalten



werden, ward Liberius von Illyricum nach Deutschland geschickt, wo die Niederlage des Varus großes Schrecken verbreitet hatte, und der Siegesaufzug desselben erfolgte erst nach Erb. N. 765, J. C. 14, zwey Jahre vor Augustus Tode (also konnte wohl auch der Stein nicht früher, als kurz vor oder nach Augustus Tode verfertigt seyn; folglich konnte, wohl der schon vergötterte August vorgestellt seyn, wenn gleich keine Vergötterung). Hr. v. K. macht die glückliche Bemerkung, daß eben der Augenblick vorgestellt sey, wie im Siegeszuge, beym Aufgang nach dem Capitol, Liber vom Wagen stieg, und vor dem Vater, welcher gegenwärtig war, sich auf die Knie niederließ (Evet. Liber. 20). — Hr. v. K. belehrt uns, der Wiener Sardonix stehe an Kunst dem Parthischen weit nach; zwar sey die Arbeit trefflich, die Zeichnung übertrefte jene: aber die Behandlung sey kalt, trocken, einförmig, besonders in den Gewändern. — Eben so "völlig unerklärlich und ohne alle Auslegung" sey ein anderer Sardonix im kais. königl. Cabinet zu Wien geblieben (im Eckhel pl XII). Eckhel erkannte sehr wohl die Gestalt der Cybele, aber das Bildniß konnte er nicht erklären. Hr. v. K. nahm nach seinem bessern Abdruck sofort wahr, daß es die Julia Augusta seyn müsse, die ein Bildniß ihres Gemahls anschauet. Letzteres, mit der Strahlentrone, ist veredelt; sie selbst hat zwar den Ausdruck von ihrem Junonischen Stolz, in voller Maße, aber weniger vollkommene Ähnlichkeit; diese wird durch Zuziehung anderer Kunstwerke befestigt. Hr. v. K. muthmaßet, daß das Bildniß auf eine von ihr dem Gemahl irgend in einem Tempel oder anderswo aufgestellte Bildsäule, oder auf ein anderes Bildniß sich beziehen könne. S. 71 f. — Es erklärt sich auch daher die fehlerhafte Zeichnung der großen Hände und Arme, als Folge der Uebertragung in das Kleinere. S. 78.

Am Ende (S. 96) ist nicht vorbenzugesen, zuerst die Bemerkung, daß sich so viele Münzen bey und nach dem Leben der Julia Augusta finden, auf denen das Bildniß gar keine Aehnlichkeit mit ihr hat, daß sie also die Ehre der folgenden Kaiserinnen nicht gehabt hat, ihr Bildniß geprägt zu sehen. Zweitens die Erläuterung der zweyten Kupfertafel mit dem Brustbilde der Julia Augusta, mit einem Lorberkranz um die Stirn. Auch dieser Stein ist ein erhobenes geschnittener Sardonj in der Sammlung des Generals Chitroff, die durch die Kunstliebe des Kaisers Alexander in die kaiserl. Sammlung gekommen ist. Die Julia Augusta hat hier den Schleier über dem Kopfe, als Priesterinn des Augusts. Der Lorberkranz macht verlegen, da sich von dieser Auszeichnung sonst keine Nachricht findet; er findet sich aber auf noch zwey Cameen aus der Orleanschen Dactylithel, die sich jetzt auch in dem kaiserl. Cabinet zu Petersburg befindet; und so ist auch ohne weitere Autorität klar, daß Livia diese Ehre genossen haben muß. — Den Schluß machen S. 102 einige Critiken über Gemmen in Eckhel. pl. V. der schöne vorwärts gekehrte Kopf sey allerdings Livia, Eckhel hätte nicht zweifeln sollen; Den Carneol mit drey Bacchischen Figuren pl. XXII. hätte er nicht so rühmen sollen, der Stein sey aus dem 16. Jahrh., alle ähnliche Gruppen seyen aus dieser Zeit; dahin gehöre auch ein anderer un- verdient gelobter Carneol (XXV.), ein mit Weinlaub bekränzter Kopf; es sey auch keine Baccha, sondern ein Bacchus. So verdiene das gegebene Lob auch nicht der Carneol pl. XXXVI. es sey dazu noch kein Proteus, der seiner Witwe erscheint; es sey ein Cinquecento, und die Künstler dieser Zeit bildeten keine Griechische Fabel; es sey Mars und Venus mit dem Mercur vorgestellt. Man sieht, daß Hr. v. K. ein wenig streng in seiner Kunstcritik ist.

—

## Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

77. Stück.

Den 14. May 1812.

---

Leipzig.

B' rym

Bey Friedr. Chr. Dürr: **Theorie des Zunftzwanges oder des Zunft-Verbietungsrechts, nach allgemeinen Deutschen und besonderer königl. Sächsischen Rechten, und Versuch einer Kritik der jetzt in Deutschland bestehenden Zunftverfassung.** Zwey Abhandlungen, verfaßt von **Johann Daniel Merbach**, Rathsaltuario zu Leipzig. 1808. XVIII und 358 S. gr. Octav. — Wir hohlen die Anzeige dieses Buches nach, — schon seines Gegenstandes wegen, welcher auch in unsern Tagen noch immer neue Beachtung verdient. Der Verf. liefert, wie schon der Titel sagt, zwey getrennte Abhandlungen, welche auch hier von einander abge sondert werden müssen. Die erste derselben soll eine Darstellung des positiven Deutschen Rechts über den Zunftzwang enthalten. Der Verf. hat dabey die Absicht gehabt, eine für Deutschland gemeinrechtliche Theorie dieses Gegenstandes aus der Natur der Sache zu bilden, die Grundsätze des königl. Sächsischen Rechtes aber

E (4)

theils als Beispiele, theils als Modificationen beizufügen, — eine Bestimmung des Plans, für welche er folgenden Grund angibt. „Die Existenz eines im rechtlichen Sinne gemeinen Deutschen Rechts habe bekanntlich niemahls durch die Uebereinstimmung particularer Normen begründet werden können. In so fern daher nicht die Allgemeinheit des Deutschen Rechts bey einzelnen Gegenständen durch ausdrückliche, von der durch ganz Deutschland ehemahls geltenden gesetzgebenden Gewalt sanctionirte, Gesetze begründet gewesen, habe es in Deutschland niemahls ein anderes allgemeines Recht, als die aus der Natur der einzelnen Rechts-Institute gezogenen Grundsätze gegeben. Das Wenige also ausgenommen, was die ehemahligen Reichsgesetze über den vorliegenden Gegenstand enthalten, habe hier keine andere Quelle eines allgemeinen Deutschen Rechts offen gestanden, als die Natur der Sache, deren Existenz durch ganz Deutschland unläugbar vorhanden sey. Daneben habe zwar der Verf. die Dispositionen einzelner Deutscher Landesgesetze und Statuten als erläuternde Beispiele, oder als Ausnahmen hinzufügen können, allein (abgesehen von dem Aufwande von Zeit und Kosten, welcher dazu erforderlich gewesen seyn, und die Arbeit sehr verzögert haben würde) sey davon kein wesentlicher Vortheil, sondern nur eine Verzierung des Werks zu erwarten gewesen. Es verstehe sich von selbst, daß man bey dem Gebrauche dieser Darstellung in den verschiedenen Deutschen Territorien die daselbst vorkommenden Abweichungen von der hier erörterten gemeinrechtlichen Theorie eben so beachten müsse, wie in dem Buche selbst in Ansehung des königl. Sächsischen Rechts geschehen sey.“ — Rec. will sich gerade nicht ausführlich über die Beurtheilung dieses Plans

verbreiten. Eines Theils weiß er nichts Neues zu sagen, um zu deduciren, daß es bey dem vorkliegenden Institute keine von der Uebereinstimmung particularer Normen unabhängige, für Deutschland gemeinrechtliche, Natur der Sache gebe (eine Behauptung, für welche übrigens der Verf. selbst mehr als einen Beweis liefert, indem er z. B. gleich bey dem Begriffe der Zünfte den zu ihrer Bestimmung angeführten Begriff eines bürgerlichen Gewerbes aus den in der ältesten Verfassung Deutscher Städte liegenden Grundsätzen abstrahirt —), und daß um desswillen die Grenze der Beachtung und Nichtbeachtung particularer Quellen eine nicht ganz sichere sey. Andern Theils aber ist er der Meinung, daß man eine nach jenem Plane ausgeführte, im Uebrigen, so weit es dabey möglich ist, den allgemeinen Forderungen der Doctrin entsprechende Bearbeitung recht gut gebrauchen könne, wenn man an die Stelle der so genannten gemeinrechtlichen Natur der Sache die Idee setzt: so pflegen die allgemeinen Grundsätze des Institutes bestimmt zu seyn, und, falls sie so bestimmt sind, ist diese und jene Folgerung daraus herzuleiten und, bis zum Beweise gesetzlichen singulären Gegentheils, für wahr zu halten. Unter dieser Voraussetzung darf man die vorliegende Arbeit nicht bloß für das königl. Sächsische Recht eine recht nützliche nennen. Sie behandelt ihren Gegenstand meistens mit Deutlichkeit, ohne weitschweifig zu seyn, behandelt ihn in meistens guter Ordnung, und, so weit es die vorgezeichnete Grenze erlaubt, mit rühmlicher Gründlichkeit. Die Einleitung enthält die Bestimmung des Begriffs: Zunft, sodann eine kurze Geschichte der Deutschen Zünfte, endlich die Quellen und Hülfsmittel für das Deutsche Zunftrecht. Die Abhandlung selbst zerfällt in vier Ab-

schnitte: I. Allgemeine Grundsätze vom Zunftzwange. II. Nähere Bestimmung der Personen und Gegenstände, gegen welche und in deren Hinsicht der Zunftzwang Statt findet. In diesem, natürlich dem ausführlichsten, Abschnitte ist zuerst von den Wirkungen des Zunftzwanges gegen solche Personen gesprochen, welche zu einer gegebenen Zunft nicht als Mitglieder derselben gehören, gleichwohl aber dem ihr zukommenden Gewerbe zugethan sind. (Dahin theils solche Personen, welche sich an demselben Orte aufhalten, wo die Zunft sich befindet, theils solche Personen, welche an einem andern Orte wohnen, d. h. auf Dörfern oder in andern Städten, als derjenige, wo die gegebene Zunft sich befindet.) Es ist darauf die schwierige Materie von der Collision der verschiedenen Zunftgewerbe unter einander und der Bestimmung ihrer Grenzen abgehandelt. Sehr vielen Fleiß hat hier der Verf. insbesondere auf die Erörterung der Collisionen der verschiedenen Handwerker unter einander verwandt, und, wenn gleich man gegen seine Definitionen noch Manches erinnern kann, so bleibt doch schon das sorgfältige Eingehen in das hier nothwendige Detail eine sehr verdienstliche Arbeit. III. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der Lehre von der Ausübung des Zunftzwanges; IV. der vierte mit dem Verluste des Rechts. — Die zweite Abhandlung liefert den Versuch einer Critik der jetzt in Deutschland bestehenden Zunftverfassung. Gern möchte Rec. über diesen Gegenstand — dessen Betrachtung mit einer vor. kurzem (s. den vor. Jahrgang uns. Anz. St. 187) von der hiesigen königl. Societät der Wissenschaften aufgeworfenen Preisfrage in Verbindung steht — sich ausführlich verbreiten. Er darf sich aber wohl nur eine kurze Angabe derjenigen Punkte

auf welche der Verf. aufmerksam gewesen ist, und ein allgemeines Urtheil über die Darstellung erlauben. In einer Einleitung handelt derselbe sehr kurz von den bisherigen Versuchen, anderwärts die Zünfte aufzuheben, und von den dabey in Deutschland vdrauszusehenden Schwierigkeiten, wobey wohl besser gewesen wäre, wenn er diese Erörterung mit der sogleich zu nennenden ersten Abtheilung seiner Hauptabhandlung verbunden hätte. Diese Hauptabhandlung selbst zerfällt in zwey Abtheilungen. In der ersten soll die Frage beantwortet werden: ob die Deutsche Zunftverfassung ihrer Natur nach, wenn sie frey von Gebrechen wäre, mit den Grundsätzen einer guten Gesetzgebung verträglich erscheinen würde oder nicht. Zu dem Ende ist zuvörderst eine Uebersicht der rechtlichen Natur der Deutschen Zunftverfassung gegeben, und darauf der Versuch gemacht, dieselbe mit den Grundsätzen der Gesetzgebungskunst (wie sie der Verf. nennt) zu vergleichen. Vier verschiedene Kapitel stellen diese Vergleichung in folgender Ordnung an: Vergleichung der Deutschen Zunftverfassung mit den Grundsätzen des allgemeinen Staats- und Privatrechts, Vergleichung mit der Deutschen positiven Rechtsverfassung, Vergleichung mit den allgemeinen Grundsätzen der Gesetzgebungskunst in Absicht auf Beförderung der Gewerbe, Vergleichung mit dem eigenthümlichen besonders gegenwärtigen Zustande und Character der Deutschen in Absicht auf Gewerbleiß und Wohl einzelner Gewerbsarten, welche vor andern zu befördern sind. Die zweyte Abtheilung ist bestimmt, über die zur Verbesserung unserer Zunftverfassung dienenden Maßregeln zu sprechen. Die Ordnung und eine Andeutung des Hauptinhalts mögen hier angegeben werden. 1. Abschnitt. Wie

sollte die Zunftverfassung beschaffen seyn? (Grundsätze über die innere Organisation der Zünfte und allgemeine Principien über die den Zünften in Rücksicht ihres Nahrungszustandes zu gestattenden Rechte.) 2. Abschn. Was enthalten unsere positiven Befehle für Bestimmungen über die Zunftverfassung? 3. Abschnitt. Von den fortdauernden Gebrechen der Zünfte. 4. Abschn. Von den Ursachen des Mangels an Gehorsam gegen die Zunftgesetze, und den Mitteln, die Geltendmachung der letztern zu befördern. 5. Abschnitt. Von den Ursachen des Verfalls der Zunftgewerbe und Hindernissen ihres Emporkommens, nebst den Mitteln, ihnen entgegen zu arbeiten. (Insbesondere Hindernisse der Bildung der einzelnen Künstler und Handwerker, zu große Concurrency unter denselben, gesetzwidrige Eingriffe in die Gerechtfame der Zünfte, wodurch der Absatz ihrer Waren geschmälert wird.) 6. Abschn. Auf welche Weise könnte das Zunftwesen mit dem Interesse der übrigen Stände in bessere Uebereinstimmung gesetzt werden? — Der Verf. hat bey der Ausföhrung dieser Fragen nicht den höchsten Standpunct genommen, welcher sich nehmen ließ; doch indem er seine Erörterungen meistens in die Grenzen der Frage: was in Verbindung mit der bisherigen Deutschen Verfassung (in Verbindung mit dem öffentlichen und dem Privatrechte der einzelnen Deutschen Territorien, desgleichen in Verbindung mit den gangbaren Ideen des gemeinen Lebens) bequem und billig sey, — einschränkt, gibt er manche einzelne, Vöherzigung verdienende, Bemerkung. Eine ins Detail eingehende Critik dürfte hier nicht am rechten Orte seyn. Der Recensent darf aber die Anmerkung nicht unterdrücken, daß ein umfassendes und genaues



Studium der particulären Rechts-Normen über das Zunftrecht gerade für die Art und Weise, wie diese zweyte Abhandlung durchgeführt ist, nicht ohne bedeutenden Nutzen gewesen seyn würde.

### Lübeck.

Wir wissen wohl, daß es mit dem Plan unserer Gelehrten Anzeigen, welche auf Fortschritte wissenschaftlicher Kenntnisse, und auf das Unbekannte und Neuaufgefundene oder weniger Bekannte in der Litteratur eigentlich eingeschränkt seyn sollen, nicht wohl zusammenstimmt, Gelegenheits- und Schulschriften, welche sich mit demjenigen beschäftigen sollen, was eine besondere Beziehung auf ihre Schulanstalt hat, zum Zweck und Inhalt haben kann. Indessen gibt es auch hier Ausnahmen. Ohne derjenigen Schriften zu gedenken, welche einen gelehrten, philologischen oder andern Gegenstand abhandeln, so verdienen die Schulschriften aus dem Königreiche eine Erwähnung, und auch oft andere, da überhaupt der so sehr gesunkene Schulstand Aufmunterung jeder Art gebeut und zur Pflicht macht, beizutragen, was man nur kann. Und dann sind einige Worte auch eine Empfehlung.

Hr. M. Heinrich Kunhard, Professor am Gymnasium zu Lübeck, bereits durch seinen *Socrates* und andere Schriften bekannt, hat 1811 *Beispiele zu syntactischen Uebungen* herausgegeben, Octav 144 Seiten. Wer die Schwierigkeiten kennt, den Anfänger in den ersten Versuchen der Anwendung der syntactischen Regeln zu üben, wird jeden Versuch zu schätzen wissen, den ein Lehrer, das Geschäfte zu erleichtern, anstellt. Aus diesem Gesichtspuncte

768 G. g. A. 77. St., den 14. May 1812.

betrachtet, verdient diese, auf eigene Versuche und Erfahrungen gegründete, Beispielsammlung Achtung; sie wird Schulmännern Erleichterung verschaffen können, durch passende Beispiele und Redensarten für jede Regel. Zum Leitfaden ist die kleine Brödersche Grammatik genommen.

### Eben daselbst

hat der Hr. Director und Professor Mosche die sechste Nachricht von dem Gymnasium und der Bürgerschule zu St. Catharinen in Druck gegeben, mit Erfahrungen aus der Schule. Zweytes Stück. Ueber den häuslichen Fleiß der Schüler. Quart 24 Seiten. Zweckmäßig ist Gegenstand und Ausführung.

5

### Frankfurt am Main.

Von des verdienten Hrn. Prof. Kopp zu Hanau, Correspondenten unserer Societät der Wissenschaften, sehr nützlichem Jahrbuche der Staatsarzneykunde ist in unsern Anzeigen 1809 84. St. die erste Erscheinung, und der erste Band, ausführlich angezeigt worden, um unsere Leser von Plan, Einrichtung und Ausführung zu urtheilen in Stand zu setzen: der zweyte, dritte und vierte Band sind hierauf zu bestimmter Zeit gefolgt. Unsere Blätter, bey dem engen Raum, und ihrer ganzen Bestimmung nach, erlauben uns nicht, periodische Sammlungen von einzelnen Aufsätzen Band für Band und Stück für Stück wieder auszu ziehen; wir freuen uns aber, sagen zu können, daß die folgenden Theile dem ersten an Wahl, Güte und Menge sehr belehrender Aufsätze gleich kommen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 16. May 1812.

Berlin.

In Commission der Nicolai'schen Buchhandlung:  
Ueber Inhalt und Vortrag, Entstehung und Schick-  
sale des königlichen Buchs, eines Werks von der  
Regierungskunst, als Ankündigung einer Ueber-  
setzung; nebst Probe, aus dem Türkisch-Persisch-  
Arabischen des Waasi Aly Dschelebi, von Heinrich  
Friedrich von Diez. (Zum Besten der Almosen-  
kasse beym Dom zu Berlin; auf eigene Kosten).  
1811. 214 Seiten gr. Octav.

Diese Schrift des Hrn. geh. Legationsraths und  
Prälaten von Diez war bey ihrer Abfassung zur  
Vorrede seiner Deutschen Uebersetzung einer im  
ganzen Orient und Occident viele Jahrhunderte her  
berühmten und gelesenen Dichtung, des königlichen  
Buchs, bestimmt, konnte aber, als eine für sich  
bestehende Abhandlung, zu dem auf dem Titel an-  
gezeigten Zweck, besonders gedruckt werden. Ein  
vortreffliches litterarisches Stück! Die Geschichte  
des königlichen Buchs, sein Ursprung, seine Schick-  
sale und seine Bearbeitung bey Morgen- und Abend-  
ländern, in alten und neuen Sprachen, sind in ein  
D (4)

Nicht gesetzt, wie 'es nur der Besitz der reichsten Hülfsmittel über diesen Gegenstand geben konnte. Das Werk selbst, von dem die Rede ist, handelt von der Regierungskunst, aber auf Morgenländische Weise, und nicht im Sinn der neuen Schulen; es weiß nichts von Speculation, nichts von Regierungsformen, Politzen- und Finanzwissenschaften u. s. w.; es spricht von den Vollkommenheiten des Geistes und Willens, durch die man auf die beste Einrichtung der Geschäfte des Lebens im Staate geführt wird. Die Regierungskunst geht hier von der Erkenntniß seiner selbst aus; und nach den Erfahrungen, an sich selbst und in seinem Hause gemacht, lehrt sie, wie Neigungen, Begierden und Leidenschaften im Staate im Zaume zu halten sind. Hiernach zerfällt sie in drey Theile, in Regierung seiner selbst, seines Hauses, und des Staates. Was über sie bemerkt wird, ist in Lehren, Beschreibungen und Erzählungen vorgetragen: die Lehren in einem einfachen, bildlosen Style; die Beschreibungen von Beschaffenheiten und Eigenschaften der Personen und Dinge, in einer Reihe der kühnsten Bilder, weil sich daran das Gedächtniß halten, die Einbildungskraft vergnügen, und Verstand und Scharfsinn üben sollten; die Erzählungen endlich mit der ganzen Kunst, zu erzählen, die der Verfasser im hohen Grade besaß. Es sind großen Theils Thiergeschichten: gemeine und alltägliche Dinge sollten durch Thiernahmen gehoben, und dem Gedächtniß eingepägt werden. Man hat die Liebe des Orients zu solchen Erzählungen aus dem Despotismus abgeleitet, dem man nur versteckt Wahrheiten sagen dürfe; Hr. von Diez möchte sich dieselbe lieber aus dem Verlangen erklären, die Verstellung mit der Wahrhaftigkeit auszugleichen, weil Fabeln die Freyheit geben, Jedem verdeckt in

Geficht zu sagen, was man der Wahrheit angemessen findet. (Vielleicht aber, daß sie dem Kindersinne des Orients ihren ersten Ursprung verdankt, und nachher nun zu Mehrerem brauchbar gefunden worden ist.)

Der litterarische Theil dieser Abhandlung ist sehr ausführlich und genau. So häufig auch dieses Werk moralischer Dichtungen seit dem Mittelalter von Dichtern und Moralisten, von Orientalisten und Litteratoren, genannt, gepriesen, und stückweise und im Ganzen aus einer Sprache in die andere übersezt worden ist, so fehlte es bisher dennoch an einer richtigen Vorstellung von ihm; man hat sich an bloße Sagen über dasselbe gehalten, die durch des Verf. Untersuchungen fast durchweg als Irrthümer hinfallen. Es galt für ein ursprünglich Indisches Werk, das vom Brahman Vidpai (oder Pápai) für den Indischen König Dabschelim verfaßt, und nachher dem Könige Humajun Fal im äußersten Lande von Sina von seinem Großwesir Ehdschesté Rej zur Befolgung bey seiner Regierung empfohlen worden. Daß dieses alles Dichtung sey, hat, dünkt uns, der Verf. völlig erwiesen, und dagegen wahrscheinlich gemacht, so weit dieß bey einer Dichtung möglich ist, daß unter dem Könige Humajun Fal Niemand, als Cosru Anuschirwan (reg. A. Chr. 531 bis 579), daß unter Ehdschesté Rej der weise Großwesir Anuschirwan's, Búzri Dschumbur, zu denken, und letzter der eigentliche Verfasser des Buches gewesen sey. So reiher sich alles aufs natürlichste an einander. Mit Cosru Anuschirwan fängt die Geschichte des Buches an. Nach der Vorrede der Arabischen, Neuperstischen und anderer Uebersetzungen desselben soll er seinen Leibarzt Berzujijeh nach Indien geschickt

haben, um dasselbe zu hohlen, und es ins Persische (damahls Pehlvi) zu übersezen. - Vüzri ist nur in Verzuwizeh geradbrecht; aus dem weisen Vüzri ist ein Arzt des Namens geworden, durch einen Mißgriff, weil-Hakim im Arabischen, Persischen und Türkischen beides, Arzt und Weiser oder Philosoph, zugleich bedeutet. Auch im Griechischen Texte des Simeon Seth hat sich noch Vüzri Dschumhur erhalten, obgleich durch Nebenumstände etwas verdunkelt. Da nun das Buch während Nuschirwan's Regierung in der Geschichte zuerst erscheint, wer paßte sich besser zu seinem Verfasser, als dessen Großwesir; dem er, wofern er nicht schon unter seinem Vater Kobad im Amte gestanden, gleich bey seiner Thronbesteigung, als dem ausgezeichnetsten Weisen seiner Zeit, die Verwaltung der Angelegenheiten seines Reichs anvertrauet hat? Er hat noch mehrere Schriften verfaßt, wovon eine, das Buch der Glücklichen, das Hr. von Diez in Abschrift besitzt, in Geist, Ton und Sprache ganz mit dem Werke, das in Anfrage ist, übereinkömmt. So verwandelt sich der bisher angenommene Uebersetzer Vüzri Dschumhur aus dem Indischen in den eigentlichen Verfasser des Buchs in Pehlvi. (Dieser Vorstellung scheint bloß im Wege zu stehen, daß man dieselben Erzählungen und Dichtungen auch bey den Indern wirklich findet, die sie schwerlich aus einem Persischen Schriftsteller entlehnt haben. Man müßte daher außerdem noch annehmen, daß eine Anzahl älterer Fabeln und Erzählungen, die vielleicht Indien zum Vaterland gehabt hätten, von Vüzri Dschumhur als Stoff zu seinen Dichtungen genutzt worden sey.) Das Original ward (wenn man Ebed Jesu glauben darf) von dem Syrischen Geistlichen Bud, und zwar, da dieser

ums Jahr 570 geblüht haben soll, wenige Jahre nach der Erscheinung des Originals, ins Syrische übersetzt. Hatte wirklich, was Ebed Jesu sagt, die Syrische Uebersetzung, wie jetzt noch die älteste Arabische, Colailah wa Dimne in der Aufschrift: so war wahrscheinlich dieß auch der Titel des Pehlvischen Originals.

Im achten Jahrhundert fangen die Uebersetzungen an, welche die Zeit überlebt haben. Die älteste Arabische wurde auf Befehl des Abbasidischen Chalifen Abu Dschafar (reg. 754 bis 775 zu Bagdad) von Iman Hussein Abdallah verfertigt, und von dieser hat der jüngere Schultens das erste Kapitel (1786) drucken lassen. 2) In die Neupersische Sprache wurde das Buch übersetzt auf Befehl des Königes von Persien aus dem Hause der Samaniden, Abu Hassan Emir Nasser Ben Ahmed (reg. von 913 bis 943). 3) Mit großen Erweiterungen, und, wie die Vorrede sagte, mit Blumen der Beredsamkeit geschmückt, gab es Abu Naffar Allah Ben Mohammed aufs neue Arabisch heraus auf Befehl des Sultans von Gasna, Abu Modhaffer Behram Schah (reg. 1118 bis 1153). 4) Diese so geschmückte und erweiterte Arabische Uebersetzung arbeitete Hussein Ben Ali Alwaij, mit dem Zunahmen Kaschifi, auf Ermunterung des Statthalters von Hera, des Emir Sobehli, unter der Regierung des Timuriden-Sultans Hussein Beikra zwischen 1470 und 1503 in Neupersischer Sprache um, unter dem zu Ehren seines Ermunterers gewählten Titel: Enwari Sobehli (das Licht des Canopus). Er spann das Werk noch weiter durch eingeschaltete Gedanken, Beschreibungen, Erzählungen, Sprüche und Verse aus. Aus dieser ist wenigstens eine Erzählung,

die vom Gärtner und der Nachtigall, vor kurzem gut ins Deutsche übersetzt worden. Wahrscheinlich lag auch eine Persische Uebersetzung bey der Ausgabe zum Grunde, welche der Kaiser Akbar (reg. 1552 bis 1605) durch seinen Wesir Abu l'Fazl unter dem Titel: Ajar Danesch (Probierstein der Wissenschaft oder Weisheit) verfertigen ließ. Gewisser ist, daß 5) aus der Uebersetzung des Raschid die Türkische des Waasi Ali Dschelebi unter Sulejman I. (reg. 1519 bis 1566) gekossen ist, die den Titel: Humajun Nameh (königliches Buch) führt. Sie ist aber weniger Uebersetzung, als Umarbeitung des berühmten Werks, für welche der Türkische Verfasser alle Künste der Beredsamkeit aufgebieten haben soll. Hr. von Diez beschreibt sie mit der Begeisterung eines Liebhabers als ein unübertreffliches Morgenländisches Meisterwerk. Diesen Text hat er ins Deutsche übersetzt; und nach der hier von S. 174 bis 214 abgedruckten Probe fällt in die Augen, daß er in einer Schreibart verfaßt ist, deren Nachbildung dem Uebersetzer große Anstrengung gekostet, und seine ganze Sprachkunde, die Arabische, Persische und Türkische zugleich, auf die Probe gestellt haben muß: wer kann ihm die Liebe verdienen, die er zu einem Werke, das ihm so viele Mühe kostete, gefaßt hat? Zur Kühnheit der Bilder und Vergleichen ist die ganze Schöpfung wie aufgebieten, und was auch der reine Geschmack zu erinnern haben möchte, weil sich Bilder und Figuren häufig nicht gehörig in einander auflösen, so kommen doch darin viele Zusammensetzungen vor, die der Morgenländischen Phantasie Ehre machen, und auch dem Abendlande poetischen Nutzen schaffen können. Wenn jene glücklichen



Schwünge der Einbildungskraft in Dichtungen, Vergleichen und Metaphern durch eine Europäische Phantasie gehen, so werden sie eine andere Natur annehmen, und an Richtigkeit und Concinnität gewinnen; es kann nicht fehlen, daß so ein hochgespanntes Werk unsern Dichtern vielen neuen Stoff zur Verarbeitung geben kann. Und sollte sich überhaupt zweifeln lassen, daß ein Dichterwerk, das seit 1200 Jahren nicht bloß in Asien bewundert, sondern auch in Europa in sehr verstümmelten und verzerrten Uebersetzungen so fleißig gelesen worden, in einer so vollkommenen Nachbildung, als Hr. von Diez bereits vollendet hat, auch in unsern Zeiten eine Menge von Lesern anziehen werde? Mag auch von Büzri Dschumhur blutwenig in dem königlichen Buche übrig seyn — auch als Probe Türkischer Staatsweisheit und Poesie muß es der Litteratur schätzbar seyn. Auf welchem Wege es im Druck erscheinen mag, auf Subscription, oder durch eine Verlagshandlung, welche die Kosten trägt, so werden die beiden Alphabete, aus denen es bestehen wird, die Almosenkasse beim Dom zu Berlin, welcher sehr edelmüthig der ganze Ertrag des Buchs bestimmt ist, nicht leer ausgehen lassen.

Der letzte Abschnitt gibt Nachrichten von den Europäischen Uebersetzungen, ungedruckten und gedruckten, in denen diese Dichtung seit dem Mittelalter erschienen ist. Sie fangen mit der Griechischen des Simeon Seth (ums Jahr 1100) an, und laufen bis in das neunzehnte Jahrhundert herab. Es sind, wenn wir uns nicht ver zählt haben, 27 an der Zahl (verschiedene Ausgaben

derselben Uebersetzung; auch unter verschiedenen Titeln, nicht mitgerechnet); und doch steigt die Zahl vielleicht noch höher, wenigstens nach dem, was der Recensent sich darüber gesammelt hat, das aber zu einer Ergänzung nicht dienen kann, da es bloß aus beyläufigen Anführungen genommen ist; und wie wenig man sich auf diese verlassen kann, hat der Verf. in reichen Beispielen gezeigt. Nur die Frage S. 143: "ob die Fabeln der Dieren door M. Gheeraestr. Brügge 1667<sup>o</sup> Quart, zu den Uebersetzungen des Asiatischen-Werks gehören?" kann er verneinend beantworten, wenn *Marcus Gheeraerds Waarachtige Fabeln der Dieren* gemeint sind, und Gheeraestr ein Druck- oder Schreibfehler ist. Diese Fabeln sind von Eduardde Deene, einem Niederländischen Dichter aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts; vielleicht aber hier und da Morgenländischen Originalen nachgebildet. Der Name des Kupferstechers, Marcus Gheeraerds, ist der Sammlung vorgesetzt, weil er die Kupfer dazu verfertigt hat.

Wir fügen noch bey, daß Hr. von Diez die *Ermahnung an Islambol* oder das Strafgedicht des Türkischen Dichters Uweisi über die Ausartung der Osmanen, das zuerst in den Fundgruben des Orients gedruckt war, der mit seinem Manuscripte vorgenommenen orthographischen Abänderungen und der eingeschlichenen Druckfehler wegen, auf seine Kosten neu hat drucken lassen: Berlin, in Commission der Nicolai'schen Buchhandlung 1811. Quart 40 S. Des Vorfalles selbst ist schon in der Recension der Fundgruben im Jahrg. 1811 S. 135<sup>2</sup> dieser Anzeige erwähnt worden.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 16. May 1812.

Göttingen.

Wir eilen, die so eben bey uns eingelaufene Nachricht über einen bey **Erleben**, zwischen **Magdeburg** und **Helmstädt**, erfolgten **Steinregen** mitzutheilen; den ersten, der, so viel bekant ist, in unsern Norddeutschen Gegenden beobachtet worden. Am 15. April um 4 Uhr Nachmittags, bey stiller Luft und heiterem Himmel, vernahm man in den Gegenden von Helmstädt bis Magdeburg einen starken, einige Secunden nachhaltenden Knall, den zu Magdeburg Einige für einen fernem heftigen Kanonenschuß, Andere für die Explosion eines Pulverwagens hielten. Zu **Erleben** wurde der Schlag am stärksten gehört. Auch soll an diesem Orte von einigen Personen zugleich ein Blitz bemerkt worden seyn. An der Stelle, woher der Knall am stärksten geschallt, entdeckte bald darauf ein Hirte ein frisch eingeschlagenes tiefes Loch, und in demselben einen Stein von ungewöhnlicher Schwere und der Größe eines kleinen Kinderkopfes. Von diesem Steine

E (4)

hat unser Professor Zausmann durch die Güte des Hrn. Post-Secretairs von Drake zu Magdeburg ein schönes Stück erhalten, welches sich durch seine äußeren Merkmale als ein echter Aërolith bewährt.

Das absolute Gewicht des Stücks beträgt genau 200 Grammen, oder 13 Loth 2 Quentchen, 812 $\frac{1}{2}$  Reichspennige des Cöllnischen Markgewichts. Mehrere Seiten desselben zeigen frischen Bruch; an ein paar andern hingegen stellt sich noch die natürliche Oberfläche mit ihrer charakteristischen Cruste dar. Aus der Gestalt der Oberfläche ist ersichtlich, daß das Stück keine vollkommene Kugel, sondern stumpfckig war. Uebrigens zeigt die Oberfläche eine Menge kleiner Vertiefungen und körnerförmiger Erhöhungen. Die Cruste ist von nicht meßbarer Stärke. Sie besitzt eine rusbraune Farbe; ist theils matt, theils zeigt sie einen schwachen Schimmer. Sie äußert Wirkung auf die Magnetnadel, und scheint nach allen Merkmalen größten Theils aus Eisenorydul zu bestehen. Auf dem frischen Bruche ist der Stein rauh, und im Anfühlen scharf. Aus der Ferne gesehen, erscheint die Bruchfläche aschgrau, im Ganzen matt, aber mit einer Menge sehr kleiner glänzender Punkte. In der Nähe, zumahl mit bewaffnetem Auge, betrachtet, erkennt man ein feines und gleichförmiges Gemenge von hauptsächlich zwei wesentlich verschiedenen Substanzen. Sehr kleine krystallinische Körner gediegenen, vielleicht Nickelhaltenden, Eisens verrathen sich durch ihre stahlgraue Farbe und ihren starken Metallglanz. Mit diesen verbunden ist eine theils rauchgraue, theils graulichweiße, anscheinend splitterichte, wenig glas-

artig glänzende, Substanz, welche einige Aehnlichkeit mit Quarz zeigt. Hin und wieder scheinen sehr kleine Schwefelkieskryalle beygemengt zu seyn, und an einigen Stellen bemerkt man auch noch eine nicht zu bestimmende schwarze krystallinische Substanz. Das Gemenge ist überaus fest und schwer zersprengbar, wodurch sich dieser Meteorstein vor manchen andern auszeichnet. Er ritzt das Glas, und gibt am Stahle Funken. Die metallischen Theile sind malleabel, welches man wahrnimmt, wenn man mit einem Hammer auf eine Bruchfläche schlägt. Sie äußern eine Wirkung auf den Magnet, indem sie nicht nur die Nadel aus einiger Ferne schon beunruhigen, sondern auch stark vom Magnete gezogen werden. Polarität ist an dem untersuchten Stücke nicht zu bemerken. — In kleinen Splintern vor dem Löthrohre für sich behandelt, kommen die Eisenspäner sogleich in Fluß, und hüllen in Gestalt einer schwarzen, dem Magnete folgamen, Schlacke (— als Eisenorydul —) die übrigen Gemengtheile ein, welche übrigens keine Veränderung erleiden, aber im Boraxglase langsam aufgelöst werden, ohne dasselbe merklich zu färben.

Nach den von den Professoren **Stromeyer** und **Hausmann** gemeinschaftlich angestellten Versuchen ist das eigenthümliche Gewicht des Steins, mit Berücksichtigung der Temperatur des Wassers und des Barometerstandes, nach der von **Tralles** angegebenen Corrections-Methode, = 3,6038.

Unser Professor **Stromeyer** hat bereits mit einigen von jenem Stücke abgeschlagenen Bruchstücken eine chemische Analyse unternommen, deren Resultate derselbe demnächst ebenfalls der königl.

Societät, und durch diese Blätter dem Publicum, vorlegen wird.

*L* London.  
 Voyages and Travels to India, Ceylon, the red Sea, Abyssinia and Egypt — by GEORGE, Viscount VALENTIA. Zweyter Band. (s. oben S. 697 f.)

Dieser Band enthält zuerst die wichtige Untersuchungstreife des Verf. längs der westlichen Küste des rothen Meeres, da es ihm immer räthselhaft vorgekommen war, daß diese Fahrt von den Neuern als so gefahrvoll verschrien sey, da sie doch von den Alten durchgehends der an der Ostseite vorgezogen worden. Auf seinen Anlaß ward von dem General-Gouverneur von Indien eine Bombay-Brig zu dieser Untersuchung beordert, so daß dabei der Capitain derselben unter dem Commando des Lords stand. Im März 1804 ging das Schiff von Mangalore unter Segel, und kam nach vier Wochen in die Straße von Bab-el-Mandeb. Eine vorher noch nicht beschriebene, und vermuthlich noch von keinem Europäer besuchte Insel unweit Massowah erhielt den Nahmen unsers Verfassers, der sie für Orine der Alten hält. Die Häuser auf Dhalac aus Quadern von Madreporböcken gebaut, und mit den Blättern der Duhm-Palme (— *Hyphaene cucifera*, s. die vorjährigen Anzeigen S. 1237 u. f. —) gedeckt. Ueberall ward den Reisenden Kaffee gereicht, bekanntlich ohne Zucker und Milch, in kleinen Tassen, auf einem Untersaße von Filigran. See-Egel, mit Stacheln fußlang, und spitz wie Nadeln. In einem Warenverzeichniß von Massowah auch Rhinocer-Hörner. Das

currente Geld sind Piaster, und statt Scheidemünze Venetianische Glaskorallen, deren 2760 solch einen Thaler gelten. — Allerhand Zwist zwischen dem Verf. und dem intriganten Capitain der Brig nöthigten jenen, das Schiff zu verlassen, und insoß auf einem andern nach Mocha zu gehen, einen Abstecher nach Aden, und von da zurück nach Mocha zu machen, von wannen er nach Bombay segelte, wo er seinen Capitain im Arrest fand. — Daß sich der Arabische Handel zeitlich von jenem herrlichen Hafen zu Aden nach Mocha gezogen, davon war nur das der Grund, weil der Souverain von letzterem Orte zugleich im Besitze des dasigen Kaffee-Landes war. Nun, da sein Reich durch die Wahabiten zerstückt ist, wird sich Aden wahrscheinlich zu seinem Glor wieder erheben. Der Verf. hält letzteres ganz ausgemacht fürs Endämou im Periplus. — Bey der Ankunft des Verf. zu Bombay hatte eine schaudervolle Hungersnoth Tausende von Hindus aufgerieben. Manche Dörfer waren rein ausgestorben. Einzelne Schilderungen von Hungerssterbenden, oder von Verhungerten, die von Heyern und Schakalen und Paareierhunden zerrissen werden, sind zum Entsetzen. Und doch passirten häufig Proviantsfuhren durch die Dörfer der verhungerten Hindus nach Parwell, ohne daß diese geduldigen, sanften Menschen je einen Aufstand erregt, so eine Lieferung angefallen hätten! — Des Verf. Besuch bey einem großen Indischen Heiligen zu Chinchoor, dessen Geschichte im VII. Bande der Asiatic Researches beschrieben ist, und den ein großer Theil der Mahratten für den eingefleischten Gunputty, ihre Lieblingsgotttheit, hält. — Der arme Afer-

gott hatte ein Fell auf den Augen, weßhalb er den Englischen Arzt in des Verf. Begleitung consultirte. — Der größere Theil der Einwohner von Bombay sind Persis, Nachkommen der Persianer, die sich im 16. Jahrhunderte hieher zogen, da Schah Abbas ihre Tempel auf dem Abend zerstörte, und die Feueranbeter vertrieb. Sie sind reich, thätig, und dabey von ausgemachter Rechtlichkeit. Der Verf. zieht sie jedem andern Indischen Volke, das unter Britischer Botmäßigkeit steht, unendlich vor. Nach allen Erkundigungen, die er dort eingelesen, zweifelt er weder an der Echtheit der Zend Avesta, noch an der Treue von Anquetil's Uebersetzung. Auch habe Sir William Jones noch vor seinem Tode seine frühern Ausfälle dawider als irrig zurückgenommen. Die schöne Esplanade wimmelt des Morgens und Abends von den Sonnenanbetern in ihrem weißen Gewande, die bey'm Auf- und Untergang derselben ihre Andacht halten, indest die Weiber, wie zu der Patriarchen Zeit, nach dem Brunnen gehen, um Wasser zu schöpfen. Auch die wundersamen uralten Felsen-Pagoden von Carli, Salfette und Elephanta hat der Verf. besucht, und gibt interessante Nachlese mit Abbildungen zu den Nachrichten seiner Vorgänger. Die Menge und Größe dieser nun verödeten Fellentempel zeugt von der ehemahligen Bevölkerung ihrer Umgebungen, die jetzt mit Wäldern, fast undurchdringlichem Dickicht, dem Aufenthalt der Tiger u. s. w., bedeckt sind. (— Jungle, ein vom Verf. oft gebrauchtes, aber verenglischtes, Wort ist das Hindostanische *jungel*, und bedeutet nach FERGUSON'S *Dictionary of the Hindostan language*, das wir deßhalb



nachschlugen, so viel, als Dicksicht, Waldung, Wildniß, Einöde. —

Durch die Vorsorge des General-Gouverneurs fand sich nun der Verf. im Stande, in einem andern, für seinen Zweck passenderen, Schiffe nach Mocha zurück zu kehren, und seine Untersuchungsreise auf dem rothen Meere fortzusetzen. Von Mocha zunächst nach den westlichen Inseln, Dhacalac, Massowah, Suakin ic., und so nach der Küste von Habessinien. Vergleichung mit den Angaben der Alten, namentlich im Periplus, und dessen gelehrtem Commentator, Hrn. Vincent, was aber für unsere Anzeige keinen Auszug leidet. — Daß sich jetzt auch in den Türkischen Gebräuchen Manches ändert, zeigt ein grüner Khelaut, der dem Verfasser beim Besuch bey einem Emir auf Suakin über die Schultern gehängt ward. Das wäre noch vor wenigen Jahren in der Türkei unerhört gewesen, wo es für einen Christen gefährlich gewesen seyn würde, auch nur ein Stückchen von dieser bey den Mohammedanern heiligen Farbe zu tragen. — Das Profil-Portrait eines Suakini-Arabers von sonderbarer Physiognomie. Der Verf. verbürgt die vollkommene Treue der Abbildung, und meint, es sey unmöglich, nicht von der Aehnlichkeit zwischen dieser und denen von den Südsee-Inulanern in Cook's Reisen frappirt zu werden.

(— Den Rec. frappirte vielmehr diese Behauptung selbst; und so sehr bekannt ihm auch die National-Physiognomien dieser Insulaner in den Original-Ausgaben aller drey Reisen sind, so hat er sie doch auf diesen Anlaß von neuem durchgemustert, ohne irgend eine andere Aehnlichkeit

mit dem Wilde quaestionis zu finden, als höchstens in den sonderbar gedrehten Kopfhaaren, z. B. bey dem Einwohner von Tanna in der zweyten Reise Vol. II. Pl. XXVI. Er erinnert dieß nur zur Warnung für Anthropologen, die auf die Autorität der sonst noch so zuverlässigen, nur, wie es scheint, phsygnomisch eben nicht tactfesten, Reisebeschreiber seltsame Fehlschlüsse auf Abstammung oder Verwandtschaft weit entfernter Völkerschaften ziehen dürften. So findet, um nur Einen dieser Reisenden zu nennen, Hr. Barrow in einer seiner Reisebeschreibungen die Gesichtsbildung der **Brasilianer** der von den **Malayen** und **Schinesen** ähnlich; in einer zweyten die von den **Schinesen** der **Hottentotten** ihrer analog; und in der dritten vergleicht er wieder der **Hottentotten** ihre mit der von den **alten Aegyptern** und **Aethiopiern**. —)

Wer Bruce's Reisen gelesen hat, erinnert sich wohl noch mit Verdruß seiner verwünschten Fliege Tsaltalaha oder Zimb, von der er Wunderdinge erzählt (wie durch ihre Plage die Hirten im alten Habesch zu Nomaden und Expeditionshändlern der Euschiten geworden wären &c. &c. &c.), ohne daß man weder aus seiner Beschreibung, noch aus der monströsen Abbildung, die er gibt, nur irgend errathen konnte, was nur irgend für eine Art Bremse darunter gemeint seyn sollte. Hier unser Verf., und früher auch Hr. Browne, erhielten beiderseits von Leuten, die in Sennaar gewesen waren, die Versicherung, nie ein Wort von solch einem Dinge gehört zu haben. Auch Bruce's vergebliche Fahrt von Cossair nach den berühmten Smaragdbrüchen auf Tibbel Zumurud hält unser

Verf. für eine bloße episodische Fiction. — Hin- gegen ertheilt er den Portugiesischen Berichten des Don Juan de Castro, der mit Stef. de Gama 1540 die Westküste des rothen Meeres befuhr, das Zeugniß der größten Zuverlässigkeit. — Gefährliche Fahrt längs der Habessinischen Küste zwischen Klippen und Korallenriffen. Der Verfasser tritt Danville's Vermuthung bey, daß die weiland so berufenen Goldminen von Berenice panchry- sos bey Salaka oder Macowar, wohin er doch nicht selbst gelangte, zu suchen seyen. — Die Hayfische werden im rothen Meere der Finnen wegen gefangen, die über Indien nach China gehen, wo man sie wie die Lunkinsnester verspei- set. — Auf Valentia-Insel verlangten die Ein- wohner Kronthalen, statt daß bis dahin Pfaster cursirte hatten. — Das Gouvernement von Mo- cha ist die beste Bestallung des Imām's, wegen der großen Summen, die er von den Vanianen und fremden Kaufleuten erpressen kann. Der damalige Gouverneur (oder Dola) hatte zu die- sem Behuf eine Methode erfunden, die Vanianen in ein Zimmer zu sperren, und so lange, bis sie sich zum Ziele legen, mit Schwefeldampf zu äng- stigen. — Mit ihren religiösen Menschenfah- ren scheinen es die dortigen Araber eben nicht nach der strengen Observanz zu halten. Für ein Trinkgeld transportirten sie ein lebendiges Schwein vom Schiffe nach der Englischen Factorey, und für Einen oder ein paar Thaler bringt ein Sol- dat des Dola einen Christlichen Liebhaber gern zu einem Türkischen Freudenmädchen, und hält dertweile vor der Thüre Wache. — Die Kinder bey Zeiten ans Lügen zu gewöhnen, ist ein Haupt-

punct ihrer Erziehung. — Tabellarische Uebersicht des Ertrags der Ausfuhr von Gummi, Myrrhen, Weihrauch, und zumahl des Mocha-Kaffees. Bey letzterem große Verschiedenheit nach dem Wege, auf welchem er nach Europa gebracht wird. — Interessante Notizen von Abdul Wahab und seiner Secte, die nun seit 40 Jahren so große Revolutionen in Arabien verursacht. Sein Sohn und Nachfolger ward im May 1803 in einer Mordschee während er betete von einem Araber, dem er lange Jahre vorher eine Tochter geraubt hatte, ermordet. Sein jetztlebender Enkel hat im gleichen Jahre Mecca, und im folgenden auch Medina, erobert, und den Wallfahrten dahin ein Ende gemacht. Nur der kleine Staat von Aden hat sich noch erhalten. Wiederholte Anträge und Anerbietungen der Wahabiten aber, denen es zumahl um Waffen und Ammunition zu thun ist, an die Regierung von Bengalen sind von dieser noch immer unbeantwortet geblieben. — Kaffee trinken und Tobakrauchen haben sie schwer verpönt. Sie zerstörten die Kaffeehäuser, und verbrannten die Tobaksmaschinen haufenweise. —

Hr. Salt reisete nun, wie oben erwähnt, im Julius 1805 nach Habessinien. Von Arkoko südlich über Zaranta nach Diran, Antalow, Arum und Adowa. Bey Diran gefleckte Hyänen (*Canis crocuta*) von der Größe eines kleinen Esels, aber menschenscheu; eine derselben schleppte eine ganze Carcasse eines Pferdes fort. Kein Habessinier rührt eine erlegte Hyäne an; doch hat ein Baharnegasch (Priester und Gerichtsschulze) um die Leber einer geschossenen, um sie als Ingrediens einer Tinte zu Zauberformeln zu gebrauchen; trug

sie aber sehr ängstlich an einen langen Stecken angepießt von dannen. — Die Kinder von beiden Geschlechtern werden, acht Tage alt, von einer Frau beschnitten. Die Buben heirathen, wenn sie 14, die Mädchen, wenn sie 10 bis 12 Jahre alt sind. Eine Auszeichnung der Weiber von Stande ist, daß sie ihre Nägel der linken Hand mächtig lang wachsen lassen, und zum Schutz derselben lederne Kapseln darüber tragen. — (Die Anzeige des dritten Bandes nächstens.)

### Paris.

Mélanges de critique et de philologie; par S. Chardon de la Rochette. Tome I. II. III. Bey Hautel 1812. Octav. Drey Bände. Hr. Chardon de la Rochette kannten und schätzten wir längst als einen der vorzüglichsten Litteratoren und Critiker; er ist auch seit einiger Zeit mit unserer Societät der Wissenschaften als correspondirender Associe verbunden, vorhin aber bereits durch Anmerkungen einer Uebersetzung von unserm Meiners Geschichte der Wissenschaften bekannt (s. G. g. A. 1799 24. St. S. 233). Wir machen uns also ein Vergnügen daraus, die hier gelieferten vermischten Schriften ohne Aufschub anzukündigen. Zwar standen sie, der Ankündigung selbst nach, zum Theil bereits in litterarischen Journalen, vornehmlich im Magazin encyclopédique; sie sind aber nun entweder ganz umgearbeitet, oder verbessert und vermehrt. Für unsere Deutschen Litteratoren ist dies Werk als ein werthes Geschenk anzusehen; Hr. de la Rochette kennt und liebet unsere Deutschen, nähert sich auch in der Art der Behandlung, der Griechischen Critik und Litteratur besonders, den Deut-

sehen. In Ansehung der alten Classiker bleibt er bey weitem nicht, wie so viele seiner Landsleute, bey bloßen zierlichen Uebersetzungsversuchen stehen, und ist nicht damit zufrieden, wenn nur die Haut recht glatt ist, auch mit Anwendung einiger moderner Schminke. Von ihm erwartet die gelehrte Welt, die sich mit der Griechischen schönen Litteratur beschäftigt, eine neue Ausgabe der Griechischen Anthologie. Nach dieser, oder doch nach Nachrichten von derselben, blickten wir am ersten, und fanden I. Band S. 117. . . 19 Nachricht, sie würde längst erschienen seyn: si la terrible révolution, qui nous a froissés dans tous les sens, ne m'avoit pas obligé de sacrifier mon temps et ma modeste fortune pour sauver ma tête. Aber, fährt er fort, bey dem Verzuge habe seine Bearbeitung der Anthologie desto mehr gewonnen, durch Sammlung und Beyträge anderer Gelehrten. Die Ausgabe wird in 9 Großoctav-Bänden bestehen, in zwölf Abtheilungen der Gedichte, völlig nach Vorgang der Abtheilung des Cod. Palat. Nur die darin vorangesezten Gedichte Chyristodors und die Eyzicensche Inschrift werden XI. und XII. Abtheilung ausmachen. Die ganze Einrichtung ist hier eingerückt. Proben seiner critischen Behandlung der Gedichte kommen in dem Werke, wovon wir sprechen, häufig vor, und machen einen vorzüglichen Werth der jetzigen Sammlung von gemischten Aufsätzen aus.

Anderer Deutsche periodische Blätter, welche dieser Gattung von Litteratur allein gewidmet sind, werden sich bey Anzeige und Auszügen der einzelnen Aufsätze aufhalten. Unsere Anzeigen haben, ihrem Zwecke zufolge, engere Grenzen. Doch werden uns keine vorzügliche Stücke entgehen, einige viel

leicht länger aufhalten. Ein vierter und fünfter Band sollen ohnedem noch folgen, welche ganz der Griechischen Philologie gewidmet seyn, und zwar der fünfte einen ungedruckten Griechischen Roman, **Nicetas Sigemanus**, enthalten soll.

Diese Gattung von spätern Griechischen Schriftstellern scheint unsern Gelehrten besonders angezogen zu haben. Im ersten Bande sind drey vorhin noch ungedruckte Stücke vorgesezt: Auszüge aus Griechischen Romanen von **Anton Diogenes** und **Jamblichus**: nach den Auszügen in der Bibliothek des Patriarchen **Photius** übersezt und mit Anmerkungen begleitet; und diese Anmerkungen sind dasjenige, was den Leser anziehen kann, denn an den ungeheuern Abenteuern des ersten, und den unnatürlichen, lügenhaften Liebes- und Mordgeschichten des andern wird schwerlich ein Sterblicher Geschmack finden. Hat man **Lucians** wahre Geschichte gelesen, so fällt es gleich bey, diese oder ähnliche Schriftsteller mögen diejenigen seyn, die er so meisterhaft persifliert hat. Aber die Griechische Sprache, der Stoff, den der Text für critische Verbesserungen und philologische Erläuterungen an Hand geben, hat unendlichen Reiz für einen Gelehrten; man muß selbst ein wenig vom Handwerk seyn, wenn man sich eine Vorstellung davon machen soll. Im **Jamblichus**, der lange vor dem uns sonst bekannten Schriftsteller dieses Namens, und schon zu **Marc Aurels** Zeit, gelebt haben muß, kömmt Vieles von **Pythagoras** und **Zamolxis** vor, welches von **Hrn. Charodon de la Rochette** Erläuterung erhält. Die Geschichte der Philosophie ist fast mit noch mehr Märchen überladen, als die politische, der es

doch nicht daran fehlt. S. 74 über den Ptolemäus, Zephästions Sohn. — S. 92 Erläuterung einiger Stellen im Suidas; es sind solche, welche Griechische Epigrammen enthalten. Unter diesen ist das Gedicht *εἰς Κοροιβόν*, das unser Deutscher Gelehrte, Hufschke, in seinen *Analecta critica* erläutert hat. — S. 121 Erklärung der Griechischen Inschrift auf den jungen Schiffer, der nach dem Tode seinen Aufenthalt in den Gestirnen hat. Es ist die Inschrift, welche der Bischof Münster an das Licht gestellt, und (mit Hrn. Creuzer in der *Symbolik* II. Band S. 334) aus den Samothracischen Mysterien erläutert hat (s. Göt. gel. Anz. 1811 St. 108 S. 1073 ff.). Jetzt erhalten wir eine ausführliche, sehr willkommene, Nachricht von der Inschrift und von den Versuchen, die bereits von Mehreren angewendet worden, sie zu verbessern und zu enträthseln; Mit kritischem Scharfsinn sehen wir sie hier so weit, als möglich, hergestellt. — S. 144 von einer litterarischen Seltenheit: ein Druck und Uebersetzung vom Abbe Nancé 1639. Anekdoten von diesem seltsamen Manne, nachherigem Abbe de la Trappe; mit vielen andern litterarischen Notizen von Ausgaben Anacreons. — S. 196 über zwey Epigrammen des Philodemus: der als Hausfreund der Pisonen, aus Cicero, durch die Verse im Horaz und in der Anthologie, bekannt war, und durch die aufgefundenen Handschriften im Herkulan aufs neue ins Andenken gekommen ist. Die beiden Gedichtchen (in Brunck Lectt. To. II. und bey Jacobs To. II. p. 79 XXXII.) *ἔαιδο κρηροπλαστῆς* (verbessert *ἔαιδο ὡ κρηροπλαστῆς*) und



die darauf folgenden *Ἀῤῥιον εἰς λιτήν σς*, mit dem andern: *ὄν αἴσις*, aus der Pfalzischen Handschrift hergestellt, ergänzt und erläutert: eine Probe von der künftigen Ausgabe der Anthologie, mit dem Commentar, der ziemlich ausführlich seyn wird. Indessen scheint das *ἄλλον* und *ἄλλοῦ* noch nicht ins Reine gebracht zu seyn. — S. 223 Schreiben an den Abbe S. Leger über einige Ausgaben der Griechischen Anthologie: ein litterarisches Stück über die Litteratur der Griechischen Anthologie, die jeden Litterator, vorzüglich den Hrn. Harles selbst, und die Gelehrten, die sich mit den Griechischen Epigrammen beschäftigen, erfreuen wird; zugleich eine Ergänzung und Berichtigung des Kapitels in Fabricius von Harles, als sie nur ein Gelehrter geben konnte, welcher, wie unser Verfasser, Critik und Litteratur mit einer so vorzüglichsten Genauigkeit vereinigt. Voran steht die Entdeckung eines Betrugs. Das Buch: *Omnium horarum opsonia*, Frankfurt 1614, von Porsius, ist nichts anders, als die Griechisch-Lateinische Anthologie von Megiser, auch Frankfurt 1602. Uns zog besonders die genauere Notiz von den Abschriften von Cephalas Sammlung an sich; und S. 233 f. von den Ausgaben von Aldus und Junta. Daß das Verzeichniß eine Menge seltener Belehrungen über einzelne Epigrammen enthält, läßt sich versichern, z. B. S. 279 f. über das Gedicht *ἔρποι τὴν ἔμαθ' ἐν τῆς*, wo im 4. Verse von Scaliger verbessert ist: *χρλοῦται νεφροῖς πῖαρ ἄπιστον ὄσον* (statt *πῖαρ ἄπεστι νόσον*), welches doch auch nicht weiter führt. — S. 308 über das *Chief*

doeuvre d'un Inconnu: Satyre auf das Lächerliche der pedantischen Notenmacher: ein Buch, dem der Wig des Verfassers und die Schadenfreude der Menschen seiner Zeit eine Celebrität verschafften, die nun weggefallen ist; die Schadenfreude hat sich erhalten: ob auch der seine Wig? getrauen wir uns nicht zu entscheiden; jetzt hat es bloß einen litterarischen Werth; Hr. Chardon de la Rochette hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, alle die verschiedenen Ausgaben zu vergleichen; und die Veränderungen in jeder zu bemerken. Daß der Verfasser Hyacinthe Cordonnier, oder, wie er gemeinlich genannt wird, Themiseuil de St. Hyacinthe, war, ist bekannt. Die erste Ausgabe ist von 1714, die letzte und vollständigste 1732. — S. 336 ein Auszug oder eine Art Recension von van Lynden Disputatio de Panaetio Rhodio (1802). — S. 370 über die Anthologia graeca Hieronymi de Bosch. Daß sie nicht ohne gelehrte Critik ist, kann man leicht denken; sie stand schon im Magasin encyclopédique, ist aber hier mit einer Nachschrift begleitet: Verantwortung an de Bosch. — S. 411 eine andere Recension von dem Gedichte über den bürgerlichen Krieg in Petron, übersetzt von Deguerle; aus welcher erhellet, daß wohl noch zwey Ausgaben vom Petron von berühmten Gelehrten zu erwarten sind: eine von Laporte du Theil, die andere von Clavier. — (Von den beiden übrigen Bänden nächstens.)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 18. May 1812.

Göttingen.

*Heyne*

*Chr. G. Heyne* — *Opuscula academica collecta et animadversionibus locupletata. Volumen sextum.* Bey Dieterich 1812. Octav I. . . XII. 1 . . . 504 Seiten und Index.

Daß Universitäten nicht bloß als Lehranstalten zu betrachten, sondern zugleich als die Prytaneen der wissenschaftlichen Kenntnisse eines Landes, Anstalten zur Vereinigung und reinen Aufbewahrung alles dessen, was die Grundlage der wissenschaftlichen Cultur und die verschiedenen Zweige der nützlichen Kenntnisse in sich begreift, anzusehen sind, ist ein Satz, der nicht anschaulich genug gemacht werden kann. Academische Gelehrte haben also auch den Beruf, ihre neuen Ansichten und Einsichten der Welt nicht bloß mündlich, sondern auch schriftlich mitzutheilen, auch selbst dann, wenn es bloß Erneuerungen und Aufklärungen des bereits von Andern Gedachten wären. Academische Streit-  
schriften, Programmen, Dissertationen, gehören in diese Classe. Nicht alles, was geschrieben wird, kann bestimmt seyn, auf die Nachwelt zu kommen;

§ (4)

Belehrung des Zeitalters, Verbreitung nützlicher Kenntnisse in einzelnen Gegenden, unter verschiedenen Classen der Bürger des Staats, hat seinen großen Werth. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, hielten unsere Vorfahren, mehr als jetzt üblich ist, auf kleine academische Schriften, obgleich auch diese ihrem Mißbrauche ausgesetzt sind. Sammlungen solcher Schriften haben also auch ihren Nutzen, und dieses rechtfertigte auch die Sammlung von Programmen, welche Heyne in den letztern Jahren veranstaltet hatte, deren Beschluß nun der angeführte sechste Band ist. Er wünscht zwar, sie lieber als einen Beitrag zur Geschichte der Universität betrachtet zu sehen; denn aus Manchem, was in diesen Programmen vorkommt, eingewebt und angedeutet ist, läßt sich sehr wohl erkennen, was zu der Zeit, da geschrieben ward, Gang der Dinge, Richtung der Studien, Divergenz der Meinungen und Urtheile, war. Ueber die Wahl der Gegenstände, die er behandelt hat, gibt er in der Einleitung selbst Auskunft. Da in den Gel. Anz. zur Zeit der Erscheinung dieser Schriften Nachricht und Auszug ist gegeben worden: so gehört in die jetzige Anzeige mehr nicht, als die Zuzählung der Aufsätze, die in diesem letzten Bande enthalten sind, und den Beschluß einer Reihe von 140 Abhandlungen ausmachen, welche als Früchte eines academischen Lebens angesehen werden können. Mag wenigstens das: *nec inutilis vixi* das Siegel seyn, das ihnen aufzudrücken ist.

Bereits im fünften Bande hatten die Aufsätze einen andern Gang genommen, als im vierten, seit 1796 geschriebenen, in welchen Rücksicht auf die verschiedenen Zeitereignisse genommen, und Vergleichung mit den alten Zeiten der Griechen und Römer angestellt war. Der Verf. zog sich auf

Kunstgeschichte, und besonders die Erläuterung der *Imagines Philostrati*, zurück. Im sechsten Bande beschäftigt er sich bloß mit literarischen Gegenständen, welche keinen Anstoß veranlassen konnten, wenn sie auch Leser weniger zur Einsicht reizen. Es sind I. . . VIII. charakteristische Schilderungen von Römischen Schriftstellern aus den Zeiten der sinkenden Studien, zugleich mit dem Verfall des Römischen Kaiserthums, *Censurae ingenii et morum I. L. Aurelii Symmachi* — II. *D. Magni Ausonii* — III. *Ammiani Marcellini* — IV. *Sex scriptorum historiae Augustae* — V. und VI. *Panegyricorum veterum* — VII. *Salviani Massiliensis*, mit Rücksicht auf *Augustinus de civitate Dei* und auf *Drosius*. — VIII. *Boethii de Consolatione*. Gern wäre er herunter gegangen bis auf den *Cassiodorus*, einen der wichtigsten Schriftsteller der spätern Zeit. Er wich aber ab, aus Gründen, und gedachte sich in den Nebel der religiös-philosophischen Schwärmerchen vor und seit jener Periode des Staats- und Studienverfalls, einzuhüllen, und machte den Anfang mit dem Kaiser *Alexander Sever*, dem gutmüthigen Schwärmer. Allein auch dieser Nebel ward zerstreuet, wenn auch nicht wie dem *Diomed* durch die *Athene*, damit er einen Gott vom Menschen unterscheiden lernte. — Der Anfang war nur erst gemacht, durch *Alexandri Severi Imp. religiones miscellas probantis judicium illustratum et ad causas suas revocatum*: ganz auf die Seite legen wollte H. das Angefangene auch nicht; er setzte also die Arbeit *privatim* fort, durch eine neue Abhandlung, welche S. 185 f. eingerückt ist, mit sechs die Gegenstände der Mystik dieser Zeiten zu erklären dienlichen Zusätzen, unter dem Nahmen *Epimetra*: I. *de Christi effigie in Alexandri Se-*

veri larario habita. II. de superstitionibus Alexandri Severi Imp. III. de superstitionum, quae sub Romanis increbuerant. originibus *ex symbolorum usu*. IV. de religionibus et superstitionibus miscellis *per figuras symbolicas* effictis, imprimis *in gemmis sculptis*. V. de gemmis astrologicis et magicis inter amuleta habitis. VI. de artis fingendi et sculpendi corruptellis ex religionibus peregrinis et superstitionibus profectis. Alles supplementarische Ausführungen eines ehemahls gefassten und nachher aufgegebenen Gegenstandes; Vieles besteht also nur in den ersten Linien.

Mittler Zeit waren mehrere Proklusionen zu Ankündigung der Preise für die Studirenden und der Preiſſchriften geschrieben worden; diese ließ Heyne jetzt auf einander folgen I. . . VII. von 1802 . . . 1808; darunter ist S. 346 die *Commentatio de Alexandro M. id agente, ut omnem terrarum orbem commerciis mutuis jungeret*. Er erlaubte sich ferner, zwey Elogia einzurücken, auf den 1807 verstorbenen Prof. Pätz, und auf den unvergeßlich um unsere Universität verdienten Baron von Asch; das Vergnügen, Dankbarkeit an den Tag zu legen, gegen Männer, welchen die Universität Göttingen ihre Vorzüge, ihren Namen und Glanz, zu verdanken hat, ist ein neuer Genuß, den man sich nicht versagen kann, wo sich Gelegenheit dazu darbietet. Gern hätte er gewünscht, noch mehreren um Göttingen hoch verdienten Männern Denkmähler zu setzen; denn er kennt und verehrt ihrer noch mehrere, die ihm auf seiner Laufbahn, bald hülfreich, bald tröstend, begegnet sind, und neue Kräfte eingestößt haben; auch ein sanfter Handdruck ist oft hinlänglich. — Nun folgen S. 431 noch *Recognita et retractata in opusculis*

academicis, und ein Index. Diese Verbesserungen und Zusätze sind sich freylich ungleich; der Verf. sah im Fortgange, daß sie den Band vergrößern, und doch dem Zwecke nicht entsprechen konnten; da sie sich auf vorige Bände und einzelne Stellen bezogen; er brach sie also mit und nach den Zusätzen der Kunst- und Künstlergeschichte ab, und fügte dagegen am Ende ein besonderes Epimetrum bey: von den Epochen der frühern Schiffsfahrten der Griechen, die uns aus dem Caesot erhalten, und in den Commentationen der königl. Societät der Wissenschaften (Novi Commentarii Vol. I.) erläutert sind, weil sie ihm wichtiger schienen. Dieses Epimetrum gab ihm auch Veranlassung, einige, vielleicht Wenigen so bekannte, Notizen über die wirkenden Ursachen der vorzüglichen Ausbildung des Studiums der Geschichte auf der Universität Göttingen zu geben, und zu zeigen, wie viel vorgearbeitet worden ist, ehe die Geschichtskunde bis zur Kunst des Geschichtschreibens unter uns aufwuchs.

Paris.

*Saalfeld*

Von Leopold Collin: Traité des majorats; ouvrage où est établi un parallèle des Majorats françois avec les Majorats espagnols, où les Majorats sont rapprochés des substitutions perpetuelles, du domaine, de l'usufruit etc. et qui tend à faire connoître la nature et l'origine des Majorats, les personnes, qui en peuvent instituer, à faciliter l'exécution du décret impérial y relatif; et à résoudre les difficultés que cette exécution pourroit présenter, terminé par une table alphabétique formant le dictionnaire des Majorats; ouvrage utile aux titulaires, aux tribunaux, aux légistes ou personnes consacrées à l'étude et à l'ap-

plication des lois, aux notaires, agents de change, régisseurs des domaines, préposés de l'enregistrement, conservateurs des hypothèques et à tout chef de famille. 1808. S. 288 in Octav.

Was man in dieser Schrift zu suchen habe, sagt der Titel, allein auch schon die Jahrzahl zeigt, daß man durchaus keine vollständige Belehrung über die behandelte Materie zu erwarten habe, da auf die wichtigen nachfolgenden Verfügungen keine Rücksicht hat genommen werden können. Außerdem aber ist auch der Theil, der von den Spanischen Majoraten handelt, sehr mangelhaft ausgefallen, indem nur ein magerer Auszug aus Molina de Hispanorum primogeniorum origine et natura gegeben wird. Die Ordnung, worin die einzelnen Punkte behandelt sind, ist größten Theils die des Statuts über die Majorate vom 1. März 1808. Angehängt ist eine Inhaltsanzeige der Kapitel des Tractats von Molina, die beiden Adelsstatute, das Senatusconsult vom 14. August 1806 über die Vertauschung oder Veräußerung der Güter, welche die Dotation der von dem Französischen Reiche zu Lehen gehenden Herzogthümer oder anderer erblichen Titel ausmachen, worauf nach einem vollständigen Register in einem besondern Anhang das Decret vom 17. März 1808 über die Organisation der kais. Universität, das Edict von 1682, betreffend die Declaration der Französischen Geistlichkeit über die kirchliche Gewalt des Papstes, und die Declaratio cleri Gallicani de ecclesiastica potestate selbst hinzugefügt sind.

*Heyne*

**Budissin.**

Den Hrn. M. Karl Gottfried Siebelis, Rector einer dortigen in gutem Rufe stehenden gelehrten Schule, haben wir als einen gelehrten und ge-



sächtkundigen Schulmann schon vorhin zu rühmen Veranlassung gehabt (schon 1803 durch seine *Ελληνικα*). Gegenwärtig haben wir von ihm auf 19 Seiten eine *Prohætio de Ἀρτιδωγ scriptoribus*. Erst in unsern Zeiten ist man darauf aufmerksam geworden, von den alten verloren gegangenen Griechischen Schriften Notizen und Fragmente zu sammeln, und dadurch eine richtigere Ansicht der ältesten, vor den großen Classikern vorhergegangenen, Schriften, die nicht mehr vorhanden sind, zu fassen; wosern man sich nicht hierbey an bloßem Compiliren von Stellen begnügte. So ist dieß bereits ein lehrreiches Fach der alten Litteratur geworden. Von den ältesten Zeiten und Geschichten Athens, die sich in das mythische Zeitalter und die Helden- und Sagezeit verlieren, waren schon früh Sammler, theils zugleich mit den Fabeln und Sagen des übrigen Griechenlandes, theils von Attica besonders. Eine solche Sammlung hatte den Nahmen *Ἀρτις*, so viel, als *Ἀττικὴ ἱστορία, συγγραφή*. oder etwas Aehnliches. Hr. S. gibt die verschiednen Meinungen vom Worte und Nahmen an. Vom Philochorus und Androtion war schon von Lenz und den durch Hrn. Siebelis beygefügtten Zusätzen (s. G. g. A. 1811 145. St. S. 1445) Nachricht gegeben; vom Scllanicus durch Sturz, vom Hier, von Phanodemus, von Clitodemus und Demon noch künftig. Pausanias in seinem ersten Buche kann noch in diese Gattung Schriftsteller gezogen werden. Die *Ἀρτις* des Hegesinaus aber war ein Gedicht, und Pherocydes gleich dem Apollodor. Als solche, die eine *Ἀρτις* gegeben haben, sind noch folgende aufgeführt (die aufgefundenen Notizen oder Bruchstücke werden aus den Schriftstellern, die ihrer gedenken und Etwas daraus anführen,

aufgezählt): Amelesagoras, oder Melesagoras, und Melanthius. Nun erst setzt Hr. S. fest, was für einen Character die Attides gehabt haben: fuerunt et rerum antiquitatum Atticarum narrationes soluta scriptae oratione. Nicht so bequem sind hierauf die Notizen, die wir von dem Einzelnen auffinden, unter die allgemeine Rubrik gezogen: Mängel und Vorzüge der Attiden; ferner: auctoritas; auctores; fontes; testes. Ihr allgemeiner Character ist dieser: sie waren Sammler alter Mythen, Sagen und Nachrichten; also keine Geschichtschreiber im eigentlichen Sinne; sie trugen nur Stoff zusammen für künftige Geschichtschreiber.

---

Oben St. 46 S. 450 wünschte der Recensent die Nachweisung einer Stelle im Athenäus von einem Lustorte bey Hippo im untern Italien, der den Nahmen κερας Αμυλθειας hatte, und vom Gelo von Syracus angelegt worden sey. Hr. Dr. und Director des Gymnasiums zu Bielefeld, Kuhkopf, hat ihn aufgefunden, und uns angezeigt, lib. XII. p. 542 A. (Schweighäuser IV. B. S. 512, 513). Daß Gelo, der in Sicilien lebte, einstmahls sich daselbst aufgehalten habe, ist also nicht zu bezweifeln; wenn und wie? wäre nun eine unnütze Frage. Ueber die anmuthige Gegend selbst war noch weniger ein Zweifel.

Auf S. 791 l. ult. im 79. Stück wäre einfacher und ohne Anstoß zu lesen: χροῦται νεφροῖς πῖπρ ἔπειτιν ὅσον· d. i. ὅσον πῖπρ ἔπειτι νεφροῖς. ungunt se adipe qui renes obducit: was gewöhnlich heißt: τὸ λίπος ἐπινεφροδίου.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 21. May 1812.

Paris. *Hausmann*

Von Baudouin: *Essai sur la Géographie minéralogique des environs de Paris, avec une carte géognostique et des coupes de terrain; par G. CUVIER et ALEXANDRE BRONGNIART.* 1811. 278 Seiten in Quart.

Je mehr Aufmerksamkeit man den jüngeren Gebirgsbildungen schenkt, um so lebhafter wird man sich überzeugen müssen, wie viel interessanter und wichtiger ihre Beobachtung ist, als die der älteren Gebirgsformationen. Und doch hat man im Ganzen bisher die letzteren mit weit größerer Sorgfalt untersucht, als die ersteren, ob man gleich eigentlich von diesen, deren Bildung unserer Zeit näher liegt, und die wir am häufigsten zu betreten pflegen, zu jenen hätte hinaufsteigen sollen, welche ihre Gipfel in die Wolken erheben, und ihren Fuß unter die übrigen austrecken. Die Geognoste würde vermuthlich schon ungleich weiter gefördert seyn, wenn bey ihrer Bearbeitung nicht dasselbe eingetreten wäre, was so oft das Fort-

G (4)

schreiten hemmt: ein Streben nach dem Entfernteren, und Uebersehen des Nähereren und Gewöhnlicheren. Von den Flözgebirgen, die ihre Vollendung ungleich später erhielten, als die Grundgebirgsschichten, und die gemeiniglich weit enthüllter sich darstellen, als diese, dürfen wir auch genauere Aufschlüsse über die Gesetze erwarten, welchen die Natur bey der Bildung der Erdenrinde folgte. Die Flözgebirge zeigen eine viel größere Mannigfaltigkeit in ihrer Zusammensetzung, daher ihre Untersuchung oft mühsamer ist, als die der älteren Formationen. Dagegen aber stellen sich manche Eigenthümlichkeiten der verschiedenartigen Bildungen bey jenen dar, welche diesen fehlen, und welche, wegen der schärferen Grenzen, die sie zwischen den einzelnen Formationen und Schichten ziehen, anderer Seits das Studium derselben erleichtern. Zu diesen charakterisirenden Merkmalen der Flözformationen gehört nun vor Allem das Vorkommen der Versteinerungen, die nach ihren verschiedenen Gattungen und der Art des Vorkommens derselben, vortreffliche Kennzeichen für viele der mannigfaltigen Flözlagen darbieten. Aber noch unendlich viel ist zu thun, um dahin zu gelangen, die vielen, Versteinerungen führenden, Gebirgsschichten an diesen Ueberresten und Spuren organisirter Wesen zu erkennen. Das in so vielfacher Hinsicht höchst interessante und für die Geognose wichtige vorliegende Werk liefert dazu einen trefflichen Beitrag.

Die Gegend um Paris besitzt, bey ihrer geringen Höhe über dem Meere, eine größere Mannigfaltigkeit von Gebirgslagen, als manches hohe Gebirge. Sie gehören sämmtlich der jüngsten Flözbildung an, und wimmeln von einer zahllosen Menge sehr ver-

schiedenartiger und zum Theil überaus merkwürdiger fossiler Thierüberreste. Dem Genie, den vielumfassenden Einsichten und den langjährigen mühsamen Forschungen des Hrn. Cuvier war es vorbehalten, die Analogien und Anomalien zwischen ihnen und den Thieren der jetzigen Schöpfung nachzuweisen; so wie den gemeinschaftlichen Bemühungen beider Verfasser der obigen Schrift das Verdienst gehört, zuerst mit geognostischem Scharfblicke die oft verwickelten Verhältnisse der Flözlagen in der Gegend um Paris mit größter Klarheit dargelegt, und sie nach ihrem relativen Alter unterschieden und geordnet zu haben. Die Arbeit der Herren Cuvier und Brongniart ist für das geognostische Studium um so wichtiger, da sie eine Reihe von Flözsichten mit seltener Genauigkeit kennen lehrt, welche bis jetzt so gut wie gar nicht bekannt waren. Nachfolgende Inhaltsanzeige kann nur eine unvollkommene Kenntniß von dem reichen Gehalte der Schrift verschaffen; aber hoffentlich wird sie die, welche sich für die Kunde unserer Erde interessieren, auffordern, so bald wie möglich zum Studium des Buches selbst zu schreiten.

Chap. I. Introduction. Zuerst eine kurze Schilderung der Situation der Pariser Gegend; dann eine kurze Uebersicht der verschiedenen Formationen, nach ihrer Altersfolge. Diese sind: 1) Formation de la craie; 2) de l'argile plastique; 3) du calcaire grossier et de son grès marin; 4) du calcaire siliceux; 5) du gypse à ossemens et du premier terrain d'eau douce; 6) des marnes marines; 7) des grès sans coquilles et du sable; 8) du grès marin supérieur; 9) des meulieres sans coquilles et du sable argileux; 10) du second terrain d'eau douce; 11) du limon d'atterrissement.

Die Kreidenformation macht in der Gegend um Paris die Unterlage aller übrigen aus. Sie ist mithin nicht so ganz neu, wie manche Geognosten anzunehmen scheinen. Uebrigens ist sie durch mehrere constante Merkmale ausgezeichnet. Zu den für dieselbe charakteristischen Versteinerungen rechnen unsere Verfasser ganz besonders die *Belemniten*. Sie bemerken beiläufig, daß der merkwürdige, so lange, und noch zuletzt von Faujas de St. Fond, für Sandstein angesprochene, Kalkstein des Petersberges bey Maastricht ebenfalls zur Kreidenformation gehören dürfe; welche Bemerkung dem Rec. um so angenehmer war, da sie ihn in einer Meinung bestärkte, welche er einst aus eignen Beobachtungen schöpfte.

Deßnache die ganze Oberfläche der Kreidenmasse ist mit einer Thonlage von verschiedener Mächtigkeit bedeckt. Dieser Thon, welcher sehr arm an fossilen Thierüberresten ist, wird nach seiner verschiedenen Güte zu Fayence, zu Porzellankapseln, zu gemeinem Töpferzeuge u. s. w. benutzt. — Kalkstein bedeckt nicht überall unmittelbar den Thon; sondern an vielen Stellen werden beide durch eine Sandlage abgesondert. In dem Kalkstein, welcher auf den Thon folgt, lassen sich mehrere Schichten unterscheiden, die überall ein bestimmtes Lagerungsverhältniß beobachten, wenn sie gleich nicht so scharf von einander gesondert sind, daß man sie zu verschiedenen Formationen erheben dürfte. Die verschiedenen Petrefacten-Gattungen, welche ihnen eigenthümlich sind, wurden von den Verfassern besonders zu ihrer Unterscheidung benutzt. Die unterste Schicht ist sehr sandig, oft mehr Sand als Kalk, und vorzüglich ausgezeichnet durch eine überaus große Menge wohl erhaltener fossiler Conchylien.

Auch die zweite Schicht ist noch reich an Conchylien; die dritte dagegen weit ärmer. Die vierte Schicht wird durch Kalkmergel gebildet, welcher zuweilen mit einem kalkigen Sande wechselt, in welchem Lagen von Hornstein vorkommen. In einigen Gegenden scheint Sandstein ganz die Stelle des Kalksteins zu vertreten. Die Conchylien dieser Formation sind gänzlich verschieden von denen der Kreide, und hin und wieder kommen mit ihnen auch Pflanzenabdrücke vor. Gleichsam in einem Parallelismus mit dem bisher betrachteten Kalkstein kommt ein kieseliger Kalkstein vor, der in einigen Gegenden weit ausgebreitet ist, und übrigens, in Hinsicht des Alters, unter ähnlichen Verhältnissen, wie jener Kalkstein auftritt. Er ist ganz leer von Petrefacten. In ihm findet sich eine Abänderung von dem zelligen kieselartigen Gestein, welches in der Pariser Gegend unter dem Nahmen Mühlstein (meulière) bekannt ist.

Nun folgt eine sehr merkwürdige, scharf abgeforderte, Formation, in welcher Lagen von Gyps mit Lagen von Thon- und Kalkmergel wechseln. In dieser Formation lassen sich wieder verschiedene Lagen unterscheiden. Die unterste ist aus Gyps, in welchem besonders die bekannten Gypskristalle vom Montmartre vorkommen, aus festem Kalkmergel, und aus dünnschieferigem Thonmergel, worin sich der Menilith hauptsächlich findet, zusammengesetzt. Zuweilen liegt diese Lage auf einem weißen, mit Süßwasser-Conchylien angefüllten, Mergel. Die zweite Lage, welche in ihrer Zusammensetzung der erstern ähnelt, führt nur Ueberreste von Fischen. In ihr findet man zuerst den schwefel sauren Strontian. Die oberste Masse ist bey weitem die mächtigste und interessant-

teste. Sie ist es, welche die höchst merkwürdigen Skelete von unbekanntem Vögeln und Quadrupeden einschließt, welche durch die darüber von Hrn. Cuvier angestellten Forschungen so berühmt geworden sind: Knochenreste von den verschiedenen Paleotherien, der Anoplotherien, von einer *Didelphis*, einer *Viverra* und andern mehr. Die Merkwürdigkeit dieser Ueberreste einer ganz unbekanntem Schöpfung wird dadurch noch vergrößert, daß in Gesellschaft jener Thier-Skelete zuweilen Süßwasser-Conchylien sich finden, welches zu beweisen scheint, daß der Gyps von Montmartre und andern Hügeln um Paris in Seen von süßem Wasser krystallinisch abgesetzt worden ist.

Ueber dem Gypse der dritten Hauptschicht liegen mächtige Bänke von Kalk- und Thonmergel; und wie unerwartet: in den obersten dieser Mergelschichten kommen wieder Meer-Conchylien vor, unter denen sich besonders Auster auszeichnen. Diese Beobachtung über den Wechsel von Ueberresten von Süßwasser-Thieren mit andern aus dem Meere gehört unstreitig zu den merkwürdigsten in der reichhaltigen Schrift.

Auf die Gypsformation folgt eine Formation von Sand und Sandstein ohne Conchylien, wozu unter andern der mit Kalk durchdrungene Sandstein von Fontainebleau gehört. Sie bedeckt beständig die übrigen; wird aber gemeiniglich nur von den so genannten Meulieres und einer unter süßem Wasser gebildeten Lage gedeckt. An einigen Orten liegt unmittelbar darauf ein mit Meer-Conchylien angefüllter Sand oder Sandstein. Jünger, als diese Formation, ist diejenige, worin am häufigsten die so genannten Meulieres vorkommen, und welche aus Schichten von diesem



unbestimmt zelligen Quarze, von eisenschüssigem, thonigem Sande und von Thonmergel besteht. Sie ist ganz leer von Ueberresten organisirter Geschöpfe. Diese Formation ist entweder unmittelbar von Dammerde bedeckt, oder es folgt darauf erst noch eine zweite, in süßem Wasser gebildete, welche theils aus Kiesel, theils aus Kalkmasse besteht. Der Kalk kömmt von verschiedenen Farben und von verschiedener Festigkeit vor. Oft zerfällt er, wie Mergel, an der Luft, und wird dann auch, wie dieser, auf den Feldern — z. B. bey Versailles — benutzt. Die Kieselmasse erscheint bald als Feuerstein, bald als Jaspis u. s. w. Der Kalkstein findet sich am häufigsten rein. Die demselben eigenthümlichen Conchylien sind schon früher durch Hrn. Brongniart in den *Annales du Muséum* Tome XV. p. 357 u. f. beschrieben und abgebildet worden. Diese sehr ausgedehnte Formation wird zuletzt noch von einer Lage aufgeschwemmten Landes bedeckt, in welcher hin und wieder große Baumstämme, Knochen von Elephanten, Ochsen, Elennen und andern Säugethieren eingeschlossen sind.

Chap. II. Preuves et Développement. Auf den ersten, allgemeinen Theil des Werkes, welcher diejenigen vorzüglich anziehen muß, welche nicht Gelegenheit haben, die betreffenden Gegenden selbst zu bereisen, folgt im zweyten Kapitel, von S. 59 an, die speciellere mineralogische Beschreibung der Pariser Gegend, welche sich durch eine große, in die kleinsten Details dringende Genauigkeit sehr vortheilhaft auszeichnet, aber nicht so gut, wie der erste Theil, eines Auszugs fähig ist. Die ganze Gegend wird in

drey Haupt-Regionen getheilt: in die Region nördlich der Seine; in die zwischen der Seine und Marne, und in die mittäglich von der Seine gelegene. Diese Regionen werden bey jeder Formation nach der Reihe durchgenommen.

Chap. III. Nivellement et coupes. Das Nivellement der beschriebenen Gegenden führte die Verfasser zu wichtigen Resultaten über die gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Flözlagen in Hinsicht ihres Ueber- und Nebeneinander-Vorkommens. Sie erhielten zum Haupt-Resultat: daß die drey bedeutendsten Massen, die Kreide, der darauf folgende Kalkstein mit Ueberresten von Meergeschöpfen, und der Gyps mit dem darüber liegenden Sande, in keinem Parallelismus mit einander stehen, und daß sie auch in verschiedenen und scharf von einander getrennten Perioden gebildet seyn müssen. — Durch das sorgfältige barometrische Nivellement, und durch die große Anzahl von Profil-Zeichnungen, welche sich auf diese Höhenmessungen, in Verbindung mit den übrigen Beobachtungen in Steinbrüchen, Gruben und über Lage, gründen, ist der Arbeit eine Vollendung gegeben, wie sie sich schwerlich bey irgend einem andern geognostischen Werke finden dürfte. Die gut gestochene petrographische Karte, die Profile und die Beschreibungen stellen zusammen ein so vollständiges und genaues Bild von allen geognostischen Verhältnissen der Pariser Gegend dar, daß nur der Wunsch noch übrig bleibt, daß diese Arbeit in andern geognostisch merkwürdigen Gegenden Nachahmung möge finden können.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 23. May 1812.

Berlin.

Meeren

Ueber den Bund der Amphictyonen, von Fried. Wilh. Tittmann. Eine von der königl. Academie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. 1812. 240 Seiten in Octav. Die vorliegende Schrift gibt einen erfreulichen Beweis, wie auch Geschäftsmänner sich zu gründlichen Forschern des Alterthums bilden, und darin ihre Erholung suchen und finden. Der Bund der Amphictyonen gehört zu den Gegenständen des Griechischen Alterthums, worüber die Urtheile und Meinungen am verschiedensten sind. Es war daher keineswegs überflüssig, ihn zum Objecte einer Preissfrage zu machen. Bey einer so speciellen Aufgabe ist alsdann freylich die Forderung an den Beantworter nicht zu erlassen, sie, so viel als es die Nachrichten erlauben, vollständig zu beantworten. Dieß hatte gleichwohl keine geringen Schwierigkeiten. Der Hauptstellen darüber sind freylich nur wenige, allein fast bey allen Classen von Schriftstellern sind einzelne Data zerstreut, die nicht außer Acht gelassen werden durften. Eine

§ (4)

sehr ausgebreitete Belesenheit in den Griechischen Schriftstellern war dazu nothwendig. Und dennoch durfte man keineswegs hoffen, alle Punkte in das volle Licht setzen zu können. Daraus ging eine andere, noch größere, Schwierigkeit hervor, nicht zu viel und zu wenig behaupten zu wollen; eine sichere Anwendung also der historischen Critik. Das Urtheil, welches die Berliner Academie über die Schrift gefället hat, läßt schon im voraus erwarten, daß sie den Forderungen entsprechen werde, und diese Erwartung werden die Leser nicht getäuscht finden. Keine der Fragen, die man hier aufwerfen kann, ist unberührt geblieben; und schwerlich möchte man in der Beantwortung viel weiter kommen können, ohne zu willkürlichen Behauptungen seine Zuflucht zu nehmen. Der Verf. hat die Untersuchung in neun Kapitel abgetheilt: 1. Einleitung. 2. Von der Stiftung oder ersten Bildung des Amphictyonen-Bundes. 3. Von den Gliedern des Bundes. 4. Von einigen Einrichtungen des Bundes. 5. Von den Gegenständen der Wirksamkeit der Amphictyonen. 6. Ueber die verfassungsmäßige Gewalt der Amphictyonen. 7. Geschichte des Ansehens der Amphictyonen-Versammlung, und ihres Einflusses auf die Politik der Griechen. 8. Züge zur Characteristik der Amphictyonen. 9. Rückblick. Wir müssen, nach dem Umfange unserer Blätter, uns auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken. Hr. Z. nimmt mit Recht ein hohes Alterthum des Bundes an; bemerkt aber zugleich, daß, was auch die erste Veranlassung zu seiner Entstehung gegeben haben möge, er doch erst allmählich sich ausgebildet haben könne. Der wichtige Umstand, daß auch in den späteren Zeiten die Theilnehmer nicht nach Städten, sondern nach Stämmen stimmeten, ist in

unfern Augen ein sicherer Beweis, daß das Institut über die Entstehung der Städte- oder republicanischen Verfassungen in Griechenland hinaufgehe. Von der engen Beziehung übrigens, welche dasselbe auf das Orakel zu Delphi hatte, ist wohl nichts natürlicher, als daß die steigende Wichtigkeit desselben mit dem steigenden Ansehen dieses Tempels und Orakels ungefähr gleichen Schritt hielt. Die schwierige Untersuchung über die Teilnehmer an dem Bunde ist von Hrn. L. mit besonderer Sorgfalt durchgeführt; auch ist es ihm gelungen, die abweichenden Nachrichten der Schriftsteller darüber so zu vereinigen, daß keine bedeutenden Widersprüche bleiben. Von der Beantwortung der Frage aber: welche Griechische Stämme nicht dazu gehörten, und warum sie nicht dazu gehörten, drängt sich oft die Bemerkung auf, wie viel wir im Alterthum nicht wissen! Allerdings findet sich von mehreren bedeutenden Griechischen Völkerschaften, Arcadiern, Aeolern, Achäern, gar keine Spur einer Theilnahme an jenem Bunde, der doch gleichwohl zuweilen der gemeine Bund der Griechen genannt wird. Der wichtige Unterschied zwischen *ἐκκλησιας*, oder den allgemeinen Versammlungen aller zu Delphi Anwesenden, und den Pylagoren, oder Versammlungen der Gesandten, klärt aber doch hier Vieles auf: so bald man nur die Ideen vor Augen behält, daß von einem Institute die Rede sey, welches sich in dem Griechischen Mittelalter gerade so ausbildete, wie so manche große Institute, namentlich die ständischen Versammlungen (ohne jedoch hier weiter eine Parallele andeuten zu wollen) in dem Deutschen Mittelalter, das heißt, ohne alle Theorie, bloß nach den Zeitumständen und zufälligen Ursachen. Die Theilnahme an dem Orakel, die Freyheit, dieses befragen zu dürfen,

war in den früheren Zeiten in den Augen der Griechen wohl das Wichtigste; man war zufrieden, nur davon nicht ausgeschlossen zu seyn. Die Untersuchung der Wirksamkeit der Amphictyonen bringt den Verf. auf die Frage: ob der Amphictyonische Bund ein Bund der Hellenen gegen die Pelasger gewesen sey? die er verneinend beantwortet; welches aber die Veranlassung zu einer sehrreichen Erörterung über das Verhältniß der Pelasger und der Hellenen gibt. Nichts ist allerdings vergeblicher, als eine allgemeine Stammtafel aller Griechischen Völkerschaften machen zu wollen, theils wegen unserer mangelhaften Nachrichten, theils wegen der häufigen Mischungen. Wenn aber die **Sprache** der Pelasger ursprünglich verschieden war von der der Hellenen, so sind wir doch auch wohl berechtigt, eine ursprüngliche Verschiedenheit der Stämme anzunehmen; und die einzelnen diesen widersprechenden Angaben müssen aus der Vermischung von Pelasgern und einzelnen Zweigen der Hellenen erklärt werden; wobey auch das Streben, als Urvolk zu erscheinen, Vieles beytrug. Wenn die Athenienser sich gern Pelasger nannten, so knüpften sie auch immer die Idee daran, daß sie die ältesten, und also rechtmäßigen, Besizer ihres Landes seyen. Bey der Wichtigkeit der Amphictyonen unterscheidet der Verf. sehr mit Recht ihre religiöse von der politischen. Nur soll man dabey nicht aus den Augen lassen, daß beide eigentlich aus Einer Quelle flossen; denn von der Religion ging Alles aus. Bekanntlich hatte **St. Croix** sur les gouvernemens fédératifs den Wirkungskreis so beschränkt, daß er den Versammlungen der Amphictyonen gar keine politische, sondern bloß religiöse, Zwecke einräumen wollte. Diese Behauptung ist vom Verfasser gründlich wi-

derlegt worden. Ausführlich handelt Hr. Z. von der Geschichte der Amphictyonen. Wenn ihrer oft in so langen und wichtigen Perioden fast gar keine Erwähnung geschieht, so lehrt dieß allerdings, daß ihr Ansehen in politischen Dingen damals nicht groß gewesen seyn kann. Der Verf. führt zwey allgemeine Ursachen an, die es verhinderten: einmahl der Mangel an Einheit des Willens, der bey einem so getheilten Volke unvermeidlich war; und dann die Entstehung der Hegemonien. Diese letzte Ursache ist in unsern Augen die wichtigste. Es lag schon in der Natur einer solchen Hegemonie oder Principats, daß der Staat, der sie hatte, selber entscheiden wollte, und sich nicht die Einmischung einer andern Autorität gefallen ließ. Auch war der Zeitraum, in welchem bey dem Phocischen Kriege das Ansehen, oder doch der Einfluß der Amphictyonen wieder bedeutend ward, derjenige, in welchem es keine solche Hegemonie eines einzelnen Staats in Griechenland gab.

Sollen wir den Character der gegenwärtigen Schrift im Allgemeinen angeben, so gestehen wir, kürzlich keine antiquarische Untersuchung über einen so speciellen Gegenstand gelesen zu haben, die mit größerer Belesenheit, Besonnenheit und Nüchternheit des Urtheils abgefaßt wäre. Man wird dem Verfasser nicht vorwerfen können, irgend Etwas übergangen zu haben, dessen Erörterung man hier erwarten konnte. Die einzelnen Punkte werden von allen Seiten beleuchtet; und eher wird der Leser zuweilen etwas mehr Kürze, als noch größere Ausführlichkeit wünschen. Das, was Hrn. Zittmann besonders empfiehlt, ist seine Bescheidenheit im Urtheil; es wäre oft leichter gewesen, abzuspochen, als, bestimmt die Grenz-

linie der Gewißheit oder Ungewißheit zu ziehen. Das große Verdienst bey antiquarischen Untersuchungen ist, zu bestimmen, was wir wissen können, oder nicht. Würden viele dunkle Punkte so, wie der hier behandelte, aufgeklärt, so würden wir uns bald dem Ziele nähern, das doch niemahls gänzlich zu erreichen steht.

Heyne

Halle.

Schedae criticae — Edidit *Aug. Ferdinandus Naekius*, Dresdanus, Doctor, Paedagogii Regii Halensis Collega, Quart 32 S., als Habilitationsschrift gedruckt. Sehr hat es den Rec. erfreuet, den Stamm der Deutschen Humanisten mit einem ihm bisher unbekanntem trefflichen Sprößling verstärkt zu sehen: man erkennt den Zögling Hermann's, und früher, der Schulpforte. Schöne Blüthen und schön ansehende Früchte enthält die angezeigte Schrift über einen Gegenstand, dessen Ausführung wir oft gewünscht haben, die Nachrichten von der Plejade von Tragikern aus der Zeit der ersten Prolemäer, dem Spätherbste Griechenlands schönsten Zeitalters. Von diesen haben wir nur sehr unbestimmte, theils von einander abweichende, Kenntnisse und Notizen. Diese von einander zu sondern, ist nicht so leicht. Der Verf. setzt voraus, daß der Leser schon mit den Gegenständen so gut bekannt ist, wie er, und bahnt sich seinen Weg für sich fort. Der Leser muß ihm folgen, so gut er kann, und sich eine deutliche Uebersicht selbst verschaffen. Man trifft auf eine Zusammenhäufung von einer mächtigen Belesenheit, kritischen Verbesserungen und Anmerkungen bey den Nahmen, Notizen und Fragmenten jener Dichter: Beweise von Hellenistischer Gelehrsamkeit. — Von wem und wenn die Zahl des Hellenistischen Siebengestirns aufgebracht worden



ist, vermuthlich als Nachbildung der ältern tragischen Plejade, ist nicht bekannt. Verschiedenheiten in einzelnen Nahmen gibt es auch, und es scheint, daß Einige die Zahl nicht auf Tragiker allein eingeschränkt haben. Die Ordnung, in welcher Hr. Naeke die Tragiker folgen läßt, ist ungefähr wie beym Evidas: Sossiphanes, Sosirheus, der jüngere Homer, Alexander der Aetolier, Lycophron, Philiscus, oder Philicus. Aber nun für die siebente Stelle sind zwey Bewerber von gleichem Anspruch, Aeanrides und Dionysiades. Desto mehr mußte er bezubringen vom Sossiphanes. Sosirheus, das Epigramm von ihm in der Anthologie erhält Verbesserungen. Alexander, der Aetolier, und neben ihm Alexander, der Ephesier, der mit ihm verwechselt worden; Verse verbessert. Von dem verschiedenen Gebrauch des Wortes *κοσμος* bey den höhern Dichtern und den Lehrdichtern, die sich der Prosa nähern, also auch Philosophen, welche metrisch geschrieben haben; bey diesen erst ist *κοσμος* Himmel und Erde s. w. Alexanders Fragment von den Planeten, verbessert. Eine ernstliche Befreyung von *Λουπ* und *Ανδερν*, welche glauben, die Sylbe *μφ, μβ, μπ*, sey kurz gebraucht worden. Anders verhält es sich mit *τυπαιον*, welches auch *τοπαιον* gesprochen und geschrieben ward.

### Göttingen.

Heip

Novum Testamentum graece: perpetua annotatione illustratum. Editionis Koppianae Voluminis III. Partic. II. complectens Acta Apostolorum Cap. XIII. fin. Continuavit Joannes Henricus Heinrichs. Bey Dieterich 1812. gr. Octav 407 S. Den Freunden dieser philologischen Behandlung eines Hauptbuchs aus dem Alterthum, dessen Erhaltung eine der schätzbarsten Wohlthaten der Vorsehung

816 G. g. A. 82. St., den 23. May 1812.

ist, denn ohne dasselbe wüßten wir wenig von der ersten Entstehung und Ausbreitung der Christusreligion, wird es angenehm seyn, endlich die zweyte Hälfte der Apostelgeschichte zu erhalten; erfreulich auch dadurch, daß, bey dieser Annäherung eines völligen Stillstandes der Pressen mit dem Versiegen der Quelle, des Buchhandels, selbst, doch noch diese fehlende Hälfte eines so nützlichen Werkes an das Licht gekommen ist. Die schon sonst hinlänglich bekannte Einrichtung und Absicht dieses Buchs ist in der Anzeige der ersten Hälfte angedeutet worden (Gött. gel. Anz. 1810 S. 1436 f.). Denselben Plan hat der Hr. Superintendent Heinrichs billig auch hier befolgt; er hat das Mittel behalten zwischen einem bloßen wort erklärenden oder in ausführliche Sacherklärung ausartenden Commentar; und nur so viel beizutragen, daß der Wortverstand, durch gute Hermeneutik, und der Sinn mit den Sachen selbst durchgängig richtig gefaßt wird. Da es hier besonders auf geschichtliche Gegenstände ankömmt, so war die Bestimmung und die Begrenzung der Arbeit desto genauer vorgezeichnet. Wenn die Anmerkungen auch Manches enthalten, was als bekannt unter Philologen sich voraussetzen läßt: so ist zu bedenken, daß für den Gebrauch des Buchs Leser von verschiedenen Stufen gelehrter Kenntnisse vorzusetzen waren. In das Einzelne zu gehen, und diese oder jene Erklärungsweise kritisch zu sichten, kann die Bestimmung dieser Blätter nicht seyn. Zweckmäßig hat Hr. H. den geschichtlichen Zusammenhang vorangesetzt. Angehängt sind neun Excurse, welche alle eine gute Beziehung auf einzelne Stellen und wichtige Gegenstände haben, und mit einer gefunden Exegetik abgefaßt sind.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 23. May 1812.

Leipzig.

*Pfeiff*

Wey Schwickert: Ausführlicher theoretischer  
practischer Commentar über den Code Napo-  
léon, von Dr. Christoph Christian Dabelow.  
1810. Erster Theil. IV u. 374 S. Zweyter  
Theil, nebst einem Anhange, die Abweichungen des  
Westphälischen Rechts betreffend, vom Hrn. Tri-  
bunalrichter Dryander in Halle. 700 S. in Quart.

Der Verfasser dieses Commentars war einer der  
ersten Deutschen Schriftsteller, welcher sich — durch  
das Archiv für den Code Napoléon — sich um die  
Verbreitung einer genaueren Kenntniß dieses neuen  
Gesetzbuches verdient zu machen bemühet. Diese  
Zeitschrift fand indessen wenig Beyfall. Ein Zu-  
sammentragen mannigfaltiger Gegenstände, dem  
man das Multa sed non multum mit Recht vor-  
werfen konnte; absprechende und doch ganz unreife  
Urtheile, dabey eine unerträgliche, oft anstößige,  
Schreibart konnten ihr allerdings nicht sehr zur  
Empfehlung gereichen. Nach kaum einjähriger  
Existenz ging sie mit dem fünften Hefte schon wie-  
der ein; der Verf. selbst sagt in der Vorrede zu

J (4)

dem Commentar, daß der Verleger dieselbe wegen des (durch die kriegerischen Unruhen) geschwächten Absatzes zu schließen für gerathen gefunden habe.

Aus den Trümmern des Archivs und den Materialien zu dessen Fortsetzung ist nun der ausführliche Commentar hervorgegangen, welcher zur Beurtheilung gegenwärtig vor uns liegt. Ihn hat bisher ein ganz eignes Schicksal betroffen. Als erster ausführlicher Commentar über den Code Napoléon konnte er darauf Anspruch machen, zum wenigsten bemerkt zu werden; — er ward es nicht! Die gelehrte Welt scheint davon bisher fast gar keine Notiz genommen zu haben; in unseren gelehrtesten kritischen Blättern sucht man auch nur eine Anzeige desselben vergebens, und selbst die neuesten Commentatoren des Napoleonischen Civilrechts — Grolman und Zacharia — haben sich auf ihren Vorgänger nicht ein einziges Mahl bezogen. — Und bey dem allem hat er doch seine entschiedenen Verdienste!

Zwar treffen alle Fehler der früheren Werke Dabelow's auch diesen Commentar; dieselbe Ueberhäufung von Materialien, derselbe Mangel einer lichtvollen Anordnung, dieselbe Nachlässigkeit der Schreibart, welche man an jenen tadelte, trifft man auch hier wieder an. An ganz willkürlichen, oft sehr auffallenden, Behauptungen, selbst an Widersprüchen — mit dem Gesetze und mit vorher aufgestellten Grundsätzen — fehlt es eben so wenig. Aber dennoch wird der Practiker, für dessen Bedürfniß Hr. Dabelow vorzugsweise sorgen wollte, hier einen reichen Vorrath von Anwendungsfällen und entschiedenen Streitfragen finden; er wird beim Nachschlagen über einzelne schwierige Punkte selten unbefriedigt bleiben, und, wenn er nur das Gesetzbuch stets vergleichend zur

Hand behält, mit gesundem Urtheile selten irren. Was Bousquet (explication du Code civile) dem Französischen Practiker ist, kann Dabelow's Commentar dem Deutschen werden; und daß dem letzteren noch der Vorzug vor jenem gebühre, darüber ist Rec. auch nicht einen Augenblick zweifelhaft. Doch wir wenden uns zu einer specielleren Beurtheilung. Der Verf. befolgt getreu die Ordnung des Gesetzbuches; sein Commentar zerfällt, nach einer 24 Seiten langen, nicht allzu gründlichen, Einleitung über die Geschichte und den allgemeinen Character, die Quellen und Hülfsmittel des Code Napoléon, in dieselben Titel, Kapitel und Unterabtheilungen, wie dieses Gesetzbuch; in fortlaufenden Paragraphen, welche mehr nach ihrem Umfange, als nach ihrem Inhalte, abgetheilt zu seyn scheinen, und wovon daher oft mehrere sich mit einem, oft einer mit mehreren, wenn gleich nicht gerade unmittelbar zusammenhängenden, Artikeln beschäftigen. Der Mangel irgend einer Bezeichnung des Inhalts im Einzelnen erschwert in hohem Grade die Uebersicht und das Nachschlagen. Die innere Construction der Paragraphen ist die, daß zuerst der Inhalt der zu commentirenden Gesetzstelle etwas umschrieben, bisweilen unter Beyfügung der Motiven, angegeben, und hierauf zu deren genaueren Erläuterung, hauptsächlich durch Aufführung und Erörterung der einzelnen Anwendungsfälle und Streitfragen, häufig in der Form von Zweifels- und Entscheidungsgründen, übergegangen wird. Dieß Detail gibt, wie schon erwähnt, dem Werke des Hrn. D. seinen größten Werth; erschöpfend ist es gleichwohl nicht, wie z. B. bey dem Art. 305 des Code Napoléon, in Rücksicht dessen der §. 202 sehr viele Streitige Fragen und deren Entscheidung mittheilt, noch drey

drey andere, welche Zacharia (Handb. II. Ausg. III. 155. N. 6. 7.) beantwortet, unberührt geblieben sind. Von den Discussionen (in Betreff des Tribunats nur nach Delaporte) ist öfters, doch nicht immer, Gebrauch gemacht; sehr tadelnswerth aber ist die wahrhaft unwürdige Art, wie davon, und überhaupt von der Entstehung des Code Napoléon, gesprochen wird. "Man verwirrte sich bey den Discussionen. — Die Discussionen laufen so bunt, so verwirrt, durch einander, daß man nicht sieht, was die Gesetzgeber wollen. — Man weiß ja, wie es bey der Abfassung des Code oft herging, die Einschränkung wurde vergessen zc. — eine Verbesserung aus Unachtsamkeit weggelassen. — Nach den Gründen dürfen wir nicht forschen, da oft im Code große Willkühr herrscht. — Man ging von der frühern vernünftigen Fassung ab. Was also bey der Redaction verkehrt gesagt wurde, muß aus den Discussionen zurecht gebracht werden. — Die Frage ist nur halb, wie gewöhnlich, entschieden worden" u. s. w. Rec. enthält sich jedes weitern Urtheils hierüber; aber nur eine Bemerkung muß er noch beyfügen, die er schon lange auf dem Herzen hat. Man hört — und liest, selbst bey verständigen Schriftstellern — so oft die Aeußerung, daß ein nach den Discussionen im Staatsrath und Tribunal gefaßter Beschluß durch ein bloßes Versehen bey der Abfassung, durch einen Redactionsfehler, nicht in das Gesetzbuch mit aufgenommen sey. Dieß beruht auf einer offenbar irrigen Vorstellungsweise. Schon der überdachte planmäßige Gang und die Bedächtlichkeit, welche bey dem ganzen Geschäft der Verfertigung des Code beobachtet wurden, die Aufmerksamkeit, womit man jeden Einwurf der mitwirkenden Behörden und Personen aufnahm und

würdigte, die Sorgfalt endlich, welche man durchgehends selbst auf die Berichtigung und Verbesserung des Ausdrucks, wozu insonderheit die Bemerkungen des Tribunats so viel beytrugen, verwandte; alle diese Rücksichten machen es höchst unwahrscheinlich, daß, wenn nun endlich eine gesetzliche Verfügung durch alle Instanzen geprüft und gebilligt war, man es von der Willkühr oder Unachtsamkeit der Redactoren habe abhängen lassen, ob denselben die Aufnahme in das Gesetzbuch wirklich zu Theil werden sollte, oder nicht. Allein noch ein anderer Umstand entscheidet die Sache. Die Reden der Staatsräthe und Tribunen an die gesetzgebende Versammlung wurden gehalten, nachdem schon die definitive Redaction des Entwurfs geschehen war, sie beziehen sich durchgehends auf denselben in der Fassung, wie er nachher als Gesetz angenommen wurde, und jetzt im Code vor uns liegt; diesen Rednern, welche selbst bey den vorhergegangenen Discussionen und den gefaßten Beschlüssen gegenwärtig gewesen waren, und daran Theil genommen hatten, würden bey der Vorbereitung zu ihren Vorträgen, die gegen jene Beschlüsse durch angebliche Redactionsfehler eingetragenen Abänderungen zuverlässig nicht entgangen seyn; sie würden, eine Berichtigung der bemerkten Versehen zu veranlassen, gewiß nicht versäumt haben. Es ist daher vielmehr anzunehmen, daß noch manche Abänderung des bereits gebilligten Projects erst nach Beendigung der öffentlich bekannt gewordenen Discussionen auf verfassungsmäßigen Wege erfolgte!

Doch dieß nur beyläufig, ob es gleich ganz vorzüglich auch Hrn. D. trifft. Wir kehren zum nächsten Zwecke dieser Anzeige zurück; den Ausführungen des Verf. im Einzelnen folgend.

**Erster Theil.** Mit dem Satze von der rückwirkenden Kraft der Gesetze sollen die Franzosen ganz andere (und richtigere) Begriffe verbinden, als wir damit zu verbinden gewohnt sind (S. 274); "wir nahmen bisher in Deutschland an, daß alle unter einer Gesetzgebung gültig zu Stande gekommene Rechtsgeschäfte auch lediglich nach denselben beurtheilt werden müßten, wenn auch erst unter einer neuen das Recht geltend gemacht und verfolgt werden sollte. Wir schämten uns sogar nicht, zu behaupten, daß Jeder, welcher einen weiter nicht bedingten Vertrag abgeschlossen, so zu betrachten sey, als wenn er die gesammte Masse des an dem Orte, wo er contrahirte, damals geltenden Rechts in seinen Vertrag aufgenommen und demselben stillschweigend einverleibt habe" (S. 30). Rec. schämt sich noch jetzt nicht, alle diese Sätze, selbst in der Anwendung auf das Napoleonische Recht, für vollkommen richtig zu erklären; er glaubt überdieß, und weiß es zum Theil, daß der einsichtsvollere Theil der Deutschen Rechtsgelehrten darin mit ihm übereinstimmt; er versichert Hrn. D., daß auch die Praxis der höheren Gerichte Frankreichs keine andern Grundsätze anerkennt, und daß dieselben von dem Justizminister des Königreichs Westfalen, Hrn. Simeon, eben so oft ausdrücklich gebilligt, als von dem ganzen Staatsrathe dieses Königreichs bey seinen Entscheidungen in Cassationsfachen zum Grunde gelegt worden sind. — Ueber das Verfahren in Ehescheidungsfachen, dessen Darstellung überhaupt gar manchen Fehlgriff des Verf. beurkundet (v. Strombeck Rechtswissenschaft Th. I. S. 101 N. 7), sagt derselbe S. 250: "der Code de procedure civile bestimmt das Verfahren in Sachen der



Séparation de corps genau, und verordnet zugleich, daß eben das Verfahren auch in wirklichen Ehescheidungsachen Statt finden soll.“ Gerade das Gegentheil; man braucht den Art. 881 Code de P. nur zu lesen, um dieß einzusehen. Der Art. 307 Code Napoléon macht den Gegensatz noch auffallender. — S. 278 wird behauptet, die Gesetze begünstigten die nicht in gesetzlicher Form anerkannten Kinder auf eine eigene Weise. Dem Rec. ist kein Gesetz bekannt, welches die Begünstigung ausdrücklich autorisirte, welche die Französischen Gerichte in dem vom Verf. unterstellten Falle wohl zulassen. — S. 324 glaubt Hr. D. die Frage, ob ein abgesetzter Vormund Mitglied des Familienraths seyn könne, verneinen zu müssen; der Art. 445 Code Napoléon entscheidet sie ausdrücklich. — S. 330 ist es wohl ein Schreibfehler, daß der Bevormund bei Rechtsstreitigkeiten zwischen dem eigentlichen Vormund und dem tuteur subrogé concurren. Der ganze Satz ist entstellt. — Nach S. 340 soll durch den Art. 442 definitiv bestimmt seyn, daß, außer der Mutter und Großmutter, Frauenspersonen, und folglich auch andere Ascendentinnen, zur Tutel nicht fähig seyen: und doch sagt dieser Artikel ausdrücklich: *les femmes autres que la mère et les ascendantes!* — Wenn S. 359 Hr. D. vermeint, daß es nur eines Blicks in den Titel vom persönlichen Arrest und den Art. 2059 Code Napoléon bedürfe, um das Unrichtige der Behauptung zu finden, daß der Vormund zur Rechnungsablage, selbst durch persönlichen Arrest, angehalten werden könne: so hätte er nur eines Blickes in den Titel des Code de proc. von der Rechnungsablage und in den Art. 534 (vergl.

mit Art. 527) bedurft, um sich dagegen von der Richtigkeit jener Behauptung zu überzeugen.

**Zweiter Theil.** Zum Art. 545 Code Napol. (S. 11) hätte, außer dem angeführten Staatsraths-Gutachten, vorzüglich auch das Gesetz vom 8. März 1810, wodurch das Wohlthätige der Schlußverfügung dieses Artikels erst recht wirksam wird, erwähnt werden sollen. — Das Princip der Erbfolge halbbürtiger Verwandten ist ganz unrichtig gefaßt, und daher auch S. 90 der Fall sub C falsch entschieden: D erhält ein Drittel von Seiten des Vaters, und ein Viertel von Seiten der Mutter, also mehr als die Hälfte des Ganzen; A und B jeder ein Drittel des väterlichen, E F G jeder ein Viertel der mütterlichen Hälfte. — Es ist schon oben der wegwerfende Ton gerügt worden, in welchem der Verf. öfters von den Discussionen und der Abfassung des Gesetzbuches spricht. Dieß fällt um so mehr auf, wenn er es selbst ist, der die jenen angeschuldigte Dunkelheit und Widersprüche erst hineinträgt. Das ist z. B. der Fall in Rücksicht der Art. 1391 und 1392, woben es fast unbegreiflich ist, daß Hr. D. darin nicht buchstäblich die Verfügung gefunden hat, auf die er, als die zweckmäßigste, durch einen großen Apparat von Interpretationsmitteln zu gelangen sich bemüht hat. — Daß in der Lehre von der Vermögensabsonderung und deren Bedingungen der Ausdruck: Dot, auch von dem persönlichen Vermögen der Frau zu verstehen sey (S. 424), ist nicht nur sprachwidrig; sondern wird auch durch den Inhalt der Gesetze selbst widerlegt. Der Art. 1443 trennt ganz bestimmt den Brautchatz von dem übrigen Vermögen der Frau; in dem Art. 1563 aber konnte von letzterem

rem gar nicht die Rede seyn, weil im Dotal-Verhältnisse alles Vermögen außer dem Braut- schätze gar nicht einmahl der Verwaltung des Mannes unterworfen ist, mithin auch nicht Gegen- stand der Vermögensabsonderung seyn kann. — Bey der Behauptung S. 449, daß der Mann nach Art. 1532 die verzehrbaren Sachen der Frau, welche in gemeiner Wirthschaft drauf gegangen seyen, nicht zu erstatten brauche, weil das Ver- mögen der Frau dazu dienen solle, dem Manne die Lasten der Ehe ertragen zu helfen, hat der Verf. wohl übersehen, daß der Art. 1530 nur sagt: *les fruits sont censés apportés etc.* — Bey dem Art. 2082 bemerkt derselbe (S. 574), das Unterpfind dürfe nicht auf jede zween- te Forderung des Gläubigers erstreckt werden, es sey vielmehr bloß auf Anleihen zu beschränken, welche der Gläubiger dem Schuldner machte; beide Forderungen müßten in Anleihen ihren Grund haben, wenn das Gesetz angenommen werden solle. Von dieser äußerst wichtigen und folgenreichen Beschränkung wissen die Gesetze nichts; in dem ganzen Kapitel von dem Faustpfande kömmt kein anderer Ausdruck vor, als: *la dette, la créan- ce, la dette contractée, la somme due*, womit bekanntlich eine jede Schuld und Forderung, ohne Rücksicht auf ihre Entstehung, bezeichnet wird. — Ganz falsch ist S. 594 die Behauptung, daß die gesetzliche Hypothek des Minderjährigen sich nicht auf das Vermögen des Mitvormundes und Protutors erstrecke, weil diese, wenn sie gleich als wahre Vormünder zu betrachten wären, doch nicht an der Vermögensverwaltung Theil nähmen. Dieß widerlegt sich sogleich durch die Einsicht der Art. 396 und 417 Code Napoléon. Zwar bezieht

sich Hr. Dabelow auf die Discussionen und auf die auf den Vorschlag des Tribunats gemachte Abänderung; allein dort ist nur von dem subrog. tuteur die Rede, welcher freylich nicht verwaltet, aber auch kein wahrer Vormund ist. Der Widerspruch, welchen der Verf. Hrn. Blanchard vorwirft, fällt mirhin ihm selbst zur Last.

Dies zur Warnung des Practikers, welcher sich des Commentars bedienen will, und als Empfehlung eines vorsichtigen Gebrauches dieses übrigens recht nützlichen Werks. Verschiedener anderer Erinnerungen enthält sich der Rec., um noch zu der obigen Beschuldigung mehrerer Widersprüche des Verfassers mit sich selbst — ohne Zweifel der nachtheiligsten unter allen — einige Belege zu liefern. So wird Th. I. S. 26 versichert, der 7. Artikel des Project's sey bey der Redaction, aus welchem Grunde, erhelle nirgends, weggelassen worden; S. 42 aber der Grund bestimmt angegeben, weßhalb auf den Antrag des Tribunats die Stelle gestrichen worden sey. — Eben so steht die Behauptung (I. S. 199), daß die Ehefrau in Handelsfachen ohne Autorisation vor Gericht auftreten dürfe, sowohl dem Inhalte des Art. 215, als der eigenen Ansicht des Verf. S. 203, wo er Maleville's Meinung beytritt, geradezu entgegen. — Nach S. 320 und 340 sollen die Ascendentinnen nicht von der tutela legitima ausgeschlossen seyn; und doch kann nach S. 321 der Familienrath sogar die Großmutter willkürlich übergehen, auch wird Zacharia's Meinung gebilligt, nach welcher der Art. 442 auf die tutela testamentaria und dotiva zu beschränken sey. — Th. II. S. 300 wird die Zinsenleistung bey dem Darlehens-Contract als eine sich, auch

wenn sie nicht ausgedrückt sey, von selbst ver-  
 stehende Bedingung angeführt, und doch S. 533  
 der, gesetzlich richtige, Satz aufgestellt, daß in  
 der Regel alles Mutuum gratuitum sey. — S.  
 355 endlich findet man das allgemeine Princip,  
 daß, wenn nicht das Gesetz die Strafe der Rich-  
 tigkeit ausdrücklich wegen vernachlässigter Form  
 angedrohet habe, diese Form nur zum Beweise  
 oder zur Sicherung der Paciscenten vorgeschrie-  
 ben sey; und doch wird S. 562 aus dem Art.  
 2044, obgleich derselbe eine solche Androhung  
 nicht enthält, gefolgert, daß der Vergleich ein  
 Literal-Contract sey; wobey außerdem noch zu  
 bemerken ist, daß Hr. Dabelow sowohl hier, als  
 bey der Antichrese, den Ausdruck: Literal-Con-  
 tract, in einem ganz andern Sinne nimmt, als  
 in welchem man von Literal-Contracten des Rö-  
 mischen Rechts zu reden pflegt.

Alle diese Mängel vermindern zwar um Vieles  
 den Werth des vorliegenden Commentars; er  
 behält aber immer noch eine gewisse Art von  
 Brauchbarkeit, in welcher keine andere der bis-  
 her erschienenen Schriften über das Gesetzbuch  
 Napoleons ihn dem bloß practischen Juristen ent-  
 behrlich macht; auch für diesen hätte jedoch Hr.  
 Dabelow besser gesorgt, wenn er es sich hätte  
 angelegen sehn lassen, zum wenigsten den Haupt-  
 lehren, zumahl den von Deutschlands gemeinem  
 Rechte wesentlich abweichenden, allgemeine Ansichten  
 voranzuschicken, deren Berücksichtigung über manche  
 Streitfrage ein helleres Licht verbreitet haben würde.  
 Der vom Hrn. Tribunalrichter Dryander mit Fleiß  
 bearbeitete Anhang ist eine dem Westfälischen Ju-  
 risten gewiß angenehme Zugabe. P.

*Richter***Münster.**

**Albert Mathias Vering**, praktischer Arzt u. s. w. Beantwortung der von der Russisch-kaiserlichen medicinischen Gesellschaft in Moskau aufgestellten Preisfrage: Was hat der Arzt zu thun wenn neue unbekante oder dunkle und bisher nicht genau beschriebene Krankheiten unter der Volke wüthen? Eine gekrönte Preisschrift. 181 Octav 77 Seiten.

Wie schwer es ist, den Character und die Heilmethode einer neu erscheinenden epidemischen Krankheit auszuforschen, und wie tödtlich deswegen eine solche Krankheit gemeiniglich bey ihrer ersten Erscheinung ist, hat in den neueren Zeiten das Beispiel des gelben Fiebers gezeigt. Der Verfasser gibt hier einige Regeln, die dem Arzt bey der Erforschung des Characters einer solchen Krankheit leiten; die desto mehr Aufmerksamkeit verdienen, da diese Krankheiten sich in den neueren Zeiten wirklich sehr zu vervielfältigen scheinen. Die Alten kannten nur die Pest, und den Auszag. Seitdem sind die Blattern, Malaria, der Reickhusten, das Scharlachfieber, die venerische Seuche, das gelbe Fieber u. s. w. erschienen. Der Inhalt ist kurz folgender: Anleitung zur Erkenntniß der Natur und Heilart neuer oder dunkler Volkskrankheiten. Von den Umständen, welche die Kenntniß der Ursachen und der Natur einer ungewöhnlichen Epidemie erschweren. Von den Erscheinungen, die bey einer Epidemie zu sehn seyn müssen, um dieselbe für ansteckend zu erklären. Allgemeine Bemerkungen über die Behandlung unbekannter Volkskrankheiten. Von den Vorrichtungen des Arztes zur Behinderung der Verbreitung einer Volksseuche.

## Bremen.

*Bouterw*

Wir haben noch den zweiten Band des Teatro Español anzuzeigen, dessen Herausgeber, Hr. Dr. Norwich, unterdessen der gelehrten Welt durch den Tod entrissen ist. (s. die Anzeige des ersten Bandes in diesen Blättern vom J. 1809 S. 1917).

Dieser zweite Band (704 Seiten in gr. Octav) enthält wieder vier Stücke von Calderon, dem größten dramatischen Dichter der Spanier. Es sind die Schauspiele: La gran Cenobia; Eco y Narciso; Dicha y desdicha del nombre; und la desdicha de la voz; also vier gut gewählte Stücke von verschiedenen Gattungen, alle durchaus national im Geiste des Spanischen Theaters aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Der Abdruck ist, wie der des ersten Bandes, sauber und correct. Wir wünschen der Unternehmung den besten Fortgang, so weit ein solcher noch möglich ist nach dem Tode des Herausgebers der ersten Bände. In dem Vorberichte zu diesem zweiten Bande meldet Hr. Karl Giesebrecht, ein Freund des Verstorbenen, daß die Verlags- handlung einen andern sachkundigen Gelehrten für die Fortsetzung des Unternehmens zu gewinnen suchen werde. Wir wünschen, daß dieser Sachkundige, wenn er gefunden ist, die Herausgabe mit eben der Genauigkeit, wie der verstorbene, besorgen möge. Daß aber noch ein Band folge, der nur von Calderon Schauspiele enthielte, scheint uns nicht zweckmäßig, wenn es anders die Bestimmung dieser Sammlung ist, zur Kenntniß des Spanischen Theaters in seinem ganzen Umfange eine Anleitung zu geben, die man aus der einseitig angelegten Sammlung des *La Guerra*

nicht schöpfen konnte. Ein paar Bände werden dann kaum hinreichen, auch von Lope de Vega dem Vorläufer Calderon's, einige Proben zu geben (wozu wir beiläufig auf das Stück *Las menas de Toro* aufmerksam machen), und in Calderon's Zeitgenossen und Nachfolgern diejenigen, die von den Spaniern besonders geschätzt werden, in Deutschland bekannter zu machen. z. B. den eleganten Antonio de Solis, auch als Geschichtschreiber merkwürdig ist; Meister im Komischen, Moreto; den erfindungsreichen Francisco de Rojas, der in der Gattung des Spanischen Publicums mit Calderon wetteiferte. Auch wünschten wir, daß von jener Gattung der Spanischen National-Schauspiele wenigstens Eine Probe gegeben werde.

Heyne

Amsterdam.

Immer hofften wir, von der gelehrten tischen Schrift: *Φιλομαθειας τα σπαραγγα*, und B. *miscellaneae doctrinae liber primus und secundus*, 1809, 1811, einen liber tertius zu erhalten, um, nach völliger Uebersicht dieser periodischen Schrift, eine Anzeige geben zu können. Wir sehen wohl, daß sie die Bibliotheca critica ersetzen sollte, — nur daß man sich in Freyheit in der Wahl der zu recensirenden Bücher vorbehielt; wiewohl man wünschen mußte, daß der Plan nicht über die Grenzen der Philologie hinaus ging; aber zu den theils ausführlicheren, theils kürzeren, Auszügen und Theilungen neuer Schriften, insonderheit der neuen Ausgaben von Classikern, sollten auch Abhandlungen und Anecdota kommen. Alles dieses kam den Wünschen der Gelehrten dieses Ja-



entgegen. Die vier Bruchstücke aus den verlorenen Schriften des Musonius, mit den Verbesserungen von einem Gelehrten, wie Wyttenbach, gaben die erfreuliche Hoffnung, daß aus der Leidener Bibliothek noch Manches ans Licht kommen könne (vergl. Gött. gel. Anz. vorigen Jahres S. 694). Unglücklicher Weise trat der, zwar gut gemeinte, Eifer gegen die Zeit=Philosophie in den Weg, die doch selbst von dem Wege so ganz abgelegen war; — Könnten doch auch wir unsrer Seits Etwas beitragen, daß der Faden wieder aufgenommen würde, und daß Wyttenbach sich entschloße, wieder anzufangen, den schönen critischen Peplus der Athene zu weben! So sehr auch das Zeitalter für die Feier der ehemahligen Panathenäen verstimmt seyn mag: so ist doch das Fach der classischen Litteratur zur Zeit noch das gelittenste und befreundetste; Es gestattet aber, seiner Natur nach, am wenigsten ein bloßes *σποράδιον*; Es bedarf einer periodischen Schrift, die sowohl die ganze Uebersicht des weiten Feldes, als auch des Einzelnen gibt, das eine größere Ausführlichkeit verdient, und sie auch mehr gestattet, als gemischte litterarische Blätter, in denen Philologie den Platz mit andern theilen muß.

### Goslar.

*Steindlin*

Von E. W. G. Kircher: Predigt über den Werth oder Unwerth fehlgeschlagener Hoffnungen, von G. Henrici, Doctor der Philosophie. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 52 Seiten in Octav.

Wir zeigen sonst nicht leicht einzelne Predigten an; doch machen wir hier eine Aus-

nahme, weil hier ein Mann, welcher schon lange als Philosoph, besonders im Fache der Moral- und Rechts-Philosophie rühmlichst bekannt ist, als geistlicher Redner auftritt, und als solcher ein ungewöhnliches Thema abhandelt. Die Predigt ist für den Druck umgearbeitet, und wahrscheinlich auch weiter ausgeführt worden, als sie gehalten wurde. Es wird zuerst gezeigt, daß es dem Menschen nützlich sey, wenn ihm manche Hoffnungen fehlschlagen; darauf, daß ein immerwährendes oder sehr häufiges Fehlschlagen derselben moralisch höchst nachtheilig für ihn seyn müsse, und zuletzt werden aus dem Vorhergehenden einige Folgerungen gezogen, namentlich, daß der Mensch sich genau mit den Mitteln bekannt mache, wodurch er einem häufigen Fehlschlagen seiner Hoffnung ausweichen oder vorbeugen kann; daß er, auch bey dem sorgfältigsten Gebrauche dieser Mittel, sich gleichwohl immer auf ein mögliches Mißlingen gefaßt halte, und daß er sich nie verführen lasse, sich an irgend eine Hoffnung leidenschaftlich zu binden. Die Predigt ist sehr systematisch und mit einer männlichen Beredtsamkeit geschrieben. Auf Popularität macht der Verfasser selbst keinen Anspruch; gibt aber übrigens zu verstehen, daß die gehaltene Predigt populärer gewesen sey, als die hier zum dritten Male gedruckte, und glaubt dem Publicum einen Beweis seiner Achtung zu geben, wenn er für das Nachdenken des Lesers höhere Rücksichten, als für den Zuhörer nahm.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 25. May 1812.

Leipzig.

*Hegel*

Zufälliger Weise ist Rec. auf zwey hier erschie-  
nene Bücher, welche in den philosophischen Theil  
der Rechtswissenschaft einschlagen, aufmerksam ge-  
macht worden; auf das erste, weil darin der  
Unterschied zwischen dem Naturrecht und der Phi-  
losophie des positiven Rechts dargethan werde,  
und auf das andere, weil der Verfasser nur einen  
allgemeinen Rechtszustand für der Idee ganz ent-  
sprechend halte. Jenes sind

*W. J. KRUG'S, Prof. der Philosophie zu Leip-  
zig, naturrechtliche Abhandlungen, oder Bey-  
träge zur natürlichen Rechtswissenschaft. VIII  
und 133 S. Bey Vogel 1811. klein Octav.*

Dieses: *Grundzüge der philosophischen  
Rechtslehre, zum Gebrauche bey Vorlesungen ent-  
worfen von Amad. Wendt, außerordentl. Prof.  
auf der Universität Leipzig. Bey Barth. XXII  
und 249 S. groß Octav, auch 1811.*

Die Abhandlungen des Hrn. Prof. K. schließen  
sich an seine Aphorismen zur Philosophie d. R. an,  
wovon 1800 der erste Band erschienen ist, welchen  
damahls Gel. Anz. St. 97 ein ganz anderer Re-

K (4)

consent empfohlen hat. Dießmahl ist der Vortrag zusammenhängender, als dort; es sind sechs Abhandlungen, wie der Verf. sagt, gerade über die Haupt-Probleme einer natürlichen Rechtswissenschaft. Auf jede kömmt dann etwa ein Bogen, denn der größte Theil des ersten geht auf eine Einleitung, worin erstens die Trennung des Naturrechts von der Moral vertheidigt wird, die man sonst dem Grotius zum hohen Verdienst angerechnet habe, was man auch in Zukunft wieder thun werde, so bald der Identitäts-Taumel verschwunden sey. Der Verf. hat sich auf eine besondere Widerlegung der entgegengesetzten Behauptung eingelassen, wie er sagt; und wer bedenkt, daß sie S. 4 anfängt, S. 6 aufhört, und gerade 64 Zeilen enthält, der müßte sehr tadelsüchtig seyn, und auf ein Blatt Papier sehr vielen Werth setzen, wenn er dem Verf. aus diesem Versuche einen Vorwurf machen wollte. Seine Gründe sind kurz, man könne das bloß Rechtliche zu einer eigenen Wissenschaft machen, wenn man gleich im wirklichen Leben die Moral nie vergessen dürfe. Vom Identitäts-Taumel ist, in der Abhandlung selbst, kein Wort gesagt, so gespannt Rec. durch die Vorrede darauf war, zu erfahren, ob das ganze metaphysische System, welches auf Identität gebaut ist, oder nur die Behauptung gemeint sey, Thomasius hätte das Kapitel der Moral, in welchen Fällen ein Mensch den andern todtschlagen dürfe, lieber nicht absondern sollen. Bekanntlich hat letzteres Hr. D. Platt in Tübingen schon 1785 sehr gut ausgeführt, ehe von der jezigen Identitäts-Philosophie die Rede war, und es gehört nur eine sehr mäßige Kenntniß der alten und neuen philosophischen Geschichte dazu, um zu vermuthen, daß er Recht habe, wenigstens um einzusehen, daß hier von keinem Taumel die Rede seyn könnte.

Zweytens führt Hr. Prof. Z. auf beynabe fünf Seiten aus, daß es keine Philosophie des positiven Rechts geben könne, wenn es kein eigenes Naturrecht gebe, deyn da hätte man keine Principien, die Vernunftmäßigkeit eines positiven Rechts zu beurtheilen, und auf diese Vernunftmäßigkeit hätte doch z. B. Lycurg seine Gesetze gebauet. Auch spreche Cicero von der Nothwehr, als einem in der Vernunft gegründeten Rechte.

Wer die Vertheidiger des Thomassischen Naturrechts nicht kennt, der würde vielleicht antworten, Cicero habe ja auch von keinem solchen Naturrechte gewußt, sondern nur von Moral und Politic; er habe de officiis, de republica und de legibus geschrieben, aber erst Böhler, achtzehn hundert Jahre nachher, ein jus naturae cogens. Rec. wird sich jedoch wohl hüten, dieß anzuführen, denn er weiß wohl, wie fest bey seinen Gegnern das eingewurzelt ist, was nun schon einmahl zu ihrer Zeit auf allen Deutschen Universitäten gilt. Von eigentlich juristischen Verhältnissen sagt die Moral nichts, sondern sie gehören allein in das Naturrecht. Wer nun kein eigenes Naturrecht, im Gegensatz des Rechts im Staate, für nöthig hält, dem bleibt auch keine Moral übrig, und man wundert sich wohl gar, wenn man nicht läugnen kann, daß ein solcher eingestrichelter Jurist, der ohne Staat von nichts Juristischem wissen will, es mit der Menschheit doch so übel nicht meine, vielmehr die, welche ein positives Recht aufstellen, und die, welche darnach leben sollen, auf die Moral verweisen. So Jemand hält dann, wie man findet, viel auf die Moral, und nichts auf das Thomassische Naturrecht. Wie sonderbar!

Unser Verf. hingegen schätzt die Moral und das Naturrecht, und ohne Zweifel auch das positive Recht. Daß letzteres nicht sein Fach ist, kann

man ihm billiger Weise nicht zum Vorwurfe machen; aber bey allen philosophischen Untersuchungen über einzelne Gegenstände des positiven Rechts überhaupt vermißt man es freylich auch an ihm, und zwar schon in den Ausdrücken. Nur Ein Beyspiel davon. S. 91 kömmt, und zwar bey den Verträgen, die Ehe unter den nächsten Verwandten als widerrechtlich vor, weil der eigennützigste aller Naturtriebe (daß die Geschlechtsliebe dieses nicht sey, kann auch ein Nicht-Jurist wissen) nicht durch diejenigen befriedigt werden dürfe, denen man das reinste Wohlwollen schuldig ist. Ein anderer Moralist nimmt es gerade umgekehrt; doch hier ist nur davon die Rede, daß Hr. Prof. B. sagt, unter "nächsten Verwandten" seyen "bloß Eltern, Kinder und Geschwister zu verstehen." Also nicht auch Eltern der Eltern, Eltern der Geschwister, z. B. die Stiefmutter, oder Kinder der Kinder? Sind diese aber auch gemeint, geht man von den genannten Nächstmöglichen in gerader Linie und in der Seitenlinie ab, wo soll man in der Auslegung dieser Worte stehen bleiben?

Weit mehr stimmt Rec. mit Hrn. Prof. Wendi überein, welcher die erwähnte Abhandlung von Hrn. Dr. Klatt ganz anders würdigt, als die meisten Schriftsteller über das Naturrecht gethan haben, welcher den rechtlichen Zustand so sehr für wesentlich hält, daß er das, was ohne diesen seyn kann, nur für außerrechtlich, unjuristisch, erklärt, und welcher auf alles Rücksicht nimmt, was als Recht im Staate vorkömmt. Nur auf die Trennung dessen, was man, doch in der That noch nicht sehr lange und eigentlich, wenn von der wissenschaftlichen Begrenzung die Rede ist, nur in Deutschland Politik nennt, von der philosophischen Rechtslehre, setzt auch dieser Verfasser noch zu viel Werth. Wenn bey den Alten wäre wohl je eingefallen, daß

die Wissenschaft, die sich mit der πολις, dem Staate, beschäftigt, durchaus nur von der Klugheit sprechen dürfe, nie vom Rechte? Wem fällt es in der That auch jetzt ein, wenn er über Politik schreibt oder liest? Bestimmt man die Grenze so, wie man sie im Naturrechte behauptet, so kommt die Lehre vom Staate, und zwar die absichtliche, ausführliche Lehre davon, doppelt vor, und dagegen ist für die Untersuchungen über das, was in juristischen Dingen rathsam ist, nirgends eine Stelle, nicht in der philosophischen Rechtslehre (Philosophie des positiven Rechts nennt sie der Rec., um sie der Moral bestimmt entgegen zu setzen, die sich doch auch mit dem beschäftigt, was recht ist), denn diese überläßt es der Politik, — und nicht in der Politik, denn diese wird ja gewöhnlich von Nicht-Juristen bearbeitet. Rec. hat den Lehrern der Politik immer einen Theilungs-tractat vorgeschlagen, gegen welchen keiner von ihnen seine Stimme erhoben hat, und woben sich vollends die gemeinschaftlichen Zuhörer gut stehen, nämlich das Naturrecht soll das eigentlich Juristische, also vorzüglich das Privatrecht, philosophisch abhandeln, und die Politik das Nichtjuristische, wenigstens nicht ausschließlich Juristische. Hätte Thomastus und Consorten den Staat (Hr. Prof. W. sagt ganz recht: irgend eine Rechtsgesellschaft) für wesentlich bey ihren Untersuchungen erkannt, wie sie den Zwang für wesentlich hielten; so würden sie gewiß auch über die Vernunftmäßigkeit dessen, was im Staate so oder anders ist, Betrachtungen angestellt haben. Unser Verf. ist so sehr auf dem rechten Wege, daß Rec. sicher hofft, sie werden beide noch ganz zusammen treffen, so weit dieß nämlich in wissenschaftlichen Dingen nöthig und wünschenswerth ist. Nur eine einzige beyläufige Bemerkung will Rec. ihm hier noch vorlegen. S. 11 heißen die Fälle, wo ein Ju-

riß Antheil an der Gesetzgebung erhalte, Das sind sie nun gewiß nicht, nicht in un-  
 Organisationen und Gesetzgebungen so rei-  
 gen, noch auch vorher, wo doch z. B. in  
 Deutschen Ländchen von Zeit zu Zeit eine  
 nung, etwa über Pupillen, Hypotheken un-  
 gemacht wurde, woran nicht nur ganze Justi-  
 gien oder Regierungen Antheil nahmen, son-  
 man doch gar oft so vernünftig war, erfah-  
 amte, selbst auch wohl rechtschaffene Ad-  
 darüber zu hören.

Das Buch zerfällt in reines und in ange-  
 Naturrecht, aber beides setzt Hr. Prof. W.  
 ders entgegen, als etwa Hr. G. Schma-  
 und, wie Rec. glaubt, besser. Das reine  
 recht ist hier im Grunde die Metaphysik u.  
 Urrechte, die Verträge, das Eigenthum, die  
 gesellschaft, die Gesetzgebung und die Justiz  
 angewandte Naturrecht hingegen begreift das  
 recht im Staate, das öffentliche Recht und d.  
 ferrecht. Im ersten Theile kommt freylich  
 bey den Verträgen, etwas viel Terminolog.  
 welche Rec. lieber in den zweyten gestellt hätte.  
 sie überhaupt angeführt werden soll. §

Heyne

Zittau und Leipzig.

**Geschichte und Merkwürdigkeiten der  
 Bibliothek in Zittau**, beschrieben von  
 hann Gottfried Anechke, Conrector und  
 thecar. 1811. Octav 164 Seiten. Wie-  
 ches von litterärischem Werthe noch in den  
 Schul-Bibliotheken unbekannt verwahrt wird,  
 wir oben S. 479 an dem Beispiele der  
 Bibliothek zu Zeig. Die Zittauer Bib-  
 ist im Fache der Geschichte der Lausitz durch  
 ham Jrenzel's Schriften und C. G. Hoffm.  
 Scriptorum rerum Lusaticarum, und in



Zeit durch ein paar Griechische Codices bekannt geworden; der eine ist der von Hrn. Matthäi schon gebrauchte Codex Vet. et Novi Testamenti; der andere ist der, welcher 22 Schriften des Plato enthält. Gegenwärtige Schrift ist zwar mehr auf das Historische der Bibliothek, ihre Entstehung und einzelnen Anwachs, gerichtet; Natürlich besteht dieses in Umständen, welche ein locales Interesse haben. Der Verfasser ist aber nicht abgeneigt, in der Folge in einzelnen Schulschriften (S. 139) das litterarische Publicum mit den alten Drucken bekannt zu machen. Es gereicht den Städten zum Ruhme, welche Magistrate hatten, die für die Einrichtung von Schul-Bibliotheken sorgten. - Vergeblich werden gelehrte Schulen gestiftet, wenn nicht die Lehrer mit Büchern, als den unentbehrlichen Hülfsmitteln, humanistische Kenntnisse und Studien zu erhalten und zu erweitern, versehen werden. Ehemahls konnten diese Bücherfamilien noch nicht zweckmäßig für den Schulunterricht, für Lehrer und Schüler, eingerichtet werden; sie erwuchsen gemeiniglich aus zufälligen Geschenken von Büchern. Nur die älteren Bibliotheken vor der Verbesserung der Glaubenslehre boten eine Anlage von alten Drucken und Handschriften dar. Rühmlich ist es den Magistraten, daß unter ihnen Scholarchen waren, die sich der Schulen, des Unterrichts und des Ankaufs neuer Bücher annahmen. Dieser Ruhm wird der Stadt Zittau auf eine vorzügliche Weise durch diese Erzählung bezeuget. Unter den Ankäufen finden wir mehrere, welche eine treffliche Beurtheilung der Aufseher voransetzen: wie S. 65 die Polyglotten-Bibeln, welche für gelehrte Theologen ein herrlicher Schatz sind. So auch hier und da eine Auswahl für die Landesgeschichte. Einige Münzen, Porträite s. w. werden noch ange-

führt. (Ob die Münze mit dem Kopfe von Pades, Fürsten und Erben von Euböa, und die a mit der Arithea echt sey, zweifeln wir sehr.)

Staudlin

### Heidelberg.

Von Gutmann: De fidei gnoseosque idea, qua ad se invicem atque ad philosophiam refertur, ratione, secundum mentem *Clementis Alexandrini* — Auct. J. A. G. Neander, Hamburgis, Philos. Doct. 1811. 50 S. in Octav.

Der Verf., ehemahls unser gelehrter Mitbürger hat frühzeitig die Kirchenväter zum Gegenstandes eifrigen Studiums gemacht, sie derlei Ware, mit welcher sich viele studirende Theologen begnügen, vorgezogen, und sich durch das geordnete Vorurtheil, welches gewöhnlich auf Unwissenheit Geisteschwäche, oder einer antireligiösen Deberuht, nicht davon abhalten lassen. In der vorgehenden Schrift, durch welche er sich das Recht, Vorlesungen auf der Universität Heidelberg zu habenerworben hat, stellt er des großen *Clementis Alexandrini* treffliche Lehren vom Glauben, Verhältnisse der Philosophie zu demselben, und der Gnosis, welche auf dem Glauben ruht, und dem rechten Gebrauche der Philosophie in Glaubenssachen entsteht, sehr geschickt zusammen, und verschiedenes zur Erläuterung derselben vor. er ist, so schließt er, *Theologiae verae imago a pio et sapiente scriptis expressa, a nobis secus ejus exemplum adumbrata, ad quam ut studium nostram vitamque referre semper valeamus, lucemque patrem precamur.* Wir wünschen dem Jüngling, welcher von gleicher Liebe zur Religion und Theologie beseelt ist, den glücklichsten Erfolg seiner Absichten und Bemühungen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. May 1812.

London.

*Blumenbach*

Voyages and Travels to India, Ceylon, the red Sea, Abyssinia and Egypt — by GEORGE, Viscount VALENTIA. Dritter Band, (s. oben S. 697 f., S. 780 f.)

Wir verließen Hrn. Salt, den Secretär unser<sup>s</sup> Lords, in Habessinien, und finden durch seine Berichte daher die seines Vorläufers Bruce oft be-  
richtet, und theils widerlegt, oft aber auch —  
namentlich was die Natur-Producte dieses merk-  
würdigen Landes betrifft, — vollkommen bestätigt.  
Daß dieß auch in Betreff des rohen Rindfleisches  
der Fall ist, das dort als ein vorzügliches Gericht  
genossen wird, und worüber unwissende Englische  
Criticiker ihn der Lügen zeihen wollten, bedarf nun  
kaum erst einer Erwähnung. Hr. Salt aß mehr-  
malen davon, und überzeugte sich, that it is  
merely prejudice which deters us from this  
food. Er hat einen solchen Roh-Rindfleisch-  
schmaus oder Brindfest, wie es dort heißt, umständ-  
lich beschrieben und abgebildet; aber Bruce's aben-  
teuerliches Vorgeben, daß die Habessiner bey wei-

ten Reisen einen Ochsen mit sich trieben, um ihm unter Weges von Zeit zu Zeit einen kleinen Rindbraten bey lebendigem Leibe auszuschnelden, und das operirte Thier dann seinen Marsch mit nichts dir nichts weiter fortsetzte u., das widerlegt er geradezu aufs Wort aller Einwohner, die er darum befragte.

(— Unser Hr. Köntgen, der sich bey uns, so wie vorher Hr. Hornemann, zur Entdeckungstreife nach dem innern Africa vorbereitet hat, und anfangs Hrn. Salt, da dieser, wie oberwähnt, zum zweyten Mahle nach Habessinien ging, zu begleiten gedachte, hat lange Zeit tagtäglich rohe Scheiben Rindfleisch mit Pfeffer und Salz gegessen, und es, so wie gar viele seiner Bekannten, die es mit ihm gekostet, eben so schmackhaft als leicht verdaulich gefunden. — Bekanntlich ist er aber nicht nach Habessinien, sondern zunächst nach Mogadore gegangen, und hat von da auch schon seine weitere Reise über den Atlas, und so nach Tombuctu zu, angetreten. —)

Hr. Salt hält sich nach aller Untersuchung überzeugt, daß die Lustseuche in Habessinien nicht existirt. (— Eine für die geographische Nosologie höchst merkwürdige Bestätigung dessen, was Hr. Browne in gleicher Rücksicht von Kulla, recht im Herzen von Africa, und schon Leo von Numidien gesagt haben. — Auch reimt sich damit unsers Hornemann's Versicherung von der großen Leichtigkeit, womit in Fezzan das Uebel, bloß durch den Gebrauch von Coloquinten und Salz, gehoben werde. —)

Ausführlich von den merkwürdigen Alterthümern zu Arum. Der 80 Fuß hohe Obelisk aus einem einzigen Granitblock, den schon Bruce, aber ganz unrichtig, abgezeichnet hat. Der steinerne Sitz, auf welchem weiland die Könige des Reichs ge-

trönt wurden, zwischen vier dergleichen Pfeilern. Vor allem aber die wichtige Entdeckung der Griechischen Inschrift aus den Zeiten Nizanas, des Aramitischen Königes, in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, unter welchem nach aller Wahrscheinlichkeit das Christenthum zuerst in Aethiopien eingeführt worden. Diese merkwürdige Inscription ist unter uns durch die gelehrten Forschungen der Herren Professoren Buttmann und Niebuhr zu Berlin (im II. Bande des Museums der Alterthums-Wissenschaft) bekannt, auf welche wir hier also nur verweisen, und dagegen noch einige einzelne Bemerkungen aus Hrn. Salt's Reise-Relation ausheben. Besonders interessant sind die bestimmten Notizen von den räthselhaften ungeheuern Ochsenhörnern, die auch Bruce beschrieb, und eines derselben mit nach England gebracht, wo es der Rec. in Händen gehabt. Sie kommen von Gondar; die Ochsenart heißt Gushu oder wilde Kuh; findet sich zumahl in der Provinz Walkant, soll aber auch in Kas-el-Feel als Hausthier gezogen werden; die Hörner liegen rückwärts nach dem Nacken des Thiers, sind glatt und rund, folglich ganz von des Büffels seinen verschieden. — Bey einer Revue zu Antalow war der Verf. Augenzeuge, daß die Krieger dem Kas die abgeschnittenen Genitalien der von ihnen erschlagenen Feinde als Trophäe (— wie weiland die Borhäute der Philister —) zu Füßen legten, die sie vorher über dem Armband der rechten Hand getragen hatten. — Das Schach wird in Habessinien in vielen Stücken ganz anders gespielt, als bey uns. — Kinder kriegen, wenn sie ungezogen sind, mitunter schwere Weinschellen — Eine einfache Art, aus dem Stegreif binnen wenigen Minuten gute Kuchen zu backen. Der aufgerollte Teig wird um einen glü-

henden Stein geschlagen, und dann aus Feuer gelegt. — Kurze Uebersicht der ältern Geschichte von Habessinien, und der neuesten Vorfälle, als Fortsetzung des II. Bandes von Bruce, dem hierin das Lob der Genauigkeit ertheilt wird. — Dieß alles von Hrn. Salt. Nun nimmt Lord Valentia wieder das Wort, der seinen Landsleuten sehr angelegentlich das Handelsverkehr nach Habessinien, und zur Niederlassung die obgedachte, nach seinem Nahmen genannte, Insel empfiehlt, und ihnen aus einander setzt, wie das gerade jetzt durch die Zeitumstände begünstigt werde, namentlich auch durch die jetzige politische Verfassung von Aegypten, und durch die von den Wahabiten nun aufgehobenen Pilger- und respective großen Handelsfahrten nach Mecca u. c. — Noch eine lange Deduction von Unwahrheiten in Bruce's Reise.

Von Massua gingen unsere Reisenden nun nordlich, und zunächst wieder nach der Arabischen Küste, gen Djidda. — Unter den Persischen Säbeln, die der dasige Vizier (der aus Fez stammte) besah, auch einer mit geraden, nicht wellenförmigen, Streifen damascirt, den er auf tausend Piaster schätzte. — Auch hier sind die Häuser aus Madreporen erbauet. — Von da gerade nach Suez. — Ein Zug von hohem Ehrgefühl der Araber: Osman Bey und Elfi Bey waren nach Murad Bey's Tode Rivalen. Ersterer suchte mit seinen Truppen, worunter sich auch Naer Ehedid befand, den Elfi auf, der eben aus England zurückgekommen war. Dieser entkam aber mit genauer Noth nach der Wüste, und flüchtete nach einem Zelte, worin sich die Frau jenes Ehedid, seines Widersachers, aufhielt, und bat um Schutz. Sie verbarg ihn, zeigte Osman's Kundschaftern einen falschen Weg, den er genommen habe, und half ihm dann auf einem Leibpferde

ihres gegen ihn zu Felde gezogenen Gemahls in Sicherheit. Osman erfuhrs hinter drein, setzte den Ehedid deßhalb zur Rede, der ihm geradezu antwortete: Herr, ihr wißt, daß Elfi nie mein Freund war; aber, hätte meine Frau anders gehandelt, so würde ich ihr nun mit diesem meinem Säbel den Kopf abhauen. — Ein gelehrter Excurs über die Stelle, wo die Kinder Israel durchs rothe Meer gezogen; wobey er, so wie Hr. Dubois-Anmé, annimmt, daß sich zu jener Zeit dasselbe noch fünf (Deutsche) Meilen nordlich über Suez hinaus erstreckt habe. — Die in Aegypten gebornen Griechinnen sind in der Jugend und bis sie Mütter werden, schön, und gehen reich gekleidet; aber ohne alle geistige Bildung. *The mind of a female Greek is a total blank, or worse.* — Der Aufenthalt des Verf. zu Cairo, Alexandria, Damietta &c., so wie seine Reisen durchs Delta, geben für unsere Anzeige keine weitere Ausbeute. Er hält die Meinung, daß letzteres durch Absatz des Milschlammes gebildet seyn solle, für durchaus ungegründet. — Ein von den Antiquariern schon so oft gewünschter genauer Plan der Ruinen um die Diocletians- (vulgo Pompejus-) Säule bey Alexandria, sorgfältig verglichen mit Strabo's Beschreibung. — Schilderung des jetzigen politischen Zustandes der beiderley Aegypten. Das niedere unter Mohammed Ali Pascha; das obere hingegen unter der Herrschaft der Beys. — Ein Springhase (*Jaculus jerboa*), mit den Jungen, die über drey Wochen alt waren, und doch die Augenlieder noch nicht geöffnet hatten. — Auf Malta ein botanischer und resp. öconomischer Garten. Auf der dasigen Bibliothek auch eine kleine Antiken-Sammlung von lauter auf der Insel selbst ausgegrabenen Stücken. — Den 26. October 1806 landete Lord Valentia zu Portsmouth.

Freyno

Berlin.

Ueber die vortheilhafteste Benützung und Verkauf der Domainen. Ein staatswirthschaftlicher Versuch von Gottlieb Wehnert. Octav 76 S. Der Verf., vor noch nicht langer Zeit unser gelehrter Mitbürger, spricht mit großer Bescheidenheit von diesem seinem ersten Versuch der Vorrede. Wir zeigen ihn mit wahrem Gnügen an; nicht bloß wegen seines inneren Werthes, sondern auch, weil es uns immer erfreut, auf junge Männer aufmerksam zu machen, die die Hoffnung von sich erregen, denkwürdigen Schatzmännern zu werden. Das Interesse des Gegenstandes, den der Verf. behandelt, brauche nicht erst darzuthun. Er spricht zwar im Allgemeinen, bemerkt jedoch ausdrücklich, daß er nächst sein Vaterland, Mecklenburg-Schwerin, bey vor Augen gehabt habe. Dieß kann nicht anders, als zur Empfehlung gereichen: ist ein Verdienst, es früh einzusehen, daß man practischen Gegenständen nicht mit bloß allgemeiner Theorien ausreiche. Dieser practische Sinn zeigt sich sofort in der Einleitung aus, in dem Urtheil über das phisokratische und Industrie-System Verhältniß gegen das mercantilische. Die Gründe warum das letztere sich behauptet und behauptet werden, sind kurz, aber wahr, angegeben. Ueber die Beschränkung des Begriffs der Domainen geht anfangs bloß auf Landgüter mit ihren Pertinenzien, und gibt dadurch seiner ganzen Untersuchung die Bestimmtheit. Sie zerfällt in zwey Abtheilungen: die erste von der Vermüthung, die zweite von der Veräußerung der Domainen. In der ersten zuerst von der Centralverwaltung, ob dieselbe einem Einzelnen oder einem Collegio zu übertragen sey? Der Verf. will beides vereinigt wissen,



daß die berathende Behörde einem Collegium, die Ausführung Einzelnen überlassen sey; jedoch so, daß einzelne Mitglieder des Collegii zugleich diese zu besorgen haben. Die Entscheidung streitiger Rechte müsse aber Justiz-Collegien überlassen bleiben. Der zweyte Abschnitt: über die specielle Benutzung der Domainen; die drey Arten derselben: Administration, Zeitpacht, Erbpacht. Die erste wird aus bekannten Gründen verworfen; jedoch mit den Beschränkungen, daß eine Regierung einzelne Domainen als Muster der Landwirthschaft verwalten lasse; und ferner die Nebenrechte der Domainen, als Gerichtsbarkeit, Patronate &c. davon trenne und sich vorbehalte. Die Modificationen der Zeitpacht bestimmt der Verf. in so fern sehr liberal, daß die Pacht-Contracte auf beträchtliche Dauer, von 20 bis 25 Jahren, abgeschlossen werden; daß man dem bisherigen Pächter in der Regel immer den Vorgang lasse; bey neuen Pächtern aber mehr auf ihre Rechlichkeit und Vermöglichkeit, als auf das höchste Gebot sehe; übrigens aber hält er es gar nicht für schädlich, den Pachtzins zuweilen zu erhöhen. Die Erbpacht nimmt der Verf. mit der Beschränkung in Schutz, daß kein unveränderlicher Canon festgesetzt werde, sondern daß etwa alle 25 Jahre eine Revision Statt finden, und derselbe nach billigen Grundsätzen erhöht werden könne. Wir hätten gewünscht, daß der Verf. sich über diese Grundsätze etwas weiter ausgelassen hätte. Ist man in der Bestimmung darüber nicht sehr vorsichtig und gewissenhaft, so möchte der Neiz, Güter in Erbpacht zu nehmen, sich gar sehr vermindern. Die Hauptschwierigkeit der Einführung der Erbpacht, die in dem Mangel des Capitals liegt, hat der Vf. nicht unbeachtet gelassen. Sein Vorschlag, den er besonders für Mecklenburg anwendbar hält, ist: die Bauergüter in

Erbpacht, die großen Domainen aber in Zeitpacht zu geben. Die zweyte Abtheilung, über die Veräußerung der Domainen, zerfällt in drey Abschnitte. Der erste: Ob die Veräußerung der Domainen öconomisch vortheilhaft und politisch rathsam sey? Bey der Beantwortung dieser Frage stellt sich Hr. W. den Theoretikern als Vertheidiger der Domainen entgegen, indem er die einzelnen gegen sie gemachten Einwürfe durchgeht und beantwortet. So bald die Erfahrung lehret, daß gut eingerichtete Pachtungen für die Cultur des Bodens eben so gut, wie Eigenthum sind, ist in den Augen des Rec. jene Frage auch beantwortet. Gewünscht hätten wir, daß der Verf. bey dem nur angedeuteten Vortheile S. 49, daß der Souverän durch Domainen den Werth des Eigenthums kennen lerne, etwas weiter ausgeführt hätte. Nach der Ansicht des Rec. führt Domänialverwaltung practisch am sichersten zu einer wohlgeordneten Staatsöconomie; es wäre nicht schwer, dieß durch Beyspiele zu beweisen. Der zweyte Abschnitt behandelt die Frage: ob Domainen rechtsbeständig veräußert werden dürfen? Sie wird bejahend beantwortet. Mit Recht rügt der Vf. die Nachtheile, welche Regenten durch die Aufstellung des entgegenstehenden Principis ihren Nachfolgern verurthacht haben. Der dritte Abschnitt: wie können Domainen am vortheilhaftesten veräußert werden? Indem der Vf. bey der Veräußerung der Domainen bey jeder vernünftigen Regierung den Zweck vorkaussetzt, sie zur Tilgung der Staatsschuld zu verwenden, empfiehlt er die unmittelbare Immission der Staatsgläubiger in die Domainen, nach dem Beyspiel der Französischen Regierung in Toscana, und nach ähnlicher billiger Verfahrensart. Mit Ueberzeugung setzen wir den Wunsch hinzu, daß diese Maxime zur allgemeinen erhoben werden möge!

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 30. May 1812.

Mailand.

Gyehsen

Illustrazione d'uno Zodiaco orientale del Cabinetto delle Medaglie de Sua Majestà a Parigi, scoperto recentemente presso le sponde del Tigre in vicinanza dell' antica Babilonia, monumento che serve ad illustrare la storia dell' Astronomia ed altri punti interessanti dell' Antichità. Da Giuseppe Hager. 1811. 63 Seiten in groß Folio, ohne die Vorrede und Dedication. Das Denkmahl, das hier erläutert wird, ist der berühmte, von Michaux aus dem Orient mitgebrachte, Stein mit Keilschrift, von dem zuerst Hr. Millin in den Monum. ineditis Vol. I. eine Abbildung, mit Erläuterung der Figuren, gegeben hat. Millin hielt ihn für einen Talisman; Hr. Abt Eichstein, versuchte in seinem Tentamen palaeogr. Af. auch eine Erklärung der Inschrift, und fand darin eine Trauerklage. Hr. Hager hat eine ganz eigenthümliche Ansicht gefaßt, indem er die auf diesem Stein befindlichen Figuren für einen Orientalischen, oder bestimmter, Chaldäisch, Babylonischen, Tierkreis

M (4)

erklärt. Diese Vorstellung ist von dem Verf. in 12 Kapiteln mit vielem Aufwande von Gelehrsamkeit und Belesenheit in alten und neuern Schriftstellern, mit einer Menge von Spracherläuterungen, Etymologien und gelegentlichen Bemerkungen zur Geschichte der alten Sternkunde, ausgeführt. Wir können nur das Wesentlichste ausheben. Kap. 1. Bedeutung des Ganzen. Die Syrer zu Emesa verehrten die Sonne in Gestalt eines steinernen, unten abgerundeten, Kegels von schwarzer Farbe. So ist gerade dieser Stein an Farbe und Form, vielleicht auch ein Aërolith. So war auch das von Pessinus nach Rom gebrachte Bild der Cybele und andere verehrte Steine. Also ist dieser Stein ein Bild der Sonne. 2) Ist dieses, so müssen auch die Figuren auf die Sonne sich beziehen, und das ist wirklich der Fall. Sie haben Ähnlichkeit mit den Zeichen des Thierkreises, und scheinen den jährlichen Lauf der Sonne darzustellen. Eine Schlange, Bild der Zeit, theilt die Zeichen in zwei Theile, des Sommers und des Winters, oder, nach der Lehre der Babylonischen Magier, des Lichtes und der Finsterniß; gerade so, wie die Isis den Thierkreis von Zentya theilt. Der Kopf der Schlange bezeichnet den Anfang; da ist der Widder oder das Lamm das erste Zeichen des Perusschen Jahres. "Aber das Bild auf dem Steine scheint vielmehr ein Hund oder Wolf." Auch der Wolf, antwortet Hr. H., bedeutet den Jahreslauf der Sonne, daher *λυνάβας*, das Jahr, *lucos*, lux, die Sonne, und die Chaldäer konnten ja andere Bilder haben, um die Zeichen des Thierkreises anzuzeigen. 3) Die folgenden Zeichen, nach der Linken zu, sind zwei Ungeheuer und zwei Vögel, über welche der Verf. aus diesem Grunde

nichts bestimmt. Diese eigenen Bilder sind Be-  
 weise des Alterthums. Jene 12 Thierbilder schei-  
 nen vielmehr erfunden, um den zwölfjährigen Um-  
 lauf des Jupiter anzudeuten, worüber der Verf. noch  
 Vieles sagt, das dem Reg. nicht klar ist. 4) Das  
 sechste Zeichen ist der Scorpion, der auf dem Steine  
 sehr kenntlich ist. Jungfrau und Wage fehlen; statt  
 der ersten ein kleines schwebendes Schiff, das Bild  
 der Isis, und vielleicht zugleich des Sommerfolsti-  
 tiums. 5) Die siebente Stelle, der Wage, ist durch  
 die Scheren des Scorpions eingenommen, denn an-  
 fangs hatte der Zodiacus nur 11 Zeichen. Nach  
 Servius ist dieß die echte Chaldäische Form. Dieß  
 führt den Verf. auf die Frage, wann die Wage in  
 den Thierkreis eingeführt worden, Kap. 6, und auch  
 Bemerkungen über den Thierkreis von Tentyra u. a.  
 deren hohes Alter aus triftigen Gründen bezweifelt  
 wird. 7) Die andere Seite des Steins enthält die  
 Zeichen des Winters oder der Nacht, nur fünf Zei-  
 chen, weil der Winter in jenen Gegenden kürzer ist,  
 als der Sommer, oder weil das Reich des guten  
 Principis dem des bösen überlegen gedacht werden  
 muß. Von diesen Zeichen ist nur das des Stein-  
 bocks mit den unsrigen übereinstimmend, die übrige  
 sind Thürme oder Gebäude. Noch jetzt nenne  
 man im Orient die Stationen der Sonne Thürme  
 oder Häuser. Der Steinbock steht auf der dritten,  
 letzten Stelle, im Wintersolstiz. Die runde Figur  
 über dem Steinbock nimmt der Verf. für ein Thor  
 des Paradieses mit vier Strömen. Die Figur, die  
 einem  $\Omega$  ähnlich ist, bezeichne vermuthlich die Er-  
 sche, oder das Ende. In dem untern, die Erde vor-  
 stellende, Felde liegen zwei Thiere, vielleicht Cro-  
 codile, die, wie Spürre, den Altar der Besta oder  
 des Feuers bewachen, auf welchem eine Pyramide

Symbol des Feuers, steht. Auf dem andern Altar liegt eine dreiseitige Pyramide, die Hr. H. für den Phallus oder Lingam hält. Den Beschluß macht das Bild des Tigrisstroms, angedeutet durch den Pfeil und den mit ihm sich vereinigenden Euphrat. Die 4 folgende Kapitel sind eigentlich bloß Zugabe, Kap. 8: . . 11, von den Aegyptischen, Persischen, Indischen, Sinesischen, Chaldäischen, Thierkreisen. Man kenne keinen rein Aegyptischen Thierkreis mit 12 Zeichen, und die Aegypter scheinen vor der Bekanntschaft mit den Griechen überhaupt keinen Sonnen-Zodiacus gekannt zu haben, sondern nur 12 Monde und 28 Stationen. Der Mond regulirte Jahr und Monathe, Nur die Chaldäer hatten einen Sonnen-Zodiacus von 12 Theilen mit 11 Zeichen, und von ihnen lernten andre Nationen. Hier viele Etymologien, indem der Verf. die Wörter *μαθησις, μαθησις*, aus dem Chaldäischen: *מגיס, מגיס*, so wie die Griech. und Latein. Planetennahmen aus dem Chaldäischen ableitet; zum Beweis des großen Einflusses der Chaldäer auf die Astronomie der Griechen. Im 12. Kap., von den Babylonischen und Persischen Schriftzeichen, zeigt der Vf., daß die Persische Keilschrift von der Linken zur Rechten gehe; die ältere, Babylonische, aber perpendicular oder in abwärts gehenden Columnen, so daß von der Rechten angefangen wird, wie bey den Sinesen. Den Anfang bezeichne die bekannte sternartige Gruppe von Keilen. Diese Schrift sey vielleicht die nämliche, die, nach Josephus (Ant. I. 2, nicht 13), Seths Entel auf den in Scythischen Lande, Syrien oder Aethrien, aufgerichteten Säulen bräuchten. Vier Kupfertafeln zeigen diese Schrift, wovon die erste nicht nummerirte, den Stein in natürlicher Größe in Aquatintamantel darstellt, II. III. die Figuren beider Seiten, IV. Ailiga Proben von Ba-

bylon. Keilchrift. Woher diese genommen sind, wird nicht gesagt, mehrere scheinen Backsteine zu seyn. Rec., der die in dieser Abhandlung dargelegte Gelehrsamkeit und Combinationsgabe des Wf. völlig anerkennt, enthält sich aller Einwendungen gegen einzelne Behauptungen, wozu es an Stoff nicht fehlt. Es ist wenig verdienstlich, die Erklärung eines so dunkeln Denkmahls im Einzelnen zu bestreiten, wenn man nichts Wahrscheinlicheres an die Stelle setzen kann. Nur Eine Bemerkung, die die ganze Ansicht des Wf. trifft, glaubt Rec. nicht zurückhalten zu dürfen. Die Annahme eines Chald. Thierkreises scheint der Wf. darauf zu gründen, daß der Stein bey Babilon gefunden worden. Letzteres ist aber irrig, da er am Ufer des Tigern, unterhalb Bagdad, also in der Gegend von Seleucia und Ctesiphon, oder Madaim, gefunden ist, sehr weit von der Stelle des alten Babel. Wenn ferner, nach Hrn. H., die Chald. Keilchrift perpendicular liest, so ist die des Steins nicht Chaldäisch, sondern vielmehr Persisch; denn sie geht offenbar von der Linken zur Rechten. Die Annahme also, daß es ein Chald. Zodiacus sey, scheint auf keinem sichern Grunde zu beruhen, wozu noch kommt, daß man von den Chald. Thierkreisbildern, nach dem eignen Geständniß des Wf., fast gar keine Kenntniß hat, und daß, wenn, nach Servius, die Chaldäer den Scorpion für 2 Zeichen rechneten, hier 13 Zeichen herauskommen würden.

Ueber das nähmliche Denkmahl ist den hiesigen Societät der Wiss. vor kurzem ein Aufsatz zugestellt worden, unter dem bescheidenen Titel: Ueber das Altpersische Monument von Takkeser, eine Mittheilung, der den Hrn. Domcapitular v. Dalberg zu Aschaffenburg zum Verfasser hat. In den beiden ersten Abschnitten handelt der Wf. von der Geschichte des

Denkmahls und den bisher darüber versuchten Erklärungen, besonders des Hrn. Abt Lichtenstein und Hrn. Dr. Hager. Gegen letztern wird bemerkt, daß die chemische Analyse des Steins die Vermuthung, daß es ein Aegyptisch sey, widerlege, indem er ein schwarzer bituminöser Marmor sey, Chaux carbonatée bituminifère, nach Haun. Ausführlicher, als nöthig schien, zeigt der Wf., daß dieser Stein nicht das Emefische, nach Rom gebrachte, nachher zurückgeschickte, Sonnenbild seyn könne; Hr. H. sagt nicht, daß es der nämliche, sondern nur ein ähnlicher Stein sey. Treffend ist die Bemerkung, daß die Ehrfurcht, die man gegen solche heilige Steine hegte, das Eingraben von Figuren und Schrift ausschloß. Von der Hagerschen Erklärung der Figuren wird erinnert, daß das Schiff der Isis, wofür Hr. H. die schwebende Figur der ersten Seite hält, als ein rein Aegyptisches Bild nicht wohl in einen Cyclus Chaldäischer Menschen passe; daß der Chaldäische, Indische, Persische zc. Thierkreis nach den glaubwürdigsten Nachrichten stets 12 Bilder enthalten habe, und daß man von dem alten Chaldäischen Zodiacus bestimmtere Nachricht haben müßte, um jene, auf dem Steine vorkommende, Bilder für einen Babylonischen Thierkreis zu erklären. Im dritten Abschnitt legt der Wf. seine eigene Erklärung dar; mit Millin hält er den Stein für einen Persischen Talisman, und erläutert ihn aus den Persischen Religionsbegriffen des Dualismus, des Kampfes des Guten und Bösen. Diese Grund-Ideen erzeugten den Glauben an den Einfluß wohlthätiger Mittelwesen, von welchen Talismane, der ursprünglichen Idee nach, symbolische Bilder waren. Späterer Aberglaube nahm das Bild für die Sache, und hief im Steine den verschlossenen Geist als stützenden Genius an, um sich und seine Umgebungen vor dem Einfluß des Bösen zu sichern.



Der Ort, wo dieses Monument gefunden ward, in der Gegend der Gärten der Semitamis oder des Chosru-Gewölbes, das von dem Austreren des nahen Tigers oft Gefahr litt, berechtigt uns, den Marmort für einen auf den Strom und die darauf liegenden Gebäude sich beziehenden Tascharan zu halten. Nach dieser Ansicht sind die Figuren der ersten Seite öfne Genien, Dios, die sich verbündet haben, den Tempeln oder Pallästen auf der andern Seite verberbtlich zu werden. Sie sind nämlich den Gebäuden zugekehrt, und 7 an der Zahl. Die Schlange ist Ahriman oder Aschmog, die Vögel scheinen Kauvögel. Die übrigen monströsen Thiere bestimmen zu wollen, wäre unnütz, weil sie nicht naturhistorisch, sondern magisch, idealisch, wie fast auf allen Persischen Steinen, dargestellt sind. Auf der andern Seite, im obern Felde (Pl. IX. bey Millin) scheint der stammende Stern Taschter (Sirius) zu sehn, der durch sein Licht die Dios vertreibt; die leichten Umrisse nehm ihm Regenwolken, die zugleich eine Gestalt verhalten, deren mit Schuppen bedeckter Hals aus dem Gebäude hervorragt; vielleicht Amordad, der Führer Taschters, oder Michra, also der wohlthätige Genius der Wolfe. Die Gebäude können Tempel ober Palläste, Königsgebäude, seyn. Das in der Mitte liegende gehörnte Thier hält er mit Millin für Behram oder Taschter, der, nach den Zendbüchern, nicht selten Thiergestalt annimmt. Im untern Felde links sey der Pfeil, Bild des Blitzes, des himmlischen Feuers oder Taschters Pfeil, daneben der in hohen Arme getheilte Strom, vielleicht die himmlische Quelle Zerath Rhand. Doch gibt er in einer Note zu, daß beides den Tiger bezeichnen könne, dessen Name selbst einen Pfeil bedeutet. Die auf einem An-

tar liegende Pyramide sey die himmlische Pflanze Hom, vielleicht ein aus dem Holze desselben oder aus Metall bestehendes Opfermesser in dreysseitiger Pyramidalform (dann würde es aber weder Hom, noch Messer seyn); oder ein Werkzeug aus Holz zum Anmachen des Opferfeuers durch Reiben. Auch die aufrecht stehende Spitze auf dem andern Altar sey ein Messer oder ein Blatt des Baumes Hom. Alles deute hier auf ein Opfer des Ormuzd. Die beiden zwischen den Altären liegenden Fabelthiere scheinen Bilder guter Genien, Taschters und Behrams, die hier als mächtige wohlthätige Beschützer der Gegend, und Bewahrer der Gebäude, ruhen, gleich den Sphinxen in Aegypten. — Rec. gesteht gern, daß ihm diese Erklärung im Ganzen viel Empfehlendes und Wahrscheinliches zu haben scheint. Der Verf. hat sie mit den Lehren der Persischen Religionsbücher in solchen Zusammenhang zu setzen gewußt, daß die Uebereinstimmung oft überrascht. Nur die Erläuterung des letzten Theils schien dem Rec. weniger gelungen. Auch läßt sich bey einem solchen Denkmahl nicht alles erklären, und jede Erklärung bleibt, wie sich auch der Verf. selbst bescheidet, bloße Muthmaßung, bis die begleitende Schrift mit Sicherheit erklärt ist. Auf das Alter des Monumentes müßte auch Rücksicht genommen werden. Nicht jedes Denkmahl mit Keilschrift darf sofort in die Zeit der Achämeniden hinaufgerückt werden, da diese alte Schriftart auf Amuleten und andern zur Religion gehörigen Denkmahlen lange währet, bis auf die Sassaniden herab, fortgeschl. werden konnte, wie es von der Aegyptischen Hieroglyphenschrift bekannt ist.

—

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 30. May 1812.

Paris.

*Friedrich*

Von Treuttel und Würz: *Voyage pittoresque de Constantinople et du Bosphore. Livraison V. . . VII.* (Jede mit 4 Kupfern.) Imperial-folio. Als Beylage ein erläuternder Text, unter dem Titel: *Plan du Voyage pittoresque de Constantinople et des rives du Bosphore.* 16 Blätter ohne Seitenzahlen. Folio.

In unsern Blättern vom Jahre 1809 St. 138 S. 1865 . . . 1874 haben wir die vier ersten Lieferungen dieses kostbaren Prachtwerks angezeigt. Jetzt liegen wieder drey Lieferungen vor uns, welche beweisen, daß der Verfasser, Hr. Melling, in seinem Eifer nicht nachgelassen hat, obgleich das ganze Unternehmen nur für den Luxus reicher Liebhaber berechnet ist.

**Sünfte Lieferung.** Nr. 22. *Vue de la Fontaine de Top-hané.* Wenn auch die Türken die Kunstwerke in den Ländern, welche sie durch ihre Tapferkeit eroberten, größten Theils zerstört haben, so besitzen sie dennoch Ehrgeiz genug, andere in ihrem Geschmack zu errichten, vorzüglich weil

M (4)

ihnen ihr Glaube befehlt, Moscheen, Springbrunnen und Caravanferais zu erbauen. Springbrunnen sind unter ihrem heißen Himmelsstrich sehr willkommen, und einer Hauptstadt eine wahre Wohlthat, wo das Wasser nur mit großen Unkosten hingeleitet werden kann. Dieser Springbrunnen wurde im Jahr 1733 auf einem Platze gleiches Namens vollendet, und ist ein Lieblingsort der Einwohner von Constantinopel. Er bildet ein Viereck von 25 Fuß in der Breite und Höhe, und ist mit einem Dache versehen, welches von allen Seiten ungefähr 15 Fuß weit hervorragt, und dadurch einen angenehmen Schatten verbreitet. Das ganze Gebäude sowohl, als auch das Dach, ist mit einem großen Reichthum von Arabesken, Blumen, Früchten und Inschriften geschmückt, die theils mit den lebhaftesten Farben bemahlt, theils vergoldet sind, woben man auch die schönsten Steine, wie Lapis Lazuli, Granit, Porphyr, Alabafter u. s. w. geschickt anzubringen gewußt hat. Auf der Spitze erhebt sich eine mit Blei gedeckte, schön verzierte Kuppel mit 16 kleinen Thürmchen. Die Toleranz, mit welcher unter Selim III. die Christen behandelt wurden, ist die Ursache, daß Hr. Mellin eine treue Abbildung dieses Gebäudes liefern konnte, welche einige Jahre früher dem berühmten Sauvel beynähe das Leben gekostet hätte. Auf dem Platze vor dem Springbrunnen sieht man viele Türken von verschiedenem Range gravitatisch hin- und hergehen. Im Hintergrunde ragen mehrere Gebäude, vorzüglich die große Moschee *Top-hané*, hervor, von deren Minaret ein Muezzim die Gläubigen zum Gebet auffordert. Nr. 41. *Vue de la partie centrale de Buyuk-Dere, sur la rive Européenne du Bosphore.* Eine der reizendsten Gegenden in der Nähe von Constantinopel ist unstreitig dieser

Theil des Dorfes **Buyuk-Déré**, wo der Golf, den der Bosphorus bildet, sich endigt. Dieser Canal, aus dem schwarzen Meere herströmend, wendet sich rechts, und breitet nun die ganze Pracht seiner Gewässer bey **Buyuk-Déré** aus, wo die amphitheatralisch emporsteigenden Hügel mit allen ihren mannigfaltigen Schönheiten in seinen Wellen sich spiegeln. Lange zwar haben es die Türken ungern gesehen, daß die Franken sich hier ansiedelten; es ist jedoch endlich dem Französischen Ambassadeur, dem Hrn. v. Vergennes, gelungen, die Erlaubniß dazu auszumirken, worauf mehrere Europäer Landhäuser erbauet haben, unter welchen das dem Dänischen Geschäftsträger, Hrn. Baron v. Hübsch, gehörige das anmuthigste ist. Man sieht es zur rechten Seite auf diesem Blatt. Auf dem Gipfel eines Hügelns ragen zwischen lachenden Bäumen und dunkeln Cypressen die Spitzen der Kioske hervor, von denen man rechts eine unermessliche Aussicht auf das schwarze Meer, links aber auf die Wasserleitungen von **Baktsche-Kieuét** hat, und zugleich alle Krümmungen des Bosphorus an der Europäischen und Asiatischen Küste verfolgen kann. Da ein strenges Ceremoniel den Ottomanischen Sultanen verbietet, die Wohnungen von Privatpersonen, am wenigsten, wenn sie Christen sind, zu besuchen, so mußte selbst Selim, gegen seinen Willen, den Wunsch aufgeben, die Aussichten im Garten des Baron v. Hübsch zu genießen. Aber die Sultankinnen, seine Schwestern und Cousinen, gingen jährlich wenigstens einmahl nach diesem entzückenden Orte. Der Garten des Russischen Gesandten (von dem unten die Rede seyn wird) gefällt zwar den Europäern noch mehr, allein die Türken ziehen den eben erwähnten vor. Das große Talent des Hrn. Melling, seine Landschaften

mit passenden Figuren auszustaffiren, zeigt sich auch hier. Auf dem Meere gleitet eine große Türkische Barke mit zehn Ruderern dahin, welche einen Bräutigam heimführt. Alles athmet Lust und Freude. Zwey Griechische Jünglinge tanzen nach dem Tact der Musik einen Tambango, der von den Mauren hieher verpflanzt seyn soll. — Nr. 2. *Vue des Dardanelles*. Der Canal der Dardanellen, der ungefähr 12 Lieues lang ist, und den Archipel mit dem Mare di Marmora verbindet, wird durch zwey Festungen vertheidigt, deren Kreuzfeuer selbst eine muthige Flotte abhalten wird, weil die Entfernung beider Ufer an dieser Stelle nur 400 Toisen beträgt. Diese Festungen wurden von Mahomed II. an der Stelle errichtet, wo einst die alte Stadt Dardanus lag, von der man noch einige Ruinen in der Nähe antrifft. Einige unternehmende Seehelden unter den Venetianern und Russen haben es dennoch gewagt, die Dardanellen zu passiren, und im Jahr 1807 legte sich sogar eine Britische Flotte (unter dem Admiral Duckworth) vor Constantinopel. In den ältesten Zeiten hieß dieser Canal Hellespont, und wird in den Unternehmungen des Xerxes, Alexanders, der Römer, des Mithridat, selbst in den Homerischen Gedichten und den Erzählungen der Liebe des Leander zur Hero, oft erwähnt. Uebrigens darf man mit jenen Dardanelschlössern nicht zwey andere verwechseln, welche an der Mündung des Canals, wo er sich in den Archipelagus ergießt, liegen, und unter dem Nahmen Koum-Kalesy und Melid-Bachy bekannt sind; von denen das eine in der Nähe von Troas, das andere, von dem Baron v. Cott erbauet, auf der Europäischen gegen über liegenden Küste sich befindet. Der Künstler hat den Gesichtspunct auf der Asiatischen Küste genommen, und den Vordergrund

mit einem Haufen Türkischer Reisenden ausgestattet.  
 — Nr. 6. *Vue générale de Constantinople, prise de la montagne de Boulgourlou, au dessus de Scutari.* Das Gebirge Boulgourlou ist auf der Asiatischen Küste derjenige Punct, von welchem aus man Constantinopel in seiner ganzen Ausdehnung sehen kann. Der Künstler versetzt den Beschauer auf die Spitze des Gebirges, wo vor seinen Blicken das Meer und die unübersehbare Stadt sich ausbreitet. Einige Gruppen von Türken, Griechen und Europäern beleben diese herrliche Gemälde. Mit wenigen, aber meisterhaften, Zügen hat der Verf. die Schicksale der Byzantier bis zur Einnahme von Constantinopel unter Mahomed II. (1453) geschildert.

Sechste Lieferung. Nr. 35. *Vue de Hounkiar Iskelessi (Echelle du Grand-Seigneur).* Das Ungemach und die Gefahren, welche der Reisende auf dem schwarzen Meere leiden muß, vergütet ihm der Bosphorus wegen seines sichern und regelmäßigen Laufes, und durch den Anblick der Ufer, die aus blumigen und mit Wald gekrönten Hügeln bestehen, unter welchen, ungefähr 5 Meilen von Constantinopel, der höchste, oder der Diese genannt, hervortritt. Hr. Melling hat ihn dargestellt, wie er sich von dem Meere her ausnimmt. In einem andern Blatte will er den Beschauer auf seinen Gipfel versetzen. Die Türken erzählen viele Fabeln von diesem Berge. Hier soll ein Heiliger gehaufet haben, dessen Grabmahl 40 Fuß lang und 5 Fuß breit ist, und was dergleichen Dinge mehr sind. Am Fuße des Berges, zu seiner linken Seite, ziehen sich anmuthige Gebüsch und Ebenen hin, welche Hounkiar-Iskelessi, d. h. die Treppe des Großherrn, genannt werden. Zur Ausstattung dieses Gemäldes dienen einige

Fahrzeuge, die aus dem schwarzen Meere kommen, und Fischer, die ihre Netze auswerfen. — Nr. 18. *Vue de Kara-Aghatch, en fond du port.* Ein kleiner Fluß, der 12 Lieues von Constantinopel entspringt, und den schönsten Grasteppich mit den wohlriechendsten Blumen durchirrt, ergießt sich endlich in den Hintergrund des Hafens, und wird daher der Canal des süßen Wassers genannt. Der viele Sand, den er mit sich führt, erlaubt nur kleinen Schiffen, ihn zu befahren; und das Schilf, das an seiner Mündung wuchert, dient den wilden Enten zu einem Zufluchtsorte, wo sie jedoch von den Jägern häufig geschossen werden. An der linken Seite dieser Landschaft sieht man die Gebäude, wo in einer langen Reihe die Kanonierschaluppen liegen, und noch weiter hin dehnt am Gebirge die Ebene sich aus, welche die Ebene *Okmaïdan* oder der Pfeile genannt wird. Hier üben sich nämlich die Sultane im Bogenschießen, und verschiedene goldene Inschriften zeigen den Ort an, bis zu welchem der Pfeil eines Sultans geflogen ist. Die Inschriften sind im Lapidarstyl, und zwar Persisch, obgleich zwischen den Türken und Persern viel Nationalhaß herrscht. In der Mitte dieser Landschaft liegt ein von Juden und Armeniern bewohntes schönes Dorf, *Saß-Kieui*. Auf der Spitze des Hügelns befinden sich in einem großen Gebäude die Casernen der Artilleristen, und am äußersten Ende die Rhede und das Arsenal, in dessen Nähe einige Schiffe vor Anker liegen. In weiter Ferne ragen zur Linken der Thurm von Galata, und in der Mitte ein Theil von Constantinopel, nebst der Moschee St. Sophia, hervor. — Nr. 36. *Vue générale du Bosphore, prise de la montagne du Géant.* Wiederum eine mit eisernem Zauber übergossene Landschaft, deren reiz-



zende Schönheit keine Feder darzustellen vermag. Der Beschauer steht auf der Spitze des Riesenberges, und sein Blick schweift über den Lauf des Bosporus, über die Mündung des schwarzen Meeres, über sanft herabweichende Hügel, zu deren Füßen die Schlösser an der Asiatischen und Europäischen Küste, zur Vertheidigung der Kaiserstadt, liegen. Hügel und Thäler prangen mit Gärten und Lusthäusern; am vortheilhaftesten nimmt sich aber das Dorf Charapia aus, welches den in Ungnade gefallenen Prinzen zum Aufenthalt dient. Ferner liegen hier die Dörfer Jéni-Keui, von den Griechen Néochori genannt, Sténia, Emerghen-Oglou u. s. w. Auf dem Meere schwimmen Schiffe aller Art, und unter einem dickbelaubten Platanus ruhet im Vorgrunde ein Hirte, von seiner Heerde umringt. — Nr. 20. *Vue de l'arsenal de Constantinople.* Nachdem der Verf. den traurigen Zustand der ältern Türkischen Marine geschildert, und einige politische Bemerkungen eingeflochten hat, kömmt er auf ihren jetzigen Zustand, den sie dem Einflusse des Hrn. Choiseul-Gouffier und des berühmten Ingenieurs le Roi verdankt. Unter der Regierung Selims III. wurde die Türkische Marine unter der Aufsicht Hussein's, der in der Folge die Würde eines Capudan-Pascha erhielt, noch mehr vervollkommen, und als Frankreich den Hrn. Brun mit mehreren geschickten Arbeitern nach Constantinopel gesandt hatte, sah man in kurzer Zeit 20 Linien-Schiffe, 15 Fregatten und 10 Corvetten, aus dem Hafen hervorgehen. Die zahllosen Figuren, welche auf diesem Blatte wimmeln, sind zum Theil vortrefflich motivirt. Im Hintergrunde sieht man ungeheure Magazine, und zur Rechten ein Gebäude, in welchem der Capudan-Pascha Audienz er-

theilt. Sein Pallast, in welchem er jedoch nur die Nacht zubringt, liegt auf einer Anhöhe. Dieß Gebäude, welches sehr geschmackvoll und prächtig eingerichtet ist, hatte die Ehre, zwey Mahl Selim III. in seinen Mauern zu sehen. Der ganze Weg auf dem Abhange des Hügel, der zu dem Pallast führt, und den der Sultan zu Pferde zurücklegte, ward bey dieser Gelegenheit mit den kostbarsten und schönsten Schawls aus Cachemir bedeckt, mit welchen Stoffen auch alle Höfe und Treppen überzogen waren, die nach jenem Feste die Hofbedienten und Pagen des Großherrn erhielten. Zu einem solchen ungeheuern Aufwande gehören aber auch die Einkünfte eines Capudan-Pascha, die sich auf zwey Millionen Piaster oder 2,500,000 Franken belaufen.

Siebente Lieferung. Nr. 14. *Intérieur d'une partie du Harem du Grand-Seigneur.* Wir haben bereits oben gesehen, daß Hr. Melling ganz nationalisirt wurde, und als Baumeister der Sultannin Hadidgé, der jüngern Schwester Selims III., Gelegenheit hatte, in das innere Heiligthum des Harems Eingang zu finden. "Mr. Melling, à la faveur d'une fonction, qui l'appelloit assez fréquemment au Sérail, et d'une reserve habituelle qui écartoit de lui tout sujet d'ombrage, non seulement a vu avec sécurité et à loisir ce harem, autour duquel la terreur veille pour la volupté; mais de nombreux entretiens avec la Sultane et les femmes attachées au service de cette princesse lui en ont révélé les usages et les lois." Rec. zweifelt nicht, daß ein gedrängter Auszug der Beschreibung des Harem dem Leser nicht unwillkommen seyn wird. Der Großherr hat gemeinlich fünf, bisweilen aber auch sieben, Gemahlinnen. Die Anzahl der Weibschläferinnen ist

unbestimmt. So bald er den Thron besteigt, wählt er sich diejenigen, welche die Ehre haben sollen, mit ihm sein Bette zu theilen, und Gemahlinnen oder Sultaninnen genannt werden. Allein auf diesen Nahmen können sie nur nach der Geburt eines Kindes Anspruch machen. Der Erbprinz ist des Glückes, Vater genannt zu seyn, völlig beraubt. Er besitzt zwar ein Harem mit 40 Weibern, sie müssen aber unfruchtbar bleiben, indem die Politik will, daß kein anderer Thronerbe, als den der Großherr selbst erzeugt hat, existiren darf. Wenn daher eine Beyschläferinn des Erbprinzen ein Kind gebiert, so wird es ohne Unterschied des Geschlechts erstickt. Gleich nach der Thronbesteigung bemüht sich ein Jeder, dem neuen Sultan Geschenke zu machen, welche aus schönen Mädchen bestehen, wodurch der Harem verjüngt wird. Mutter und Schwester ziehen ebenfalls in den Harem. Der Großwizir, der Capudan-Pascha und andere Große sparen keine Kosten, reizende Geschöpfe anzuschaffen, und schicken zwey bis drey junge Sklaven und Sklavinnen. Bey diesen wird auf eine unverlezte Jungfrauschaft sehr streng geachtet. . . . "Qui d'entre eux oseroit s'exposer à la colère du Sultan, si celui-ci avoit à se plaindre d'une virginité suspecte?" Diese Sklavinnen kosten 8 bis 20,000 Franken. Man sieht beim Kauf nur auf eine blendende Schönheit; Talente und andere angenehme Eigenschaften kommen nicht in Anschlag. "Une Hérarchie qui n'est point immuable s'établit entre les cinq nouvelles épouses, et s'indique par des titres qui répondent à ceux de Madame première, Madame seconde" etc. etc. So bald sich eine Schwanger fühlt, wird sie mit den Ehrenbezeugungen einer

Sultaninn behandelt; sie erhält eigene Zimmer, und 21 Slavinnen zur Bedienung. Der Sultan beobachtet aufs strengste die Klugheitsregel, sowohl unter seinen Gemahlinnen, als auch unter seinen Benschläferinnen, keiner den Vorzug im Neuhern zu geben, daher der Ausdruck Favorit-Sultaninn in der Türkei ganz unbekannt ist. Die Zimmer der Sultaninnen sind sehr einfach geschmückt, einander ganz gleich, und zeichnen sich mehr durch Reinlichkeit, als durch Pracht aus. Diese Mädchen sind 12 bis 14 Jahr alt, wenn sie in den Harem treten, und es ist eine irrige Meinung, daß die Türken die wohlgenährten Frauenzimmer vorziehen sollen. Die Blüthe ihrer Keize ist sehr vergänglich, und sie altern sehr schnell. . . . "L'usage immodéré des bains de vapeur, le défaut d'exercice, le vuide de leur ame, l'espèce de célibat auquel les dégoûts d'un maître les condamnent, et enfin l'amour Lesbien, qui, trop souvent, pervertit leur imagination et fatigue leurs sens, doivent beaucoup contribuer à flétrir avant le temps des femmes généralement privées de ces passions douces, et de cet exercice aimable de l'esprit, qui diversifient et prolongent les effets de la beauté. . . ." Wenn die Mädchen altern, so haben sie im Harem mehrere Freiheit, und erhalten verschiedene Bedienungen. Die eine wird Ober-Aufseherinn des Harem, die andre Schachmeisterinn; man vertraut ihnen die Aufsicht über die Juwelen, die Bäder, das Weißzeug, die Garderobe, die Küche und die innern Gemächer. Sind sie noch älter, so dürfen sie nicht nur aus dem Harem, sondern auch aus der Stadt einen Spaziergang wagen, jedoch nur in Begleitung von zwey oder drey ebenfalls alten Slavinnen. In einer der nächsten

Lieferungen will der Verf. noch genauer von der Lebensweise der Sultaninnen, Schwestern und Verwandten des Sultans handeln. Das vor uns liegende Blatt zeigt einen Theil des Harem, mit vielen Mädchen, die sich auf verschiedene Art beschäftigen. Ein einziger Blick des Monarchen ist hinreichend, ein Mädchen über alle seine Gespielinnen zu erheben; und um diesen beneidenswerthen Blick zu erhaschen, wenden sie allen Scharfsinn und alle Künste der Buhleren an, so daß, wenn der Sultan in den Harem tritt, ein allgemeiner Wettstreit die Mädchen begeistert, ihm zu gefallen. Die alten Hofmeisterinnen und Aufseherinnen passen mit lauerndem Scharfblick auf die Mienen des Sultans, und wenn sie glauben, irgend eine Neigung gegen ein Mädchen darin verspürt zu haben, so wird es der Intendantinn (*Ousta-Kadin*) gemeldet, welche nun den Befehl zum Auspuzen des Mädchens ertheilt. Sie wird zuerst der Aufseherinn über die Bäder (*Hammamgi-Ousta*) übergeben, und nach dem Bade mit den wohlriechendsten Essenzen gesalbt; hierauf bekleidet sie die Aufseherinn über das Weißzeug (*Tschamaschir-Ousta*) mit einem seidnen Hemde, und nun empfängt sie die Garderobemeisterinn (*Kaftandgi-Ousta*), um ihr die kostbarsten Gewänder anzulegen. Nun muß die Aufseherinn über die Juwelen (*Kontudgi-Ousta*) ihr Amt verrichten, und sie mit den prächtigsten Edelsteinen verzieren, bis sie endlich von der Schatzmeisterinn (*Hasnadâr-Ousta*) eine Börse mit kleinen Zechinen erhält. So ausgestattet, wird sie von der *Ousta-Kadin* dem Großsultan bey seinem nächsten Eintritt vorgestellt; oft aber ist es der Fall, daß sie als einfache Sklavinn mehr Eindruck auf seinen verwöhnten Sinn macht, als in diesem Gepränge, und wenn

seine Räfte ihr anzeigt, daß sie ihm gleichgültig sey, so wird sie in ihren Sklavinnenstand zurückgeworfen, und kann sich, aller Herrlichkeit beraubt, keine Hoffnung mehr machen, jemahls wieder die Sinnlichkeit des Sultans zu reizen. Aus mehreren Gründen wird der vertrauliche Umgang zwischen den Sultankinnen und Benschläferinnen verhindert, und es wird ihnen nur selten gestattet, die Gärten zu besuchen, wo sie sich im Zaumel der augenblicklichen Freyheit kaum mäßigen können, und oft die Gärten verwüsten. Was man in Europa von den Liebes-Intriquen im Harem hier und da verbreitet hat, erklärt Hr. Melling geradezu für eine Fabel. „Aucun Européen,” sagt er, „*s’it il même un français, ne concevrait la possibilité, d’avoir une intrigue dans le harem du Grand-Seigneur.*” Auch ist selbst der Harem so heilig, daß der Arm der Gerechtigkeit einen Verbrecher, der sich dahin geflüchtet, nicht erreichen kann. So schwierig und gefährlich es auch für irgend ein Mädchen ist, mit einem Eunuchen, diesem schwarzen, gänzlich verstümmelten, Ungeheuer sich einzusperrn, so wird dieser Schritt, auf welchen die Todesstrafe steht, dennoch gethagt. Wird es bekannt, so übergibt der Rislar-Aga die Unglückliche dem Vostandgi-Baschi, der sie in einem mit Steinen angefüllten Sack auf ein Kahn nimmt, und sie im Canal, am Ende des Serails, ersäuft. Als Hr. Melling eines Abends im Mondenschein von den Prinzeninseln heimkehrte, hörte er das Geschrey zweyer Mädchen, welche auf diese Weise ihren Leichtsin mit dem Tode büßen mußten. In einem der folgenden Hefte wird er eine Geschichte erzählen, nach welcher es ihm gelungen ist, zwey ebenfalls dem Tode geweihte Mädchen zu retten. — Nr. 42. *Fue*

*de la partie orientale de Buyukdéré, sur la rive Européenne du Bosphore.* Will man eine der reizendsten Umgebungen des Bosporus sehen, so wende man sich nach diesem Theil von Buyukdere, wo der Pallast des Russischen Gesandten liegt, den Hr. v. Vulkafow von einem Dritten gekauft, vergrößert und verschönert hat. Hie geben die Russischen Gesandten ihre prächtigen Feste, Illuminationen und Feuerwerke. Alle übrige Landschaft, welche sich längs dem Gestade des Meeres bis nach Sari-Néri erstrecken, sind ebenfalls von Europäern erbauet. Ein schönerer Wohnsitz für Europäer kann in der Nähe Constantinopels kaum gedacht werden.

— Nr. 44. *Vue de l'Embouchure de la Mer noire.* Der Verf. macht es aus geologischen Gründen sehr wahrscheinlich, daß die beiden Ufer an der Mündung des schwarzen Meeres einst zusammengehangen haben, durch eine gewaltsame Revolution zerrissen worden sind, und daß dadurch die Verbindung des schwarzen und Mittelländischen Meeres durch den Bosporus entstanden sey. Auf diesem Blatt erblickt man in der Ferne die Mündung des schwarzen Meeres, die Küste von Asien mit dem Niesenberge zur Rechten, die Batterien, welche den Eingang vertheidigen, und zur Linken das Dorf Sari-Néri und das so oft erwähnte Buyuk-Déré. — Nr. 31. I. *Vue de la partie centrale du Bosphore prise à Kandilly.* Der Punct, auf welchem der Beschauer sich befindet, ist eine Terrasse auf dem Gipfel eines Berges, der das auf der Asiatischen Küste liegende Dorf Kandilly beherrscht. An dieser romantischen Küste wechseln die Landschaft der Europ. Minister mit denen der Hofleute der Pforte ab, und das Auge kann ihre mahlerische Mannigfaltigkeit bis Scutari verfolgen. Zur Rechten dehnt sich die Küste von Europa

aus; Desterdar-Bournou, ein Landsitz und Pa-  
 der Sultaninn Hadidgé, liegt im Vorgrunde;  
 großes Griechisches Dorf, Bourou-Tschesché,  
 mit einem Hafen, reihet sich an denselben, und  
 fängt einen andern, nur von Armeniern bewohnt  
 Flecken, Arnaour-Kieuü genannt. Wie im lichten  
 Nebel ragt Constantinopel in der Ferne empor.  
 Die Kupferstiche, das Papier und der Druck sind  
 diesen Lieferungen eben so vollkommen, wie in  
 ersten.

*Fiorillo*

Eben daselbst.

Musée des Antiques, destiné et gravé par  
 Bouillon. (s. oben St. 52 S. 515 . . . 519).

Die dritte Lieferung enthält Tab. I. eine Ny-  
 mphe aus Parischem Marmor, 5 Fuß hoch. Die  
 anmuthsvolle Statue wurde ehemahls in den Gärten  
 zu Versailles bewundert. Die Nymphe scheint  
 einer Quelle zu nähern, hebt daher ihr Gewand  
 der Rechten empor, und hält mit der Linken ein  
 Gefäß auf ihrer Schulter; allein dieß ist ein  
 Zusatz. Da sie mit dem rechten Fuß auf einen  
 Korb tritt, so haben Einige sie für eine Fortuna  
 gehalten. Sonderbar ist es, daß sie einer andern  
 Statue, welche in der Villa Este zu Tivoli gewunden  
 wird, sehr ähnlich ist, wenn man die Kugel ab-  
 nimmt. Diese hat außerdem an der Plinthe die  
 Schrift: Anchirroë. Unsere Statue hat eine zwö-  
 lfache Restauration erleiden müssen. Tab. II. 3c  
 Diese im Jahr 1701 bey Civita-Lavinia, dem al-  
 lanuvium, entdeckte Statue ist aus dem so gena-  
 nten Grechetto verfertigt, 6 Fuß hoch, und stand  
 ehemals im Capitolinischen Museum. Der Wurf  
 Mantels, der Bart und das Haupthaar zeigen ei-  
 nige Griechischen Philosophen an; da man aber



echte Büste des Zeno entdeckt hat, welche der Statue ganz unähnlich ist, so hält sie Visconti für irgend einen andern Stoiker, für einen Epictet, Cleanth u. s. w. Andere glauben, daß sie, weil sie nur mit dem Pallium bekleidet ist, eher einen Epiker als Stoiker darstelle. Wie dem auch sey, so herrscht viel Leben und Ausdruck in der Gestalt. Der rechte Arm ist ergänzt. Tab. III. Ein junges Römisches Mädchen aus Pentelischem Marmor, 4 Fuß 6 Zoll hoch. Der Faltwurf des Gewandes zeichnet sich durch Schönheit aus, wiewohl er hier und da restaurirt worden ist. Tab. IV. Der Mercur oder Antinous von Belvedere. Man fand diese aus Parischem Marmor gearbeitete, 6 Fuß hohe, Statue auf dem Esquilinischen Berge, in der Nähe der Bäder des Titus, unter dem Pontificat Pauls III. Unstreitig gehört diese Statue, welche man, nebst dem Laocoon und Apollo, ehemahls zu Belvedere bewunderte, zu den größten Meisterwerken der alten Kunst. Man hielt sie fälschlich für einen Antinous, Theseus, jungen Hercules, und, mit Winkelmann, für einen Meleager. Jetzt hat es Visconti unwidersprechlich bewiesen, daß sie einen Mercur vorstellt. Tab. V. Borghesische Vasen. (Premiere Partie.) Zwey Büsten. Alexander Severus, und Mammäa. Die erste Büste befand sich in der Privatsammlung Pius VI., und ist aus Lunefischem Marmor verfertigt, 10 Zoll 6 Linien hoch. Die andere, aus Pentelischem Marmor, 8 Zoll hoch, war in der Villa Albani. — (Wird nächstens fortgesetzt.)

Hamburg.

Prof. Plac

Mit Vergnügen zeigen wir eine kleine Schrift an, womit ihr Verfasser schon bey'm Anfange seiner

academischen Studien die Schriftstellerbahn betritt, und dadurch für den Fortgang seiner wissenschaftlichen Bildung die schönsten Hoffnungen erregt. Hr. Cornelius Müller schrieb dieses Frühjahr, bey seinem Abgange vom Hamburger Gymnasium: *Explanatio brevis Psalmi sexagesimi noni.* 1813. Octav S. 58. Die Blätter enthalten, nach einer kurzen Zueignung an Hrn. Doctor Gurlitt, den verdienstvollen Lehrer des Verfassers, eine kurze Einleitung in den Psalm, worin auch auf die Messianische Deutung desselben Rücksicht genommen wird, philologische und andere Anmerkungen, und eine wohlgelegene metrische Uebersetzung. Eine rühmliche Bekanntschaft mit den neuen Auslegern leuchtet überall hervor, und der Verf. hat schon lobenswürdige Fortschritte in einer gründlichen Kenntniß des Hebräischen Sprachgebrauchs gemacht, dessen allseitigere Erforschung sein exegetisches Urtheil am sichersten zur Reife führen wird. Auch auf die Septuaginta und deren Uebersetzung ist bey verschiedenen Stellen Rücksicht genommen: ein Hülfsmittel, was wir angehenden Auslegern zur Uebung ihres kritischen Scharfsinns, zur Erweiterung ihrer exegetischen Kenntnisse, und zur nützlichen Vorbereitung auf das philologische Studium des N. T. nicht angelegentlich genug empfehlen können. Wir schließen unsere Anzeige mit dem Wunsche, daß es dem geschätzten Vorsteher des Hamburger Gymnasium noch lange vergönnt seyn möge, viele dem Verfasser an Fleiß und Einsichten ähnliche Jünglinge auf eine gleich würdige Art für ihre academische Laufbahn vorzubereiten, wodurch dem künftigen Dienste der Kirchen und Schulen die schönsten Aussichten eröffnet werden.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 1. Junius 1812.

Göttingen.

*Heye*

Die Grundform der Toga, fragmentarisch untersucht vom Freyherrn von Seckendorff, genannt Patrick Peale. Bey Römer 1812. Octav 40 Seiten, und ein Kupfer. Eine artige Abhandlung über einen sehr bestrittenen antiquarischen Gegenstand. Manchem Antiquar und Philologen hat die Garderobe der Griechen und der Römer mehr Kopfbrechens gemacht, als wohl seine eigne; der Schneider kömmt uns bey der Kleidung der Alten nicht so zu Hülfe, als bey der unfrigen, welche oft ganz sein Verdienst ist; da sich bey jenen Jeder das Gewand selbst anlegte, so kam es auf ihn selbst an, ob es mit gutem Geschmack geschah. Gleichgültig konnte es überhaupt nicht seyn, vorzüglich in gebildeten Gesellschaften, auf dem Theater und auf der Rednerbühne; da keine Kanzel den Leib verbarg. Auch jetzt fühlt man noch, daß bey unsrer Kleidung an einem freystehenden Redner die toga (oder vielmehr tunica) aperta den guten Anstand vermindert. Beym Redner war der Wurf und Halt seiner Toga so gar ein wichtiger Gegenstand, wie man

D (4)

schon aus Quintilian abnehmen kann. Wenn die Toga dennoch für uns etwas Gleichgültiges seyn könnte: so ist sie es doch nicht für den Antiquar und für den Schauspieler auf unsrer Schaubühne. Man weiß, wie viel in den neuern Zeiten bey verfeinertem Geschmack über das Theater= Costume überhaupt, und auch über die Toga, ist gedacht und gekünstelt worden; vorzüglich von dem berühmten Talma. Nach einigen sehr schicklichen Betrachtungen über die Unzulänglichkeit der wörtlichen Beschreibungen, von Trachten und Moden, und die Schwierigkeiten in Ansehung der Gewänder an den Statuen, kömmt Hr. von S. auf den Widerspruch unter den Schriftstellern, da einige die Grundform der Toga ein Viereck, andere einen Kreis oder Halbkreis, nennen. Daß sie im Allgemeinen ein Mantel war, ist deutlich; aber er konnte zirkelförmig, halbzirkelförmig, eckig, seyn. Für jede Art führt der Verf. die Stellen der Schriftsteller, die Ferrarius gesammelt hat, an, und erklärt sie sehr geschickt, zeigt, wie sich alle diese Ausagen und Meinungen vereinigen lassen; der Abänderung nach der Zeit nicht zu gedenken. Er selbst ist für die Quadratform geneigt, da sich die Toga durch die Gewinde von allen übrigen Mänteln unterscheidet, und dieselben sich alle durch ein viereckiges Pallium hervorbringen lassen; Dieß führt er durch Beschreibung und durch die beygefügtten Kupfer aus, ohne welche sich die Sache nicht deutlich machen läßt; er berührt hierbey verschiedene gelehrte Gegenstände, die cinctus, den umbo und sinus duplex, den Wurf der Toga an dem Redner. Auch daß zu einer viereckigen Toga erforderliche Maß von Tuch ist berechnet. Talma soll nun geneigter seyn für die zirkelförmige Gestalt. Hr. S. schließt damit: „Es gab viereckige Togen, und die Ge-

halten, an welchen Ferrarius erweisen will, daß die Toga zirkelförmig gewesen wäre, lassen sich mit einer viereckigen Toga trou nachbilden." Das Studium der Beredtsamkeit, und darin insonderheit der Theil, der den Alten mit gutem Grunde so wichtig war, die Actio, worin Hr. v. S. zum Unterrichte sich bestimmt hat, muß ihn nothwendig bey seinem gebildeten Geschmack, Antiken- und Kunststudium, auf manche seine Anmerkung führen.

### Leipzig und Darmstadt. Hey

Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. In Vorträgen und Entwürfen von *Friedrich Creuzer*, Hofrath und Professor der alten Litteratur zu Heidelberg, des philologischen Seminars daselbst Director. *Dritter Band. Erste Abtheilung.* Mit zwey Kupfertafeln. 1812. Octav 674 Seiten. Der Recensent hat bey der Anzeige der vorigen Bände nicht verhehlt, daß er (so gut er auch mit der Symbolik, als einer Hauptquelle der Mythik, übereinverstanden ist) dem würdigen Verf. nicht in allen Anwendungen derselben, so sinnreich auch die Deutungen an und für sich sind, folgen kann; nicht selten, wie er nun wohl einsieht, weil er das Ganze noch nicht übersah. Sicherer wird allerdings das Urtheil seyn, wenn einst das Ganze vor den Augen liegen wird; er hofft aber doch dadurch nicht von einer liberalen, unter gebildeten Gelehrten zu erwartenden, Aeußerung seiner Freymüthigkeit abgewichen zu seyn, welche sehr wohl mit der großen verdienten Hochachtung, die er gegen einen Gelehrten trägt, der, mit seltener kritischer Sprach- und Geschichtskunde ausgerüstet, das frühe Alterthum bis in seine entfernten, kaum zugänglichen, Gegenden verfolgt hat. Zu des Rec. Entschuldigung dient, daß in seinen frühern Lebensjahren auch nicht

einmahl die Elementarbegriffe dieser Art vorhanden waren; alles ging erst vom verbesserten Interpretationsstudium, vom Homerischen Studium, von den bessern mythischen Studien, auf welche die alten Kunstwerke, und besonders die; damahls vermeintlich Etruskischen, Vasengemälde und andere alte Werke einwirkten, nach und nach hervor. Wie Manches sieht er jetzt ganz anders an! z. B. in den Excursf. XIII. und XV. zum Virgil Aen. VI. und neulich über die Müntersche Inschrift.) Wie groß ist nicht das Verdienst schon allein, daß Cr. uns unzählige neue Ideen, neue Ansichten, neue Combinationen, gegeben hat, die uns noch weiter führen können; und dieß alles in einem Fache der Litteratur, wo wir bloß einzelne, unzusammenhängende, zerstreute, Angaben und Bruchstücke haben, aus denen wir mehr nicht, als etwas Wahrscheinliches zusammenstellen können, und es doch verfolgen müssen, weil es die ersten Keime, Versuche und Spiele, des menschlichen Geistes betrifft, ehe er auch nur zum Jünglingsalter reifen konnte.

Dafür ist nicht gut gesorgt, daß dem Leser keine Uebersicht des jetzigen Bandes voraus gegeben ist. Dem Buche ist bloß vorgesetzt: **Drittes Buch: Die Griechische Lehre von den Heroen und Dämonen; die Bacchischen Religionen und Mysterien, Pan und die Musen; Ceres, Proserpina und die Eleusinien; ein Blick auf das Verhältniß des Heidenthums zur christlichen Religion.** Die Vertheilung ist: I. Kapitel von den Heroen und Dämonen, S. 1 . . . 100; II. Kapitel von der Bacchischen Religion, bis Ende des Bandes. Beides ist in 28 Paragraphen gefaßt: das erste Kapitel §. 1 . . . 8, das zweite §. 9 . . . 28. Vermuthlich wird am Schlusse des Werks dem Leser die Uebersicht erleichtert werden. Auch ein Register wird das Auffinden von dem

Einzelnen dieses Schazes von Gelehrsamkeit möglich machen. Da das Buch von Wenigen gelesen, noch weniger unparteyisch geprüft werden wird: so hoffen wir Dank zu verdienen, wenn wir, wie wir bey den vorigen Bänden thaten, den Leser in Stand setzen, auch von diesem Bande einen richtigen Begriff zu fassen.

Also I. von Heroen und Dämonen. Wichtige Gegenstände, nicht bloß für Mythologie, sondern für die ganze Kenntniß des Alterthums, um die Urbegriffe der Hellenen aufzufassen, die sie von höhern Naturen oder Wesen hatten; nur müssen sie der Zeit nach unterschieden, und von den rohesten Vorstellungen herunter bis auf die sich bildende Vernunft und bis zum gebildeten Verstand, verfolgt werden. Vorstellungsarten einzelner rohen Menschen, Geschlechts- und Stammsagen, bildliche Gebräuche, spielende Phantasie, Volksfeste, endlich vergleichender philosophirender Witz, bildende und gübende Schwärmeren; alles dieses, was überdieß noch ins Unendliche vervielfältigt ist, geht unter dem Nahmen von Mythologie, und ist doch auch nur erst ein Zweig derselben. Ausgemacht ist und bleibt es, die Hellenische Religion geht aus Mythen hervor, die aber nicht auf einmahl erfunden, gedacht und aufgestellt worden, sondern ursprünglich einzeln, in keiner Verbindung, in einzelnen denkenden Köpfen, entstanden, den Nächsten mitgetheilt, in Stammsagen, Localsagen, übergangen, verbunden, vervielfältigt, verändert, gedeutet, wieder bildlich, in festlichen Aufzügen, in öffentlichen und geheimen Festen, dargestellt, bey wachsender Cultur aber, ohne daß je ein Glaubenssystem, ein religiöses Gesetzbuch, irgend ein Inbegriff für das Volk, oder einzelne Gemeinen, aufgestellt worden wäre, bloß mit Zusammenstellung mehreres Einzelnen durch Versuche mancherley Art auf verschiedene Weise

gefaßt und gedeutet, von den Dichtern aber als Stoff zu poetischen Dichtungen verwendet ward. Ist es nun zu verwundern, wenn man diese Versuche anzureihen, in ein Ganzes zu sammeln, und in einen vernünftigen Zusammenhang zu bringen versucht, daß dann erhellet, es lassen sich der Combinationen mehrere machen, und daß jeder Versuch dieser Art neue und verschiedene Resultate gibt? oder wenn bey angestellter Prüfung nicht alle Glieder der Kette gleich haltbar befunden werden?

Gehet man mit diesen, wie uns deucht, billigen Gesinnungen diese wuchernde Mythensaat durch, so wird man gleich voraus sich vorstellen müssen, daß die Begriffe von Dämonen und Heroen durch das ganze Alterthum durch sehr verschieden gewesen seyn werden. An und für sich ist der Gedanke sehr einfach, so daß der Wilde desselben wohl fähig ist, es müssen unbekannte Wesen außer uns seyn, durch welche Vieles geschieht, was der Mensch nicht geleistet hat, noch leisten kann; aber die weitere Bestimmung des Gedanken mußte in jedem denkenden Kopfe verschieden seyn. War es bey den Hellenen durch *Isos* ausgedrückt, wie unbestimmt mußte der Sinn seyn! unvermerkt mußte man sich nach und nach höhere und untere Wesen denken; so kamen *daimones* zum Vorschein, weiter hin auch *ηρωες*. Der Volksbegriff von Stärke und Macht, aus welchem der Begriff von Göttern sich gebildet hatte, erhob gar bald Mächtige zu Heroen; nach ihrem Tode erhöhete sich der Begriff; Familienheroen wurden *daimones*, und so stieg man wieder aufwärts bis zu dem Nahmen von *Isos*, der aber nun einen bestimmtern höhern Begriff erhielt.

Auf das Wenigebrachte führt uns am Ende alles das, was Hr. Cr. über die *daimones* ausgeführt hat. — Der ethische Gebrauch der Dämonen war später; es gibt auch böse und furchtbare. Weiter hin ar-



beitete man den Begriff ins Feinere, mit dem Begriff von Seelen nach dem Tode; man näherte sich dem Begriff von Geist und von Geistern, und, da man, so wie der Mensch mit allem Ueberfinnlichen verfährt, demselben eine Gestalt abzugewinnen, oder ihm eine anzudichten suchte: so bildete sich ein Volksglaube von Dämonen aus, der als eine Art von Nothenphilosophie betrachtet werden kann, *δαίμονες* arteten in Gespenster aus; Andere wandten ein vernünftiges Nachdenken über den Begriff von *δαίμονες* an, so erfolgten philosophische Ansichten von den Dämonen (S. 29 f.). Lange war beides vermischt mit groben sinnlichen Vorstellungen; das Seyn, Wesen, Wirken, das Leben, die Kraft, Physisches und Sittliches des Menschen, abgezogen von der Person und Sache, und zu einem Abstract gemacht, ward nun wieder als Person gedacht, in eine Figur verwandelt und symbolisirt; und diese ward weiter hin wieder gedeutet auf verschiedene Weise, so ging alles wieder auf dem vorigen Wege fort, nur mit feinerem, oft philosophischem, oder Künstlerwitz, geleitet. So entstanden Genii der Menschen, und selbst der Gottheiten; das ganze Geschlecht der Eroten oder Cupidines sind Dämonen; dahin gehört nun auch das Geschlecht der Bacchusgenien, von welchen weiter unten S. 427 f. ausführlich gehandelt ist, auf den Vasengemälden; Diese letztere Ableitung ist ein trefflicher Blick des Hrn. Creuzer S. 36, 37 f. — Und nun nähern wir uns dem zwoyten Hauptstücke vom Bacchus und der Bacchusreligion. (s. das folgende Blatt.)

Heidelberg. Eichhorn

Beim Studium der Morgenländischen Geschichte sind vollständige genealogische Tafeln über die regierenden Häuser ein unentbehrliches Bedürfnis, wofern man nicht jeden Augenblick anstoßen soll. Bis jetzt

380 G. g. N. 88. St., den 1. Jun. 1812.

hat man sich an Lohmeier und Gebhardi allein halten müssen, für so mangelhaft auch ihre Arbeit bey der Mangelhaftigkeit der von ihnen gebrauchten Quellen bey allen Kennern anerkannt ist. Seit dem Abdruck des Abulfeda wären genauere und vollständigere Tafeln möglich, zu deren Verfertigung sich aber bis jetzt kein Orientalisch-gelehrter Genealogist gefunden hat. Bis dieser aufsteht, wird jeder Oriental. Geschichtsforscher die Verbesserungen der Lohmeierschen und Gebhardischen Tafeln, und die 18 neuen genealogischen Tafeln mit Dank annehmen und gebrauchen, welche der Hr. Regierungsrath von Raumer aus Abulfeda mit kritischem Fleiße ausgehoben, und in folgender Schrift zur bequemen Uebersicht zusammengestellt hat: CCI emendationes in Lohmeieri et Gebhardii tabulas genealogicas dynastiarum Arabicarum et Turcicarum; accedunt XVIII tabulas recens compositae, auctore *Friderico a Raumer*. Addita est epistola *Friderici Wilken* ad auctorem. Bey Mohr u. Zimmer 1811. 40 S. in Quart. Die Epistel des Hrn. Prof. Wilken ist eine angenehme Zugabe. Sie vergleicht, was Abulfeda, Elmacin und Abulfaradsch über den Ursprung der Seldschuken, die zuerst als Türkische Condottieri auftraten, angemerkt haben. Das Resultat ist: Seldschuk stammte von Dufak ab, der in Diensten Jabgu's, des Chacan der Chazaren, stand. Vom Hoflager des Chacan entwichen, sammelte auch Seldschuk, nachdem er zum Islam übergetreten war, zu seinen Fahnen, was ihm folgen mochte, und ward Anführer einer aus den verschiedensten Völkern zusammengelaufenen Horde. Seldschuks Söhne waren Arslan, David u. Michael; und von Michael hatte er fünf Enkel, Jabgu, Logvilbet, Bagrabet, David, Siruz und Ibrahim Inal, die in der Geschichte vorkommen.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Junius 1812.

Göttingen.

*Neere*

Ideen über die Politik, den Verkehr, und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, von A. S. L. Zeeren. Dritter Theil. Europäische Völker. Erste Abtheilung. Griechen. Octav 522 Seiten. Nach einer vielleicht zu langen Unterbrechung, deren Ursachen der Verf. in der Vorrede angibt, erscheint die Fortsetzung des gegenwärtigen Werks, mit dem Versprechen, daß es von jetzt an, wosfern dem Verf. nur der Beyfall seiner Leser bleibt, ununterbrochen fortgeführt werden wird. Der Verf. tritt mit diesem Theil in das classische Alterthum ein; und fühlte es nur zu sehr, daß bey dem größern Reichthum der Quellen auch die Forderungen, die man an ihn machen wird, sich vergrößern. Von den Völkern, von denen er eine Schilderung aufzustellen unternimmt, sind in seinen Augen die Griechen das am schwersten zu schildernde Volk, weil sie das vielseitigste sind. Alles liegt ihm daran, daß der Leser die Seite, von der er sie darstellt, richtig ins Auge faßt, und im Auge behält. Er glaubt sich darüber in der Vor-

P (4)

rede auf das deutlichste erklärt zu haben, und dadurch zugleich der Gefahr zu entgehen, welche eine Vergleichung mit den Darstellungen anderer Schriftsteller ihm verursachen könnte. Er will in dieser ersten Abtheilung die Nation, und zwar die Nation im Ganzen, nicht einzelne Staaten, von der politischen Seite schildern. Aber dieß war unmöglich, ohne auch andere Seiten zu berühren; ihre Poesie und Kunst. Denn Politik und Poesie sind bey ihr so wunderbar mit einander verschmolzen, daß eben daraus ihr Character als Nation hervorgeht. Sollte es nun dem Verf. gelungen seyn, diesen Character richtig aufgefaßt und wiedergegeben zu haben, so hätte er seinen Zweck erreicht.

Nach diesen Bemerkungen wird es hinreichen, die Kapitel nach ihrem Inhalte anzugeben. Also zuerst: Vorerinnerungen über Europa im Allgemeinen, und sehr wunderbares Uebergewicht über die andern Welttheile. Hierauf: Griechen. Erster Abschnitt: Geographische Ansicht Griechenlands. Zweyter Abschn. Ältester Zustand der Nation und ihre Zweigk. Dritter Abschn. Mittel der ersten Ausbildung. Viertes Abschn. Das Heldenalter, der Trojanische Krieg. Fünfter Abschn. Die Zeiten nach dem Heldenalter; Wanderungen; Entstehung der republicanischen Staatsformen und ihr Character. Sechster Abschn. Homer. Die Epiker. Siebenter Abschn. Mittel zur Erhaltung der Nationalität. Achter Abschn. Die Perserkriege und ihre Folgen. Neunter Abschn. Griechische Staatsverfassungen. Zehnter Abschn. Griechische Staatswirtschaft. Elfter Abschn. Griechisches Gerichtswesen. Zwölfter Abschn. Griechisches Kriegswesen. Dreizehnter Abschn. Staatsmänner und Redner. Vierzehnter Abschn. Wissenschaften, in Beziehung auf den Staat. Fünfzehnter Abschn. Poesie und

Kunst, in Beziehung auf den Staat. Sechszehnter Abschn. Ursachen des Sinkens von Griechenland.

Die zweyte Abtheilung dieses Bandes wird zuerst die Untersuchung über den Handel und das Colonialwesen der Griechen enthalten, und demnächst eine Darstellung einiger einzelnen Staaten in ihrem glänzendsten Zeitpunkte zu geben versuchen. Der dritte Band wird der Darstellung der Macedonischen, der vierte der der Römisch-Parthischen Welt gewidmet seyn; und dadurch zugleich den Uebergang zu der Arabischen Periode machen.

### Leipzig und Darmstadt. Heyne

Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, in Vorträgen und Entwürfen von *Friedrich Creuzer* — (s. voriges St. S. 875).

Auf diese Grundlage von den Dämonen und Heroen, die wir angegeben haben, ist der Bay des zweyten Hauptstückes aufgeführt, von S. 100 an, von der Bacchischen Religion. Hier ist des verarbeiteten Stoffes so viel, und eine so große Mannigfaltigkeit, aus dem Auslande her, aus den Orgien, den mystischen Feiern, mimischen Tänzen und Aufzügen, Dithyramben, Dramen, und aus andern Dichtern, — Symbolisches, Physisches, Cosmologisches, Astrologisches, Idealisches — auf den Thebanischen Diamsus übertragen, daß unsere Anzeige sich auf keine Weise in diese Zauberärten oder Labyrinth und in alle einzelne Gänge wagen kann. Der Zusammenhang mit dem bereits vorher in den Studien über den Sileu und im Dionysus I. B. Ausgeführten wird S. 100 vom Verf. selbst angedeutet. Das Ganze ist ein schönes, künstlich und sinnreich aufgeführtes, Gebäude, dessen Anblick Bewunderung und

Achtung gebietet. Es kann seyn, daß man nach und nach Fehler entdeckt. Noch seltsamer wäre es, wenn man einzelne Steine herausbrechen, sie auf der Straße herumtragen, und ausrufen wollte: seht, lieben Leute, aus dieser Probe könnt ihr vom ganzen Bau urtheilen! Es bedarf freylich keiner Luchsäugen, um wahrzunehmen, daß es hier und da an verbindendem Mörtel fehlt; daß einige Quadern nicht recht aufliegen s. w. Dabei muß man aber auch der Fabel von der Mücke, welche den Bau beurtheilen will, eingedenk bleiben. Die Zusammenstellung, Ordnung und Ausführung des Ganzen macht die Kunst.

Da wir uns nun auf die einzelnen Ziegel und ihre Verbindung nicht einlassen, sondern nur eine Uebersicht des ganzen Gebäudes zu fassen suchen: so scheint uns folgender Plan des ganzen **Bacchus-Mythus**, des umfangendsten, fast grenzenlosen, von allen Mythen, nicht so gar übel entworfen zu seyn. Der Mythe ist aus mannigfaltigem Stoff zusammengesetzt, dieser ist aus den fremden Ländern eingeführt, und einheimisch, Hellenisch, verarbeitet. Eingedenk bleibe man dabei, daß er aus alten Sagen und aus symbolischen Vorstellungen besteht, und daß von keinen logischen, einfach ausgesprochenen, Sätzen die Rede seyn kann. So bald man Asiatische, Indische, Aegyptische, Mythen darin wahrnimmt, und einen Indischen und Aegyptischen Bacchus mit einem Hellenischen verbindet, so ist die erste Frage: ist der Griechische Dionysus nach Asien geleitet, oder ist der Mythe von Asien aus nach Hellas gebracht? Beides hat Gründe. Ueberwiegend sind die von dem zweiten. Wie sich von selbst versteht, nicht unmittelbar aus Indien, sondern mittelbar über Oberasien,

Phönicien und Aegypten, ferner aus Vorderasien nach den nördlichen Nachbarn der Griechen, den Thraciern und Pelasgern. Als Hellenische Sitte oder Eitelkeit ist es anzusehen, daß der Grieche alles Fremde, das von fremd her aufgenommen und gebildet war, als von sich erfunden anzusehen, und von sich nach außen abzuleiten gewohnt war. Nun ist der Indische Bacchus auch in Indien aufzuzufinden, zugleich aber auch die Wege, auf welchen er zu den Hellenen gekommen ist: hier drängen sich zunächst die Orphischen Thracischen Gebräuche auf; folglich ist die Vergleichung des Thebanischen mit dem Indischen und Aegyptischen Bacchus, und die Annäherung von beiden, nicht so ungereimt, als man dem ersten Anblick nach denken könnte; die Parallele mit dem ausländischen Hercules erläutert auch die Sache. Aber, wenn es auf die Vergleichung und Uebertragen jeder einzelnen Aehnlichkeit und Umbildung ankommt: dann stecken wir der Wanderung ein Ziel, und lassen den gelehrten Wanderer seine Reise allein machen. Freylich heißt das so viel, als, sich der Bequemlichkeit selbst schuldig erklären; dafür zollt man aber auch dem Reisenden den gebührenden Dank: *nobis haec otia fecit*. — Mittelzeit nehmen wir aber die treffliche besondere Abhandlung vom Indischen, vom Aegyptischen, vom Orphischen Dionysus, und die Episoden mit Dank an, welche die Orphische Lehre seit S. 151 in sich faßt; will man sich auch nur an das Allgemeine halten; es ist klar und deutlich: es gab, neben andern Stammsagen, unter den Hellenen alte religiöse Lehren, welche man Orphische nannte, die von den Ausländern zu ihnen gekommen waren, lange bloß traditionell mitgetheilt, ehe sie in Schriften

sind verzeichnet worden; wahrscheinlich ist es, daß Vieles davon in die Alt-Ionische und Italische Schule der Philosophen übergegangen ist. Wenn es auch keine eigentlichen so genannten Orphischen Schulen gegeben hat, so gab es doch eine Lehre, welche man mündlich Andern mittheilte, und, wie natürlich, mit einigen Verschiedenheiten des Verstehens und des Deutens. — Sinnreich bleibt immer die bemerkte **Sonderung einer frühern Apollinischen reinen Orphischen Lehre und den später eingedrungenen Bacchischen Orgien, mit dem Aegyptischen Osiris und Phallus.** Nach und nach schmolz alles zusammen, und es bildeten sich neben einer Volksfabel die **Dionysischen Mysterien.** Was Er. als eigene Meinungen anerkennt, die er hinzugefügt habe, ist zusammengezogen S. 180, 181. Genug, in die Pythagorische Weisheit ist Manches aus diesen Mysterien übergegangen. — S. 185 Bildwerke von Orpheus, erklärt, und weiter hin vom Bacchus und seinem ganzen Gefolge. Keine Fabel ist von solchem Umfange, als die Bacchische; aber in den Vorstellungen der Dichter- und Künstler-Phantasie geht sie in das Unendliche. Willig muß man also auch der Interpreten-Phantasie freyes Spiel lassen. Einmahl zugegeben: 'daß der Nythe aus vielen Fremdartigen, in einander aus Aegypten, aus Asien, von Indien her südlich und nördlich, von Phrygien und Thracien her, zusammengeschnitten ist;' wie kann man sich gegen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Ansichten empören! und nicht dagegen das Glückliche vieler Combinationen bewundern! wie viele von diesen letztern haben nicht Irrthümer berichtigt, in welche Andere gefallen sind. Die seltsame Vermischung so vieler fremdartiger Begriffe in dem Nythe von Pan, den Po-



nen und Panisten, lassen sich nicht abläugnen. S. 241 f. Was uns, einzeln aufgestellt, sonderbar, auch wohl lächerlich, geschehen hatte, hört in der Verbindung des Uebrigen auf zu befremden; wie so Manches vom Bock- und Ziegensymbol des befruchtenden Naturprincips schon in Aegypten; manches Symbolisches, was ganz entfernt schien, erhält eine unerwartete Näherung, z. B. auf den Münzen der Macedonischen Könige bestanden die kleinen Ziegenhörner, auf Stirne und Helm (vom Widderhorn ist die Rede nicht). Hier lernen wir, daß es von religiösen Symbolen aus der Bacchusreligion in Nordavienland abgeleitet ist. Wichtig ist die Wahrnehmung, daß die Bacchä eigentliche Nymphen, mit den Musen verwandt, sind. Neu war Vieles nicht; aber die Durchsicht des Einzelnen dieser Hauptabschnitte muß auch einen Ungläubigen überzeugen, wie allherrschend das Symbolische in der Mythik ist; freilich unglaublich verschieden, weil die Symbole, mit ihrer Erfindung, Gebrauch und Anwendung, von ganz verschiedenen Menschen, Völkern, Zeiten, Orten, abzuleiten sind, und man sieht sich gezwungen, einzugehen, daß ein und derselbe Gedanke durch die verschiedensten und oft entferntesten Bilder vorgestellt und ausgedrückt ist. Wie oft beruft sich der Verf. selbst auf diese Vielseitigkeit der Fabel und der Erklärung, wie sie im Alterthum selbst gemacht ist! Ueber die, dem Rec. sonst wohl bekannte, Lehre von den Musen, ihrer frühern und spätern Zahl, und den Sinn und Grund ihrer Ableitung s. w. fand er hier S. 233 f. einen Reichthum von zusammengestellten, klar und lehrreich geordneten, Bemerkungen, die er mit vielem Vergnügen, Bewunderung und Belehrung las, und den S. 294 gegebenen Hinweis für glücklich er-

kennen mußte. Auch der Aesonythus 1  
Quelle in der Cosmologie, oder, wie Hr  
ausdrückt, in der Naturphilosophie. — (1  
schluß s. im nächsten Stück.)

Hayne

Toulouse und Paris.

Von hier aus ist uns zugeschiedt: M  
sur différens Sujets relatifs aux Science  
Arts. Par M. de Phymaurin, de plusie  
démies. 1811. Octav. Es sind sieben  
Abhandlungen, die aber, wie wir belehrt  
bereits in den Mémoires de l'Académie  
loulouse, die in diesen Blättern zu ihrer  
angezeigt worden, im Druck erschienen  
Wir wollen indessen zur Belehrung der G  
denen die Notiz lieb seyn kann, die zu  
anführen: I. De la fabrication des vins  
gleterre. II. Notice historique sur la  
tion de la Faience en Angleterre. III  
sur le Pastel (isatis tinctorum) sa cultu  
moyens d'en retirer l'indigo. IV. Des  
miques et observations sur la conservat  
corps qui sont déposés aux cavaux des  
liers et Jacobins de Toulouse (schon 1784  
für den Gegenstand, den sie behandelt,  
Schrift ist bereits besonders bekannt.  
cherches sur le ver blanc qui détruit  
des Arbres. VI. De l'Acide fluorique,  
action sur la terre siliceuse et de l'app  
de cette propriété à la gravure sur verr  
Nouvelle méthode de faire les Cimens  
terrasles, en employant du goudron  
pour les rendre imperméables à l'eau  
attaquables à la gelée.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

<sup>=nter</sup>  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 6. Junius 1812.

Berlin.

*Hug*

Von Nylus 1812 auf VIII und 64 S. Octav:  
Spitzler. Von Zeeren und Hugo, nebst einigen  
Anmerkungen eines Ungenannten. Aus dem vater-  
ländischen Museum, dem civilistischen Magazine und  
dem Morgenblatte zusammen abgedruckt. Nebst  
einem Fac Simile.

Deutschland, und die gelehrte Welt überhaupt,  
haben in den weniger als zehn Monathen, vom 29.  
May 1809 bis den 14. März 1810, drey Geschichts-  
forscher, Geschichtschreiber und Geschichtslehrer an  
von Müller, von Schlözer († 9. Sept.) und Frey-  
herrn von Spitzler verloren, die unsere Universi-  
tät hoffentlich nie aufhören wird, zu den Ihrigen zu  
zählen, und die namentlich auch alle drey zu seiner  
Zeit an unsern Anzeigen gearbeitet haben. Was  
den Stoff der mannigfaltigsten Vergleichenungen bis-  
ten diese drey Männer dar! Mehrere Beziehungen  
werden sich fremlich in dreyßig Jahren besser vor  
dem größten Publicum erörtern lassen, als jetzt;  
aber in einem Punkte, der zu den unbefänglichsten  
gehört, in Ansehung der Denkmähler, wie man sie  
seit Erfindung der Druckeray nur vorübergehend aus

Metall, eigentlich aber, um das aere perennius recht zu zeigen, aus einem andern, an sich viel vergänglicheren, Material, errichtet, ist Müller bey weitem der glücklichste, wenigstens der am meisten bedachte, gewesen; Schözer, der vierzehn Jahre länger gelebt hatte, bis jetzt der unglücklichste; Spittler, der ohnehin mit Müller in dem bis auf einige Tage völlig gleichen Alter, das beide erreicht haben, und in dem Uebergange zum höhern Geschäftsleben, mehr Aehnlichkeit hat, kömmt ihm auch hierin etwas näher. Freylich statt einer Menge Memoriae in Prosa und Versen, zu welchen selbst der älteste Minister seines Königes das Beyspiel gab; statt mehrerer eigenen Deutschen Schriften, wozu die Briefe eines jungen Gelehrten und die Selbstbiographie vor der Lowischen Sammlung den Stoff erleichterten; endlich statt ganzer Bände von nachgelassenen Schriften und von Familienbriefen, womit die Liebe eines Bruders und die Thätigkeit des Verlegers für Müller's Andenken sorgen, sind es zunächst nur einige Aufsätze in Zeitschriften, und eine Vorrede zur Kirchengeschichte, worin sein von ihm selbst, in der Recension über die Staatengeschichte und sonst, wie es von Müller nicht anders zu erwarten war, sehr geschätzter Zeitgenosse, Spittler, den Lesern seiner so lehrreichen und für den, der dieser Belehrung fähig ist, so anziehenden Werke auch geschildert wird. Die Vorrede unsers Hrn. Consistorial-Präsidenten Planck, der sich mit beneidenswerther Weisheit auf die Würdigung des historischen Schriftstellers einschränkt, ist aber auch einzeln abgedruckt (s. Göt. gel. Anz. von 1811 S. 553), und hier stehen nun, auf Veranstaltung des Rec., der also noch einen Grund mehr hat, in dieser Anzeige nur zu erzählen, zwey Aufsätze und einige Anmerkungen beyammen, wovon der erste

gleichzeitig mit dem Plandischen erschien, der zweite aber schon Rücksicht auf seine beiden Vorgänger nehmen konnte, also gerade das am meisten ausheben, was sie nicht berührt hatten. Voraufgeschickt ist noch eine kleine Zusammenstellung dessen, was man sonst Personalien nannte, nach der Zeitfolge, weil Rec. gar oft bey Lebensbeschreibungen und ähnlichen Büchern eine solche Uebersicht gewünscht hätte. Ein gutes Bild des Verstorbenen war nicht zu haben, ein schlechtes mochte Rec. nicht vervielfältigen lassen; so sind nun einige Zeilen aus Spittler's letztem Schreiben an ihn in Kupfer gestochen, die auch einen merkwürdigen Beleg zu dem Schlusse des ersten Aufsatzes abgeben. Hugo.

### Gotha.

*Flora*

Bonifacius, oder Feyer des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen bey Altenberga im Herzogthum Gotha. Nebst einer historischen Nachricht von seinem Leben. Herausgegeben von Dr. Josias Friedr. Christian Löfler, General-Superintendenten des Herzogthums Gotha. Mit einem Titelfupfer. 1812. S. 224 in Octav. Gewiß hat man in ganz Deutschland mehrfachen Antheil an der so schön ausgedachten und so besonnen veranstalteten religiösen Feierlichkeit genommen, welche im vorigen Jahre in dem Herzogthum Gotha aus der Veranlassung eines Denkmahls Statt fand, das den Ort bezeichnen sollte, an welchem die wahrscheinlich erste, von dem heil. Bonifaz in Thüringen errichtete, Christliche Kirche gestanden hatte. Der erste Gedanke an das Denkmahl, der in der Seele eines armen Thüringischen Holzhauers, eines Einwohners von Altenberga, aufstieg, die Wärme, womit er von einem würdigen Beamten der Gegend aufgefaßt und zur vaterländischen Volksache gemacht, wie die treff-

liche und anständige Art, womit er ausgeführt — dieß zusammen war mehrfach dazu geeignet auswärtige Freunde des Guten und des Schönen lebhaft dafür zu interessiren; und diesen wird gewiß die vorliegende Beschreibung der Feier von Hrn. G. S. Köfner willkommen seyn, worin was zu der Geschichte davon gehört, zusammenbracht ist. Sehr schicklich ist der Beschreibung historische Nachricht von dem Leben des heil. Bonifaz angehängt — denn die ganze Feier war ja zu dem Andenken des großen, dem heil. Bonifaz Deutschland gelungenen, Werks gewidmet, vor sich bis auf unsere Zeit herab so unendlich viel verbreitet hat. Wir hätten daher auch wünschen, daß sich wenigstens der Theil der Feierlieder den 17. Jun. bey der Legung des Grundsteins dem errichteten Denkmahl stattfand, auf den es hätte vorrücken lassen, der von langer Zeit her zu Andenken geheiligt war: um so mehr aber ist wir uns, daß wir dem gelehrten Verf. zu der Erscheinung eines andern von ihm geäußerten und die hinteren Briefe des heil. Bonifaz betreffenden Wunsch Hoffnung machen können. Unser würdiger Na Hr. Canonicus Wolff in Nürten, hat sich schon seit langer Zeit mit Untersuchungen darüber beschäftigt, die vorzüglich die so nothwendige, auch von ihren Herausgeber so unverzeihlich vernachlässigte Stimmung ihrer Chronologie zum Gegenstande hat und wir sind sehr gewiß, daß die nöthigste und wichtigste, aber auch schwierigste, Arbeit, die vor allen andern dabei abgethan werden muß, in keine bessere Hände hätte fallen können.

Heyne

Leipzig und Darmstadt.

Symbolik und Mythologie der alten Völler  
von Friedrich Creuzer (Schluß der beiden  
hergehenden Stücke).

Nunmehr nähert sich die Ausführung der Ansicht eines philosophischen Systems immer mehr. Es folget S. 304: Orphische Cosmogonien, also mehr als Eine; mehrere Alt-Orphische, und S. 326 von den Weltaltern. Für die früheste Geschichte der Philosophie ein lesenswürdiges Hauptstück, das viele Winke gibt, und manchen Lichtstrahl verbreitet. — S. 330 die Athenischen Bacchusmysterien: sie haben manches Eigenes; an ihnen schließt sich S. 343 der Tacches und Saagreus an, mit den Cretischen Mysterien, und eigenen Mythen: alles sehr belehrende Hauptstücke; wenigstens konnten wir Vieles daraus zu Aufklärung eigener Begriffe anwenden, besonders von der Zerstückelung des Bacchus; verglichen mit S. 399. Mehr als einmahl entstand bey dem Rec. der Wunsch, daß Hr. Cr. nunmehr einen Commentar über die ersten dreßzig Verse der Orphischen Argonautica mittheilen möchte. Daß mit den Cretischen Lehren die Samothracischen zusammenhingen, war schon im zweyten Bande deutlich gemacht; mit ihm ist nun S. 360 verbunden der Phrygische Cultus des Sabazius, und der Lydisch-Thracische des Bassareus. Hier gibt der Weinbau neue Combinationen, mit ihm die Weinlese- und Kelterfeste, die weiter hin (in Attica) mit dem Erntefeste zusammen in Verbindung treten. Da die Feste nach dem Calendar bestimmte Zeiten hatten (ein Umstand, der für die früheste Himmelskunde so große Folgen gehabt haben muß, schon in Aegypten), so entstand auch hier ein Annähern an die Mythen und Symbole von den großen Jahresgöttern und der symbolischen Naturlehre, wie sie die alte Welt hatte; also Fabeln von den Sternbildern, Auf- und Untergang der Gestirne; so erscheint Dionysus auch hier in allen seinen Verhältnissen als Sonne, als Erdengott und

als Gott der Unterwelt, nach dem ganzen Kreislauf der Vegetation. — Für das antiquarische Studium ist besonders der Abschnitt wichtig S. 377, *Kopos* und *Kopp*, *Liber* und *Libera*, in Italien, und der *Διονυσος* in Griechenland. Mannigfaltig ist auch hier die Combination, weil in Italien so vielartige Mythen der übrigen Feiern und Mysterien zu den ältern, aus den Samothracischen dahin verpflanzten, aufgenommen waren (wobey der mystische *Bacchus* und *Proserpina*, *Liber* und *Libera*, die eigentlichen Grund-Ideen waren.)

So dreht sich endlich die ungeheure und vielfache Masse von Mythen und Symbolen um eine sehr einfache Lehre herum, über welche der forschende Menschenverstand von der ersten Zeit an brütete: die gesammte Natur; ihr Bestand, die Entstehung und Bildung der Naturkörper, der jährliche Wechsel und die Wiederverkehr der Naturveränderungen, die erzeugende und die gebärende Natur, der trauernden und der wieder auflebenden Natur Tod und Lebenswechsel. Dahin löset sich hauptsächlich dasjenige auf, was von S. 397 an noch folget: Von der Lehre der Mysterien, besonders der Bacchischen. Diese Lehre wird so ausgedrückt: Die Lehre von Gott, und von der Welt. *Dionysus* der Schöpfer, und Herr der Natur. Wichtig wird S. 417 (56) erinnert: In allem liegt unverkennbar ein Orientalisches Emanationssystem zum Grunde, das aber späterhin die Kirchenväter unrichtig in den Däbelstint übertragen haben. S. 427 von den Genien in dem Geheimniß, besonders dem Bacchischen, und von der Seelen Schicksal und Wanderung, oder, wie dieser §. 27 überschrieben ist, *Pneumatologie und Anthropologie in den Mysterien*. Von den besügelten Genien; *Euphones* und *Bacchische*; *Bacchus* selbst erscheint gesügelte; die



geflügelten Seelen — der Dionysus ἀρσενοειδής, Mannweib, und so auch sein Camillus — Lehre von den Seelenwanderungen, nach der Lehre in den Mysterien; offenbar so, wie es von den spätern Platonikern in das Feine erst ist ausgesponnen worden; indessen ist Vieles bereits selbst im Plato aufzufinden. S. 465 Rückkehr der Seelen. — Für die alte Kunst und Bildneren ist das sechste Hauptstück das umfassendste, S. 472 die Symbole des Bacchischen Lehrkreises, besonders auf Italisch-griechischen Vasen, deren Gemälde dasjenige wieder darstellen, was in den Bacchusfesten und Processionen durch die eingeweihten Personen mimisch vorgestellt ward.

So fand der Rec. seinen alten Satz wieder, den er immer nährte, eigentlich ahnete, ohne daß er ihn durch das Einzelne durchzuführen im Stande war, und er fand ihn bestätigt. Das ganze Mythenaggregat, zumahl der geheimen Lehre, die Theologumena, so verschiedener Nationen und Zeiten, die endlich bey den Griechen zusammenfloßen; alles läuft am Ende auf wenige physische Sätze hinaus, die durch symbolische Vorstellungen und Ausdrücke ins Zahllose vervielfältigt sind, in welchen sich der frühe Denker lange vor Homer (welcher solche Begriffe und Bilder zu epischen Handlungen anwandte), aus Mangel deutlicher Begriffe und Ausdrücke, Andern mitgetheilt, und veranlaßt hatte, daß forthin alle die verfeinerten Speculationen in eben dem bildlichen Ausdrucke fortgingen; ursprünglich ein grober Faden, der nach und nach zerfasert, zerspaltet, und in eine Menge feinere Fäden aufgelöst worden ist, die man aufs neue auf verschiedene Weisen zusammengedreht, gesponnen und verwebt, nach und nach auch so verdünnt und verschlungen hat, daß man, so bald man sie aufhebt und aufnehmen will, Gefahr läuft, sie zu zerreißen, zu verwirren; sie sind also weniger haltbar, als die Fäden, die von den

Parcen gesponnen werden. Welche Wohlthat der fortschreitenden Cultur des Menschenverstandes, daß er sich von den Fesseln der so unsichern, den richtigen Anschau, selbst der Moral, nachtheilig gewordenen, Symbolik befreiet, und seine Begriffe gemeinverständlich auszudrücken gelernt hat: wenn er sich nur nicht dagegen durch zahllose neue Kunstwörter neue Neze gedreht hätte, unter welchen Ares und Aphrodite den Göttern zum Gelächter dienen müssen!

Unser würdige Gelehrte schließt diesen ersten Theil des dritten Bandes mit den Worten: der Weg führe ihn nunmehr nochmahls nach Attica, wo die Religionen der Ceres und Proserpina und deren Feste, die Thesmophorien und Eleusinien, zu betrachten sind (von einem Athenischen Feste, den Apaturien, hatte er bereits S. 539 ausführlich gehandelt); doch werde er nach allem dem, was bereits vorgearbeitet ist, sich kürzer, als sich glauben lasse, fassen können. Wer wird nicht mit uns die Vollendung dieses großen Panorama der mythisch und mystisch phantasirenden Philosophie wünschen, an dessen Deutung sich die scharfsinnigsten Köpfe aller Jahrhunderte geübt haben, um sich den Weg zur reinen Vernunft zu bahnen!

Noch ist der beygefügt Kupfer zu gedenken, deren Erläuterung an bedürfender Stelle eingerückt ist; auch von diesen wird einmahl eine gesammte Uebersicht zu geben seyn. Dem ersten Bande war I—VII, dem zweyten VIII—XII beygefügt, dem jetzigen XIII u. XIV. Die meisten sind mit Auswahl aus andern Werken entlehnt; S. 521 aber werden wir mit einigen vorhin unedirten Vasengemälden überrascht, aus einer, uns neulich erst bekannt gewordenen Sammlung des Hrn. Grafen Franz zu Erbach (s. 1811 S. 2060); werth war dem Rec. die beygebrachte Nachricht von der ganzen Sammlung, welche einen aufgeklärten Kenner zu erkennen gibt.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 6. Junius 1812.

Paris.

*Saalfeld*

Von Magimel: *Essais sur l'administration militaire*, par M. *Lenoble*, commissaire ordonnateur des guerres, membre de la légion d'honneur, membre honoraire de l'Académie des sciences, belles lettres et agriculture de Brescia. 1811. S. VIII und 92 in Quart.

Mit vieler Belehrung hat Rec. diese Schrift durchgelesen, welche sich schon dadurch hinreichend empfiehlt, daß sie über einige der verwickeltesten Gegenstände der Kriegsverwaltung die practischen Ansichten eines Kenners in einer einfachen, auch Laien verständlichen, Sprache, mit nicht gemeiner Freymüthigkeit darlegt. Der Verfasser gibt die Resultate einer dreizehnjährigen Erfahrung bey den Armeen, von welcher Zeit er mehrere Jahre als Chef der Administration einzelner Armee-corps zubrachte, mit einer Anspruchslosigkeit und einer Offenheit, welche sehr dazu geeignet sind, ihm das volle Vertrauen der Leser zu erwerben. Er gesteht freymüthig die Mängel ein, an welchen die mel-

N. (4)

sten Zweige der Kriegsverwaltung noch gegenwärtig leiden, größten Theils Nachwehen aus den Zeiten der Revolution, die jede Ordnung in diesem Zweige, des öffentlichen Dienstes so gut als gänzlich vernichtete. Die vorliegende Schrift, in deren Vorrede sich der Verf. auf ein anderes, im Jahre 4 unternommenes Werk, über die Kriegsverwaltung bezieht, welches uns aber unbekannt geblieben ist, und uns zugleich Hoffnung gibt, wenn die Regierung seine Ansichten und seine Arbeit billige, ein vollständiges Werk über diesen wichtigen Zweig der öffentlichen Verwaltung zu liefern, zerfällt in drey Kapitel, wovon in dem ersten von der Vollziehung der militärischen Gesetze, im zweyten von dem Rechnungswesen im Allgemeinen, und im dritten von der Administration der Lebensmittel gesprochen wird. Die Wichtigkeit des Gegenstandes mag es entschuldigen, wenn wir bey jedem Kapitel dessen Inhalt und die Ansichten des Verf. kurz angeben. Erstes Kapitel. Die militärische Gesetzgebung ist noch immer ein verworrenes Gemisch alter und neuer Gesetze, von denen beynabe ein jedes in einem verschiedenen Geiste, so wie das Bedürfnis des Augenblicks es erforderte, abgefaßt ist. Ein Code militaire ist noch nicht vorhanden, und dennoch scheint schon allein die Mannigfaltigkeit der das Militär betreffenden Gesetze, da es eigene Criminalgesetze und viele besondere Reglements hat, zugleich aber auch den gewöhnlichen Civil- und Handelsgesetzen unterworfen ist, eine vollständige und bestimmte militärische Gesetzgebung um desto notwendiger zu machen. Vor allem aber fehlt es den militärischen Gesetzen noch an einer vollziehenden Behörde. Der Wirkungsbereich der Kriegs-Commissäre war

bisher bei allen Mächten noch zu unbestimmt, als daß man von ihnen mit Sicherheit die Vollziehung der Gesetze hätte erwarten können; bald betrachten sie die Verordnungen als Vollzieher der Gesetze und als Repräsentanten der Regierung, bald als bloß verwaltende Beamte. — Dem militärischen Chef zugleich die Vollziehung der Gesetze zu überlassen, streitet geradezu gegen den Grundsatz einer Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, dessen Beobachtung bei dem Militär jedoch desto nothwendiger ist, je mehr der Soldat, zum Gehorsam verpflichtet, durch ein entgegengesetztes Verfahren der Willkühr seiner Vorgesetzten gänzlich überlassen würde. Ein besonderes Corps muß nothwendig mit der Publication und der Vollziehung der Gesetze beauftragt seyn. Die Handhabung derselben erfordert Kenntnisse und ein besonderes Studium, welches man vernünftiger Weise bei dem Krieger nicht voraussetzen kann. Um diesem Uebel abzuhelpen, und die militärische Gesetzgebung zu reguliren, schlägt der Verf. die Errichtung einer kaiserlichen Quästur vor, welche mit der Bekanntmachung und Vollziehung der Gesetze, und der Bestrafung der Contraventionen beauftragt seyn soll. Das Personale derselben theilt er in zwey Abtheilungen: die Censur, bestehend aus Inspecteurs en chef und Inspecteurs, und das Commissariat, welches Commissaires ordonnateurs, Auditeurs, Commissaires aux revues von drey Classen, Commissaires des guerres von fünf Classen, Sous-Commissaires und Eleves-Commissaires begreift, zusammen ein Personale von 524 Personen, wogegen das Verzeichniß vom 1. May 1810, 632 enthält. Alle neue Gesetze sollen zuerst der Censur mitgetheilt werden, die sie

an die Commissaires ordonnateurs schickt, welche sie durch die Auditeurs und Commissaires feierlich proclamiren lassen, worauf diese darüber an die Censur berichten. In Betreff der Vollziehung der Gesetze müssen die Quästoren Notarien für die Urkunden, Civilstandes-Beamte und Aufseher über die Vollziehung der militärischen Gesetze abgeben, und zugleich die nöthigen Befehle ertheilen, damit die Gesetze überhaupt zur Ausübung gebracht werden, daher sie über die militärische Polizen, über die gesetzliche Organisation der verschiedenen Corps, das Avancement, die Eideleistungen, die Pensionen und Belohnungen, die Anschaffung von Pferden, die Bezahlung des Soldes, die Lieferungen an die Armee, die Hospitäler und das Rechnungswesen für die Bewaffnung, die Schließung von Contracten über die Anlage von Festungswerken und militärischen Gebäuden zu wachen haben. Alle diese verschiedenen Functionen der Quästoren müssen in jeder Division der Armee durch einen einzigen Chef geleitet werden. Für das Detail theilen sich die Quästoren in drey Classen, von denen die eine Befehle gibt und Verfügungen erläßt, die zweyte dieselben ausübt oder ausüben läßt, die dritte die Vollziehung approbirt und die Resultate anordnet. Das erste und dritte Geschäft wird von dem Verf. den Ordonnateurs, das zweyte den Commissaires ertheilt. Diese sollen wieder in drey Classen zerfallen: die Commissaires auditeurs, die Commissaires aux revues, und die Commissaires des guerres, von denen die Commissaires aux revues alle diejenigen Functionen versehen sollen, welche gegenwärtig den Sous-Inspecteurs aux revues zustehen, d. h. daß sie es hauptsächlich mit dem Personellen, die Commissaires des guer-

res dagegen mit dem Materiellen zu thun haben sollen, ohne jedoch letzteren die Befugniß zu nehmen, zu größerer Sicherheit gleichfalls Revenen zu halten, indem diese, so wie sie heut zu Tage beschaffen sind, keineswegs eine sichere Controlle für alle administrativen Operationen abgeben, und große Uaterschleife dadurch allein noch keineswegs verhindert werden. Um eine wirksame Controlle zu erhalten, soll die Censur dienen, welche der Verf. vorschlägt. Sie soll aus sechs Inspecteurs en chef und 30 Inspecteurs bestehen; vier von den erstern sollen jeder die Inspection über sieben Militär-Divisionen üben, die beiden andern über die Armeen. Ihr Sitz wäre zu Paris, wo sie einen Comité central bildeten, ohne daß je mehr als drei auf Dienstreifen abwesend seyn dürften. Die Inspectoren dagegen sollen sich in dem Hauptquartiere der Armee, oder an dem Hauptorte der Militär-Division, worüber sie die Inspection üben, aufhalten, und zu häufigen Dienstreifen verbunden seyn. Ihre Controlle erstreckte sich über die Commissaires auditeurs, so wie über die Commissaires aux revues und die Commissaires des guerres. Den Ordonnateurs, welche jedoch eigentlich in ihrer Inspection nicht mit begriffen wären, müßten sie ihre Bemerkungen mittheilen, und, nachdem sie die Gegenbemerkungen derselben erhalten, den Inspecteurs en chef Bericht erstatten. — In der Handhabung der militärischen Jurisdiction will der Verf. gleichfalls Manche Veränderungen eingeführt wissen. Mit den gegenwärtig bestehenden Conseils de guerre ist er sehr unzufrieden, theils weil sie von denjenigen öffentlichen Beamten isolirt sind, welche mit dem Depot der Befehle beauftragt sind, theils weil sie Ge-

schäfte, welche besondere Kenntnisse und Uebung verlangen, an Personen übertragen, denen beide gewöhnlich fremd sind. Die Conseils de révision erklärt er für ein unzureichendes Hülfsmittel gegen die daraus entstehenden Mißbräuche, weil sie nur über die Form zu entscheiden haben, und dennoch wird gewöhnlich wenigstens die Hälfte der von den Conseils de guerre gefällten Urtheile durch die Conseils de révision cassirt. Während der Revolution sey dieß Uebel weniger fühlbar gewesen, da so mancher Rechtsgelehrter in dem Heere gedient habe, werde es aber nothwendig immer auffallender, je mehr dieselben sich aus der Armee verübren. Die einfachen Disciplinar-Vergehen müssen von den Officiers allein bestraft werden, die militärischen Verbrechen dagegen durch militärische Tribunale, bey welchen die Commissaires auditeurs die öffentlichen Ankläger, die Commissaires ordonnateurs die Präsidenten machen, die Richter aber aus den Corps selbst gewählt werden. Die Commissaires auditeurs sollen es nur ausschließlich mit der Rechtspflege zu thun haben. In den Conseils de révision säßen die Inspectoren. — Alle Mitglieder der Quästur sollen, wenn sie mit einem militärischen Befehlshaber zusammen dienen, immer den zweyten Rang haben, ohne Rücksicht auf den Grad des Commandanten und derjenigen, welche unter ihm commandiren, indem beide, die Officiere sowohl, als die Quästoren, Chefs von zwey gänzlich verschiedenen Dienstzweigen sind. Dagegen aber müssen ausnahmsweise die Quästoren den ersten Rang haben bey den Eidesleistungen der Officiere in ihre Hände, bey der Publication von Befehlen, bey der Haltung von Revuen, und bey dem Vorstehe in den Kriegsgerichten, weil



sie in diesen Fällen als Repräsentanten des Souveräns erscheinen. Zu den Administrations- und Kriegsräthen sollen sie zwar zugezogen werden, aber nur ein consultatives, kein deliberatives, Wort haben. Aus dem Bisherigen erhellet schon hinlänglich, daß die Mitglieder der Quästur eine vielseitige Bildung haben müssen; allgemeine Kenntnisse von der Kriegskunst, juristische, und vor allem administrative Kenntnisse, dürfen ihnen nicht fremd seyn. Die erste Anstellung soll die als Eleven bey den Commissärs seyn, darauf folgt die als Sous-Commissaires, welche das Recht zu signiren, besitzen sollen, und aus welchen die Regierung die Stellen der Commissäre besetzt. Die Inspectoren müssen aus den verschiedenen Classen von Commissärs gewählt werden. — Das zweyte Kapitel des Buchs handelt von dem Rechnungswesen im Allgemeinen, dessen Zweck der Verfasser als einen doppelten angibt, nämlich 1) die vorhandenen Hilfsmittel anzugeben, und 2) die Unterschleife zu verhüten. Gleich anfangs klagt er über die gänzliche Vernachlässigung aller alten Formen und über die gewaltige Vermehrung der Procès-verbaux, woraus häufige Verspätungen und ein Wust von Schreibern entstehen, welcher, statt Ordnung zu schaffen, die Unordnung nur noch vermehrt. Vor allen Dingen fordert er, daß die Regierung die Formen des Rechnungswesens klar und deutlich bestimme, und daß ihre directen Agenten allein darüber Instructionen und Entscheidungen ertheilen. Dann spricht er nach einander von den Einkünften, den Bewegungen, der Fonds, den Ausgaben und den Cassen und Magazinen. Alle diese verschiedenen Gegenstände sind mit der dem Verf. eigenen Gründlichkeit behandelt, allenhalben fin-

den sich neue Ansichten und Vorschläge zu Verbesserungen, die sich auch selbst dem Laien auf den ersten Blick durch ihre Einfachheit und offenbaren Nutzen empfehlen; mit Vergnügen hört man den Mann vom Handwerke, der aus Erfahrung spricht, und mit dem sichtbaren Wunsche, nützlich zu werden. Einen weitem Auszug leidet dieß Kapitel nicht; wir würden dazu zu sehr ins Detail gehen müssen. Nur mit wenig Worten also die Resultate. Etata der weitläufigen Procès-verbaux über jedes Factum empfiehlt der Verf. Register, worin dieselben mit kurzen Worten hinter einander eingetragen würden, welche den Vorzug gewähren, daß sie leichter zu transportiren sind, als die große Masse einzelner Protocolle, und daher nicht so leicht durch Zufall oder bösen Willen verloren gehen; daß alles zugleich eingetragen werden kann, die Rechnungsbeamten also keine Zeit behalten, sich über Betrügetheuen und Unterschleife zu bedenken oder mit Andern zu verständigen, und daß endlich die Controlle und Revision dadurch außerordentlich erleichtert wird. Auch hier werden mit edler Freymüthigkeit Mißbräuche gerügt, und bestehende Einrichtungen getadelt mit einem Muthe, der von dem Eifer des Verfassers für das Beste des Dienstes und von seinen Kenntnissen das rühmlichste Zeugniß ablegt. Das dritte Kapitel, über die Art der Verwaltung der Lebensmittel, zerfällt in mehrere Unterabtheilungen. Zuerst spricht unser Verf. von dem Regimentärsystem, welches darin besteht, jedem Corps es selbst zu überlassen, sich seine Lebensmittel zu verschaffen, vermöge einer Masse, welche es selbst administriert, und welche nach seinem completen Bestande regulirt ist. Dem Verf. erklärt sich bestimmt gegen

dieß System, weil dadurch in die Verwaltung der einzelnen Corps eine zu große Verschiedenheit komme, weil die Unterschleife und Betriegerereyen begünstigt, die Versorgung der Armee erschwert, indem das eine Corps Ueberfluß hat, während das andere darbt, und weil Soldaten sich durchaus mit keinen administrativen Geschäften abgeben sollen. Eben so wenig ist er mit der Methode zufrieden, die Soldaten durch die Einwohner ernähren zu lassen, und den Local-Autoritäten die Verpflegung zu überlassen. Es ist dieß System zugleich verderblich für das Land und für die Armee, deren Operationen durch die Langsamkeit der Civilbehörden, und durch die dadurch erfolgenden Verwirrungen sehr erschwert werden, nicht zu gedenken, daß es oft vollkommen unmöglich seyn kann, eine Armee ganz oder auch nur größten Theils mit den Producten des Landes zu erhalten, wo sie ihre Station hat. Ungleich besser, man erhebt Contributionen, und der Staat übernimmt dagegen die Verpflegung der Armee selbst. Gegen Lieferungen von Lebensmitteln durch Entrepreneurs erklärt sich der Verf. mit Recht auf das heftigste, und darin wird ihm gewiß Jeder, der auch nur etwas die Nachtheile dieser Methode kennt, vollkommen beistimmen. Trotz aller Vorichtsmaßregeln und Cautelen können die möglichen oder vielmehr wahrscheinlichen Nachtheile dieses Systems niemals ganz vermieden werden. Ungleich vorzüglicher ist dagegen die Regie, wobei denn Straare Rechnung abgelegt werden muß. Regie comptable. Wenigstens wird von der Nothwendigkeit, jeder Regie nur einen Chef, dieselben aber Adjoints, zu geben, darüber, daß die Regierung bestimmen müsse, wie die Rechnungen geführt und abgele-

fert werden müssen; von der Nothwendigkeit, der Minister alle Beamte bey der Verwaltung fernerne, und von den Vorschüssen, welche viell einer Régie zu machen sind, gesprochen. Régie intéressée, wo zwar der Chef des Landes das Geschäft auf Rechnung der Régie verwaltet, so wie bey der gewöhnlichen Régie, aber ein fester Preis für jede Ration bestimmet wird, und wenn die Ausgabe geringer ist, als der feste Preis, der Ueberschuß dem Regisseur fällt, tadelt unser Verf. gleichfalls als unnützlich. Zum Schlusse wird noch eine Vergleichung zwischen der Régie comptable und Systeme der Entreprisen gezogen, mit deren Resultate man wohl allgemein einverstanden seyn wird. 1) die Régie comptable ist die beste Methode die Verwaltung der Lebensmittel bey den Armen wenn man unterrichtete Employés und Administratoren hat, welche im Stande sind, diese zu controlliren; 2) sind dagegen die Finanzer Verwirrung, oder kann man kein taugliches Systemale finden, so muß man freylich zu dem Systeme der Entreprisen seine Zuflucht nehmen.

Heyne

Eben daselbst.

Mélanges de Critique et de philologie, S. Chardon de la Rochette. Tome second. 18 Octav 482 Seiten. (Von Tome premier s. S. 787). I. Notiz von den Griechischen Manen, die auf uns gekommen sind. Sie führen uns weiter, als das bekannte Werk von dem Bischof d'Avanches, sur l'Origine des Romains. Außer den im vorigen Bande aus Photius angeführten, folget: Inhalt und Eensuren, mit Theilung der Ausgaben und critischen Anmerkungen.

von Heliodor, Achilles Tatius, Longus, mit der neu aufgefundenen Ergänzung der Lücke, die bisher im Texte war, S. 106 f. Xenophon von Ephesus, Chariton, Eustathius oder Eumathius, Theodorus Prodrömus. — S. 117 Skizze von der aus dem Englischen des W. Black in das Französische von D. Coray übersehten Geschichte der Heilkunde und Chirurgie: was wir eine Recension nennen, die vermuthlich bereits in einer litterarischen Schrift stand. — Eine ähnliche von der Ausgabe der Charakteren Theophrasts 1798 von Coray nach der Vaticanischen Handschrift, S. 141. — Eine scharfe critische Recension von Schneiders Ausgabe von Theophrast S. 156, die uns auch schon bekannt war, vermuthlich aus dem Magazin encyclopédique. — S. 184 Schreiben an Hrn. Millin über ein eingedrücktes Schreiben von Rubens, aus einer Sammlung von Briefen von Peiresc, mit weitem Notizen von dieser Sammlung, deren Bekanntmachung zu wünschen ist; sie enthalten viel Münzen, Vasreliefs, Gravuren. Der Brief Rubens wird merkwürdig dadurch, daß man darin sieht, Rubens hat sich damit beschäftigt, ein Perpetuum mobile zu erfinden. Er selbst schreibt an Peiresc weiter hin von einem geschnittenen Stein, dessen Erklärung wir einem jüngern Recensenten überlassen. — S. 198 Auszug aus einem von der königl. Academie der Geschichte zu Madrid aufgegebenen und vom gelehrten Don Juan Bautista Muñoz 1796 vorgelesenen Elogium des alten, den Litteratoren wohl bekannten, Antonius Nebrißensis (von Lebrija, in Sevilla, das alte Nebrißia), eines der ersten Wiederhersteller der alten Litteratur im fünfzehnten und

sechszehnten Jahrhundert (1442 . . . 1522); seine Lateinische Grammatik in Denkwürdigen, in vielen Ausgaben seit 1481, mit seinem Lateinischen Wörterbuche, ist bekannt; aber seine Verdienste erstreckten sich auch über die Römische Rechtsgelahrtheit, die Heilkunde, die Hebräische Sprache, und Vorarbeit zu der großen Complutensischen Bibel vom Cardinal Ximenes. Die Geistlichkeit machte ihm sein Leben sehr schwer. Don Muñoz ist einer von den gelehrten Jesuiten, welche nach Auflösung des Ordens nach Italien flüchteten, und nachher Italiänische Schriftsteller geworden sind. Darunter sind Andres, Arteaga, Colomez, Conca, Lampillas, Requeno, alles berühmte Namen von Spaniern, deren Erscheinung in Italien in Einer und derselben Zeit den Recensenten oft wunder nahm. — S. 222 eine ausführliche kritische Recension von den Fragmenten des Dio Cassius, welche Morelli ans Licht stellte 1798. — S. 241 Nachricht vom Leben und von den Schriften des Abbé Saint-Leger (sein eigener Name war Barthol. Mercier), ein berühmter Litterator und Biograph, Ex-Bibliothecar von Sainte-Genevieve; ein für den Litterator wichtiger, zugleich unterhaltender, Aufsatz, mehr, als man vom Leben eines Bibliothecars erwarten sollte. Aber, schon das vorgelesene Ex — zeigt doch an, daß widerige Geschicke ihn auch auf seiner Bibliothek haben aufsuchen können. Zu bedauern ist besonders, daß seine bibliographischen Arbeiten über die Schriftsteller des Mittelalters ungedruckt geblieben sind. — S. 272 eine kritische Revision der Exercitationum anticarum Tomus secundus von Friedrich Jacobs, 1797, mit vielen feinen, auch wohl superfeinen, Verbesserungen.

rungen in den Byzicenischen Aufschriften und andern Epigrammen. Auf die Anthologie bezieht sich auch S. 302 Notice sur Léonard Philaras. Dieß war dem Recensenten sehr willkommen, weil er diesen Philaras oft genannt fand; sein Leben fällt in Richelieu's Zeit; er lebte einige Zeit in Venedig als Resident des Herzogs von Parma, nachher aber zu Paris; insgemein Villoré, Villeret, Villars, genannt, gebürtig aus Athen, sehr belesen in den Griechischen Kirchenvätern und andern Schriftstellern, durch Griechische Verse und durch eine Sammlung von Griechischen Epigrammen bekannt, war also für das letztere Fach merkwürdig. (Ueber das Epigramm des Gallus, S. 328, η τρισι λειπούροισα, haben es sich die braven Gelehrten doch sehr sauer werden lassen!) — S. 333 Auszug aus einem Briefe von D'Ansse de Villoison über die schon sonst bekannte, von Caillard gerühmte (doch ganz unstatthafte) Verbesserung des Abbe Saliani in Horaz Ars poetica B. 128. difficile est, proprium communi addicere. — Weiter Conjectur über eine Stelle im Joh. Chrysostomus, wo πολων in πολων verändert wird: die Rede ist von einem Schmaroger. — S. 348 über D. Jo. Steph. Bernardi Reliquiae — editas per Gruner 1795. Lesenswürdig ist die Note von dem, was Hr. Professor Schneider und Hr. Dr. Weigel noch im Druck erwarten lassen. — S. 351 Schreiben an Schneider über eine Handschrift von Kaiser Friedrich II. de arte venandi cum avibus, und daraus Ergänzung der Vorrede. — S. 373 über die Griechischen Scholia zum Plato, bey einer Recension der Ausgabe derselben von

Muhlenius 1800. Hr. Chardon de la Roche gibt Auszüge daraus von angeführten alten Stellen, und Stellen aus denselben, mit Bemerkungen und Erläuterungen. Er vergleicht die von Siebenkees ans Licht gestellten Stellen aus einer andern Handschrift in Italien. Hr. Chardon de la Rochette so genau im gleichen und Erinnern ist, so bemerken wir, das Scholion von χαλεπα τα καλα, das S. 400 beibringt, weit vollständiger angeführt in Heyne Opusc. acad. Tom. VI. p. 441 Verbesserungen in Fabricius Bibliotheca graecae über diese Scholien. — Endlich S. 445 eine schätzbare Lettre de Coray sur le Texte secret des Athéniens bey Dinarch. Er löset das Problem so, daß er es auf die im Oedipus rex so schön angebrachte Verkündigung vom heim zu haltenden) Grabe des Oedipus zurück (Vom dritten Bande künftig.)

Heyne

### München.

Am 12. October 1811 hielt die königl. Akademie zu München ihre gewöhnliche öffentliche Sitzung. Was davon im Druck erschienen ist, besteht in vier Aufsätzen: I. Ueber die Geschichte des Studiums der alten Münzarten vom Director Schlichtegroll. Zum Verwundern ist es freylich, daß wir weder unter den Griechen, noch bey den Römern, von Münzarten hören (nicht einmahl unter die Kunst gerechnet). Hr. S. führt aus, wie in ältern Zeiten, hauptsächlich durch Bekanntschaft des Studiums des Römischen Rechts, Römische Ins-



ten und Römische Münzen aufgesucht und gesammelt wurden, wodurch das weitere Studium der Archäologie erweckt ward. So entstanden Sammlungen von Kaisermünzen — Familien- und Consular-Münzen — Münzbücher — Gelehrt, beurtheilend, belehrend, wird die Erzählung durchgeführt, so daß die Rede als eine Uebersicht und Inbegriff der numismatischen Litteratur betrachtet zu werden verdient, wie wir sie längst erwartet haben. Noch gibt den dankenden Numismatiker der Schluß zu erkennen, wo auch erinnert wird (S. 42. f.), was noch in der Numismatik und für dieselbe zu thun und zu vollführen zurück ist, was noch durch sie geleistet werden kann, und was insonderheit die königliche Münzsammlung in München erwarten läßt, besonders seit der großmüthigen Erwerbung der Cossinischen Sammlung: eine Bereicherung, welche jene, in den Rang der ersten Münzsammlungen, die vorhanden sind, gesetzt hat.

Auf eben den Tag der öffentlichen Versammlung war der Ausspruch der königl. Academie über die Aufgabe einer Biographie Kaiser Ludwigs des Baiern angesetzt. Den Preis erhielt mit vielem Beyfall der Hr. Professor Mannert. Einen Auszug dieser Schrift las noch der Hr. Hofrath Breyer vor; und dieser, nebst der Bekanntmachung des Ausspruchs durch den Präsidenten Jacobi, machen die nachfolgenden Stücke aus von S. 49 an.

Noch ist uns mitgetheilt: *Dieuordnung für die königl. Central-Bibliothek in München, genehmiget durch allerhöchstes Rescript 20.*

913 G. g. A. 91. St., den 6. Jun. 1812

October 1811. Sie ist sehr umständlich, wird also durch die Umstände selbst wieder zu bestimmen werden müssen. Die Aufsicht über selbe, oder Verwaltung von derselben, und gleich von den übrigen königlichen Sammlungen von Münzen, Antiquitäten, Naturalien, philologischen und mathematischen Instrumenten, wozu derselben, ist der Academie der Wissenschaften übertragen, und aus dieser ist eine academische Administrations-Commission angelegt.

Heyne

### Greifswalde.

Die durch die Zeitumstände aufgehaltene Denkschrift eines Gelehrten von vielen Verdiensten um die dortige Universität und das Schicksal derselben ist nun im Druck erschienen: Memoria philippi Schlegelii, viri summi, Theologiae et Professoris primarii — Academiae Regiae Gryphicae auctoritate publice scripsit Dr. Christianus Guilielmus Overkamp, Philos. theologiae et practicae Professor ordinarius — Folio 52 Seiten. Schon die Zahl der Seiten zeigt die Ausführlichkeit dieser Denkschrift, welche mit vielem gelehrten Fleiße ausgegearbeitet mit mannigfaltiger Belesenheit ausgeschmückt mit liberalen Gesinnungen gegen verdiente Männer angefüllt ist. Der Universität selbst gebührt es zum Ruhme, daß sie das Gedächtniß verdienten Männer noch nach dem Tode zu erhalten und im Andenken zu erhalten besorgt ist.

---

Oben St. 82 G. 815 Z. 10 v. u. ist *rv* statt *τοπικου* zu lesen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. u. 93. St.

Den 8. Junius 1812.

Paris.

*Planus*

Mémoires secrets sur la vie de Mr. Clément, Evêque de Versailles, pour servir d'éclaircissement à l'histoire ecclésiastique du 18. Siècle. 1812. S. 128 in Octav. Durch die Nachrichten, welche man in diesen Blättern aus der Lebensgeschichte eines wahrhaftig denkwürdigen Mannes erhält, werden mehrere dunkle Partien in der Franzöf. Kirchengeschichte, und besonders in der neuesten, aufgeklärt. Mehr als funfzig Jahre hindurch wirkte dieser Mann für die Sache von Port Royal, oder für die Sache der verfolgten Jansenistischen Partey, mit einem Eifer, mit einer Thätigkeit und mit einer Unermüdbarkeit, die zuverlässig für Jeden unbegreiflich bleibt, für den nicht wenigstens einmal in seinem Leben die Sache des Guten auch zugleich Partensache geworden ist. Dieser Eifer wurde aber selbst durch die wildesten Stürme der Franzöfischen Revolution, in welche noch die letzten Jahre des edeln Mannes hineinfelen, weder gebrochen, noch geschwächt; vielmehr zeigte er gerade unter diesen eine Kraft, durch die man sich

S (4)

wahrhaftig zur Bewunderung hingerissen fühlt, aber behielt auch unter diesen die unverwandteste Richtung auf das Ziel hin, das in den früheren Jahren alle seine Bewegungen geleitet hatte. Vorzüglich aus Veranlassung desjenigen, was Hr. El. unter diesen Stürmen der Revolution zu der Rettung der Religion und zu der Wiederherstellung der Ordnung in dem gänzlich zerrütteten Französischen Kirchenwesen mitwirkte, erhält man mehrere bis jetzt noch unbekannt gebliebene Nachrichten über den Gang einiger kirchlichen Ereignisse in dieser traurigen Periode, und zwar Nachrichten, die von der Geschichte auch deswegen recht sorgsam aufbewahrt zu werden verdienen, weil dadurch manche etwas später eingetretene Erscheinungen allein in ihr gehöriges Licht gesetzt werden können.

Im Jahre 1717 aus einer respectablen Parlaments-Familie geboren, bestimmte sich Hr. Element frühzeitig dem geistlichen Stande, erhielt mit einer Stelle in dem Domkapitel zu Auxerre die heilige Weihe von dem dortigen Bischof, dem würdigen Caylus, und erhielt sie von diesem ohne Zweifel um so lieber, weil sie ihm vorher der Erzbischof Wintimille von Paris verweigert hatte, da er sich nicht zu der Unterschrift der berücktigten Formel gegen Jansenius verstehen wollte. Von diesem Zeitpunkte an drängte er sich unter den Vertheidigern der reinen Augustinisch-Jansenischen Lehre von der Gnade, und in dem Kampfe gegen ihre Jesuitischen Gegner, immer voran, hatte nicht wenig Antheil an dem bekannten Mandement, worin der Bischof von Auxerre auf die laxen Jesuitischen Sittenlehre auf Veranlassung einer Schrift des Jesuiten Pichon im Jahre 1749 mit so starkem und würdigem Ernste ausfiel, und arbeitete auch eifrigst dazu mit, daß im Jahre 1758 die berücktigte Geschichte

des Volkes Gottes von dem Jesuiten Berruyer von Clemens XIII. in einem eigenen Breve verdammt wurde, so wie er sich schon im Jahre 1755 auf einer Metropolitan-Synode zu Sens, als Deputirter des Clerus von Auxerre, durch eine höchst kühne, gegen einen antijansenistischen Synodalschluß eingelegte, Protestation, und durch ihre furchtlose Behauptung gegen die sämmtlichen anwesenden Bischöfe der Provinz, und gegen den Metropolitan an ihrer Spitze, als den entschlossensten Verfechter von Jansenius herausgestellt hatte. Schon vom Jahre 1752 trat er aber auch in eine sehr enge Verbindung mit der Jansenistischen Kirche in den vereinigten Niederlanden, unterhielt vom Jahre 1754 an einen beständigen Briefwechsel mit ihren Bischöfen und Theologen, und machte im Jahre 1762 selbst eine Reise dahin, um sie zu dem Hauptschritt, den sie im Jahre 1764 thaten, nämlich zu der berühmten Synode, welche sie in diesem Jahre hielten, kräftiger aufzufordern. Bald darauf machte er eine Reise nach Italien, um auch an dem päpstlichen Hofe durch die persönlichen Verbindungen, die er hier mit mehreren Cardinälen knüpfte, zum Vortheil seiner Sache zu wirken. Als im Jahre 1769 das Ungewitter in Spanien gegen die Jesuiten ausbrach, eilte er nach Madrid, um an dem dortigen Hofe den günstigen Zeitpunkt zu benutzen, und in dem nämlichen Jahre reifete er noch einmahl nach Italien, um einen Versuch zu machen, was sich unter dem neuen Pontificat von Ganganelli ausrichten lassen möchte. Nach seiner Zurückkunft lebte er mehrere Jahre hindurch in Paris zurückgezogen, aber nicht unthätig, wiewohl er im Jahre auch seine Stelle als Tresorier bey dem Domkapitel zu Auxerre resignirt hatte. Der Ausbruch der Revolution traf ihn also in

einer Lage, worin er von allen äußern Verbindungen frey war, und dieß erleichterte ihm wohl um etwas die Stellung, die er für sich selbst dabey zu nehmen hatte; doch hätte er sich schwerlich dazu entschließen können, wenn er nur mit Fleisch und Blut darüber zu Rathé gegangen wäre. Seine Familie zerstreute sich. Sein älterer Bruder, mit dem er auf das innigste verbunden war, wanderte aus; er aber glaubte bleiben zu müssen, weil er gefunden hatte, daß die Religion selbst, daß die Bibel in mehreren höchst klaren Aussprüchen, und die Kirche in höchst bestimmten Canonen, jedem Christen, und besonders jedem Priester, die unverbrüchlichste Treue gegen die von Gott zu jeder Zeit gesetzte Obrigkeit — à la puissance établie de Dieu — zur heiligsten Pflicht mache. Dabey zog er sich zwar auf sein Landgut zu Livry zurück, wo er in der äußersten Abgeschiedenheit lebte; doch konnte er als ehemahliger Priester den Verfolgungen nicht entgehen, und da er lieber sterben, als seinen Glauben verläugnen wollte, so wurde er im Februar des Jahres 1794 gefangen nach Paris gebracht. Nach acht Monathen erhielt er zwar wieder die Freyheit; aber jetzt fand er bey seinem Austritt aus dem Gefängnisse die Religion dem Ansehen nach völlig vernichtet, und die Kirche völlig zerstört, denn er fand alle Tempel verschlossen, alle Altäre zerstört oder entweiht, und die Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes durch die Gesetze der neuen Regierung verboten. Dieser Anblick begeisterte ihn jedoch nur zu dem Entschluß, alle Kräfte, die ihm noch übrig waren, auf das Zusammenhalten desjenigen, was noch im Verborgenen von der Religion vorhanden seyn möchte, und auf die Wiederherstellung des zertrümmerten kirchlichen Gebäudes zu verwenden; und es ist

unmöglich, sich des höchsten Erstaunens darüber zu erwehren, wie viel Kraft der alte, fast schon achtzigjährige, Mann noch dazu in sich fand, oder wie viel Kraft ihm dieser Entschluß selbst vielleicht gab. Für das Eine und für das Andere glaubte er nun durch den damaligen constitutionellen Clerus des Reichs wirken zu können, aber wie traurig und niederschlagend war die Lage, in welcher sich dieser damals befand! Die meisten seiner Mitglieder waren zerstreut. Hunderte waren unter der Verfolgung Apostaten, und eben so viele waren Märtyrer geworden. In Paris konnte er nicht mehr als vier Bischöfe zusammenbringen, die sich zu dem großen Restaurations-Geschäfte mit ihm vereinigten, und von diesen vier trat einer, gewonnen durch die Versprechungen, oder geschreckt durch die Drohungen eines päpstlichen Emiffars, wieder zurück. Doch an die Stelle des ausgetretenen trat sogleich der edle Gregoire, damals Bischof von Blois. Die drey andern — denn ihre Namen verdienen nicht nur in den Annalen der erneuerten Französischen Kirche, sondern sie verdienen von der Geschichte überhaupt aufbewahrt zu werden — waren Hr. Saurin, damals Bischof von Nar, jetzt von Straßburg; Hr. Royer, damals Bischof der Diocese von der Ain, in der Folge constitutioneller Bischof von Paris, und Hr. Desbois, Bischof von Amiens; nach einigen Monaten schloß sich aber auch noch Hr. Primat, damals Bischof von Cambrai, und gegenwärtig Bischof von Toulouse, an die Gesellschaft an. Diese fünf Männer bildeten nun eine Art von Synode, die von der Mitte des Novembers 1794 an ein halbes Jahr hindurch fast alle Tage ihre Conferenzen in der Wohnung von Hrn. Element hielt, und diese Synode bildete zugleich einen Centralpunct,

der allmählich alles anzog, was sich noch von eifrigen und redlichen Verehrern der Religion unter Geistlichen und Laien in Paris und im Königreiche verborgen hielt. Denjenigen Mitgliedern der Gesellschaft, welche zugleich Mitglieder des National-Convents waren, wurde nun das Hauptgeschäft übertragen, vor allen Dingen die Wiederherstellung der freyen Religionsübung und die Erlaubniß zu der Wiedereröffnung der Kirchen von den damaligen Machthabern zu erkämpfen. Hr. Gregoire unterzog sich der Gefahr des ersten Ausfalls. Den 21. December 1794 hielt er in dem Convent die berühmte Schutzrede für die Religion. — “Des les premieres phrases” — heißt es hier S. 52 — “il fût interrompû par les huées, les clameurs et les soulevemens de l’impiété, qui ne discontinuerent pas un instant: mais ferme comme un rocher au milieu de la tempête, contre lequel venoient se briser ces flots écumans de rage il poursuivit son discours jusqu’à la fin. Cette lecture produisit dans presque tous les esprits une impression de fureur; il sembloit, que toutes les foudres alloient tomber sur lui; mais le silence de la nuit, la force de la raison, et plus que tout, l’action toute-puissante de celui, qui scait calmer les flots de la mer irritée, agirent sur les esprits, et les disposerent à entendre avec plus de calme les discours de Mr. Baudin, de Mr. Durand de Mayence et autres sur le même objet, qui avoient paraillement été préparés dans l’Assemblée des quatres Evêques.” Zu gleicher Zeit brachte diese unter dem Publico der Hauptstadt einige Schriften in Umlauf, welche ebenfalls, wie besonders die Grundsätze des Abbé Mably über die Religion und die Freyheit des Cultus, für den Zweck, den sie zu erreichen wünschte,



mit der bedächlichsten Klugheit ausgewählt und berechnet waren; und davon zeigte sich der Erfolg schon nach dem Verfluß einiger Monate, denn die dadurch bewirkte Volksstimmung zwang schon den 30. May 1795 dem National-Convent das berufene Decret ab, wodurch die Freiheit des Cultus wieder hergestellt wurde. Von diesem Augenblicke an verdoppelte sich aber jetzt die Thätigkeit von Hrn. Element. Er hatte bisher mit seinen Freunden nur im Verborgenen die Vorbereitungsanstalten zu dem großen Werk getroffen, wodurch auf der einen Seite der geistige Tempel der Religion selbst in Frankreich wieder gereinigt, und auf der andern Seite seine völlig zerstörten äußern Mauern wieder aufgeführt werden sollten. Sie hatten deswegen ein Circularschreiben an alle im Reiche zerstreuten Mitglieder des constitutionellen Clerus erlassen. Sie hatten — wenn schon ohne Erfolg — das Erforderliche eingeleitet, um sich mit dem Oberhaupte der Kirche wieder in die gehörige Verbindung zu setzen; Hr. Element im Besondern aber hatte sich vorzüglich mit den Vorarbeiten beschäftigt, welche zu der Ausführung des ersten, des wichtigsten, aber zugleich des schwierigsten, Hauptschrittes, der gethan werden mußte, nämlich zu der Besetzung so vieler vacanten Bisthümer im Reiche, nöthig waren. Jetzt wurde sein und ihr Eifer in eben dem Verhältniß betriebamer, in welchem er sich freyer äußern konnte, wiewohl er immer noch von mehreren Seiten her auf das äußerste beschränkt, und besonders auch von dem Papst beschränkt war, der dasjenige, was von einer Französischen Kirche noch übrig war, durch seine geheimen Agenten allein regierte, indem er sich weigerte, die constitutionellen Bischöfe zu erkennen. S. 55. Man mußte daher zuerst darauf denken,

dem Gebäude ihrer Hierarchie eine neue Grundlage zu geben, die sowohl den Grundsätzen der allgemeinen Kirche, als den Bedürfnissen jener besondern Nationalkirche entsprechen könnte. Darauf trugen die vereinigten Bischöfe in einem zweiten Circularbriefe, den sie um diese Zeit ausgehen ließen, an; Hr. Clement aber hatte bereits die Idee von der Nothwendigkeit einer zu versammelnden National-Synode aufgefaßt, und den Bischöfen in acht auf einander folgenden Memoires seine Ansichten und seine Vorschläge deßhalb mitgetheilt. Diese waren auch bald dafür gestimmt; ja das Convocations-Schreiben an die Metropolen war schon aufgesetzt, worin die Eröffnung der Synode auf den 1. November des Jahres 1795 bestimmt wurde; Rücksichten der Klugheit — des *raisons de prudence inattendues* — geboten aber unter den damahls eingetretenen Umständen, daß sowohl der Gedanke an die Synode, als das beschlossene Schreiben an den Papst auf die Seite gesetzt werden mußte. S. 56. Dafür benutzte Hr. Clement diese Zwischenzeit, um überall, wo es sonst nöthig war, und wo er nur zukommen konnte, zu helfen. In dem Kirchspiele zu Livry, in welchem er wohnte, war der Cultus in der völlig verwüsteten Kirche noch nicht wieder hergestellt, denn dem dortigen Pfarrer fehlte es an Kraft und an Muth dazu. Da trat Hr. Clement dazwischen, eröffnete im November 1796 selbst die bisher verschlossene Kirche, brachte, nachdem sie wieder hergestellt war, den Gottesdienst darin auf das neue in einen ordnungsmäßigen Gang, sammelte und schuf gewisser Maßen eine neue Gemeinde, und übergab sie auf das neue, nachdem alles in Ordnung gebracht war, ihrem Pfarrer. Von dem einzelnen Kirchspiel wandte er dann seine Blicke

auf die ganze Diöcese von Versailles, zu welcher es gehörte. Da diese durch den Tod ihres ersten constitutionellen Bischofs schon seit drey Jahren verwaist war, so richtete er seine Bemühungen zuerst dahin, aus den Ueberbleibseln des dazu gehörigen Clerus ein Presbyterium zu bilden, das sich der Sorge für die Regierung der ganzen Diöces einiger Maßen unterziehen, und besonders die Wahl eines neuen Bischofs einleiten könnte. Als er durch die Hülfe des Hrn. Bischofs Royer von Bellai damit zu Stande gekommen und selbst diesem Presbyterio aggregirt war, legte er es sogleich darauf an, eine Diöcesan-Synode zusammen zu bringen, eröffnete sie wirklich den 18. Januar 1796, brachte sie nach vier Sitzungen zum Schluß, und setzte auf den nächsten 25. Februar eine neue Versammlung an; auf welcher die canonische Wahl eines neuen Bischofs vorgenommen werden sollte. Dieser kühne Schritt reizte aber auch die Verfolgung auf das neue, welche nun selbst das damalige Directorium gegen ihn aufforderte. Von diesem wurde sogleich verfügt, daß die Kirche zu Versailles wieder geschlossen, die zu der Wahl eines neuen Bischofs angelegte Versammlung des Clerus sistirt, und gegen Hrn. Element selbst von dem peinlichen Gerichtshof des Districts procedirt werden sollte. Die Festigkeit, welche er dabei zeigte, und die Verwendungen seiner Freunde zu Paris bewirkten jedoch, daß er von dem Tribunal freigesprochen wurde. In einem neuen Circular-Brief vom 4. October 1796 trug er, jetzt in dem Nahmen des Presbyteriums von Versailles, darauf an, daß die Wahl des neuen Bischofs nach einer andern, von den zu Paris vereinigten Bischöfen vorgeschlagenen, vortrefflich ausgedachten Methode, wobey keine Versammlung des Diöce-

fan-Clerus mehr nöthig war, vorgenommen werden müsse; und da die Mehrheit der Stimmen dabey auf ihn selbst gefallen war, so weigerte sich der achtzigjährige Greis nicht, sich der Last zu unterziehen; nur bestand er darauf, daß alle canonische Formen dabey beobachtet werden, und selbst das alte gesetzmäßige Bischofs-Examen seiner Consecration noch vorangehen mußte, woben er S. 80. . . 89 eine neue, höchst feierliche und ausführliche, Declaration seiner ungeschwächten Anhänglichkeit an die Grundsätze der echt-Augustinischen Theologie und seiner Verwerfung der Bulle Unigenitus ausstellte. Unter dem 1. May 1797 gab er darauf selbst dem Papste von seiner Wahl Nachricht. Im Julius hielt er eine zweyte Diöcesan-Synode zu Versailles, und vom 15. August bis 12. November wohnte er den Sitzungen des National-Concils zu Paris bey, an dessen Zustandbringung er seit zwey Jahren gearbeitet hatte, und das nun wirklich zu Paris — nach S. 93 *au milieu du terrorisme, qui captivoit encore tous les esprits, sous les yeux même du Directoire et à la proximité de son Palais, par une protection presque miraculeuse de la providence* — in einem von Hrn. Clement auf seinen Namen gemietheten Hotel sich versammelte. Von dieser Zeit an bis zur Versammlung des zweyten National-Concils im Junius 1801 arbeitete er mit dem unermüdbarsten Eifer nicht nur an der Organisation jener Diöcese, sondern an der Wiederherstellung einer Französischen Nationalkirche fort, und dieser Eifer verlor auch durch die Veränderungen, welche das zwischen der Regierung und dem Papste geschlossene Concordat herbeiführte, nichts von seiner Thätigkeit, wie wohl der fremde Leser über die Haltung, die er

in diesem kritischen Augenblick annahm, etwas im Dunkeln gelassen wird. Nach S. 106 scheint Hr. Clement noch früher sein Amt niedergelegt zu haben, ehe die übrigen auf der Synode versammelten Bischöfe ihre Demissions-Acten gemeinschaftlich eingaben. Es wird auch S. 107 nicht verhehlt, daß er diese — *desertion universelle de tout l'Episcopat d'une nation entiere* getadelt habe — *qu'il soupçonnoit d'avoir pour principe la légèreté, la crainte ou la flatterie, et l'indifférence pour les droits sacrés et l'existence même de l'Eglise Gallicane* — dennoch interessirte er sich eifrig für die Vollziehung des Concordats — schrieb noch unter dem 22. November 1801 öffentliche Gebete aus, welche in seiner Diöces deßhalb angestellt werden sollten — schrieb deßhalb vier Briefe an den Papst, und ein eignes Mémoire, worin er ins Licht setzte, wie durch das Concordat selbst die echten Grundsätze der Gallicanischen Kirche, und zugleich die ununterbrochene Fortdauer einer Französischen Kirche und eines Französischen Clerus, die sich auch unter den Stürmen der Revolution erhalten hätten, anerkannt würden. Als aber bey seiner wirklichen Publication von einer neuen Schöpfung aller Französischen Bisthümer, die ihre Vernichtung voraussetzte, gesprochen wurde, als sich von der Canzley des päpstlichen Legaten aus das Gerücht verbreitete, daß der constitutionelle Clerus vor allen Dingen den Eid, den er auf die Nationalverfassung geschworen hatte, widerrufen, seine Neue über die Organisation, die er sich selbst gegeben und zehn Jahre erhalten hatte, bezeugen, und kniend um Absolution deßhalb bitten müßte, und als Hr. Clement sah, wie manche seiner bisherigen Mitbrüder dabey capitulirten — *pour obtenir d'être employés dans*

la nouvelle organisation — da brachen endlich Kräfte, aber nicht der Geist und der Muth, alten Mannes. Sehr stark sprach er noch in öffentlichen Schrift mit seinem Nachfolger in Bisthum zu Versailles, der es gewagt hatte, in seinem ersten Mandement den ersten Bischof Versailles zu nennen. Im Junius 1803 war dem Tode so nahe, daß man ihn schon mit den Sacramenten der Sterbenden versehen zu müssen glaubte; als aber der Priester, der sie ihm zu geben hatte, auch von ihm einen Widerruf jenes Ceremonial verlangte, so ließ er noch eine feierliche Protestation dagegen drucken, brachte sie an den Erzbischof von Paris, und an den Großrichter des Reichs und erhielt durch diesen Schritt, daß man ihn auf den 11. März 1804 ruhig sterben ließ.

*Fiorillo* Cambridge und London.

The Antiquities of magna Graecia, by *h* Wilkins, jun. I. . . XXII. 74 S. gr. Folio. 1803.

Der Anblick der Meisterwerke des Alterthums Großgriechenland, deren Ueberreste noch der Vergangenheit sind, erwecken eigne Gefühle von Größe von der weit ausgebreiteten Herrschaft und von sehr weit getriebenen Entwicklung der Geisteskräfte der Dorischen Stämme, welche einst das südliche Italien und Sicilien bewohnten. Das vor uns liegende Prachtwerk versetzt uns durch die Menge der herrlichen Tempel von Agrigentum, Selinus, Posidonia, und da sie mit Geschmack gezeichnet und trefflich ausgeführt sind, so verdienen sie mit Recht die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher. Eine Zuschrift an den Grafen Moira folgt einer Vorrede, in welcher Hr. Wilkins mit den Grundsätzen der Griechischen Baukunst und den Witz

schen Vorschriften sich beschäftigt, deren Anwendung nicht immer zutreffen, und bey der Vergleichung mit Altgriechischen Monumenten viele Ausnahmen leiden sollen. Die Behauptung, daß zwischen dem Salomonischen Tempel und denen zu Posidonia eine Aehnlichkeit Statt finde, wollen wir auf ihrem Werth beruhen lassen; aber rühmlich ist der Fleiß, mit welchem der Verf. die verschiedenen Stellen in den heiligen Schriften, welche von dem Salomonischen Tempel handeln, gesammelt, und die dunkeln Ausdrücke zu erklären gesucht hat. Die uralte Verbindung der Griechen mit den Phöniciern scheint der Verf. in den Colonien zu finden, welche unter Minos von Kreta auswanderten. Sie sollen den Dienst des Jupiter nach Phönicien gebracht, und zugleich Veranlassung gegeben haben, daß Hiram eine goldene Säule im Tempel des Jupiter errichten ließ. — Das erste Kapitel enthält eine Geschichte Siciliens, der Dorischen Colonien, die daselbst sich niederließen, ihrer Schicksale, der Kriege mit den Karthagern u. s. w. — Im zweyten Kapitel handelt der Verf. von Syrakus. Diese Stadt, welche ehemahls mit Kunstwerken und prachtvollen Tempeln prangte, hat gegenwärtig nur ein wichtiges altes Gebäude, nämlich den in eine Kirche verwandelten Tempel der Minerva. Er ist unstreitig von einem sehr hohen Alter, vielleicht von den ältesten Griechischen Colonisten errichtet, und war so berühmt, daß selbst Cicero seiner mit Bewunderung gedenkt, indem er von den goldenen und elfenbeinernen Thüren spricht, welche den Tempel zierten, und die Raubsucht des Verres reizten. Die Säulen gehören zur Dorischen Ordnung, haben sehr einfache Capitäle, und sind cannelirt. An der nördlichen Seite des Tempels entdeckt man noch Spuren vom Architrav und dem Fries. Merkwürdig ist es,

daß die Säulen des Pronaos höher sind, und einen stärkeren Durchmesser, als die des Peristyl haben. Die Fagade ist sehr verunstaltet, mit elenden Schnörkeln und Heiligenbildern überladen. S. 14 von dem Quell der Arethusa. Unter der heutigen Arethusa darf man sich keinen Bach vorstellen, dessen Silberwellen über einen Wiesenteppich hingleiten; es ist eine zum Theil von der Stadtmauer eingeschlossene Quelle, welche aus einem Felsenloche hervorsprudelt, und den armen Syrakusanerinnen zum Waschplaz dient. Eine elende Abbildung der heil. Jungfrau über dem Quell soll die Nymphe Arethusa darstellen. Im Meere, nicht weit von der Stelle, wo die Arethusa sich ergießt, sieht man bey ruhigem Wetter eine wirbelnde und sprudelnde Bewegung im Wasser, welche dem Alpheus zugeschrieben wird, wahrscheinlich aber von dem Strom der Arethusa herührt. Von der prächtigen Stadt Acradina sind keine Trümmer mehr vorhanden, außer einige Catacomben, welche sich von den Römischen und Neapolitanischen nicht unterscheiden. Die Steinbrüche in der Nähe dienen den Capuzinern zu einem Garten, in welchem Limonien, Citronen und Orangen die Fülle goldener Aepfel im dunkelglänzenden Laube verbergen. Der große Tempel des Jupiter Olympius ist fast ganz verschwunden, und das noch vorhandene Theater bietet nicht viel Merkwürdiges dar, weil seine Form die gewöhnliche Griechische ist. Drey Reihen Sitze werden durch Galerien und Erdgeschosse getrennt. Die Aussicht auf das schöne Griechische Meer, die reizenden Küsten und Gebirge, ist bezaubernd. An der Galerie des Theaters liefert man die Inschrift: Βασιλισσας Φιλιστιδος, die zu vielen son-



derbaren Erklärungen Anlaß gegeben hat. In den Steinbrüchen befindet sich das berühmte Ohr des Dionysius, wo ein leises Geflüster an den Wänden hinauftanzt, und oben hörbar wird. Die Wirkung würde noch stärker seyn, wenn man die Wände von den wuchernden Gesträuchen und Stalactiten reinigte. Nicht weit davon fließt der Anapus, heut zu Tage *Alfo*. Ob die zwey einzeln stehenden Säulen in dieser Gegend zu dem Tempel des Jupiters gehört haben, ist unentschieden. Die Quelle Cyane hat ein breites und tiefes Bassin, welches mit hohen Papyrusstauden bekränzt ist. Der Sumpf Syraco dünstet eine der Gesundheit schädliche Luft aus. Zu diesem Kapitel gehören folgende Kupferstiche: 1. Ueberreste des Tempels der Minerva. 2. Grundriß des Tempels. 3. Aufriß der Fronte des Tempels. 4. Durchschnitt des Pronaos und des Portico des Tempels. 5. Säulen im Peristyl. 6. Fig. 1. Capitäl und Base der Säulen des Pronaos. Fig. 2. Durchschnitt des Gebälkes. 7. Ansicht des Theaters. 8. Trümmer des Tempels des Jupiter Olympius. 9. Ansicht der Quelle Cyane. 10. Steinbrüche zu Acradina. 11. Quelle der Arethusa.

**Drittes Kapitel. Agrigentum.** Wir übergehen die bekannte Geschichte dieser Stadt, um auf ihre Ruinen zu kommen, deren stolze Formen, mit immer grünenden Olivenbäumen überzogen, einen rührenden Anblick gewähren. Der Tempel der Juno Lucina ist ein majestätisches Gebäude, ein *Hera-styloperipteros*, mit 6 Säulen in der Fronte, und 13 an den Seiten. Die Länge beträgt 124 Fuß 5 Zoll 0 M. Die Breite 54 F. 7 Z. 0 M. Die Mauern in der Zelle scheinen Treppen enthalten zu haben, um auf die Hallen in dem Vestibul zu

kommen. Eben so schön ist der Tempel der Concordia, und seine Umgebungen. Er ist dem der Juno sehr ähnlich. Seine Länge beträgt 128 Fuß 25 Zoll 0 M.; seine Breite 54 Fuß 10 Zoll 5 M. Man hat ihn in eine Kirche verwandelt, aber im Innern nur wenig geändert. In seiner Nähe will man die Ruinen eines Tempels des Hercules, und die ungeheuren Massen eines Tempels des Jupiter Olympius finden. Die Beschreibung, welche Diodor von ihm gibt, und die ans Fabelhafte grenzt, wird durch die Trümmer bestätigt. Die Säulen haben eine Höhe von 63 Fuß 10 Zoll 9 M. Am untern Schaft sind sie 12 Fuß 11 Zoll 7 M., am obern 9 F. 11 Z. 5 M. dick. Hierzu denke man sich Triglyphen von 10 F. 0 Z. 9 M. Höhe, und man wird nur einen schwachen Begriff von der majestätischen Gestalt haben, in welcher der Tempel zur Zeit seines Glanzes erschien. In den Frontons waren die Gigantomachie und die Belagerung von Troja in Basrelief abgebildet. Von den enormen Capitälen sind noch drey übrig, welche aus zwey vertical zusammen gefügten Blöcken bestehen. S. 32. Scharfsinnig ist die Vermuthung des Verfassers, daß der Tempel nie ganz vollendet worden sey, und daß man ihn kaum bis unter das Dach aufgeführt hatte, als die Karthager landeten, und daß der Bau durch den Krieg ins Stocken gerieth. Von dem Tempel des Aesculap sind nur wenige Mauern übrig. Sie liegen in der Nähe eines Weingartens, in der Mitte einer schönen Landschaft und einer üppigen Vegetation von Aloe und Indischen Feigen. — (Wird im nachfolgenden Blatte fortgesetzt.)

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 13. Junius 1812.

Cambridge und London. *Fiorillo*

Das dritte Kapitel der *Antiquities of magna Graecia*, by *Will. Wilkins* (s. oben S. 924), welches von Agrigentum handelt, enthält noch die Beschreibung folgender Alterthümer. Ein sonderbares Gebäude ist das so genannte Grab des *Theron*, ebenfalls in der Nachbarschaft von Agrigentum. Es hat eine pyramidalische Form, ist von der Substruction bis zum Zophorus 25 Fuß hoch, und scheint in eine Spitze sich geendigt zu haben, was man jedoch nicht mit Gewißheit behaupten kann, weil der Karnies ganz zerstört ist. Seltsam erscheinen ferner die Jonischen, schräg anliegenden, Säulen, welche ein Dorisches Gebälke tragen. In einer Gegend bey Agrigentum liegt die berühmte *Piscina*, welche die Gefangenen in der Schlacht bey *Himera* ausgraben mußten, und aus welcher vielleicht die Materialien genommen wurden, deren man sich beym Bau des *Jupiterstempels* bediente. Jetzt ist sie in einen schönen Garten verwandelt. Nicht weit davon stehen noch zwey verstümmelte Jonische Säulen, welche zu dem

Z (4)

Tempel des Castor und Pollux gehört haben. Ein kleiner Tempel ist in eine Franciscanercapelle verwandelt. Aber überall sieht man hier zerbrochene Säulen, Capitäle und andere Bruchstücke von Gebäuden aus den schönen Tagen Griechenlands, in welchen die Phantasie so gern sich verliert. Täglich werden hier Vasen, mit gelben Figuren auf schwarzem Grunde, und andere Alterthümer ausgegraben, unter denen der Sarcophag, den die Verfasser der *Voyage pittoresque* haben stehen lassen, das Wichtigste ist. Zu diesem Kapitel gehören folgende Kupferstiche. 1. Allgemeine Ansicht von Agrigentum. 2. Tempel der Juno Lucina. 3. Grundriß dieses Tempels. 4. Aufriß des Tempels. 5. Säulen des Porticus, vergrößert. 6. Einzelne architectonische Theile. 7. Ansicht des Tempels der Concordia. 8. Grundriß desselben. 9. Aufriß. 10. Durchschnitt des Pronaos und des Porticus. 11. Vergrößerte Säulen des Porticus. 12. Einzelne architectonische Theile, Sierathen u. 13. Capitäle. 14. Ruinen des Tempels des Jupiter Olympius. 15. Capitäle u. 16. Andere architectonische Details. 17. Restaurirter Grundriß u. des Tempels. 18. Ruinen des Tempels des Aesculap. 19. Das Grabmahl des Theron. 20. Aufriß desselben. 21. Architectonische Details. 22. Tempel des Castor und Pollux.

Viertes Kapitel. **Selinus.** Diese Stadt wurde 107 Jahre nach Syrakus erbauet, und erhielt ihren Namen von einem Flusse, dessen Ufer einen Ueberfluß von wilder Peterflie (*σελινον*) hervorbringen. Sie war bereits zu Strabo's Zeiten verwüstet, und man sieht heut zu Tage nur noch die großen Trümmer mehrerer Tempel. Der größte stand wahrscheinlich auf dem alten Forum, und war dem Jupiter gewidmet. Seiner Structur nach

gehört er zu den Hypäthren; er hatte 8 Säulen in der Fronte und doppelte Colonnaden, welche die Zelle umgaben. Es scheint, daß er nicht ganz vollendet worden ist, weil unter den 16 Säulen an der Morgenseite mehrere angefangene Canneluren haben. Man glaubt das Werk einer mehr als gemeinen Menschheit zu sehen, wenn man die Trümmer einzeln messen, und in Gedanken zu einem Ganzen restauriren will. Man denke sich eine Länge von 331, und eine Breite von 161 Fuß. Der Durchmesser der Säulen am Peristyl ist 10 Fuß 7 Zoll 5 M. an der Base des Schafts, der unter dem Capital zu 6 Fuß 3 Zoll 6 M. sich verjüngt. Die ganze Höhe der Säule, mit Einschluß des Capitals, beträgt 48 Fuß 7 Zoll 0 M. Das Capital ist ein einziger Block. Auch hat man zu den Epistyllien von dem Centrum einer Säule bis zu dem andern ebenfalls einzelne Blöcke genommen, die 21 Fuß 6 Zoll 0 M. lang, 9 Fuß 2 Zoll 25 M. hoch und 5 Fuß dick sind! Der andere Tempel ist kleiner, nämlich 186 Fuß 4 Zoll 0 M. lang, und 76 Fuß 2 Zoll 0 M. breit. Der dritte endlich, der am wenigsten gelitten, mißt 232 Fuß 11 Zoll 0 M. in der Länge, und 83 Fuß 10 Zoll 0 M. in der Breit. Seine schön geformten Säulen haben eine Höhe von 32 Fuß 8 Zoll 13 M. Die Zeit der Zerstörung dieser Tempel, und die außerordentlichen Mittel, deren man sich dazu bedient hat, sind unbekannt. Einige glauben, daß die Karthager, welche gegen die Selinuser sehr erbittert waren, aus Rache die Tempel verwüßet haben; Andere vermuthen, daß sie durch ein Erdbeben eingestürzt sind. Allein der Verf. macht es sehr wahrscheinlich, daß sie durch Menschenhände ungerissen worden, weil die meisten Säulen der Länge nach da liegen, so daß ihre einzelnen Glied-

der auf einander folgen, was bey einem Erdbeben nicht der Fall gewesen seyn würde, und daß man den Karthagern den Untergang dieser herrlichen Monumente zuschreiben muß. Die Kupferstiche dieses Kapitels sind: 1. Allgemeine Ansicht des Tempels des Jupiter Olympius. 2. Ansicht desselben in der Mitte der Ruinen. 3. Grundriß des Tempels. 4. Aufriß. 5. Vergrößerte Säulen des Porticus. 6. Ansicht des südlichsten Tempels. 7. Grundriß desselben. 8. Aufriß. 9. Vergrößerte Säulen. 10. Die Antae. 11. Plan des kleinern Tempels.

**Fünftes Kapitel. Aegesta.** Der Dorische Tempel zu Aegesta ist sehr alt, und hat, was als eine Ausnahme bemerkt werden muß, keine Canneluren an den Säulen, deren Durchmesser am Schaft 6 F. 7 Zoll 2 M., unter dem Capital aber 4 Fuß 11 Zoll 1 M. beträgt. Die Säulen haben ferner an der Vase einen ringförmigen Einschnitt, dessen Zweck nicht so leicht zu errathen ist. Vielleicht wollte man sie mit bronzenen Ringen ausfüllen, vielleicht waren sie mit solchen Ringen umgeben, welche man in der Folge abgenommen hat. Auch erblickt man am Säulenstuhl sonderbare Zierathen, welche hervortretenden Würfeln nicht unähnlich sind, dergleichen auch an einer Mauer bey den Propyläen wahrgenommen werden. In der Nachbarschaft liegt auf einem Berge ein Theater. Folgende Kupfer gehören zu diesem Kapitel: 1. Ansicht des Tempels. 2. Grundriß des Tempels. 3. Aufriß. 4. Architectonische Details. 5. Capitale u. s. w.

**Sechstes Kapitel. Posidonia oder Pästum.** Der Verf. erzählt die Geschichte dieser Stadt bis 1580, in welchem Jahre sie, ihrer ungesunden Luft wegen, verlassen wurde. Die Tempel sind die wichtigsten Ueberbleibsel alter Zeiten, verstümmelt

zwar und erniedrigt, aber selbst in diesem Zustande bleibt ihnen noch so viel Edles und Lebendiges, daß man den Kunstsinn der Griechen bewundern muß. Sie gehören, gleich den Sicilischen, zu den ältesten Monumenten, und ihr Character ist hohe Einfachheit, Stärke und Grazie. Die Säulen sind niedrig, verjüngen sich (wie der Verf. gegen Andere behauptet), in gerader Linie, haben ein hervorragendes Capitäl, ein schwerfälliges Gebälke, und Triglyphen an den Ecken des Foporus. Der erste Tempel ist ein Hypäthros, dessen Säulenstuhl ein Parallelogramm von 195 Fuß 4 Zoll o M. Länge, und 78 Fuß 10 Zoll o M. Breite bildet. Die Säulen haben 24 Canneluren, da man an den Dorischen Säulen sonst nur 20 zählt. Die Steine sind von dem Berge Alburnus gehohlet, und haben durch ihr Alter ein braunrothes Ansehen erhalten. Da die andern Tempel so oft beschrieben und abgebildet worden sind, so wollen wir uns bey ihnen nicht länger aufhalten. Die Kupfer sind: 1. Allgemeine Ansicht der Ruinen von Pästum. 2. Ansicht des Hypäthros. 3. Grundriß. 4. Aufriß der Fronte. 5. Durchschnitt des Pronaos u. 6. Durchschnitt der Zelle u. 7. Durchschnitt des Tempels, der Länge nach. 8 . . . 11. Architectonische Details. 12. Ansicht des Pseudodipteros. 13 . . . 17. Architectonische Details. 18. Grundriß des Hexastylos. 19. 20. Architectonische Details. — In einem *Appendix* von S. 71 . . . 74 erzählt der Verf., daß ein Hr. Gell den Peloponnes vorzüglich in der Absicht durchreiset habe, um den Tempel des Jupiter zu Olympia zu untersuchen. Er war auch so glücklich, einige Trümmer zu finden, aus welchen er den Schluß zog, daß der Tempel dem des Theus zu Athen sehr ähnlich gewesen seyn müsse. Eine Beurtheilung der Angaben des Pausanias zeugt von

vielm Scharfsinn. Die Kupfer zum Appendix  
 1. Ein Korinthisches Capital von weißem Marmor zu Milo gefunden. 2. Ein Korinthisches Capital von einem Tempel zu *Città vecchia* auf Sizilien.  
 3. Noch ein solches Capital, eben daselbst entdeckt. Die Bignetten, welche am Anfange eines jeden Capitels sich befinden, sind sehr zierlich ausgeführt und gereichen zur Vollkommenheit dieses Prachtwerkes. Ihr Inhalt ist folgender: 1. Auf dem Blatt eine Victoria: ein Basrelief, zu Pergamon gefunden, und von Dr. Edw. Clarke nach London gebracht. 2. Vor Kap. 1. eine Karte von Sicilien. 3. Vor Kap. 2. ein Grundriß des Theaters zu Syrakus. 4. Grundriß des Theaters zu Syrakus. 5. Vor Kap. 3. Griechische Vasen, zu Selinus gefunden. 6. Vor Kap. 4. ebenfalls Griechische Vasen, zu Agrigentum gefunden, nebst einem Grundriß der Catacomben zu Syrakus. 7. Vor Kap. 5. das Theater zu Negesta. 8. Vor Kap. 6. Aeneas von Posidonia. 9. Zum Schluß eine Statue des Pan, restaurirt von J. Sturmann. Fioril

*Keypne*

### St. Petersburg.

*Ideen zu einer Asiatischen Akademie.*  
 druckt bey Pluchart u. Comp. 1811. Octav S. 65. Anmerkungen S. 1. . . 68, mit 4 Tafeln.  
 Im vorigen Jahre S. 457 . . . 464 zeigten an: *Projet d'une Académie Asiatique.* Der Verfasser desselben ist der wirkliche Etatsrath von Waroff, Curator des Petersburgischen Lehrbezirks. Sehr reizend ist der Plan, und er müßte in seiner Ausführung von eingreifenden Folgen seyn. Deutsche Uebersetzer hat sich unterzeichnet: Hauenschild. Die Uebersetzung begreift auch Anmerkungen, welche im Original unter



Texte standen, jetzt aber nach dem Texte, abge-  
sondert, nachfolgen. Gegen das Ende derselben  
stießen wir auf einige Zusätze, besonders einen  
S. 84 f. von Hrn. Dr. Nehmann, unserm Corre-  
spondenten, über die Hülfsmittel, welche Ruß-  
land vor allen andern Nationen voraus besitzt,  
für das Studium der Mongolischen und Mandchu-  
Sprache, und für eine gründliche Erforschung der  
Religionsbegriffe und der verwandten Symbolik  
der Lamaistischen Lehre.

#### Arnstadt.

*Hoy.*

**M. Johann Gottlieb Lindners**, Directors  
der Stadt- und Landschule zu Arnstadt, auch  
Vorsitzers des fürstlich schwarzburg-sondershaus-  
schen Consistorii in Schulsachen daselbst, **Kurze  
Selbstbiographie** (mit seinem Bildnisse und mit  
Anmerkungen, einem Nachtrage und einigen  
Beilagen), herausgegeben von **Johann Chri-  
stian Zellbach**. 1812. Octav 116 Seiten.

Der verdienstvolle Lindner hat die Belohnung  
seines treuen Fleißes erlebt, daß ihn eine all-  
gemeine Hochachtung und eine große Liebe seiner  
Schüler bis in sein hohes Alter begleitete. Er  
war 1726 geboren in einem Bergstädtchen, Vā-  
renstein, in Sachsen auf der Böhmischem Gren-  
ze, wo sein Vater Bergsteiger war. Eine küm-  
merliche Erziehung und Bildung der ersten Jahre  
läßt sich also leicht denken; den weitem Schul-  
unterricht genoß er in Dresden auf der Kreuz-  
schule. In der Beschreibung seiner Schuljahre  
und Schulstudien erkannte der Recensent ein wah-  
res Bild des Schulwesens und Schulunterrichts  
der damaligen Zeit (gegen und in der Mitte  
des vorigen Jahrhunderts), so wie ein anderes

Bild der Klozischen Periode, in demjenigen, was er von seiner Verbindung erzählt, welche Kloz mit ihm zu errichten gesucht hatte; ferner in dem, was er von Ernesti, dessen Schüler und Empfehler er war, anführt. Es erhellet leicht, daß Umstände dieser Art nur einen kleinen Theil der Leser an sich ziehen können. Die übrigen Leser nehmen im Allgemeinen Antheil an dem Leben eines rechtschaffenen, in verschiedene Lehrstellen versetzten und aufrückenden, Mannes, das ohne große Vorfälle und Glückswechsel in ruhigem Fortgang seiner Geschäfte dahinfließt. Schon früh machte er sich als Gelehrter einen Namen durch seine Ausgabe vom Athenagoras. Unter einer Anzahl Schulschriften sind XI. von Schwarzburgischen Münzen, XI. Nachlese zur Schwarzburgischen Geschichte, und XXII. *Analectorum Paullo-Cellensium*, von Freunden der vaterländischen Geschichte geschätzt. Der Herausgeber dieser Selbstbiographie, ein Privatgelehrter, der eine verdiente Hochachtung genießt, selbst ein Schüler Lindner's, hat verschiedene, auch bibliographische, Erläuterungen beigefügt, die dem Litterator angenehm seyn können, auch zwey Lateinische Briefe von Kloz; In der Vorrede erinnert er mit Recht, daß in dieser Schrift von keiner, mit tiefen, geistvollen, psychologischen und philosophischen Beobachtungen, noch von Täuschungen angefüllten, Biographie die Rede sey, sondern daß es die einfache flache Erzählung der Lebensereignisse eines schlichten, verständigen, rechtschaffenen Gelehrten sey, die hauptsächlich für seine Schüler und alle, denen er bekannt war, ans Licht gestellt ist.

---

—

# Erdtingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

95. Stück.

Den 13. Junius 1812.

---

Berlin und Leipzig. *Benec.*

Bei C. Salfeld: Erstes Sendschreiben über den Titirel, enthaltend die Fragmente einer Vor-Eschenbachischen Bearbeitung des Titirel. Aus einer Handschrift der königl. Bibliothek zu München herausgegeben und mit einem Commentar begleitet von B. J. Doren. 1810. 74 Seiten in groß Octav.

Die verspätete Anzeige dieses Buches rührt bloß von dem lauen Verkehre her, der zwischen den hiesigen und den Berliner Buchhandlungen Statt zu haben scheint. So begierig der Recensent auf diese Vögel war, so gelang es ihm doch erst vor wenigen Wochen, sie zu erhalten; und auf unserer Universitäts-Bibliothek werden sie noch bis auf diese Stunde vermist. Habent sua fata libelli ist in gar manchem Sinne wahr. Unangezeigt aber darf diese Schrift nicht bleiben, ohne unsere Blätter dem gerechten Vorwurfe einer Vernachlässigung des Wichtigsten in seiner Art auszusetzen. Denn zu dem Wichtigsten, was für die Altdeutsche Litteratur in der letzten, ihr ziemlich günstigen, Periode geleistet worden ist, zäh-

len wir die Bekanntmachung dieses Fragmentes. Hr. Docen hat sich dadurch ein wahres Verdienst erworben (denn die wenigen, vor 16 Jahren von dem Bibliothecar Hardt in der Pragur B. 4. 2, 187, mitgetheilten Zeilen dienten höchstens zur Anregung weiterer Untersuchungen), und dieser Titulur muß in der Folge Docen's Titulur heißen, mit demselben Rechte, mit welchem der Uranus Herschelium sidus genannt wird. Das Fragment hat wahren innern poetischen Werth, und zugleich ist es für die Geschichte unserer Litteratur in mehr als Einer Hinsicht äußerst wichtig. Von jenem Werthe mögen sich die Freunde der Altdutschen Poesie durch eignes Studium überzeugen; Von dieser Wichtigkeit sey es uns erlaubt, etwas ausführlicher zu sprechen. — Bekanntlich besitzen wir in mehreren Handschriften und einem alten Drucke ein großes Gedicht, der Titulur genannt. In diesem Werke herrscht, um aufrichtig unsere Meinung zu sagen, der sonderbarste Widerspruch. Es gleicht einem großen Gothischen Pallast, der um und um mit dem steifsten hölzernen Schnitzwerk umklebt ist. Die Strophe, in der das Gedicht geschrieben ist, hat nicht nur in sich selbst etwas Unsymmetrisches, und ist für ein episches Gedicht vollends ganz unpassend; sondern es sind auch, um diese Strophe auszufüllen, so viele müßige Zeilen eingeschoben, so manche Albernheit hingeschmiert, daß das Ganze als die elendeste Reimeren erscheint. So wenig dieses Urtheil mit dem Urtheile so mancher Andern, und auch Hrn. Docen's, überein stimmt, so trägt der Rec. doch kein Bedenken, das, was ihm Wahrheit dünkt, offen auszusprechen, da er eben so offen erklärt, daß er die hohe, innere sowohl als äußere, Vollkommenheit vieler Altdutschen Gedichte mit stolzer Freude anerkennt, und da er aus diesen Stücken den Maßstab sich gebildet hat, mit dem er

den Titulrel mißt. Es kann allerdings nicht geläugnet werden, daß manches Sinnlose und Schlechte in diesem Gedichte auf Rechnung des Druckes zu setzen ist, der offenbar aus der ersten besten Handschrift mit der größten Nachlässigkeit veranstaltet wurde. Allein wir getrauen uns zu behaupten, daß unser Urtheil auch dann sich bewähren würde, wenn wir die ursprüngliche Handschrift des Verfassers vor uns hätten. Dieses Werk nun dem Wolfram von Eschenbach beizulegen, scheint uns eine wahre Verfündigung an den Manen dieses Dichters zu seyn. Träfe der Vorwurf den innern Gehalt der Dichtung, so könnte man dieß, da man den Titulrel in jedem Fall als Wolfram's spätestes Werk ansehen muß, dem Alter des Dichters bemessen; da aber gerade die elende Reimerey das ist, was uns zurück stößt, und die Kunstfertigkeit mit vieljähriger Uebung zunehmen mußte, so scheint es uns durchaus unstatthaft, Wolfram für den Verfasser zu halten. Daß er in dem Gedichte selbst als Verfasser angegeben wird, ist von keinem Gewichte; denn auch Albrecht nennt sich eben so gut als Verfasser, und diesem mag fürs erste der Ruhm verbleiben, aus einem guten Gedichte ein schlechtes gemacht zu haben. Unwidersprechlich zeigt sich nämlich aus Docen's Titulrel, daß ein früheres, geist- und kraftvolles, in einem freien, aber wahrhaft epischen, dem Hexameter sich nähernden Versmaße geschriebenes Gedicht vorhanden war, und daß der spätere Titulrel weiter nichts ist, als eine Uebersetzung der ältern vierzeiligen Strophe in die neuere siebenzeilige — eine Strophe, die, höchst wahrscheinlich, erst lange nach Eschenbach's Tode erfunden wurde. Da die sechste Zeile in dieser Strophe eine so genannte Waife (reimlos) ist, so konnte man häufig die zweyte Hälfte der alten Strophe geradezu abschreiben; für die erste

Hälfte, die aus zwey Zeilen in vier Zeilen mit verschränkten Reimen verwandelt wurde, mußten zwey neue Reime gefunden werden. Wie leicht Meister Albrecht sich dieß Geschäft machte, mögen unsere Leser an Einem Beispiele sehen. Die erste Strophe in Docen's Titirel heißt:

Do sich der starke Tyrurel mochte gerühren,  
Er getorste wohl, sich selbst und die sine in  
Sturme geführt;

Seit sprach er in Alter: Ich lerne,  
Daß ich Schaft muß lassen, — deß pfleg ich eh  
schone und gerne.

Diese lautet nun, zierlich umgeossen, folgender Maßen:

Do Titirel der starke  
Sich mocht hievor berühren,  
Aus forchtlicher Barke  
Getorst er wohl, die Sein in Sturme führen;  
Seit sprach er in Alter zu ihn'n: Ich lerne,  
Daß ich den Schild muß lassen,  
Deß pfleg ich etwan schone und gerne.

Und unter eine solche Arbeit, die mit gewissen ehemaligen Schulübungen in der Lateinischen Prosodie eine auffallende Aehnlichkeit hat, wollten wir den Rahmen des in seiner Kunst grau gewordenen Wolframs schreiben? Nimmermehr! — Eben so wenig aber glauben wir auch berechtigt zu seyn, den Docenschen Titirel Eschenbach bezulegen. Vielleicht läßt uns ein glücklicher Zufall (wir hoffen es, weil wir es so innig wünschen) noch eine vollständige Handschrift finden, und in ihr den Namen des Verfassers. — Genug, fürs erste haben wir an dem Docenschen Titirel ein schönes altes Bruchstück mehr; wir sehen daraus, daß bey uns, eben so wie bey andern Völkern, gar oft das Treffliche untergegangen ist, und das

Mittelmäßige und Schlechte sich erhalten hat, und daß gerade dieses schuld an jenem Verluste ist; und zugleich bietet uns die Vergleichung der beiden Gedichte ein neues auffallendes Beispiel dar, wie spätere Reimer mit ältern Werken umgegangen sind, und wie sie gar kein Arg daraus hatten, einer beliebten Form zu gefallen jede höhere Schönheit aufzuopfern.

Was die Erklärung betrifft, die Hr. Doen in der Einleitung von den ersten Strophen des 10. Buches gibt, so müssen wir unsere Leser auf die Schrift selbst verweisen. Mehrere seiner Folgerungen müssen natürlich mit der Voraussetzung, daß Wolfram der Verfasser des spätern Titrel sey, stehen oder fallen. Beyläufig bemerken wir ein kleines Versehen in der Angabe des Todesjahres des Landgrafen Hermann, der nicht 1228, sondern gegen Ende des Jahres 1216 starb. — Die Handschrift, aus der das Fragment abgedruckt ist, verdient wegen ihres Alters Achtung; es zeigt sich aber häufig, wie auch Hr. D. selbst bemerkt (S. 61), daß der Schreiber mit einigen Wörtern nicht recht fertig zu werden wußte, und manches Versehen fordert zu critischen Verbesserungen auf. Ein Fehler, der EinMahl als etwas Eigenthümliches der Handschrift hätte bemerkt, und dann stillschweigend hätte verbessert werden mögen, ist, daß der Doppellaut ö durchaus auch für ü gesetzt wird, wodurch also z. B. trüg (trug) und trög (trog) zu einerley Wort werden. Eben so hätte das e in werdchliche hurtliche u. s. w. ohne Bedenken ergänzt werden können. Verwechselungen des a und ä halten wir mehr für Druck- als Schreibfehler, auf alle Fälle aber stören sie den Leser, der noch nicht die Fertigkeit hat (die freylich noch bey allen Drucken unserer Altdeut-

ſchen Werke erforderlich iſt), während des Lesens zu emendiren. Da gerade von Druckfehlern die Rede iſt, ſo müſſen wir ein ſonderbares Bedenken äußern, das uns aufgeſtoßen iſt. S. 33 Str. 45 ſagt Hr. D. „in der minne im Tituel (d. h. im alten Drucke) mit der minne.“ In dem Exemplar der hieſigen Bibliothek ſteht deutlich in d. m. S. 35 wird in der letzten Zeile als Beſart des alten Druckes angegeben: Do kan die recht genade niemen ſuchen; in unſerm Exemplare ſieht finden. S. 51 Str. 122 heißt es, der alte Druck habe: geſterket an der lage; unſer Exemplar hat: an der lenge. Sollte es zwey verſchiedene alte Drucke des Tituel geben? Das läßt ſich kaum glauben, und wenn es der Fall wäre, ſo würde dieß eine höchſt merkwürdige bibliographiſche Entdeckung ſeyn. Wir erwarten hierüber eine Erklärung des Hrn. Docen.

Die erklärenden Anmerkungen des Herausgebers ſind reichhaltig, und beweifen ſeine gründliche und umfaſſende Kenntniß der alten Sprache. Gerade durch dieſe Sorgfalt für das ſichere und richtige Verſtehen, die man bey ſo manchem angeblichen Kenner unſerer alten Litteratur vermißt, erwirbt ſich Hr. Docen ein ihm eigenthümliches Verdienſt. Nur erlauben wir uns bey dieſer Gelegenheit, ihn auf zwey Punkte aufmerkſam zu machen, die uns auch ſchon in ſeinen früheren Arbeiten aufgefallen ſind. Erſtlich ſcheint es uns, daß er zu geneigt iſt, einzelne Beobachtungen zu allgemeinen Regeln zu erheben. Wir ſind vollkommen überzeugt, daß unſere alte Grammatik weit mehr Beſtimmtes hatte, als man ihr auf den erſten Blick anſieht, und dieſes aufzuſuchen und in einer deutlichen Regel aufzuſtellen, iſt nicht nur nützlich, ſondern unerläßlich nöthig. Nachtheilig aber wird



es, wenn wir hierin zu rasch verfahren. So bemerkt z. B. Hr. Docen gleich bey Str. 2, der Genitiv. und Dativ. Singularis von Hant heiße Hende, und vergleicht damit ähnliche Wörter, als Kraft, Wart. Es findet sich aber sehr oft auch die noch gewöhnliche Form; so selbst in diesem Fragmente Str. II, 4 mit *siner hant*, Parc. 6526 an der trüveloser wart. Zu Str. 41 wird bemerkt; "Man sieht, daß schon damahls ein gewisses Schwanken in Rücksicht des Umlautes begann; dieser Coder hat fast überall noch *salde*, *mare*, wie zu Otfried's Zeiten, sodann schrieb man *märe*, nach 1260 durchgängig *mere*" Wodurch wurde denn das Jahr 1260 zu einem solchen Normal-Jahr? Ist Nichts auf das Verbleichen der Bezeichnung des Umlautes in den Handschriften, Nichts auf die Vergesslichkeit der Schreiber zu rechnen? Steht nicht selbst in dieser Handschrift *hende*, *phenden* (Str. 87)? Und endlich, kommt hierbey Dialect und Landschaft nicht eben so gut in Betracht, als Zeit? — Zweitens; die Erklärungen der Wörter sind bisweilen zu unbestimmt und schwankend. So heißt es z. B. Str. 41: "Der Zusammenhang erscheint hier ein wenig unklar, weil *wan* Relationen oder Gegensätze bezeichnete, die wir nicht so kurz auszudrücken vermögen." Mit dieser Bemerkung ist dem Leser wenig geholfen; er wird wünschen, das, was nicht so kurz ausgedrückt werden kann, weitläufiger, aber klar, ausgedrückt zu sehen. Str. 56 würde das Wort *verkreñke*, das durch "niederbeuge" erklärt ist, deutlicher und lehrreicher durch "schwach und klein mache" erklärt seyn; so *verch* (Str. 89) durch "Blut, Leib," anstatt durch "Leben;" so *sistu* (Str. 118) durch "seyst du, d. h. wenn du bist," anstatt durch "so du bist," was

den Anfänger verführen kann, das erste *f* für das abgekürzte *fo* zu halten.

Da das Fragment es in mehrerer Hinsicht verdient, so viel als möglich richtig gelesen und verstanden zu werden, so theilen wir noch einige einzelne Bemerkungen mit, die wir bey dem Durchlesen gemacht haben. — Str. 3, 2 ist sälden chraft als Nominativ anzusehen, und für die Redensart: an einem etwas began, Minnesf. I. 181<sup>b</sup> zu vergleichen. Str. 4, 1 ist ohne Zweifel *min sin der stäte* zu lesen. Str. 7, 4 *min sun der licht gemale* bedeutet, mein erlauchter Sohn (illultris). Str. 8 lesen wir, statt *geurbort*, *geübet* oder *geübot*. Str. 14 *Er het vil manger tugent genossen* bedeutet, er war im unbestrittenen Besitze mancher großen Eigenschaft (vergl. Minnesf. II, 98<sup>a</sup> Parc. 8639). Str. 17 muß nach *wip*, *liebe*, und *des* ein Ausrufungszeichen stehen, wodurch die Construction völlig deutlich wird. Str. 19 *enstehen* bedeutet *sehen*. An das heutige *entstehen*, *existere*, *hervor ragen*, ist nicht zu denken. Str. 20 *half im usborgen* ist passive zu nehmen, daß ihm ausgeborgt wurde, verliehen wurde, zu Theil wurde. *usborgen* kommt in dieser Bedeutung öfter vor. Str. 22, 3 ist statt *chlein*, *chleinen* zu lesen. Str. 29 fehlt in der letzten Zeile *sich*; *vereinen* kann, dem Sprachgebrauche gemäß, in dieser Verbindung nicht als *verbum neutrum* stehen. Str. 30 die *lobesjar* sind wohl nicht eigentlich "die erwachsene Jugend," sondern die Jahre, in denen sie Lob erwarb. Str. 32 ist magetlicher offenbar ein Schreibfehler statt *kintlicher*. Str. 33, 2 ist zu lesen: *erboren von fürsten chunne*, unde von art *das es mülse sich malsen*. Str. 36, 2 *der kunde*. Str. 38, 2 *dú genofs des das ir müter*.

Str. 39, 2: Imer salich hie, unde dort an dem stäten. Str. 40: Swa desselben samen hin wart braht *dem* lande, Das müsse werden berhaft, unde *im*. Str. 41 3. 1, 2 . . . wie man priset dine stäte Von herzenlicher liebe . . . späte! 3. 4 muß statt ir ie gelesen werden. Str. 43, 2 bedeutet wan denn, und die folgenden Worte sind wohl verlegt, und dú jugent in der minne zu lesen. 3. 4 ist dà noch zu trennen; danoch, durch gleichwohl erklärt, ist weder dem Sprachgebrauche gemäß, noch gibt es einen gehörigen Sinn. Str. 44, 2 lese man: Wan! *einer* der niht ögen hat der mohte dich spehen warer blinden — mehr, wahrer blind, als *er* selbst ist. Str. 45, 2 *besweret siht*, gehorsam ir (ihrem) sinne. Minne ist vil enge an ir rume verfehen wir nicht: sie will das Herz ganz besigen, sondern jeder noch so große Raum ist ihr zu enge, sie will die ganze Welt besigen. Str. 47, 2 Sigune *unde* Sch. Str. 49 lese man: Des *jach* im vil der *töfeberen* diet, als *jachen* öch die werden heiden, (Comma, nicht Punct; dagegen aber ist am Ende der folgenden Zeile nach leiten ein Punct zu setzen) und die werthen Heiden sind the worthies unter den Sarazenen. Str. 50, 4 ist ie statt in zu lesen. Str. 52, 1 la mich *des* genielsen. Str. 53, 2 ob du dich des willen gein mir so vereinest kann nach dem alten Sprachgebrauche nicht anders verstanden werden, als, ob jeder (unerlaubte) Wunsch so fern von dir ist; und dieß gibt hier einen sehr guten Sinn. Str. 56, 1 l. grozu fröwe. Str. 57 ist allerdings nicht ganz vollkommen deutlich; es scheint in 3. 2 fründes stehen zu müssen, und der Sinn folgender zu seyn: Wer solche Myne hat, daß seine Minne ihm einen so lieben Freund gewährt, als du mir bist,

dieses Verhältniß wird von mir nicht mit dem unangemessenen Worte Minne bezeichnet. Str. 58 ist ere und site ohne Zweifel Schreibfehler; 3. 4 müßte aber wohl auch eine Frage seyn, und also chan ich gelesen werden. Str. 63, 2 ist nach maget mag ausgefallen, und am Ende ein Fragezeichen zu setzen. Str. 64, 4 ist ir auszustreichen, und minne als Accusativ zu nehmen. Str. 66, 4 in diner ist falsch; entweder muß es heißen ze diner, oder in dine. Str. 68 re bedeutet häufig Tod, so auch hier. Dieser Tod wird der Minne, als einem grausamen Wesen, das den beiden Liebenden (s. die folgende Strophe) auf dú lage *riet* (nicht reit), zugeschrieben. Str. 74, 2 l. anderer, und 3. 4 würde niesen (sternutare) woben wahrscheinlich eine sprichwörtliche Redensart zum Grunde liegt. Str. 75, 4 fehlt augenscheinlich uf vor den Worten den puneis; ob aber dieses uf nicht in dem Worte huf steckt, und statt an ir, an im zu lesen ist, lassen wir dahin gestellt seyn. Wenn huf beybehalten wird, so ist Wribert's engerlin alda die brunen blumen stan (3778, 5776, vgl. Parc. 19237) gemeint. Ueber die geheimen Kräfte, die man dem Hemde beymaß, ließe sich eine stattliche Abhandlung schreiben. Str. 80, 3 en l. an. Str. 85 erfordern die Werkzeuge spelten und drichen eine bestimmtere Erklärung. Eine Stelle des Kol von Nüssen (II. 209<sup>a</sup>) kann vielleicht auf die Spur helfen: Doch wünsche ich das mir an ir *ram* *Min drich* schöne erklinge. Im spätern Titirel heißt die Drich die Dreye. Str. 86, 4 din truren chumt mir niht ze mafse kann schwerlich heißen, ich kann es nicht ermessen, sondern: Ich traure weit mehr, als du. Str. 87, 1: Ich traage die waren phliht algelich diner pine heißt, Ich pflege Schmerzens, eben so wie du. Str. 90, 1

du berndes saf minnen blüte ist ein doppelter Genitiv, der öfter vorkömmt: Blüte des grünen Saftes der Minne; es darf also hinter saf kein Comma stehen. Str. 96, 4 l. statt erworbene, erworben e. Str. 101, 4 statt uf, an. Str. 105, 3 ist pblach richtig, und nicht in das Präsens zu verändern. Str. 114, 4 ist statt doch noch, bis jetzt noch, zu lesen. Str. 115, 4 Egremuntin ist kein Stein, sondern ein Berg. Str. 127, 2 us chintheit in *chintliches* leben kann unmöglich richtig seyn; es muß manliches oder ein ähnliches Wort stehen. Str. 133, 2 ist wohl zu lesen: die von viervarwer bortsiden waren — Vortseide bedeutet so viel, als gedrehte Seide (Wilh. v. H. I. 129). Str. 134, 2 niht mit steinen verkrenchet. Wie ist dieß zu verstehen? Bedeutet es: nicht mit schlechten, gemeinen Steinen besetzt? Das Wort verkrenket und der Zusammenhang scheinen keine andere Erklärung zu erlauben. Str. 143, 4 den kann nach lob sehr gut stehen, denn Lob wird oft als Masculinum gebraucht. Str. 150, 1 die snüre können wohl nicht Stricke seyn, womit das Zelt aufgerichtet war, sondern man scheint vor dem Lager oder einem einzelnen Zelte Schnüre als eine Art von Befriedigung gezogen zu haben. Die Zeltschnüre heißen wintsele, so wie die einzelnen Wände des Zeltes winden. Von den Pfählen, an denen diese Wände befestigt waren, riß der Dracke bey seinem Durchbrechen einige aus, er halt us der winden ein teil der phäle, und fand so einen Ausweg aus dem ringsum verschlossenen Zelte. Daß die Einrichtung der Zelte von der unsrigen verschieden war, zeigen mehrere Stellen. Str. 152, 2 des nam in niht

hale heißt nicht, er bemerkte die noch frische Spur, und bezieht sich nicht auf das Vorhergehende, sondern auf das Folgende. Die Redensart, mich nimmt eines Dinges hale oder hale kömmt bey Weldeck mehrmahls vor, und bedeutet, ich verheimliche es; ähnlich ist unser noch gebräuchliches; ich habe deß kein Hehl. Str. 155, 2 stufen sind die hervorragenden spitzigen Ueberreste von Bäumen; schuften wird, unseres Wissens, bloß vom Gallopiren der Pferde gebraucht, und wäre auf alle Fälle Tautologie. Str. 159, 4 Daß sich nieten durch genießen, sich erfreuen, nicht richtig erklärt ist, beweisen die Redensarten, sich truren, mangels, nieten. Str. 164, 4 ist der Text sicher verdorben, und auf eine oder die andere Art aus dem spätern Titirel wieder herzustellen.

Wir hoffen, daß diese Bemerkungen Hrn. Docen um so mehr willkommen seyn werden, da er sich mit der Ausarbeitung eines Handwörterbuchs der Altdeutschen Sprache beschäftigt; die Leser seines Titirels mögen sie als einen kleinen Beytrag zu dem Commentar aufnehmen, womit ihnen der Herausgeber das Verstehen des herrlichen Bruchstückes erleichtert hat. Schade nur, daß es so wenigen möglich ist, den spätern Titirel damit zu vergleichen. Ein Abdruck, bey dem auch nur ein paar gute alte Handschriften zu Rathe gezogen wären, würde ein dankwerthes Geschenk seyn. Verlangt man eine vollkommen critisch-richtige Ausgabe, so spannt man die Forderung zu hoch, und erhält nichts. — Im Anhang theilt Hr. Docen noch 34 Strophen des spätern Titirel aus den Ueberresten einer guten Handschrift mit, die in Regensburg zu Acten-Umschlägen gedient hatte.

Paris.

Hegn

Mélanges de Critique et de philologie, par S. Chardon de la Rochette. Tome troisième. 1812. Octav 420 Seiten. (s. oben St. 79 und St. 91). S. 1. . . 61 Nachricht von dem Leben und den vorzüglichsten Schriften von Jean-Baptiste = Gaspard d'Ansse de Villoison, für welche wir dem Verf. sehr verbunden sind, da dieser berühmte Hellenist und Litterator unserer Societät auch angehörte, und mit dem Recensenten in manchen Verhältnissen stand; sein Aufenthalt in Weimar machte ihn mit der Litteratur und den Litteratoren Deutschlands besser bekannt, als vorher ein Franzose mit ihr bekannt war und seyn konnte; und so trug er viel bey, daß seine Landsleute anfangen, günstiger von uns Deutschen zu urtheilen, so wie auch wechselseitig Deutsche Gelehrte mit den Französischen in nähere Bekanntschaft kamen. Wechsel der gelehrten Kenntnisse verschiedener Nationen, ohne daß sie vermischt werden, ist von sehr umfassenden Vortheilen begleitet, welche jedem vernünftig Nachdenkenden bald einleuchten müssen. — Möchte doch aber auch aus den reichen Collectaneen von notirten und observirten Dingen, die er hinterlassen hat, wenigstens das Merkwürdigste im Druck der Welt mitgetheilt werden! Wir fanden hier Mehreres vollständiger, als wir es vorher mußten; das Verzeichniß seiner Schriften ist mit vielen kritischen und litterarischen Anmerkungen bereichert. Der Aufenthalt zu Benedetto in genauem Umgange mit Morelli muß ihm sehr nützlich gewesen seyn. Daß er in der Revolution Paris verließ und nach Orleans sich begab, war ein doppeltes Glück, er entging den Gefahren, und fand hier eine Bibliothek mit dem Nach-

laß von Heinrich de Balois. — Lettre de l'Abbé St. Leger über einige litterarische Schnitzer in den Soirées littéraires hat nichts Anziehendes für uns. — Histoire d'Hérodote ist eine Recension der trefflichen Uebersetzung Herodots von Larcher, mit Inhalt und Auszügen aus Herodots Geschichten selbst, für das große Lesepublicum bestimmt, so viel wir sehen; wie noch mehr andere Artikel dieses Bandes. — S. 146 Auszug aus Morelli Distintorno ad alcuni Viaggiatori Veneziani (von denen wir die Anzeige in Gött. gel. Anz. 1804 S. 617 f. gegeben haben). — Auszüge aus dem Leben des Lorenzo de Medicis von Will. Roscoe (G. g. N. 1796 S. 1569 f.). — S. 168 Ein Schreiben von Don Gaetano d'Ancona über die Ebbe und Fluth: gesammelte Nachrichten von der Kenntniß und den Begriffen, welche sich bey den Alten darüber finden; die Schrift verdiente die Uebersetzung aus dem *Giornale letterario di Napoli* 1796. In einer Anmerkung fanden wir das völlige Verzeichniß der Schriften von d'Ancona. — S. 178 bis 265 Notiz von zwey Handschriften von Aristophanes: die eine enthält das Griechische, die andre die Französische Uebersetzung; beide von P. Robineau. Die letztere kann uns weniger interessiren, als die erstere, stand auch schon im *Magasin encyclopédique* To. I. année 2. Kein übler Gedanke, daß ein Uebersetzer aus dem Griechischen den Text selbst vorher, ehe er übersetzt, abschreibt; ein treffliches Mittel, sich erst recht vertraut mit ihm zu machen. Hr. Ch. de N. bringt mehrere litterarische Notizen bey; auch von Robineau selbst (dieser gelehrte Benedictiner starb 1727); seine Vorrede über den Aristophanes enthält manche Erläuterung der Sitten und Sachen,



die in den Lustspielen vorkommen: eine Idee, welche wir längst von einem Gelehrten jetzigen Zeitalters ausgeführt gewünscht haben, und noch erwarten; statt daß man bloß an der Wortcritik über den Comiker hängen bleibt, und am Ende wohl auch nicht mehr, als auf Worte achtet, und vielleicht auch nicht mehr versteht. — S. 261 von den Handschriften des gelehrten J. S. Seguier (er starb 1784; ein berühmter Antiquar und Naturaliensammler zu Nimes), und von seinem hinterlassenen großen Index inscriptionum antiquarum, davon der Druck wohl zu wünschen wäre; in einem Schreiben an Millin, welcher selbst in seinen Reisen im mittäglichen Frankreich (s. oben S. 57) Nachricht davon gegeben hat. — S. 266 Verbesserungen und Zusätze zu des Hrn. Bibliothecars Ant. Alex. Barbier Wörterbuch der Anonymen und Pseudonymen (s. Gött. gel. Anz. 1808 S. 801): eine Menge Anekdoten und seltene litterarische Notizen zum Genuß für Litteratoren und Leser, die zur Unterhaltung lesen. Zum Glück schränkt sich Hr. Ch. de la R. auf Frankreich ein. — (Die Anekdote S. 291 von dem Druck der vielen philosophischen Schriften von Diderot und andern ähnlichen, die seit 1746 bey Michel Key in Amsterdam erschienen, war uns nicht unbekannt.) Eine wollen wir zum Besten geben. Gifanius hatte einen Loder vom Symmachus. Scioppius bat ihn, er möchte ihm denselben leihen; aber jener schlug es ihm ab, mit den Worten: Symmachum a me petere, perinde est atque uxorem utendam postulare. Das Lustigste dabei war, daß er selbst das Buch aus des Cardinals Vossion Bibliothek soll gestohlen haben. — S. 318 eine ausführliche Nachricht von dem D. Heertens, seinen Leones und seiner aufgefunde-

952 G. g. A. 95. St., den 13. Jun. 1812.

nen Tragoedia *Tereus*, welche er erst dem Varius benlegte, und großes Aufsehen erweckte (f. G. g. A. 1791 S. 9 f.). Das Seltsame war, daß ein Rector in Annaberg im Erzgebirge in Sachsen, David Chr. Grimm, zuerst laut die Täuschung zerstörte; bald nachher gab Morelli zu Venedig den entscheidenden Bericht, daß es das Nachwerk eines Gregorius Corzarius zu Venedig im 15. Jahrh. ist, dessen Werke er selbst in Handschrift besitzt, und daß auch das aufgefundenen Stück bereits 1558 unter dem Titel *Progne* erschienen war. — S. 343 Schreiben an Hrn. Millin über den berühmten de Pauw; es war wirklich ein merkwürdiger Mann, den der Recensent bey sich sah, wie er zum Könige Friedrich berufen ward: aber zum Commensal eines Roi philosophe war der Domherr von Kantzen nicht gemacht. — S. 343 eine Recension oder Auszug von Vol. III. P. III. der *Bibliotheca critica* von Wyttenbach — eine andere, critische, von den Basia Joannis Secundi, übersetzt mit andern kleinen Gedichten aus Theocrit, Anacreon, Guarini und Laffo — S. 383 eine dritte von Clavier's *Histoire des premiers tems de la Grèce* (G. g. A. 1809 S. 1689 f. und 1697 f.). Leider hindert der unterbrochene Buchhandel die lang gefertigte neue Ausgabe vom Pausanias. — C. N. Amanton, Lebensnachrichten von dem großen Architecten Leonard Racle, dem von Voltaire gepriesenen Baumeister seiner Colonie zu Ferney. — S. 400 Auszug aus Prunelle Rede vom Einfluß der Wissenschaft der Heilkunde auf die Wiederherstellung der Wissenschaften (f. Gött. gel. Anz. 1811 S. 737). — Endlich noch über Labouisse Nachahmung der Cantaten von Metastasio in Französischen Idyllen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. u 97. St.

Den 15. Junius 1812.

Paris.

*Sarto*

Bey Biguet und Michaud, rue des bons en-  
fans Nr. 34: *Essai politique sur le revenu public  
des peuples de l'antiquité, du moyen âge, des  
siècles modernes, et spécialement de la France et  
de l'Angleterre, depuis le 15<sup>me</sup> siècle jusqu'au  
19<sup>me</sup> par M. CH. GANILH, Avocat, Ex-Tri-  
bun. 1806. To. I. S. 420. To. II. S. 503 in  
Octav. Mit dem Motto: Indocti discant, et  
ament meminisse periti.*

Wir haben zwey Schriften von dem Verfasser  
vor uns; von beiden hat sich unsere Anzeige ver-  
spätet; sie verdienen aber nachgehohlt zu werden.  
Das zweyte, drey Jahre nachher erschienene, Werk  
mit dem Titel: des systémes d'économie politi-  
que, ist unter uns bekannter geworden, hat auch  
bereits, wie wir vernehmen, einen Uebersetzer ge-  
funden, dagegen das früher erschienene unbekann-  
ter unter uns geblieben zu seyn scheint. Gleich-  
wohl hat, nach des Rec. Ueberzeugung, die Schrift  
über das öffentliche Einkommen entschiedene Vor-  
züge vor der über die Systeme der politischen

X (4)

Deconomie; und wenn die Arbeit geschickter Hand anvertraut würde, welche die Declamationen und alles Ueberflüssige ausmerzte, so würde, es ist nicht zu bezweifeln, Ein belehrender Band für unser Publicum gewonnen werden können. Wir wenden uns nun zur nähern Anzeige dieses Werks, und versparen die des andern, über die verschiedenen Systeme der politischen Deconomie, für eines unferer folgenden Blätter.

In einem vorausgeschickten plan de l'ouvrage äußert sich der Verf. also: Embrasser l'ensemble de la science, en rassembler les parties dans un seul cadre, indiquer les progrès et les succès, déterminer l'état où elle est parvenue en France et en Angleterre au dix-neuvième siècle: tel est le plan de mon ouvrage. In einer alsdann folgenden Einleitung wird von dem Verfahren der älteren Völker und des Mittelalters in Hinsicht auf das öffentliche Einkommen, und von der gänzlichen Verschiedenheit desselben in jenen Zeiten, verglichen mit den unsrigen, geredet. Im ersten Buche wird demnächst von der Gesetzgebung und Verwaltung des öffentlichen Einkommens theoretisch gehandelt. Das zweyte Buch bezieht sich auf die öffentlichen Abgaben, in welchem, nach einigem Theoretischen, vom dritten bis zum zehnten Kapitel von den außerordentlichen öffentlichen Abgaben Frankreichs und Englands, von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an bis zu Ende des achtzehnten, gesprochen wird. Der öffentlichen ordentlichen Ausgaben beider Staaten wird kaum gedacht, indem der Verf. sich dahin erklärt, daß er die Vergleichung auf eine andere Zeit verspare, indem das, was vor der Revolution in dieser Hinsicht in Frankreich üblich gewesen, jetzt kein Interesse mehr habe; da aber Europa sich seit dieser

Zeit in ununterbrochener Bewegung befunden habe, so lasse es sich jetzt noch nicht mit Sicherheit angeben, was zu den ordentlichen oder gewöhnlichen Ausgaben zu rechnen seyn möchte. Dieser historische Theil umfaßt ungefähr die Hälfte des ganzen Werks, von Th. I. S. 263 bis Th. II. S. 266. Eingeschoben sind verschiedene theoretische Digressionen über Banken, Tilgungs-Fonds und öffentlichen Credit im Allgemeinen. — Im dritten und letzten Buche wird, ohne weitere Unterabtheilungen, meist theoretisch, von den Steuern gehandelt, zuletzt wird eine Vergleichung der in Frankreich und England bestehenden Abgaben hinzugefügt, ein *résumé général* beschließt das Ganze.

Leicht wird man schon aus dieser Uebersicht abnehmen können, daß an dem Plane sich Manches auslegen lasse; die stete Vermischung des Historischen mit dem Theoretischen, die langen Digressionen, stimmen mit einem guten Plane wenig überein, und der gänzliche Mangel einer Inhaltsanzeige erschwert den Gebrauch des Werks, dem wir gleichwohl, da es manches Verdienstliche enthält, mehrere Leser, in verschiedener Beziehung, wünschen müssen. Dem Verf. Schritt vor Schritt zu folgen, ist uns hier nicht vergönnt; wir müssen uns kürzer fassen. Wir beschränken uns auf die Darstellung der Haupt-Tendenz; um indeß mit einiger Methode zu verfahren, so wollen wir zuerst von dem Historischen, alsdann von dem Theoretischen, im Allgemeinen reden, und einiges Einzelne beifügen.

Man kann, was die Einleitung betrifft, ganz wohl darüber mit dem Verf. einverstanden seyn, daß das öffentliche Einkommen vieler alten Völker vorzüglich auf dem Gewinne beruht habe, welcher aus dem Erobern, Plündern und Unterjochen

anderer Völker entstand, und daß im Mittelalter durch die Verpflichtung zu persönlichen Dienstleistungen die öffentlichen Bedürfnisse vorzüglich seyen gedeckt worden; daß dagegen in neueren Zeiten die Dienste mehr gegen Geldlohn geleistet, und das öffentliche Einkommen immer mehr auf Geld zurückgeführt worden sey, wodurch dann geschehen, daß die Regierungen mehr bey dem Reichtume ihrer Unterthanen interessirt, mehr von ihnen abhängig gemacht worden seyen, und daß eben deshalb der Mißbrauch der obersten Gewalt um so eher den Umsturz der Machthaber herbeygeführt habe. Allein im Einzelnen wäre Manches einzuwenden, und man möchte öfters hier, wie an vielen andern Orten des Buchs, dem Verf. zurufen: Gemach, gemach! — Wenn er, um nur einige Beyspiele anzuführen, der Einführung eines stehenden Heers unter Carl VII. von Frankreich, und dessen Einfluß auf die nun beharrlich zunehmenden Steuern gedenkt; so ist dieß eben so wahr, als bekannt, wenn man anders diesen Satz zunächst auf Frankreich einschränkt: wenn aber nun alsbald hinzugesetzt wird, diese Revolution habe sich sogleich über Europa verbreitet: *Ainsi disparut le système du revenu public assis sur le service personnel et gratuit, partout des tributs furent imposés pour acquitter les salaires*: so hat dieß doch bekanntlich nur ganz allmählich Statt gefunden. Versteht man unter *service personnel* alle Verbindlichkeit zu Dienstleistungen ohne Geldlohn, so ist bekannt, wie viel davon noch jetzt in so vielen Europäischen Staaten vorhanden ist, und beschränkt man den Ausdruck auf Kriegsdienste, so fallen dem Leser ungesucht die Schwedischen eingetheilten Regimenter, die Grenzer, die Cossacken-Dienste und andere ein. —

Das Mittelalter ist dem Verf. ein Greuel, fâ-  
 neste à la civilisation et honteux pour l'espèce  
 humaine. Solche Declamationen, und sie kom-  
 men häufig genug vor, sind nicht zu billigen, so  
 wenig, als die dieser Aeußerung entgegengesetzten,  
 welche jetzt bey uns immer mehr in Uebung kom-  
 men, zufolge welcher die Menschheit nichts Gött-  
 cheres, Hehreres und Erhabneres gekannt haben  
 soll, als den Zustand des Mittelalters; indem  
 einige vortreffliche Köpfe unter uns die lang ge-  
 schmähte Zeit geflissentlich von der schönsten Seite  
 zeigten, um vor allzu großer Einseitigkeit zu war-  
 nen, und nun ein Haufe nachlassender Jünger im  
 Chor mit einstimmt und die Sache übertreibt.  
 Wir können weder in solch unbedingtes Lob, noch  
 solchen Tadel mit einstimmen, sollten wir auch bey  
 dem Suum cuique Gefahr laufen, beider Theile  
 Zorn auf uns zu laden. Bey der Untersuchung  
 über die letzten Gründe des Reichthums von Eng-  
 land und Holland wird das Handels-Monopol als  
 eine Chimäre verworfen, und hinzugefügt: Je ne  
 fais si je m'abuse, mais il me semble que (la  
 richesse de ces nations) est due toute entiere  
 à la supériorité de leur système politique, de  
 leur administration générale et de leur revenu  
 public: gewiß dieß sind sehr wesentliche Punkte;  
 aber gibt es nicht noch andere Gründe, die im  
 Innern dieser Völker liegen, und haben äußere  
 Umstände nicht auch mitgewirkt? — An einem  
 andern Orte (Th. II. S. 342) wird gesagt, die in-  
 dustriösen und Handelsvölker seyen immer zum  
 größten Reichthume gelangt, sie hätten die größ-  
 ten Aufopferungen zu ihrer Vertheidigung gemacht,  
 und der Freiheit im Innern nachgestrebt, obwohl  
 sie oft auf einem engen Raume, und unfruchtbaren  
 Boden gelebt hätten: Cette influence du systè-

me économique sur la force et la puissance des peuples explique parfaitement, pourquoi les peuples cultivateurs, n'ont jamais été conquérants, ont rarement fait de grands effets pour défendre leur indépendance et n'ont jamais joui de la liberté politique. Was aber haben denn die Römer zur Zeit der Republik geleistet, und waren sie etwa ein industriöses und Handelsvolk? Wir unterdrücken andere Beispiele. Es ist unverzeihlich einseitig, die großen Erscheinungen in der Weltgeschichte aus dem einen oder dem andern befolgten Systeme der Volks- und Staatswirthschaft allein erklären zu wollen.

Das vorzüglichste historische Stück in dem ganzen Werke, ja, nach unserer Ueberzeugung, der belehrendste Theil des Ganzen, den theoretischer nicht ausgeschlossen, ist der Abschnitt, welcher die vergleichende Geschichte der außerordentlichen Ausgaben Frankreichs und Englands enthält. Der Verf. zeigt eine genaue Bekanntschaft mit der besten Englischen Schriftstellern über diese Gegenstände; er führt sie zuweilen nahmentlich an, dieß geschieht selten oder nie bey der geschichtlichen Darstellung der Französischen außerordentlichen Ausgaben. Freylich müßte eigentlich ein sehr ins Einzelne gehende historische Critik voraus gehen, um ein völlig sicheres Urtheil über das befolgte System fällen zu können: allein man wa doch bereits mit dem Historischen so weit im Reinen, daß das allgemeine Urtheil des Verf. als völlig begründet angesehen werden kann, sollte auch einiges Einzelne noch eine Verichtigung fordern; und mit gutem Gewissen kann man das Ganze als höchst brauchbar zur schnellen und richtigen Uebersicht empfehlen. Die Darstellung und Beurtheilung des Verfahrens von Sully, Col



bert, dem Herzog Regenten und Pap, den Französischen Revolutionärs und dem Directorium wird man mit großer Belehrung lesen, wenn man auch nicht bereit wäre, jedes einzelne Urtheil zu unterzeichnen. Das Verfahren dieser Französischen Machthaber wird mit dem, was um dieselbe Zeit in England Statt fand, in den grellsten Gegensatz gestellt, und das Willkürliche der Ersteren beim Reduciren der Zinsen der öffentlichen Schuld, dem theilweisen Vernichten der Forderungen der Staatsgläubiger auf verschiedene Weise, den Anticipationen, dem Erschaffen von Stellen und Würden, um sie zu verkaufen, den gezwungenen Anleihen und Anticipationen gezeigt, und das ganz heillose Verfahren mit den schwärzesten Farben, wie bildlich, geschildert: dagegen wird die Treue, womit in England das gegebene öffentliche Wort gehalten ward, die Erschaffung des Tilgungs-Fonds durch Pitt in dem glänzendsten Lichte gezeigt. Aber der Verf. beschränkt sich nicht auf das Lob der Britischen Finanzverwaltung, sondern er ist ein gleich enthusiastischer Lobredner der Britischen Verfassung. So heißt es z. B. (Th. II. S. 232): *Cette constitution a le mérite particulière de faire de la loi de l'état la volonté générale, et de faire sanctionner par la loi la volonté de la nation. Là chacun veut ce que l'état a résolu, et l'état ordonne toujours ce que tous veulent. Cette réaction de l'état sur les individus et des individus sur l'état, affermit, stabilise et rend pour ainsi dire inébranlables tous les actes de la puissance publique.* Was darin Wahres liegt, weiß der Verständige. Wir wollen nicht fragen, ob Sir Francis Burdett mit seinem Anhang diesen Ausspruch unterzeichnen würde, noch selbst, ob die alte Opposition, oder die jetzigen Zerstörer der

Schermaschinen dieß thun würden: sondern wir fragen, ob das, was in der durch Cursivlettern bezeichneten Stelle sich findet, je einer Verfassung oder einer Regierung zu leisten möglich gewesen sey? Nach unserm Dafürhalten zeigt sich die Wahrheit immer am schönsten und am beredtesten ohne alle Declamation.

Wir wenden uns zu den Hauptpuncten des theoretischen Theils. Die außerordentlichen Ausgaben können, dieß ist eigentlich die Tendenz des Ganzen, am besten nur durch den öffentlichen Credit, oder durch Anleihen bestritten werden, eben deßhalb muß das gegebene Wort heilig seyn, und ein dem von Pitt gestifteten ähnlicher oder gleicher Tilgungs-Fonds eingeführt werden. Wenn nun der Verf. ferner behauptet, daß eben dieß die Britten bis auf die jüngsten Zeiten in den Stand gesetzt habe, die ungeheuern außerordentlichen Ausgaben zu bestreiten, und dabey den öffentlichen Credit aufrecht zu erhalten; daß im Gegentheile das treulose und willkührliche Verfahren der frühern Französischen Regierungen die Hülfquellen vertrocknet, und die Verlegenheiten in Zeiten dringender Bedürfnisse nur vergrößert habe: so ist dieß freylich eben so begründet, als der Zusatz, daß durch dieß heillose Verfahren die kleineren Capitalisten oder Rentiers ihre sauer ersparten Pfennige ohne Hülfe eingebüßt hätten, und dem Hungertode entgegen geführt worden wären, während eben die, durch solches Verfahren vergrößerte, Verlegenheit der Regierung von den größern Geldreichen und Geldgeschäftsleuten wegen der harten Bedingungen, welche die Regierung wiederum eingehen mußte, benutzt worden sey, um sich auf diese Weise, aber wiederum auf Kosten

der öffentlichen Casse, d. h. des Publicum, zu entschädigen.

Es gibt in den Finanzen, wie in allen politischen Lehren, einiges allgemein Wahre und Gütliche; so gehört in diesem Falle dahin, was von der Treue des öffentlichen Worts gesagt wird: allein ein bestimmtes Institut, welches die herrlichsten Früchte in dem einen Lande trägt, kann doch meist nur mit besondern Modificationen in ein anderes verpflanzt werden. Unser Verf. gibt dieß auch in Beziehung auf den Britischen Tilgungs-Fonds zu, und meint, daß man die Britische Verfassung mit in den Kauf geben müsse, wenn jener alles das leisten sollte, was er in England geleistet habe. Allein die Britische Verfassung wird es doch auch noch nicht allein thun, denn die frühern Britischen Tilgungs-Fonds sind (wiewohl dieselbe Verfassung, ja eine freyere, zufolge Mancher, damahls vorhanden war) immer in Zeiten der Noth zu andern Zwecken verwendet worden, und nur der von Pitt gestiftete wird seiner Stiftung gemäß verwandt. Es besteht nämlich der öffentliche Credit und das Anleihe-System nun schon seit langer Zeit in England, es sind so unendlich viele Interessen der Höchsten und der Geringsten unter dem Volke mit der Aufrechthaltung der Staatschuld und der versprochenen Rente verweben, daß der größte Theil des Volks, der überall Etwas besitzt, zu den größten Aufopferungen bereit ist, um diesen Zweck zu erreichen. Für jetzt schafft der Englische Tilgungs-Fonds dem Volke keine Erleichterung in den Abgaben, im Gegentheile er vermehrt deren Last, verglichen mit jenem frühern Zustande, wo man diesem keine jährliche und im Verhältniß der neuen Anleihen zunehmende Rente angewiesen hatte, sondern, sorglos um deren Tilgung,

Anleihe auf Anleihe häufte, und nur für die Herbeschaffung der versprochenen Zinsen sorgte: allein das hat er unbezweifelt bewirkt, daß die Stocks nicht wieder so unter ihren Nennwerth gesunken sind, als sie vor Nelson's Schlacht bey Abukir gesunken waren, jedoch auch dieß nur in Verbindung mit einer andern Maßregel, folglich hat er auch die Möglichkeit erhalten, noch bis jetzt immer neue Anleihen, und zu billigen Bedingungen, zu machen. Allein dieß System setzt doch auch bey steigenden außerordentlichen Bedürfnissen, wie dieß bey dem jetzigen Kriege der Fall ist, voraus, daß das National-Einkommen gleichfalls zunehme, damit die durch die neuen ausgelobten Zinsen und die für den Tilgungs-Fonds angewiesenen neuen Renten bezahlt, und dem Volke die neuen Abgaben ferner zugemuthet werden können. Wenn diese beiden Erfordernisse abgehen, daß nämlich alle, die Etwas besitzen, beym Aufrechterhalten der Staatsschuld aufs höchste interessirt sind, wodurch die Bereitwilligkeit, zu diesem Zwecke alle Opfer zu bringen, bey dem Volke fest steht; ferner wenn nicht das National-Einkommen in der Maaße gleichfalls zunimmt, daß die eben durch dieß System erhöhten Abgaben auch vom Volke entrichtet werden können: so wird die Nachahmung des Tilgungs-Fonds wenig oder nichts fruchten, weil die Regierung, wie es früher immerhin in England geschah, sich bald genöthigt sehen würde, um der dringenden Noth abzuhelpfen, der Aussicht zu entsagen, in etlichen und dreyßig Jahren die Schuld so weit getilgt zu sehen, als es wünschenswerth wäre, um dem eben jetzt so heftig andringenden Bedürfnisse abzuhelpfen, d. h. dem Tilgungs-Fonds eine andere Bestimmung zu geben. Dieß sind aber keine leeren Grillen, sondern diese Möglichkeit ahnete Pitt selbst; eben deshalb begnügte er sich nicht bloß mit dem

Anleihe-System und dem Tilgungs-Fonds, sondern er führte auch Kriegstaxen ein, weil er nicht einseitig die Sache ansah. Diese Kriegssteuern sind seit seinem Tode auf einen jährlichen Ertrag von 20 Millionen Pf. Sterl. gesteigert worden, und ohne diese würde, trotz aller Operationen des Tilgungs-Fonds, in den Kriegsjahren die Masse der Schuldscheine so zugenommen haben, daß die Zinsen leicht doppelt so hoch, als sie jetzt sind, hätten steigen können, indem der Preis der Stocks immer tiefer herabgegangen seyn würde, und der Staats-Credit selbst den größten Stoß würde haben erhalten können.

Uns hat geschienen, daß der Verf. ein zu unbedingter Verehrer des Anleihe-Systems sey, daß er dafür halte, ihm sey alles möglich; allein es hat gleichfalls seine Grenzen, selbst bey Voraussetzung der öffentlichen Treue in Haltung des gegebenen Wortes. Es ist gar noch nicht erwiesen, daß man, selbst unter dieser Voraussetzung und bey der Annahme desselben Mechanismus des Anleihe-Systems, in Frankreich, wie in England, gleich große Summen würde haben aufbringen und die außerordentlichen Bedürfnisse haben decken können. Es ist allerdings interessant, zu sehen, wie selbst auch nach so vielen Bankerotten in Frankreich dennoch immerhin einige Summen durch freywillige Anleihen, obwohl unter harten Bedingungen, aufgebracht werden konnten; aber dieß geschah nicht sowohl durch perpetuirliche Schulden, als vielmehr durch Leib- und Zeitrenten, oder durch Anleihen auf bestimmte Termine. Die Leichtigkeit, womit in England in wenigen Stunden oder Tagen die größten Staatsanleihen subscribirt werden, die Erscheinung, daß sie ganz vorzüglich auf perpetuities lauten, sind nicht allein aus der Treue des gegebenen Wortes, der Art der Administration, sondern auch aus dem besondern

Zustande der dortigen Gewerbe und Geldgeschäfte zu erklären, wie schon Smith, und später Thorton, hinlänglich gezeigt haben.

Was die gewöhnlichen Einkünfte betrifft, so hält der Verf. dafür, daß, um das Maß und Ziel zu bestimmen, welches ohne den Ruin des Volks abgeben werden könne, und um die Ausgleichung verschiedener ungleichen directen Steuern zu bewirken, genaue statistische Tabellen von Allem erforderlich wären: dieß ist aber ein höchst verderblicher Irrthum, denn diese werden sicher immer so voll von Lug und Trug bleiben, daß sie zu diesem Zwecke am allerwenigsten zulänglich sind. Die Hülfe muß hier von einer ganz andern Seite kommen. In Bezug auf die Abgaben erklärt sich der Verf. besonders für die Consumtionssteuer, folgt meist Smith, und führt Englands Beispiel an; er verwirft die Abgaben auf die Uebertragung der Güter, und dringt auf die Verminderung der Grundsteuern in Frankreich. Napoleon hat die letztern, wie bekannt, bereits vermindert, und noch bey Einführung der Tobaks-Regie zu größerer Verminderung Hoffnung gemacht, und wenn das Cataster vollendet seyn wird, so werden auch die Klagen des Verf. nicht nur über die Ungleichheit der Grundabgaben, sondern über die jährliche Ungewißheit ihrer Größe bey der Repartition, ein Ende nehmen; man weiß, wie das heilsame Werk fortschreitet.

Man wird den Verf. über die Abgaben nicht ohne Belehrung lesen, wiewohl die Wissenschaft dadurch nicht weiter gefördert worden ist. Auffallend war es uns, daß er der Lehre eines Landsmannes, Canard's, über die von selbst eintretende Ausgleichung der Steuern, nicht erwähnt, daß er sie nicht prüft, nicht widerlegt, da sie, obwohl im Allgemeinen zum Theil falsch, dennoch mit so vielem Scharfsinn nicht

nur vorgetragen worden, sondern da die Wissenschaft durch des scharfsinnigen Mannes Irrthümer selbst gewonnen hat. — Allein wir müssen abbrechen. Unsere Anzeige wird das jedoch immer leisten, daß das Buch nicht übersehen werden, daß es weiter geprüft werden wird; dieß verdient es, dieß war unsere nächste Absicht; wir unterdrücken Vieles, was wir sonst hinzuzufügen und einzuwenden hätten.

Eben daselbst. *Fiorillo*

Musée des Antiques. dessiné et gravé par P. Bouillon (s. oben St. 52 S. 515 f., St. 87 S. 870).

Vierte Lieferung. Tab. I. Antinous, unter der Gestalt des Aristäus, ehemahls im Schlosse Richelieu, aus Parischem Marmor, 5 Fuß 8 Zoll hoch. Es ist bekannt, daß die Schmeicheln gegen den Hadrian so weit ging, daß man seinem geliebten Antinous göttliche Ehrfurcht bewies, ihm zahllose Statuen mit den Attributen des Apollo, Bacchus, Osiris &c. setzte, und sogar Tempel errichtete. Hier erblicken wir ihn unter der Gestalt des Aristäus, dessen Schicksal Virgil so schön besungen hat. Schade, daß die zwey Arme eine schlechte moderne Restauration sind. Tab. II. Flora. Diese 5 F. 2 Z. hohe Statue aus Marmor von Luni wurde im J. 1740 zu Tivoli in den Ruinen der Villa des Hadrian gefunden, und im Capitolinischen Museum aufgestellt. Winkelmann hielt sie für eine Muse, welcher Meinung Visconti anfänglich beytrat, bis er sie verwarf, da nach Fioroni, der sie gleich nach ihrer Ausgrabung gesehen hatte, sie in ihrer linken Hand einige Blumen gehalten haben soll. Im Ganzen hat diese Statue viele Schönheiten, besonders im Faltenwurf; jedoch scheint die Physiognomie irgend ein Portrait vorzustellen. Tab. III. Der Discuswerfer. Er ist 5 F. 2 Z. hoch, aus Pentelischem

Marmor verfertigt, und 3 Meilen weit von Rom an der Appischen Straße, in einer Gegend, Colombaro genannt, ausgegraben worden. Da Plinius einen Discuswerfer beschreibt, den der berühmte Nauchdes in der Stellung verfertigt hat, wie er sich zum Discuswerfen vorbereitet, unserer aber in einer ähnlichen Stellung erscheint, so glaubt Visconti in ihm eine glückliche Copie jenes Meisterwerks wiederzufinden. Wie dem auch sey, so erheben die Stellung und die meisterhafte Proportion in allen Theilen des Körpers diese Statue zu einem der ersten Kunst-Producte. Nur der Kopf ist im Verhältniß des Körpers etwas zu jugendlich; allein er gehörte auch anfänglich nicht zu der Statue. Uebrigens ist die Statue ganz unbeschädigt auf uns gekommen. Tab. IV. Minerva, oder die Pallas von Belletri. Sie ist aus Parisischem Marmor verfertigt, 9 F. 2 Z. hoch, und im J. 1797 im Gebiete der Stadt Belletri gefunden worden. Unsern Lesern werden noch die außerordentlichen Lobeserhebungen im Gedächtniß seyn, welche diese Statue gleich nach ihrer Entdeckung von vielen Schriftstellern erhielt. Nicht aus Liebe zum Paradoxen, sondern aus Gründen, die dem Rec. nicht ganz verwerflich scheinen, erhebt sich der Herausgeber gegen die allgemeine öffentliche Meinung. Er zeigt nämlich, daß zwar der Kopf ein hohes, vollkommenes Ideal sey, daß aber der Handlung und dem in eine Faltenmasse gehüllten Körper, dessen Umriffe gänzlich verschwinden, viel von der Vollkommenheit abgehe, welche ein wahres Kunstwerk auszeichnen muß. Sie ist gar nicht restaurirt worden, nur hat man die ganze rechte Hand und einen Theil der linken ergänzen müssen. Tab. V. Ein Faun, als Jäger. Ein Vasrelief aus Carrarischem Marmor, 5 F. 5 Z. hoch, 3 F. 6 Z. breit, ehemahls in der Villa Albani. Ein junger Faun sitzt



auf einem Felsenstück, und hält zwischen den Knien, und mit seiner Linken einen gezähmten Panther, dem er mit der Rechten einen lebenden Hasen zeigt. Das Kunstwerk verdient wegen der Natur und des naiven Ausdrucks viel Lob. Tab. VI. zwey Büsten, nämlich ein Jupiter und ein Meergott, vielleicht ein Triton oder vielmehr ein Oceanus. Der Kopf des Jupiters besitzt eine seltene Schönheit und Majestät, von welcher Visconti umständlich gehandelt hat. Er ist aus Marmor von Luni verfertigt, 1 F. 9 Z. 6 Lin. hoch. Der Meergott oder Triton, wie ihn Visconti nennt, hat einen Bart, aus welchem zwey Fischköpfe hervorragen. Er ist aus grechetto verfertigt, 2 F. 1 Z. 6 Lin. hoch. Beide befanden sich vor Zeiten im Vatican.

**Sechste Lieferung.** Tab. I. Ceres, aus Parischem Marmor, 5 Fuß 1 Zoll hoch. Der Kopf dieser in Frankreich gefundenen Statue ist mit einem Kranz von Kornähren geschmückt, daher man sie für eine Ceres zu halten Recht zu haben glaubte. Da aber das Gewand unpassend ist, auch die Physiognomie eine Portraitähnlichkeit verräth, so scheint sie eher eine vornehme Römerin vorzustellen. Visconti glaubt in ihr die berühmte Julia, Tochter des Augusts, zu sehen. Tab. II. Der berühmte Torso von Belvedere, aus Pentelischem Marmor, und ehemals im Vatican. Wir verweisen auf das, was Winkelmann und Mengs über dieses Bruchstück eines vergötterten Hercules geschrieben haben. Un erwartet war uns das Urtheil des Herausgebers über Mengs: "le peintre Mengs, beaucoup trop vanté s'en doute de son vivant, mais qui cependant ne manquait point d'habilité." Rec. möchte wohl fragen, ob gegenwärtig Europa, geschweige Frankreich, einen Mengs aufweisen kann? Tab. III.

**Sardanapalus.** Diese aus Pentelischem Marmor gearbeitete, 6 F. 2 Z. hohe, Statue hat ihren Namen von der Inschrift  $\text{C}\alpha\text{P}\Delta\text{A}\text{N}\alpha\text{N}\alpha\text{A}\text{O}\text{C}$  erhalten, welche man am Saume des Mantels liest. Man glaubte daher auch in ihr ein Bildniß jenes Königes zu besigen. Nach neuern Untersuchungen aber erhellet, daß sie einen Indischen oder bärtigen Bacchus vorstellen soll. Der ausdrucksvolle Kopf und der schöne Faltenwurf beweisen, daß diese Statue das Werk eines vortrefflichen Meisters ist.

**Tab. IV.** Die Medicische Venus, aus Parischem Marmor, 4 F. 6 Z. hoch. Visconti hat in seiner Abhandlung über dieses Kunstwerk alles erschöpft, was man von ihm sagen kann. Rec. begnügt sich, nur zu erinnern, daß sie zwey Mahl restaurirt worden ist, und daß die zweyte Restauration durch Ferrata geschah, nachdem sie unter Cosmus III. von der Medicischen Villa zu Rom nach Florenz gebracht wurde.

**Tab. V.** Amor und Psyche. Diese allgemein bekannte und ehemahls im Capitolinischen Museum aufbewahrte Gruppe aus Parischem Marmor ist 3 Fuß 6 Zoll 6 Linien hoch. Eine ähnliche steht im Museum zu Florenz, und eine andere, vor Zeiten zu Berlin, in Paris.

**Tab. VI.** Zwen Büsten, ein Hadrian, und ein Antinous. Die erste ist aus Pentelischem, die andere aus Coralltischem Marmor verfertigt. Die Büste des Hadrian war im Vaticanischen Museum, die des Antinous aber in der Villa Mandragone bey Frascati, welche der Familie Borghese gehörte. Da die Augen ausgehöhlt sind, so glaubt Visconti, daß sie mit einem Chalcedon gefüllt waren, weil man ähnliche Beispiele hat, und Augen, mit Silber gefüllt, keine Seltenheit sind.

Fiorillo.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 20. Junius 1812.

Paris.

*Reichs*

Mémoires de Chirurgie militaire et campagnes de D. J. Larrey, premier Chirurgien de la Garde de Sa Majesté Impériale et Royale, Baron de l'Empire, Commandant de la Légion d'Honneur etc. 1812. Tome I. 375 Seiten, Tome II. 506 Seiten. Tome III. 494 Seiten in Octav.

Der Inhalt dieses Werks ist sehr gemischt. Der Verf., der als Ober-Wundarzt die Französischen Armeen am Rheine, in Spanien, in Italien, in Aegypten, Oestreich, Polen, begleitete, beschreibt nicht allein die vorzüglichern chirurgischen Vorfälle, die ihm vorgekommen sind, sondern auch seine Lebens- und Reisegeschichte; die Begebenheiten, wovon er ein Zeuge war; die Städte und Länder, wo er gewesen ist, u. s. w. Man kann leicht denken, daß er unzählige Gelegenheiten gehabt hat, Krankheiten in allen Gestalten zu sehen. Wir wollen das, was den Arzt und Wundarzt interessiert, kurz anzeigen.

In dem Leichname eines Galeerenklaven fand er fast alle Eingeweide in einer widernatürlichen

2 (4)

Lage: die Milz in der rechten, die Leber in der linken Seite, die untere Magenöffnung in der linken Seite, und so auch die Därme in einer ähnlichen verkehrten Lage. — Ein Schlächter, der einen Ochsen schlachtete, welcher einen Carbunkel hatte, wurde angesteckt, und bekam einen Carbunkel an der Wacke, der bey schlechter Behandlung den Tod verursachte. Einen andern, der bey dieser Gelegenheit ebenfalls angesteckt wurde, rettete der Verf. durch aromatische Bähungen, innere stärkende und excitirende Mittel, und das Ausschneiden der brandigen Theile. — Bey den meisten Ertrunkenen fand er Wasser in den Luftwegen. — Viele Lähmungen wurden durch Mora geheilt. — Nachricht von einer Viehseuche, die der Verf. glücklich behandelte.

Bemerkungswerth ist es, daß in Aegypten Wunden ungewöhnlich schnell heilen. — Ein eingesperrter Bruch wurde innerhalb 2 Stunden brandig und tödtlich. Die Ursachen der in Aegypten so häufigen Augenentzündung sind ohne Zweifel das Zurückfallen der Sonnenstrahlen von dem weißen sandigen Boden ins Auge, der sandige Staub, der in die Augen kommt, und die bey heißen Tagen und kühlen Nächten so häufige und leichte Erkältung. Diese Entzündung ist zuweilen heftig inflammatorisch, mit Fieber und Masereyen, und dann geht sie leicht in Eiterung über. Sie erfordert in diesem Fall allgemeine und örtliche Aderlässe, und eine antiphlogistische Behandlung. Zuweilen ist sie gelinde und feucht. Diese endigt sich oft durch einen Schweiß oder Durchfall. Am häufigsten sind diese Augenentzündungen zu der Zeit, wo der Nil übertritt. Sonderbar, daß sie das rechte Auge weit häufiger befallen, als das linke. Viele Franzosen, die in Aegypten von dieser Entzündung befreyt geblieben

waren, wurden bey ihrer Rückkehr nach Frankreich plötzlich mit dem schwarzen Staare befallen. — Der Tetanus gesellt sich in Aegypten sehr oft zu Wundungen, oft zu den unbedeutendsten; am häufigsten beobachtet man ihn in der Nähe des Nils oder des Meers, in feuchten Gegenden, bey schnell abwechselnder heißer und kalter Witterung, und bey sehr reizbaren Körpern. Meistentheils starben die Kranken zwischen dem dritten und siebenten Tage. Der Tod scheint meistentheils von der gehinderten Respiration, und der Zusammendrückung der Eingeweide des Unterleibes durch die krampfhaft zusammenziehende der Bauchmuskeln herzurühren. Das übelste ist, daß die Kranken eine Art Wasserscheu in der Höhe der Krankheit bekommen, und keine Arzneymittel niederschlucken können. Der Verf. versuchte einmahl, eine biegsame Röhre durch die Nase in den Oesophagus zu bringen, aber der Kranke bekam Convulsionen. Die zeitige Application eines Aetzmittels auf die Wunde kann zuweilen gut thun. Einmahl that der Mohnsaft zu 4 Gran, mit Kampfer und Moschus, gute Dienste. Einem Kranken ließ der Verf. zwey Mahl zur Ader, und er wurde gerettet. Ein paar andere rettete er durch die Amputation des verletzten Gliedes, die er immer empfiehlt, wenn die Verletzung so beschaffen ist, daß man sie als die Hauptursache des Tetanus ansehen kann. Einmahl entstand ein starker Schweiß, wornach sich die Krankheit allmählich verlor. Da, so wie die Krankheit entsteht, die Wunde gemeiniglich trocken wird, verblindet er sie mit Cantharidensalbe, um die Eiterung wieder herzustellen. Dieß that er einmahl mit gutem Erfolge. Unter allen gerühmten Mitteln that der Mohnsaft doch immer die besten Dienste; aber

er muß in großen Dosen mit Kampfer und Moschus gegeben werden.

In Syrien äußerte sich die Pest in der Französischen Armee. Der Verf. beschreibt diese Krankheit genau. Im Anfange der Krankheit thut zuweilen ein Brechmittel gute Dienste. Von den ähnlichen Einreibungen sah der Verf. keinen besondern Nutzen. Nach dem Brechmittel gibt er sogleich gelinde diaphoretische Mittel. Ein Pestkranker im hohen Grade bekam die Seekrankheit, brach eine große Menge gallichter schadhafter Stoffe aus, worauf ein Schweiß erfolgte und die Besserung.

Nach der Schlacht bey Heliopolis zeigte sich unter den Verwundeten ein Fieber, das sehr viele Ähnlichkeit mit dem Americanischen gelben Fieber hatte. Es befiel bloß Verwundete. Der Verf. beschreibt die Zufälle und die Behandlung desselben. — Leberentzündungen wurden in Aegypten gleichfalls ziemlich häufig beobachtet. Die Ursache dieser Krankheit scheint wohl der großen Hitze, und der schnellen Abwechslung derselben mit der Kälte, zuzuschreiben zu seyn. Sie geht leicht in Eiterung über. Der Verf. öffnete mehrere Leberabscesse mit dem glücklichsten Erfolge. Das Eiter befand sich offenbar in der Leber selbst. Einmahl war es in die Brusthöhle gedrungen. Der Verf. machte die Operation des Empyem's, und leerte das Eiter aus, aber der Kranke starb. Einmahl öffnete sich der Absceß in die Därme, das Eiter ging durch den Stuhlgang ab, und der Kranke genas. — Ein sonderbarer Zufall wurde bey vielen Soldaten beobachtet. Die Hoden fingen an, gleichsam zu verwelken, und schrumpften bis zur Größe einer Witsbohne zusammen. Die Kranken empfanden dabey keine Schmerzen. Auch der Samenstrang

wurde ganz dünne. Der Verf. glaubt, daß das heiße Klima und der zu häufige Genuß eines Branntweins aus Datteln und Solanum die Krankheit veranlaßt.

Vom Ausgag. Der Vf. unterscheidet Lepra und Elephantiasis. Von beiden gibt er eine genaue Beschreibung. Die Lepra ist ansteckend, die Elephantiasis nicht. Der häufige Genuß des gesalzenen, vorzüglich Schweinefleisches, Unreinigkeit, scheinen großen Theil an der Krankheit zu haben. Bey reichen Großen bemerkt man sie selten. Die Mittel, die der Vf. mit Nutzen brauchte, sind, anfangs Brech- und Purgirmittel, eine vegetabilische Diät, Molken; am Ende Spießglas, Schwefel, Kampfer, Rohnsaft; das Waschen des ganzen Körpers mit Weineßig und Wasser. Die Geschwüre berührte er, so bald die Vorken abgefallen waren, mit Aegmitteln. — Der wahre Fleischbruch (Sarcocoele) besteht nicht in einer Verhärtung des Hoden, sondern in einer Anschwellung, Verhärtung und Verwandlung in eine sarcomatöse Geschwulst der Haut und des Zellgewebes des Hodensacks, die oft eine ungeheure Größe erreicht. Die Geschwulst ist unschmerzhaft, und der Hoden und Samenstrang sind im gesunden Zustande. Man kann die Geschwulst dreist ausschneiden. Die Operation ist unschmerzhaft, aber langweilig. Es kommt dabei darauf an, daß man die sarcomatöse Geschwulst vom Hoden, Samenstrang und männlichen Gliede absondert, ohne diese Theile zu verletzen.

Unbedeutende Wunden an den Schultern, ohne Verletzung des Knochen, ließen oft Lähmungen des Arms zurück, die der wiederholte Gebrauch der Moxa meistens hob. — Einfache Wunden heilen in Aegypten ungewöhnlich leicht und schnell, wenn der Nordwind wehet. — Auf den Stirnhöhlen trepanirte der Vf. ohne Bedenken, und mit gutem Erfolge. — Die Ecchymose, die Valentin als ein Zei-

then der Blutergießung in der Brusthöhle ansieht, hat den Wf. nie betrogen. Verschiedene Wunden des Unterleibes, mit Verletzung der Därme und Urinblase, wurden glücklich geheilt. — In 13 Fällen wurde die Amputation des Oberarms aus dem Schultergelenke mit glücklichem Erfolge verrichtet. Zerschmetterungen des obern Theils und Kopfes des Schulterknochens erfordern die Amputation nicht. Der Wf. nimmt bloß die zerschmetterten Knochenstücke aus. Freylich erfolgt eine Anchylose. Auch die Amputation des Schenkels aus dem Gelenke hat er drey Mahl verrichtet. Seine Methode scheint vor der gewöhnlichen Vorzüge zu haben. — Von der Arzney- u. Wundarzneiwissenschaft der Aegypter. — Von den Mumien. — Physiologische Bemerkungen über die Kamele.

Beschreibung eines Typhus nach der Schlacht bey Austerlitz. — Von den Pulsadergeschwülsten. Die so genannten wahren Pulsadergeschwülste entstehen nicht von äußerlichen Ursachen, sondern von einer Schärfe, die die innern Häute der Pulsader corrodirt; am häufigsten von venerischem Gifte. Durch den innern und äußerlichen Gebrauch des Quecksilbers, und einen mäßigen Druck hat der Wf. oft diese Geschwülste in ihrer Entstehung geheilt. Er fand bey Venerischen oft Excrescenzen in den Herzhöhlen, an den Valveln, in der Aorta; zum Beweise, daß das venerische Gift gern aufs Gefäßsystem wirkt. Doch auch andere Schärfen, vorzüglich die scrophulose, können diese Geschwülste veranlassen. — Von den Blutungen der Pulsadern bey Wunden. Die Blutung stillt sich bloß dadurch, daß sich die zerschnittene Pulsader zurück- und zusammenzieht, und ihre Wände durch eine Abhäftentzündung zusammenleben. Der Blutpfropf trägt nichts zur Stillung der Blutung bey. Je stärker und reizbarer der Körper ist, desto schneller und stärker zieht sich die Pulsader zusammen, desto eher



entsteht eine Adhäsiventzündung, desto schneller und sicherer stillt sich die Blutung. In entkräfteten Körpern ist die Blutung weit schwerer zu stillen, und recidivirt leicht. Stärkende, reizende, innere und äußere Mittel stillen in diesem Falle die Blutung am sichersten, indem sie die Zusammenziehung der Pulsader, und Entstehung der Adhäsiventzündung befördern. — Von den Wirkungen der rheumatischen Materie auf die Knochen. — Von den beweglichen Körpern in den Gelenkhöhlen. Der Vf. schneidet sie aus. — Von einer Epilepsie. Von der Amputation. Der Vf. bestimmt die Fälle, wo überhaupt die Amputation erfordert wird; wo man sie sogleich nach geschehener Verletzung verrichten muß, wo man sie aufschieben, und endlich, wo man versuchen kann, das Glied zu erhalten, und den Kranken ohne Amputation herzustellen.

Tome III. Die Geschichte vieler einzelner schwerer Verwundungen, mehrerer Amputationen des Oberarms aus dem Gelenke, die häufig mit dem besten Erfolge geschahen, und mancher andern wichtigen Operationen, übergehen wir. Die Amputation des Oberschenkels geschah meistens mit einem glücklichen Erfolge, und hinterließ keinen conischen Stumpf. Der Vf. schreibt dieß bloß der Beobachtung der Regel zu, dieselbe sogleich nach geschehener Verletzung zu verrichten, und nicht aufzuschieben. — In der Campagne in Preußen litten von der heftigen Kälte die Soldaten viel an den Füßen. Bemerkungswerth aber ist es, daß nicht während der heftigsten Kälte, sondern erst bey der darauf folgenden wärmern Witterung diese Beschwerden erschienen. — Verschiedene Magenwunden wurden ohne Sutura glücklich geheilt. — Den Weichselzopf schreibt der Verf. einem venerischen und scrophulösen Gifte, und dem Mangel an Reinlichkeit zu.

Vom kalten Brande. Er wird entweder durch eine äußere Verletzung, oder eine innere Ursache veranlaßt.

Der erstere, den er *gangrène traumatique* nennt, erfordert die Amputation sogleich, ehe er steht; er ist gemeinlich feucht, und geht bloß durch Ansteckung und Einsaugung der faulen Sauche weiter. Die Amputation verhindert sein Fortschreiten. Der kalte Brand von innern Ursachen ist gemeinlich trocken, und darf nicht eher amputirt werden, als bis er steht. Die Ursache seines Fortschreitens ist die fortdauernde Wirkung seiner innern Ursache, die durch die Amputation nicht gehoben wird. — Von der *Kolik* zu Madrid. Sie war gallichter Art, und vorzüglich der abwechselnden Hitze des Tages und Kälte des Nachts zuzuschreiben. — Die Spanier vermischen ihre Weine mit allerhand narcotischen Mitteln. Viele Soldaten starben davon, wie an einer narcotischen Vergiftung. — Die Geschichte vieler merkwürdigen Verwundungen nach der Schlacht bey Esslingen läßt sich hier nicht auszeichnen. Auch die Geschichte der Verwundung des Marschall Lannes. Das linke Kniegelenk war zerschmettert. Man machte die Amputation. Er starb den neunten Tag; wahrscheinlich wohl vorzüglich an den Folgen einer Hirnerschütterung. — Der Vf. empfiehlt sehr die frühen Amputationen, sogleich auf dem Wahlplatze. Nach der Schlacht bey Wagram verrichtete er mehrere Amputationen aus dem Schultergelenke; alle sogleich auf dem Wahlplatze, und die allermeisten mit dem besten Erfolge. Zwen Amputationen aus dem Schenkelgelenke. Die Kranken starben, aber die Operation wurde erst 10 Stunden nach geschehener Verwundung verrichtet. — Viele wichtige Bemerkungen über die Amputation. Zum Beschluß einzelne Abhandlungen.

Vom Wasserbruche. Von der Castration. Von der Operation des Empyem. Von den complicirten Bauchwunden

—

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

99. Stück.

Den 20. Junius 1812.

---

## St. Petersburg.

*Heyn*

Die kaiserliche Academie der Wissenschaften hat von ihren Abhandlungen eine neue Folge angefangen ans Licht zu stellen, und auf die Commentarii Petropol. To. I . . . XIV. 1726 . . . 1746 und Novi Commentarii To. I. . . . XX. 1750 . . . 1776, dann Acta Academiae Scient. Petropolit. To. I. . . VI. 1778 . . . 1782, endlich Nova Acta Academiae Scient. Petropolit. To. I. . . XV. 1783 . . . 1806 folgen zu lassen. Wir haben das Vergnügen gehabt, zwey Bände davon zu erhalten. Der erste ist:

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersburg. Tome premier, avec l'histoire de l'Académie pour les années 1803 . . . 1806. Gedruckt in der Druckerey der kaiserl. Academie der Wissenschaften 1809. Quart.

Daraus gehet die Geschichte der Academie 1803: . . 1806, von S. I . . . 126, auf welche die Abhandlungen folgen S. I . . . 730, mit Tab. I . . . V. und zwar: Tab. I. Tableau gé-

3 (4)

néral sur l'étendue de la surface, des terres labourées, des bois, prairies, jardins, cours et bâtisses des payfans, et sur celle des terres incultes de la Russie européenne en 1807. Tab. II. III. IV. auf Einem Blatte: Tableau comparatif, und zwar II. sur l'étendue de la Russie Européenne, III. sur les bois et forêts de la Russie Européenne, und IV. sur les terres labourées de la Russie Européenne; und Tab. V. Tableau comparatif sur l'étendue des terres labourées, des bois, des prairies, jardins et terres incultes de dixneuf Gouvernemens. Dann Kupfertafeln I. . . XIX. zu den Mémoires To. I.

Wir wollen zuerst den Inhalt der voranstehenden Histoire de l'Académie Impériale des Sciences, années 1803 . . . 1806 anzeigen; sie besteht aus neun Abschnitten. Nr. I. Merkwürdige Ereignisse. Darin sind begriffen: die Ernennung eines neuen Präsidenten. I. Nachdem der geh. Rath und Ritter Baron von Nicolay seine Präsidentenstelle niedergelegt hatte, ward sie dem wirklichen Kammerherrn von Novostitoff von Sr. kaiserl. Majestät übertragen; er trat sie an den 23. Februar 1803. II. Neues Reglement der Academie, noch von eben dem Jahre: mit großer Weisheit abgefaßt, und mit einigen merkwürdigen Hauptstücken versehen; besonders in der Verbindung mit dem ganzen Studienwesen in Rußland. Der Inhalt des Reglements ist vertheilt in zwölf Kapitel: I. Pflichten der Academie, II. Privilegien; und diese sind beträchtlich, auch in Ansehung der Postfreiheit, der Pensionen für die Emérites, und die Wittwen und Familien der Mitglieder. III. vom Präsidenten. IV. vom beständigen Secretär. V. von den

Mitgliedern der Academie. VI. des Académiciens extraordinaires et des Adjoints. VII. von Ehrenmitgliedern. VIII. von den Versammlungen. IX. des Elèves. X. des appartenences scientifiques de l'Académie: von einem größern Umfange, als dem Rec. von irgend einer andern gelehrten Gesellschaft bekannt ist. XI. des deniers Académiques: also von der Casse. Ausgesetzt sind für die Academie jährlich 120,000 Rubel. XII. vom Comité d'Administration.

Auf diese erfreulichen Nachrichten kommen S. 62 Nr. II. die in dem Zeitraum 1803 . . . 1806 erfolgten Veränderungen. Gestorbene Mitglieder; ordentliche: Tobias Lowig, welcher von Göttingen aus seinem Vater, der nach St. Petersburg berufen ward, folgte, Mitglied für die Chemie; Peter Inokhodzoff, für die Astronomie. Ehrenmitglieder aus dem Reiche: der Prinz Demetrius Golorzyn; der gelehrte Erzbischof Eugen Bolgari; Simeon Kotelnikoff. Auswärtige: Immanuel Kant; Joseph Priestley; unser ehemahliger College Joh. Friedr. Smelin; Alexander Aubert; Joh. Robison, Profess. der Physik in Edinburgh. Correspondenten: Joh. Lehmann; Jr. Aug. Meyer; — L. J. A. Arbogast; Ant. Joseph Cavanilles. — Neu aufgenommene: und zwar ordentliche Mitglieder: Heinrich Storch; Heinrich Rudolph; Alexander Sebastianoff; Timotheus Smelovskii. Adjuncte, an der Zahl 18, darunter mehrere seitdem zu Mitgliedern erhoben und berühmt geworden. Ehrenmitglieder, aus dem Reiche: Prinz Alexander Urusoff; Nicol. von Rezanoff; von Suchtelen; Adam von Krusenstern. Auswärtige:

tige: Thomas Bugge; Chr. G. Heyne; Martin Heinrich Alaproth; Joseph Piazzi; René Just Hauy. — Correspondenten: Adam von Krusenstern, der Weltumsegler; von Köhler; P. Strakoff; Joh. Fr. Bunge; Michael Fr. Adams; Leon von Waxell; Gotthelf Fischer; Ferd. Fr. Reuß; Ge. Heinr. Langsdorf; Gilbert Blane; Karl Asmund Rudolphi; Alex. Erichson; Friedr. Nicolai; Baron von Wolzogen; Karl König; Joseph Mendoza Rios; Du Villard. — 3. Beförderungen und Ehrenbezeugungen, welche Einigen Mitgliedern ertheilt worden. — 4. Zu Gliedern des Comité Gewählte. — III. Geschenke an die Academie, S. 77, für die Bibliothek, für das Naturalien-Cabinet, für das mineralogische Cabinet, für das Cabinet von Seltenheiten, für den botanischen Garten, für das chemische Laboratorium, für die Medaillen-Sammlung, für das Observatorium. — IV. Eingesandte schriftliche Aufsätze. S. 94. — V. S. 101 Beobachtungen, Versuche und der Academie mitgetheilte Nachrichten. — VI. Berichte, abgestattet von Academisten, denen besondere Aufträge ertheilt waren; S. 107 eine ihrem Inhalte nach wichtige, der Academie höchst ehrenvolle, Verzeichnung! — VII. Druckschriften der Academie von jenen Jahren. — VIII. Von der Academie ausgestellte Preisaufgaben für 1806. — IX. Wissenschaftliche Reisen, aufgetragen von der Academie, S. 120, auch ein wichtiges Hauptstück! Es befindet sich darunter die berühmte Gesandtschaftsreise nach China im Jahre 1805. — Nun folgen die Schriften der Mitglieder der Academie selbst, deren Anzeige künftig folgen wird.

Dorpat und Leipzig. *Heyne*

Von den angekündigten und erwarteten Reisenachrichten des Russischkaiserl. Hofr., Hrn. Morgenstern, ordentl. Prof. der Universität Dorpat, Director der Universitäts-Bibliothek und des Museums der Kunst, auch Mitglieds der Direction des allgemeinen Lehr-Instituts daselbst, correspondirenden Mitglieds unserer königl. Societät der Wissenschaften s. w., haben wir nunmehr zwey Bände in Händen: Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden, von D. *Karl Morgenstern*. — *Reise in Italien. Ersten Bandes erstes Heft. Neapel* (mit einer Kupfertafel). Dorpat, auf Kosten des Verfassers, und Leipzig in Commission bey Kummer. groß Octav I. . . XXII und I. . . 200 Seiten. *Zweytes Heft. Florenz*, mit fortlaufender Seitenzahl, 201 . . . 520 S.

In dem ersten Hefte gibt die Vorrede auf 22 Seiten Bericht von der Veranlassung der Reise, von dem Wege, der genommen ward (auch über Göttingen), vom Aufenthalt an verschiedenen Orten, Bekanntschaften s. w. — Die Abreise von Dorpat aus ward angetreten  $\frac{24. \text{ Julius}}{5. \text{ August}}$  1808, und die Zurückkunft erfolgte am  $\frac{19.}{21}$  Febr. 1810.

Sehr zu bedauern war es, daß sich der Urlaub nicht verlängern ließ. Am 1. Januar 1809 sah er Johann von Müller in Cassel; am 25. Januar kam er in Paris an, wo er fünftehalb Monate verweilte, bis zum 14. Junius, von da er über Lyon, Genf, nach einigen Seitenreisen in der Schweiz, über den Gotthard, auf Mailand, Florenz, zu Rom am 23. October anlangte, in einer Jahreszeit, welche nicht die günstigste für einen

Reisenden war. Auf eine Reise nach Neapel wurden die Tage vom 17. November bis 3. December verwendet. Auf der Rückkehr verließ er Rom den 17. December, begrüßte das neue Jahr 1810 zu Verona im Römischen Amphitheater, und kam über Tyrol, München, Augsburg, Nürnberg, Leipzig, Magdeburg s. w. in Dorpat im Februar wieder glücklich an. Ausführlich gibt er noch den Plan, die Vorbereitung, die Art der Ausführung, mit den Gründen von jedem, an, vorzüglich S. X, XI f. Er las nach seiner Zurückkunft andere Reisen von Italien (aus den neuern und neuesten Zeiten) nach; daher schreiben sich auch die vielen litterarischen Anmerkungen voll Anführungen anderer Schriften über Gegenstände, von denen er schreibt, z. B. S. 57, 59, 61 f. w. — Ueberall hat er besondere Rücksicht auf freundschaftliche Verhältnisse genommen. Natürlicher Weise erhielt Vieles dadurch eine Motivirung, warum es angeführt und umständlich beygebracht worden ist. Leser, welche die Personen kennen, auch nur aus Schriften, und aus Nachrichten Anderer, worunter so viele Deutsche Familien in Italien leben, können Etwas wichtig und interessant finden, was es sonst nicht ist. Der Verf. gesteht selbst ohne Bedenken, "daß er beym litterarischen Publicum besonders an seine Bekannte, vorzüglich an seine Freunde, denkt, zunächst für diese schreibt." Darauf führt auch die Einleitung der folgenden Aufsätze, welche an genannte Freunde gerichtet sind. — Er verwahrt sich gegen die Erwartung einer vollständigen Reisebeschreibung. — "Er wird also Briefe an einzelne, genannte, Freunde geben, bald Fragmente seiner Tagebücher, bald rai-sonnirende Verzeichnisse oder nur Anmerkungen"



s. w. — Auf die ersten zwey Bände, oder sechs Hefte, seiner Erinnerungen aus Italien könne er noch andere vom Aufenthalt in Frankreich, über Litteratur und Kunst, über den Aufenthalt in der Schweiz, endlich über seinen Aufenthalt in Deutschland, folgen lassen. — "Sein Hauptaugenmerk war Litteratur und Kunst, merkwürdige Menschen und Orte." — Das Aufsuchen und Vergleichen der Handschriften alter Schriftsteller erfordert ein längeres Verweilen s. w. — Noch S. XVI sehr ausführlich, was er und was er nicht hat leisten können und wollen. So sorgfältig verwahrt er sich gegen schiefe Urtheile.

Nun kommen wir zur Sache selbst. Der Verfasser beobachtet nicht die Folge seiner Reise-Tagebücher, noch die Zeitordnung seiner Reise selbst. Er bedient sich der Briefform, obgleich die Briefe nicht an Ort und Stelle zur Zeit des Aufenthalts geschrieben sind. Das Individuelle hat also hier von beiden Seiten Einwirkung, und kommt für den Leser in Betrachtung bey der gemachten Auswahl und Behandlung der Denkwürdigkeit. — Er fängt mit Neapel an. Zwölf Tage in und bey Neapel: an den Hrn. Legationsrath und Ritter Friedrich von Matthäson in Wörlitz. Nebst fünf Beylagen. Von den Reisenachrichten selbst Vieles anzuführen, würde uns zu weit führen; deswegen haben wir die allgemeine Einrichtung umständlich genug angegeben. Dasjenige, was allen Reisenden im Eintritte von Neapel vorkommt und vorkommen muß, findet man auch in andern Reisenachrichten, wenn gleich nicht so umständlich. Die Personen, an die er Adressen hatte, die Aufnahme und alles damit Verbundene, muß der Leser selbst

auffuchen; kennt man die Personen schon sonst, so ist alles sehr interessant. Madame Friederike Brun mit ihrer Ida, der Landschaftzeichner Kniep, war die vorzüglichste Bekanntschaft, mit Kaufmann Haller. — S. 215. Der Erzbischof von Tarent, dessen Sammlung von geschnittenen Steinen und von Altgriechischen Münzen berühmt ist. — "Eine unter diesen Münzen gäbe eine passende Bignette zu einer Ausgabe des Pindars. Darauf ist ein Olympisches Ross, auf welchem ein nackter Knabe sitzt, der es krönt mit einem Kranze. Eine weibliche Figur unter dem Pferde ist bemüht, vom Hufe des Siegesrosses den heiligen Staub der Rennbahn abzutragen. Hier also wären Horazens Worte: sunt quos — pulverem Olympicum collegisse juvat, auf eine ganz eigne Weise veranschaulicht (und verkleinlicht), an die wohl noch kein Ausleger gedacht hat." Der Rec. erinnert sich ähnlicher Vorstellungen auf Vasengemälden, wo des Rosses Füße gewaschen werden. Sehr wohl aber zeigt sich Hr. Hofr. M. bedenklich beim Vorgeben des Hrn. Erzbischofs, daß er einen von den Dariken besitze, mit welchen der König von Persien die Griechen soll bestochen haben.

Das Wichtigste machen nun die fünf Beylagen aus: S. 51 f. I. Reise von Rom nach Neapel. II. Portici. Herculaneum. Der Vesuv. Pompeji. An den Hrn. Legationsrath J. D. Falk in Weimar. Zuerst Reise nach Portici, S. 68, und das dortige Museum. Gern lesen wir die Versicherung, daß noch der größte Theil der alten ausgegrabenen Gemälde hier vorhanden ist: wie es auch durch eine gegebene Verzeichnung von allem, was er noch vorfand, bestäti-

get wird. S. 70 f. Von da aus der Besuch von Resina und den ausgegrabenen unterirdischen Gemälden des Theaters vom Herculaneum. Reise nach dem Vesuv, S. 85; nach Pompeji, S. 90 . . . 108. III. Virgils Grab. Sannazar's Denkmahl. S. 110. Begründet ist das Urtheil des Hrn. Hofr. M., es sey unerweislich, daß Virgils Grabmahl an der vorgeblichen Stelle gewesen sey, und nicht an einer andern Stelle näher am Vesuv. IV. Die Carthause über Neapel, nach der berühmten Aussicht Velvedere. Das Innere der Kirche, was sich noch erhalten hat. — V. S. 126 f. Die Studien, auf welche wir voraus aufmerksam gemacht waren: gli Studj. Bereits unter Ferdinand war diese Anstalt angefangen, und ist, wie wir nun sehen, beygehalten und fortgesetzt worden: ein allgemeines Museum in Einem Gebäude, wie in Paris das Musée Napoléon, vorhin in Rom der Vatican, die Galerie in Florenz, und wie in Berlin eines zubereitet wird. Die Studj vereinigen die Bibliothek, Antiken-Sammlung, Vasen, Papyrusrollen, antike Gemälde, große Gemälde-Galerie, verbunden mit practischen Anstalten zum Zeichnen und zur Plastik, oder eine Kunstschule. Eine Beschreibung hat uns unser Reisende gegeben, für welche wir ihm viel Dank wissen. Es sind 1) die Bibliothek; 2) die Antiken-Sammlung, was sie noch begreift, und in welcher Ordnung alles aufgestellt ist, die Farnesische Sammlung mit dem Herculanischen Apparat u. a.; 3) die Vasen-Sammlung; 4) die Herculanischen Schriftrollen: das wichtigste Hauptstück. Von dem kürzlich aufgestellten Fragment eines Lateinischen Gedichtes hatte Hr. Hofr. M.

eine Copie genommen, und diese nachher der königl. Societät der Wissenschaften zugewandt, welche diese interessante Neuigkeit mit Dank nahm, und, wie gewöhnlich, einem Mitgliede auftrug, einen Bericht davon der Gesellschaft und dem Publicum in den Götting. gel. Anz. vorzulegen. Um das Publicum desto aufmerksamer auf die bald zu erwartenden Reisenachrichten zu machen, rückte Heyne in den gel. Anz. 64. 65. St. die Abschrift von einigen Colons als Probe, selbst ein, und fügte, als Recenseur, einige Muthmaßungen über die vertheilten Stellen bey. Sehr erfreut es uns hier diese Abschrift weit richtiger und ganz diplomatisch, auch mit einem in Kupfer gestochenen Blatte, in der Gestalt des Originals, fert zu sehen; wodurch und woben zugleich verschiedene Berichtigungen vom Hrn. Hofr. gegeben sind, das ganze Fragment aber, Colonne für Columne, mit Ergänzungen und Conjecturen und mit einem gelehrten Commentar, wie von diesem Gelehrten erwarten ließ, begab wird. Seinem Urtheile über den Werth des rhetorischen Gedichts stimmt der Recensur bey. — 5) Gemälde-Galerie, die noch Vieles aus der Farnesischen Sammlung entbehrt, obgleich der ehemalige Vorrath, auch durch Beschaffen nach Sicilien, sehr vermindert ist. Freunden der Kunstgeschichte wird dieß Verzeichniß nicht wenig angenehm seyn.

Heyne

Berlin.

Das in unsern Zeiten erwachte Studium Platonischer Schriften, das bereits gelehrte Gelehrte geben einzelner Dialoge geliefert hat, ließ

wünschen und erwarten, daß auch an eine neue, critisch behandelte, Ausgabe der gesammten Schriften des Plato gedacht werden würde. Das Unternehmen war der neuen aufblühenden Universität Berlin würdig, und da dieselbe mehrere ausgezeichnete Männer, besonders im Fache der gelehrten alten Litteratur, vorzüglich der Griechischen, in sich vereinigt, so schien die Ausführung von hier aus am ersten zu erwarten zu seyn. Da wir zu entfernt von jenen litterarischen Unternehmungen und von richtigen Notizen, bey Verschiedenheit der Nachrichten, leben, war es für uns erfreulich, von dem Buchhändler Naucke in Berlin ein niedliches kleines Quartbändchen von der Ostermesse zu erhalten, das uns eine richtigere Kenntniß von dem Unternehmen, bey welchem er der Verleger ist, verschaffte; und diese, wie billig ist, und wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert, wollen wir, nach ihren Hauptstücken, unsern Lesern mittheilen.

Daß diese Ausgabe dreyfach erscheinen wird, war bereits vorhin bekannt; eigentlich, nach dem Vermögensstand der Leser, eine in größerem, und eine in kleinerem Format; und dazu noch besondere Abdrücke einzelner Dialoge, welche in den Schulen und auf Academien bey Vorlesungen gebraucht werden können.

Ein Abdruck dieser letztern Art ist nun erschienen, unter dem Titel: *Platonis dialogorum delectus. Pars I. Euthyphro, Apologia Socratis. Crito. Ex recensione et cum latina interpretatione Frid. Aug. Wolfii. In usum praelectionum.* Bey Nauck 1812. klein Quart I. . . XII und I. . . 151 Seiten. Typen, Druck, Papier, sind dem Auge gefällig. Was im Texte gesche-

hen ist, wird bey Erscheinung der Werke selbst deutlich gemacht werden. Auf die Zueignung an den Freyherrn von Humboldt folgen jetzt bloß *Platonis operum novae editionis conditiones librariae*. Eine ausführliche Anzeige der gebrauchten Hülfsmittel werden einst in einer *Isagoge litteraria* erfolgen. Jetzt werden bloß im Allgemeinen angeführt: kritische Hülfsmittel aus Florenz, Paris, Wien, München, von einzelnen Gelehrten. Das Titelblatt der gesammten Ausgabe in 8 Bänden im größern, und 16 Bänden im kleinern Format. Der Text werde sehr verbessert erscheinen: *Textum, heißt es, exhibemus in quoque dialogo ad magnam vim vetustorum et eximiorum codicum, in nonnullis ad XX prope collatum, omninoque ex scriptis verius quam ex editis exemplaribus sumtum.* — Nach langer Verathschlagung über die beyzufügende Lateinische Uebersetzung sey beschlossen, eine ganz neue Uebersetzung zu verfertigen. Die Annotationen werden kritisch, und gewisser Maßen diplomatisch, seyn; es werde aber doch nicht unterlassen werden, *si quid — ad sententiarum obscuritatem passim tollendam non cuivis obvium esse videbitur.* — Als Beyspiel der ähnlichen Einrichtung wird Ernesti bey *Cicero*, und *Balkenaer* über die *Bucolica*, angeführt. Noch werden hinzugefügt werden Scholien der alten Grammatiker, und alle Noten von *Henr. Stephanus*. — Für die Ausgabe im größern Format werden gewisse *auctaria* vorbehalten, welche das Octavformat nicht enthalten wird. Zu allen wird die *Isagoge litteraria* und *Indices* noch hinzukommen. Sieben bis zehn Jahre könne wohl die völlige Beendigung des

Druckes erfordern: welches bey einer so großen Unternehmung nicht befremden kann.

Utrecht.

*Eichhorn*

Bei Wild und Altbeer: *Joh. Herm. Schacht*, Prof. Theol. et Philos. Harderov., animadversiones ad antiquitates hebraeas olim delineatas a *Conrado Ikenio*, Theol. Bremenli. Patre mortuo edidit *Godofr. Joh. Schacht*. 1810. 619 Seiten in Octav.

Gehaltene Vorlesungen über die Hebräischen Alterthümer, aus des Verfassers hinterlassener Handschrift herausgegeben. Als sie vor etwa 40 bis 50 Jahren zuerst mögen ausgearbeitet worden seyn, galt Iken für den gelehrtesten Kenner dieses Faches, seine Ansichten galten für die richtigen, seine Resultate für die wahren. Er borgte seine Erläuterungen der Hebräischen Alterthümer aus Talmud und Rabbinen, er leitete die ungleichartigsten Quellen in und durch einander, er mußte von keiner Unterscheidung der Zeiten. Die historische Critik erwachte, und nun fiel in die Augen, der von ihm zusammengebrachte Stoff liege in der buntesten Mischung durch einander; die Philosophie fing an, die Wissenschaften zu erleuchten, und man vermiste in seiner Bearbeitung jeden philosophischen Blick; eine richtigere Ansicht der alten Welt folgte, und von ihr fand man bey ihm keine ferne Ahnung. In Deutschland ist daher seit geraumer Zeit sein ehemahliger Lehrer der Hebräischen Alterthümer, Iken, wie vergessen. In Holland hingegen scheint die Liebe zu ihm noch nicht erloschen zu seyn; daher der Abdruck der Vorlesungen, welche der

fel. Schacht über dessen *Antiquitates hebraicas* zu halten pflegte, öffentlich verlangt wurde. Der gelehrte und belehene Mann hatte schon damals, als er diese Vorlesungen über das allgemein beliebte Handbuch entwarf, wie man aus ihnen sieht, erkannt, sein Autor habe zu viel den Rabbinen getraut; er habe späte Pharisäische Sagen nicht selten mit Verordnungen des alten Moses verwechselt; er habe genaue Unterscheidungen der Zeiten vernachlässigt (S. 44 u. f. w.). Er war daher des festen Vorsatzes, sich in seinen Erläuterungen mehr an die echten Quellen, die alten Schriftsteller selbst, zu halten, und ihren Inhalt ausführlicher als das darzustellen, was spätere Juden ihnen untergeschoben oder angedichtet haben; er wollte über seinen Stoff denken, die Ursachen der öffentlichen Anstalten und Einrichtungen erforschen, und dadurch in seine Behandlung Pragmatismus bringen. Dieses edle Bestreben bemerkt man auch mit Vergnügen: aber konnten auch Vorlesungen über einen Text, der sich in talmudisch-rabbinischen Fesseln schwerfällig bewegt, einen freien Gang nehmen? konnten sie einen freien Geist athmen, wenn sie sich von ängstlichem Judentum nicht unabhängig machten? konnte überhaupt ein Stoff der Art bey theologischer Beschauung eine pragmatische Gestalt annehmen? Und der Theolog sollte doch bey den Alterthümern des heiligen Volks nicht verläugnet werden. Unabhängig von der Gesellschaft, in welcher der Verfasser seinen Weg durchwandelte, würde er den Anfang des bürgerlichen Jahres der Hebräer im Spätjahre gewiß nicht von dem Umstande abgeleitet haben,



daß die Erde bey der Schöpfung ihre Einwohner im Spätjahre erhalten habe; uneingedenk seiner Theologie würde er schwerlich seinen Zuhörern Vorsicht bey dem Lesen der bürgerlichen Zwecke der drey hohen Feste der Israeliten, die unser Michaelis einst aufgestellt hat, empfohlen haben u. s. w.

Die Methode des Verfassers ist für den Gebrauch seiner Vorlesungen angenehm. Er folgt zwar seinem Autor von Paragraphen zu Paragraphen; aber der Hauptpunct eines jeden ist mit wenigen Worten als Ueberschrift angegeben, daß man selten, und da nur nöthig hat, den Text des Compendiums zur Seite liegen zu haben, wo eine weitere Erläuterung unnöthig schien. Die Erläuterungen selbst sind nicht sehr ausführlich; aber immer sind die Quellen jedes antiquarischen Punctes, sammt den Hülfsschriften, welche weiter führen können, sorgfältig angegeben. Letztere reichen bis in das letzte Decennium des verfloffenen Jahrhunderts: doch kann man den Verfasser keiner Vorliebe für das Neue und Neueste beschuldigen: am liebsten führt er Schriftsteller an, die etwa bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geblühet haben.

Den Umfang, in dem hier Hebräische Alterthümer gefaßt sind, und die Ordnung, in welcher die Materien auf einander folgen, brauchen wir nicht anzugeben, da beides mit dem erläuterten Autor zusammentrifft, und dieser bekannt genug ist. Im vorliegenden Bande ist ungefähr ein Viertel des Weges zurückgelegt, daß etwa noch drey gleich starke Bände nöthig seyn werden, ihn zu vollenden. Auf neue Ideen

992 G. g. A. 99. St., den 20. Jun. 181

und Erörterungen sind wir nicht gestoßen; würden wir sie auszeichnen: der Verfasser verspricht zwar seinem Autor nicht selten, sondern wenn von ihm Neues in alte Zeiten aufgerückt ist: aber der entscheidenden Punkt nicht geneigt, begnügt er sich, bey stre Puncten die verschiedenen Meinungen neben ander hinzustellen, ohne gerade eine davon hervorzuheben, daß ihr dadurch ein entschiedenes Uebergewicht über die andern gegeben werde. Mit den verschiedenen Vorstellungen jedem Puncte der Hebräischen Alterthümer ihren ehemaligen Ansichten wird man daher ihn gut und in der Kürze litterarisch bekannt

*Richter*

**Konstanz.**

Anweisung, die Beinbrüche der Glieder zu heilen, von D. Johann Nepomuk Sargroßherzogl. Badenschem erstem Stadt- und zirk-Physicus zu Konstanz. Mit 5 Kupfertafeln. 1812. Octav 347 Seiten.

Diese Schrift verdient allerdings die Aufmerksamkeit der Wundärzte. Der Verfasser die Löflersche Fußschwebe zur Heilung der Beinbrüche verbessert, und beweiset ihre Vortheile durch 16 Wahrnehmungen. Ihre Hauptvortheile sind, daß sie in vielen Fällen den Gebrauch der gewöhnlichen Schinnen entbehrlich macht, und dem Kranken eine bequeme Lage, und zuweilen eine Veränderung derselben ohne Nachtheil, gestattet, auch den Bruch besser befestigt, als die bisher gebräuchlichen Verbandstücke. Fünf Kupfertafeln erläutern ihre Einrichtung und Anwendung.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. u. 101. St.

Den 22. Junius 1812.

Nürnberg.

Bei Joh. Leonh. Schrag: Die Phosphorescenz der Körper oder die im Dunkeln bemerkbaren Lichtphänomene der organischen Natur, durch eine Reihe eigener Beobachtungen und Versuche geprüft und bestimmt von *Placidus Heinrich*, der Gottesgelahrtheit und Weltweisheit Doctor, königl. Baierschem geistl. Råth, der Physik, Meteorologie und Astronomie Professor etc. Erste Abhandlung, von der durch Licht bewirkten Phosphorescenz der Körper. 132 Quartf. 1811.

Da diese Schrift sich in verschiedener Rücksicht an eine schon vor einigen Jahren erschienene, aber von uns noch nicht angezeigte, Preisschrift des Verfassers, nämlich: *Von der Natur und den Eigenschaften des Lichts*, zur Beantwortung der Preisfrage, welche die kaiserl. Academie der Wissenschaften zu Petersburg für das Jahr 1806 vorgelegt hat (St. Petersburg, gedruckt bey der kaiserl. Academie der Wiss. 288 Quartf.), anschließt, so halten wir uns, nach der Wichtigkeit des in beiden Schriften behandelten Gegen-

A (5)

standes, für verpflichtet, auch die Anzeige dieser Preißschrift noch nachzuhohlen, und so beide Werke des Verfassers in einzige Anzeige zusammen zu fassen. Die Academie zu St. Petersburg hatte verlangt, daß eine Sammlung der instructivesten und neuesten Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche über das Licht, als Materie betrachtet, aufgestellt, und darnach die Eigenschaften, die man dem Lichte mit Recht zueignen dürfe, so wie auch die Verwandtschaften, die es gegen organische und unorganische Körper zu haben scheine, und die Modificationen, die es in Verbindung mit andern Substanzen hervorbringe, näher bestimmt und untersucht werden möchten. Der Verf. hat sich in der zuletzt genannten Schrift bemüht, nicht nur alle diese Fragen, so gut sich nach den bisherigen Erfahrungen thun läßt, zu beantworten, sondern auch noch mehrere, in der Preisfrage selbst nicht ausgedruckte, Ansichten des Lichtes darzustellen, um, so viel als möglich, etwas Vollständiges zu liefern, und den Bedingungen der Frage ein Genüge zu leisten. Jeder Sachkundige wird gestehen müssen, daß der Verf. nicht leicht irgend eine bekannt gewordene merkwürdige Eigenschaft des Lichtes, in Beziehung auf die materielle Natur desselben, und auf die mannigfaltigen chemischen Verhältnisse, die es gegen andere Materien zu haben scheint, übergangen, und bey der Bearbeitung seines Gegenstandes unbenuzt gelassen hat. Was aber freylich alle hieher gehörige Untersuchungen so sehr erschwert, ist, daß das Licht sich fast immer in Verbindung mit Wärme, und nur selten im reinen Zustande darstellt, weßwegen denn auch viele Naturforscher verleitet worden sind, diese beiden Stoffe mit einander zu vermengen, und das Licht nur als eine Modification der Wärme (oder auch

wohl umgekehrt) zu betrachten. Nach den Aeußerungen der Academie in ihrer Preißfrage wäre nun der Verf. berechtigt gewesen, das Licht als etwas wirklich Existirendes, für sich Bestehendes, und, gleich andern Substanzen, auf die Körper Wirkendes vorauszusetzen, und so seine Untersuchungen bloß auf die Natur und Eigenschaften desselben zu beschränken. Allein da es noch viele Naturforscher gibt, welche selbst noch die Materialität des Lichtes bezweifeln, so hat der Verf. es für zweckmäßig gehalten, auch auf diesen Umstand bey der Beantwortung der Preißfrage mit Rücksicht zu nehmen, die, wenn sie auch nicht ganz überzeugend ausgefallen seyn sollte, doch manchen Stoff zu näherer Erörterung der dabey zum Grunde gelegten Thatsachen darbieten kann. Denn daß bey diesen und ähnlichen Untersuchungen nicht alle angeführte Thatsachen volle Beweiskraft haben können, ist ohnehin klar, und jeder billig denkende Richter wird daher den Verf. zu entschuldigen wissen, wenn er unterweilen aus Thatsachen Folgerungen abgeleitet hat, die noch sehr starken Modificationen ausgesetzt seyn möchten, zu geschweigen, daß manche Beobachtungen selbst auch noch nicht so ganz im Reinen sind, wenn gleich der Verf. versichert, daß es seine Sache nicht sey, fremde Versuche anzuführen, ohne sie geprüft und richtig befunden zu haben. Wie vielerley Täuschungen sind hier nicht möglich! — Dem Verf. schien es zweckmäßig, anfangs von der Natur und dem Wesen des Lichtes ganz zu abstrahiren, und nur allein die Wirkungen zu betrachten, die man dem Lichte, als einer Erscheinung, zueignen kann. Auch sucht er, so viel als möglich, die Erscheinungen der Wärme davon zu trennen. Er hat das Werk in drey Theile getheilt, deren jeder wieder aus verschiedenen Abschnitten besteht. Der

erste Theil beschäftigt sich mit den Wirkungen des Lichtes auf das Thier- und Pflanzenreich. Auf den thierischen Körper wirke es 1) als Reizmittel, 2) als wärmeerregendes Mittel, 3) als Beförderungsmittel und zugleich als Vehikel der unmerklichen Ausdünstung. Er nimmt hierbey an, daß das Sonnenlicht für sich selbst nicht Wärme enthalte, sondern sich nur mit dem in den Körpern bereits vorhandenen Wärmestoff verbinde, und denselben frey mache, ohne welche Voraussetzung sich viele Naturerscheinungen und Versuche gar nicht erklären ließen, unter andern, warum das Wärmegefühl der Sonne sich so sehr von dem eines geheizten Ofens unterscheide. In jenem Falle werde nämlich der Wärmestoff unsers eigenen Körpers in Thätigkeit gesetzt, in diesem aber ströme fremde Wärme aus dem Ofen zu uns hin; hier verhielten wir uns bloß leidend, in jenem Falle sey unser Körper selbst in Thätigkeit, wodurch dann auch der Haut-Proceß weit besser vor sich gehe. (Wir setzen hinzu, daß, so wie das Sonnenlicht Wärme aus uns entwickelt, alle Functionen, welche zur Erhaltung des constanten Grades der thierischen Wärme bestimmt sind, in größere Thätigkeit versetzt werden müssen, um den Abgang der durch das Licht befreiten Wärme wieder zu ersetzen.) Ueber den Einfluß des Lichtes auf die Farbe der Haut und der Haare; über die Wirkung desselben auf das ganze Nervensystem, und über die Erhöhung der Lebenskraft durch dasselbe. Wirkung des Lichtes auf den Geist des Menschen. In dem zweyten Abschnitt des ersten Theils verbreitet sich der Verf. sehr umständlich über alle Beobachtungen, welche bisher über den Einfluß des Lichtes auf das Pflanzenreich bekannt geworden sind. Das Pflanzenreich sey überhaupt weit besser dazu geeignet, die Wirkungen des Lichtes zu be-

merken, als das Thierreich. Das letztere sey zu verwickelt, die Resultate würden durch das mit Willkühr und Freyheit, mit Einbildungskraft und mit Leidenschaften versehene Subject zu sehr modificirt, daß man aus dem Erfolge nur selten mit Zuverlässigkeit auf die wahre Ursache schließen könne, und dadurch, daß die Vegetabilien überall auf der Erde verbreitet, und dem Lichte nach allen möglichen Abstufungen bis ins Dunkle ausgesetzt sind, gewähreten sie alltägliche, einfache Beobachtungen und ungekünsteltere Versuche. Die Nutation der Pflanzen gegen das Licht werde am natürlichsten durch den Reiz des Lichtes erklärt. Die Folge eines solchen Reizes auf Fasern und Muskeln sey Contraction, Reaction, entgegen wirkende Thätigkeit bey lebenden Pflanzen, Neigung, Krümmung, und zwar an der Stelle, welche vom Lichte getroffen wird. Die Erklärungen von Ray, Hales, Dodart, Bonnet, seyen viel zu eingeschränkt. Ueber das Wachen, Schlafen und die grüne Farbe der Vegetabilien. Ueber die Bildung des Sauerstoffgas aus den Pflanzen bey der Einwirkung des Lichtes. Licht sey nothwendig zur Bestehung der Vegetation, 1) als Reizmittel, 2) als Auflösungsmittel, 3) als Bindungsmittel. Als Reizmittel, um im Innersten der Pflanze Bewegungen hervorzubringen, welche durch keine andere äußere Kraft auf diese Art und mit dieser Thätigkeit könnten bewirkt werden: dleß sey die wahre Ursache der Nutation, des Oeffnens und Schließens, des Wachens und Schlafens der Pflanzen, und das Beförderungsmittel ihrer Ausdünstung. Als Auflösungsmittel, um das Wasser zu zerlegen, die Kohlensäure zu zerlegen, und das Sauerstoffgas abzuscheiden, dessen Anhäufung immer die Bleichsucht der Vegetabilien verursacht. Als Bindungsmittel, wodurch

Kohlenstoff, Wasserstoff und andere Bestandtheile verdichtet und dem Pflanzkörper assimilirt werden. Die Vegetation sey ein steter Desoxydations-Proceß, der Lebens-Proceß eine continuirliche Oxydation (?), und folglich Vegetation der negative Lebens-Proceß. (Wie dieß letztere folgt, ist uns nicht ganz deutlich. Hier hat der Verfasser Hrn. Schelling vor Augen gehabt, mit dessen Aussprüchen man es überhaupt so genau nicht nehmen muß. Auch bey dem Lebens-Proceß muß Desoxydation Statt finden, um das Uebermaß des sich bildenden Orygens wegzuschaffen. Oxydation und Desoxydation müssen sich sowohl im Thiere, als in der Pflanze, immer das Gleichgewicht halten.)—

**Zweyter Theil.** Wirkung des Lichtes bey chemischen Processen. Man könne alle Körper unter vier Classen bringen, denn sie seyen a) entweder Säuren, oder b) solche Substanzen, welche den Säuren entgegen wirken, und welche man mit dem minder schicklichen Nahmen Alkalien bezeichnet habe, mit einigen Neuern aber Basen nennen könne, oder c) solche Körper, welche aus Säuren und Basen zugleich bestehen, neutrale, oder endlich d) adiaphore, welche zu keiner der vorhergehenden Classen gehören. (Seitdem man weiß, daß die Alkalien und Erden so gut, wie die Säuren, selbst Oryde sind, und also aus oxydirten Basen bestehen (welches nun freylich zu der Zeit, als der Verf. diese Abhandlung schrieb, noch nicht bekannt war), dürfte der angeführten Classification wohl eine einfachere nachfolgen. Körper, welche denn z. B. aus Säure und Base (letztere in dem Sinne des Verf. genommen) bestehen, wären dann eigentlich Trippel-Verbindungen, nämlich aus Sauerstoff und zwey Basen, z. B. schwefelhaftes Kali, und Sauerstoff, Schwefel und Kalium u. s. w.)



Im 92. §. hat es den Schein, als wenn allen Alkalien oder Basen ein gemeinschaftliches Princip zum Grunde liegen müsse, wie den Säuren der Sauerstoff oder das Säureprincip, wenn soll begriffen werden können, wie die Säuren durch die Alkalien abgestumpft oder neutralisirt werden könnten. Unfers Erachtens ist ein solches alkalisches Princip eine bloße willkürliche Annahme, auch zur Erklärung jener so genannten Abstumpfung gar nicht erforderlich. In dem Lichte glaubt indessen der Verf. eine Kraft annehmen zu dürfen, welche sowohl die Säuren, als selbst die Alkalien (?), abstumpfe, und sucht dieß aus den bekannten Erscheinungen zu beweisen, daß Schwefelsäure, Salpetersäure und einige andere, eine Verminderung ihrer Acidität erleiden, wenn sie dem Sonnenlichte oder auch nur dem Lichte einer Glühbirne ausgesetzt werden. Natürlich ergibt sich, daß das Licht hier desoxydirend wirkt, und Sauerstoffgas entwickelt. Ob hierbei das Licht mit den Säuren selbst sich verbindet, und dadurch verursacht, daß ein Theil des Oxygens, mit dem Wärmestoff vereinigt, als Gas entweichen kann, oder ob es selbst als Bestandtheil mit in das Sauerstoffgas eingetretet, ist so leicht nicht zu entscheiden. -Indessen scheint der Verf. wohl der erstern Meinung zu seyn, wenn er §. 162 aus allen Thatsachen die Schlüsse zieht: Wenn Licht sich mit Körpern verbindet, werde das Säureprincip frey, und umgekehrt, wenn das Säureprincip sich mit Körpern verbinde, werde Licht frey; Licht und Säureprincip seyen also gleichsam Antagonisten, indem das Licht das Band zerreiße, wodurch das Säureprincip an die Körper gebunden sey u. s. w. Im 116. §. sucht der Verf. zu beweisen, daß auch bey der Zusammensetzung und Zerlegung des Wassers

das Licht sehr oft im Spiele sey, z. B. wenn Phosphor unter Wasser aufbewahrt wird, bewirke er nur in dem Falle eine Wasserzersehung, wenn er nicht vor Licht geschützt sey. Daß er sich mit einer weißen Rinde überziehe, daran sey ganz allein das Tageslicht Schuld. Das Licht befördere hier die Wasserzersehung, und die Verbindung des Orygens mit dem Phosphor. Der zugleich frey gewordene Wasserstoff verbinde sich mit Licht und Wärme, und erscheine als Wasserstoffgas, daher werde man bey solchen Flaschen, worin Phosphorstangen aufbewahrt werden, allemahl bemerken, daß bey Lüftung des Stöpsels Luft herausdringe, welche sich zuvor im verdichteten Zustande befand. Bey der Zerlegung der Wasserdämpfe im Flintenlaufe komme nicht eher Wasserstoffgas zum Vorschein, bis der Flintenlauf glühe u. s. w. (Nach des Rec. Urtheil scheint aus diesen von dem Verf. angeführten Thatsachen die Wirkung des Lichtes doch noch nicht so völlig entschieden zu seyn. Der Rec. bewahrt das Glas, worin er seinen Vorrath von Phosphorstangen hat, der Vorsicht wegen beständig in einer wohl zugemachten blechernen Büchse auf, die nur alle halbe Jahre auf einige Minuten geöffnet wird, um den zu seinen Vorlesungen nöthigen Phosphor herauszunehmen. Aber dennoch sind die Phosphorstangen mit einer dicken Drydrinde überzogen. Wird von einer solchen Stange die Rinde abgeschabt, so zeigt sie sich in dem nächsten halben Jahre doch wieder, ungeachtet während der ganzen Zeit der Phosphor im Dunkeln war, und was nun das zur Entbindung des Wasserstoffgas nöthige Glühen des Flintenlaufs betrifft, so kann man auch sagen, daß die Hitze, bey der das Eisen glüht, nur erforderlich ist, um dem Eisen den Grad der Verwandtschaft zum

Sauerstoffe des Wassers zu ertheilen, um sich denselben bemächtigen zu können, welches bey niedrigerer Temperatur nicht geschehen würde.) Vom 124. bis 143. S. beschäftigt sich der Verf. mit der Wiederherstellung der Metalle aus ihren Oxiden durch Einwirkung des Lichtes. Der Verf. schließt, daß, wenn gleich auch viele der von ihm angeführten Reductionen durch Wärme ohne Licht erhalten werden könnten, dieß doch weiter nichts beweise, als daß ein und derselbe Effect auf mehr als Eine Art erfolgen könne, wie sehr oft in der Chemie der Fall sey. In jedem Falle werde bey solchen und ähnlichen Operationen Wärme ohne Licht immer einen höhern Grad der Temperatur erfordern, als Licht und Wärme zugleich, und daß endlich Wärme ohne Licht oft den Effect gar nicht leiste. Bey der Wiederherstellung der Metalle durch Einwirkung des Lichtes scheint der Verf. der Meinung der Madame Fulhame günstig zu seyn, nämlich daß bey diesen Operationen immer Wasser (sey es auch nur aus der Atmosphäre angezogen) zugegen seyn müsse, und daß das Licht die Metalle nur mittelst Zerlegung des Wassers wieder herstelle. Wenn man nun aber sieht, daß S. 144 das Licht unter ähnlichen Umständen auch wieder die Oxidation vieler Metalle bewirkt, so bleibt bey allen diesen Versuchen doch noch immer sehr viel Unbestimmtes in Rücksicht auf die eigentliche mittelbare oder unmittelbare Wirkungsweise des Lichtes, wozu, unsers Erachtens, noch ganz andere Versuche zum Grunde gelegt werden müßten. S. 163 bis 244 wird von der Verbrennlichkeit, dem Verbrennen und Leuchten der Körper gehandelt, und aus allen Thatsachen das Resultat abgeleitet, daß die Quelle des Lichtes bey dem Leuchten der Körper nicht ausschließlich im Sauerstoff-

gas zu suchen sey, daß alle Körper, welche zum Leuchten geschickt sind, das Licht entweder aus sich selbst liefern, oder es kurz zuvor aus der Sonne eingefogen haben; daß es mit den Körpern mannigfaltig verbunden, bald leicht adhärend, bald näher vereinigt, bald nur durch völlige Zersetzung von ihnen trennbar sey, keine Substanz aber ärmer an Licht sey, als das Sauerstoffgas; daß ferner Licht und Wärme zwey ganz verschiedene Stoffe seyen, auch Licht und Säureprincip nicht einerley Dinge seyn können. Der beschränkte Raum unserer Blätter verstattet uns nicht, in das Detail der Versuche einzugehen, wodurch der Verf. sich zu obgedachten Folgerungen für berechtigt hält, deren einige doch noch starken Einsprüchen ausgesetzt seyn möchten. Von S. 244 bis 296 wird von der Zerlegung des Lichtes in die farbeerregenden Bestandtheile, vom electricen und Galvanischen Lichte, gehandelt. Chemische Wirkungen des farbigen Lichtes. Manche hieher gehörige Versuche scheinen uns noch nicht genug wiederholt zu seyn, um darauf fußen zu können. Von Herschel's so genanntem dunkeln, unsichtbaren Sonnenlichte, das nur erwärmen, aber nicht leuchten soll, hat der Verf., nach seinen Versuchen, sich nicht überzeugen können. Auch wir stimmen darin mit ihm vollkommen überein, daß Herschel nur getäuscht worden ist. Der Verf. hält es für wahrscheinlich, daß die electriche Materie in einer Verbindung des Lichtes mit dem Säure- und (oder?) alkalischem Princip bestehe. Daß das letztere Princip etwas willkürlich Angenommenes sey, ist schon oben erwähnt worden. Den Beschluß dieser Schrift machen allgemeine Betrachtungen über Licht und Wärme, als Haupt-Resultate der von dem Verf. zusammengestellten Erfahrungen. Die meisten haben

wir schon in der Kürze mitgetheilt. Ob der Verf. das Licht für eine Materie hält oder nicht, hat der Rec. nach wiederholttem Durchlesen des 298. §. doch nicht herausbringen können, und so haben wir mehrere Male bemerkt, daß der Verf. seine wahre Meinung über diese oder jene Gegenstände nicht immer mit der gehörigen Klarheit geäußert hat, welches nun freylich zum Theil eine Folge von der Schwierigkeit des Gegenstandes selbst ist, den der Verf. sonst so lehrreich und so weitumfassend bearbeitet hat, als es nach den bisherigen Erfahrungen und Thatsachen nur möglich ist.

Die Schrift: *Ueber die Phosphorescenz der Körper*, enthält eine große Menge eigener Versuche, und ist gewiß die vorzüglichste unter allen, welche bisher über diesen Gegenstand erschienen sind. Sie wird aus 5 Theilen oder Abhandlungen bestehen, worin folgende Gegenstände behandelt werden sollen: I. Ueber die Phosphorescenz durch Bestrahlung oder Insolation; II. durch äußere Temperaturerhöhung; III. durch innere Temperaturerhöhung mittelst chemischer Mischungen; IV. durch mechanische Temperaturerhöhung mittelst Druck und Reibung; V. durch freywillige Zersetzung vegetabilischer und animalischer Substanzen, doch mit Einschränkung auf die bloß anorganischen (nicht lebenden) Körper, weil es dem Verf. an Gelegenheit fehlte, das Leuchten der Seegewürme, der Seepflanzen, des Meeres, der Ost- und Westindischen Insecten u. s. w. selbst zu untersuchen, auch das Leuchten der lebenden Geschöpfe gar zu sehr vom Lebens-Proceß, vom Habitus und der Willkühr der Thiere modificirt werde, um vor Täuschungen sicher zu seyn, und mit Gewißheit entscheiden zu können, was willkürlich oder nothwendig erfolge. Die vor uns liegende Schrift

macht also nur die erste Abhandlung des ganzen Werkes aus, dessen baldige Fortsetzung gewiß der Wunsch aller Naturforscher seyn wird. Es zerfällt diese Abhandlung wieder in mehrere Abschnitte und einzelne Kapitel. I. Abschn. Phosphorescenz der Körper in ihrem natürlichen Zustande. II. Phosphorescenz künstlicher Präparate, z. B. der verschiedenen Phosphore von Balduin, du Jan, Margraf, Canton, Wilson &c. III. Phosphorescenz durch electricisches Licht. Die beiden ersten Abschnitte betrachten bloß die Erscheinungen des Fortleuchtens der Körper im Dunkeln, wenn sie dem Sonnenlichte ausgesetzt gewesen, und wovon die wahre Ursache bis jetzt noch immer ein Geheimniß gewesen sey. Weßwegen denn der Verf. sich vornahm, diese Untersuchungen von neuem vorzunehmen, die näheren Umstände jener Phosphorescenz zu bestimmen, und so zu Werke zu gehen, als wenn in der ganzen Sache noch gar nichts geschehen wäre. Da ihm ein vortrefflicher physicalischer Apparat und ein ziemlich vollständiges Naturalien-Cabinet zu Gebote stand, so hatte er alle Gelegenheit, die verschiedenen Producte der drey Naturreiche nach Wunsch zu untersuchen. Der Verf. fand, daß die kalkartigen Fossilien, und überhaupt die mit gesäuerter Kalkerde hinreichend gemengten Natur-Producte, vorzugsweise die besten natürlichen Phosphore durch Bestrahlung sowohl vermittelst des Sonnenlichtes, als auch des electricischen Lichtes, sind. Nach Verschiedenheit der Säure, mit welcher die Kalkerde verbunden ist, fällt auch die Dauer und die Stärke der Phosphorescenz aus. Insbesondere unterscheiden sich die kohlenfauren Kalksteine von allen phosphorescirenden Mineralien durch ihr glänzendes, helles, weißes Licht im Dunkeln. An-

dere Erdarten verbreiten mehr ein ruhiges weißes Licht. Die schwefelsauren Kalksteine leuchten zwar durchgehends, aber viel schwächer, und eine kürzere Zeit. Auch die der Kalterde beigemischte Phosphorsäure ist der Phosphorescenz nachtheilig. Aber ganz vorzüglich zeichnet sich die mit Flußsäure verbundene Kalterde aus. Keine Kiesel-, Thon- und Talkerde scheinen zur Phosphorescenz mittelst des Sonnenlichtes untauglich zu seyn, so auch brennbare Mineralien, regulinische Metalle. Die Metallsalze phosphoresciren ziemlich gut; die künstlichen, durchs Feuer bereiteten, Metalkoxyde sehr schwach oder gar nicht, die natürlichen schon etwas besser. Das Pflanzenreich ist an guten Phosphoren sehr arm; die verschiedenen Theile der Gewächse, so lange sie im natürlichen Zustande bleiben, geben nur schwaches Licht. Durch vollkommenes Austrocknen aber werden sie verbessert, so wie auch manche durch das Bleichen. Alle thierische Substanzen, welche kohlensaure Kalterde enthalten, phosphoresciren sehr gut, wenn sie wohl getrocknet sind. Körper, welche am lebhaftesten leuchten, halten deswegen nicht am längsten aus. Die am meisten glänzenden Phosphoren des kohlensauren Kalkgeschlechts leuchten höchstens 30 bis 40 Secunden lang, die mit einem ruhigeren Lichte phosphorescirenden Flußspathe halten 15 bis 50 Minuten lang aus. Alles phosphorische Licht dieser Art ist weiß und ohne prismatische Farben, was jedoch nur so lange gilt, als der Körper noch nicht durch Kunst vorbereitet, oder in seiner Structur verändert worden ist. Künstliche Präparate erscheinen in mancherley farbigem Lichte. Auch geschieht dieses, wenn man zur Erregung des Lichtes künstl.

liche Electricität oder äußere Hitze gebraucht hat. Es ist unnöthig, manchmal sogar schädlich, die Körper lange von der Sonne bescheinen zu lassen. Eine Beleuchtung von 8 bis 10 Secunden sey hinreichend, jeder Substanz das Maximum ihrer Phosphorescenz zu ertheilen. Körper verlieren ihren phosphorischen Glanz nicht, wenn man sie nach der Bestrahlung selbst unter Wasser versenkt, wenn nur das Wasser die Körper nicht auflöst, oder ihren Aggregat-Zustand ändert. Die gewöhnliche Erklärung des Phosphorescirens durch Bestrahlung, nämlich daß die Körper das von außen auf sie fallende Licht aufnehmen, schwach an sich halten, und dann nach und nach wieder fahren lassen, welcher Erklärung selbst noch Verthollet in seiner *Statique chimique* zugethan sey, findet der Verf. nach seinen Erfahrungen nicht genugthuend. Seine Gegengründe sind im 39. §. umständlich vorgetragen. Wenn sie gleich nicht durchaus beweisend sind, so sind sie doch im Ganzen von der Beschaffenheit, daß man sich genöthigt sieht, von der bisherigen Erklärungsart abzugehen, zumahl wenn man auch die Phänomene der Phosphorescenz solcher Substanzen, welche bereits eine künstliche Vorbereitung erhalten haben, und wovon der Verf. im zweyten Abschnitte handelt, mit in Erwägung zieht. In dem Umfande, daß man keinen natürlichen oder auch künstlichen Phosphor durch Bestrahlung vorfindet, der nicht entweder eine gesäuerte Erde oder einen andern mit einer Säure verbundenen Bestandtheil enthält, und in der Thatfache, daß alle Phosphorescenz durch Bestrahlung, mit einer schwachen Entsäuerung der phosphorescirenden Substanzen begleitet ist, findet der Verf. die natürlichere Erklärung, daß mit der



Säure zugleich eine Portion des zuvor mit den Körpern eigenthümlich verbundenen Lichtstoffes frey werde, daß demnach das Licht, was die phosphorescirenden Substanzen ausstrahlen, eigenthümliches, und nicht von der Sonne durch die Bestrahlung angezogenes und wieder zurückgeworfenes Licht sey. — Wir begnügen uns, hier nur das Haupt-Resultat der Untersuchungen des Verf. angeführt zu haben. Die Gründe muß man durchaus im Zusammenhange lesen, um diese neue Erklärungsart, die uns den Phänomenen ganz gut anpassend zu seyn scheint, annehmbar zu finden. Die Kürze, auf die wir uns beschränken müssen, erlaubt uns nicht, aus dieser gehaltvollen Abhandlung auch noch Etwas von der durch electriche Bestrahlung zu bewirkenden Phosphorescenz der Körper mitzutheilen, welche der Verf. ebenfalls nach seinen Grundsätzen zu erklären sucht.

### Halberstadt und Heiligenstadt. *Hey*

Von dem guten Geiste der Schulen — von Dr. C. W. G. Lehmann, Director der Martini-Schule in Halberstadt. Octav 58 Seiten. Die örtlichen Umstände dieser gehaltenen Rede gehören nicht in die Anzeige. Viel Gutes und Beachtungswürdiges ist gesagt über das, was zur guten Verfassung einer Lehranstalt gehört, welche sich in guten Schulgesetzen und deren verständiger und treuer Befolgung und Ausübung, Zucht, Sittlichkeit und Sittsamkeit, thätigem (wohlverstandenen) Fleiß und Ordnungsliebe, Eifer und Trieb, Beyspiel und Nachfolge, unter Lehrern und Lernenden, offenbaren muß. Dieß nennt der Verfasser den guten Geist der Schulen, mit einem neuen Modeausdruck, der aber bereits Nebenbegriffe hat, die wir

bey den Schulen nicht verknüpft sehn möchten. Was er unter dem guten Geist verstehe, ist sonst S. 4 f. sehr gut im Einzelnen angegeben, und dahin bestimmt, daß das Wort Geist überhaupt, so wie auch im Wortgebrauche bekannt ist, das Innere, Wesentliche und Eigenthümliche einer Sache bedeutet, so daß auch dessen Wirkung im Handeln und Ausüben sichtbar werden soll. Der gute Geist insbesondere ist der Begriff vom Habituellen im Guten, in so fern alles Gute von guten Principien und guten Gesinnungen ausgehen, und in Handlung und im Ausüben sich äußern muß. So kömmt denn ein Geist der Ordnung, Geist des Gehorsams — auch Geist des Fortschreitens, zum Bessern s. w. zum Vorschein. Indessen hält sich der Verfasser mehr bey dem guten Geiste der Ausübung, als bey dem guten Geiste der Schuleinrichtung und des Schulunterrichts, auf, worin die Mängel doch auch beträchtlich sind, und sogar Ursache des andern seyn dürften, besonders in dem, was der Verfasser S. 26 sagt: "der gute Geist der Schulen müsse sich über den Zeitgeist erheben." Eben dieser Zeitgeist verdirbt uns den Schulunterricht in Wahl der Kenntnisse und Art des Vortrags, und in den Anforderungen, die man an einen Schulmann macht, nicht weniger. Daß der Verfasser seinen Seneca gelesen hat, sehn wir aus dem Ernste und der Kraft, mit welcher er seine Gedanken und Gesinnungen vorträgt; Eben sowohl, als in der angehängten Probe einer Uebersetzung von drey sehr zweckmäßig gewählten Briefen des Seneca 41, 43, 44. Daß diese dem Zeitgeiste behagen mögen, wollen wir wünschen.

---

# Öbtingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 27. Junius 1812.

Paris.

Gauy

De l'imprimerie de Delance: Decouverte de l'orbite de la terre du point central de l'orbite du soleil, leur situation et leur forme; de la section du zodiaque, par le plan de l'équateur, et du mouvement concordant des deux globes. Avec figures. Par Mr. C. J. E. H. d'Aguila, ancien élève du génie. 1806. 432 S. in Octav.

Zuf Verlangen hohlen wir hier eine kurze Anzeige dieses zwar schon vor 6 Jahren erschienenen, uns aber erst seit kurzem bekannt gewordenen, Buches nach. Wir haben hier einen neuen Anticopernicaner, der die Sonne jährlich einen Kreis um die Erde beschreiben, und die Planeten sich um jene bewegen läßt (wiewohl von diesen nur beiläufig und mit wenigen Worten die Rede ist). Der Erde hingegen ertheilt er außer der Rotations-Bewegung noch eine jährliche gleichförmige Bewegung in einem excentrischen Kreise in der Ebene des Aequators, und dieses Kreises Halbmesser setzt er  $\frac{1}{75}$  von dem Halbmesser der jährlichen Sonnenbahn. Diese wichtige Entdeckung, welche der Verf. selbst unbe-

geistlich nennt, und einer unmittelbaren In-  
tention zuschreibt, daher er sie auch Gott selbst  
cirt, soll das neunzehnte Jahrhundert verherrl  
und die Secten von Copernicus, Kepler und  
ton, auf welche der Verf. mit tiefer Verach-  
tungs herabsieht, vernichten. Dieß mag genug seyn  
das Buch neugierigen Lesern, wenn auch nu-  
eine psychologische Merkwürdigkeit, zu empfi-

Bergmann

Gießen.

Bei Heyer: Ausführliches Handbuch  
den Code Napoleon. Zum Gebrauche w  
schaftlich gebildeter Deutscher Geschäftsmd  
entworfen vom Oberappellationsgericht  
D. Grolman. Dritter Band. 1812. VI  
528 S. groß Octav. — Von den beiden  
Bänden ist im 4. und 5. St. unserer Anz. von  
die Rede gewesen. Es sind dort mehrere allg  
ne Bemerkungen gemacht, auf welche wir aus  
der vorliegenden Fortsetzung eines Werks, über  
ches das Publicum mit Recht sehr günstig ent-  
den hat, verweisen dürfen. Die Erörterun-  
Behre von der Ehecheidung füllt diesen d  
Band aus, und es möchten wohl diejenigen, w  
schon bey der Erscheinung des zweyten Ba-  
selbst an dem Willen des Verf., sein Werk  
den ganzen Code Napok. zu Ende zu bringen,  
selten, nicht geneigt seyn, bey bloßer Verglei-  
des Außern der gegenwärtigen Fortsetzung m  
Titelzahl des Gesetzbuches, ihre Meinung zuri-  
nehmen. Daß aber der Verf. keineswegs so  
das bezeugt mehr als Eine Erklärung in d  
Bande. — Vom Einzelnen hier nur Folge.  
Der Verf. hat die Materie in der Hauptsache  
den Abschnitten, welche das Gesetzbuch mach  
gehandelt, sehr zweckmäßig eine, vorzüglich h

sche, Einleitung vorausgeschickt — eine Zusammenstellung, welche, wie in so manchen andern Fällen, da sie vorzüglich den Gang der neuen Legislation seit der Revolution und der Debatten, welche dem Code Napol. vorangegangen sind; in ihren verschiedenen mannigfaltigen Ansichten, betreffen mußte, nicht wenig Schwierigkeiten hatte, und nach den bis jetzt hier vorhandenen Bearbeitungen immer noch Gelegenheit genug zu neuer ausgezeichnete Behandlung darbot. Doch die Einleitung zeigt noch einen andern Gesichtspunct, welcher das Eigene hat, daß manche unserer Juristen, wenn sie weiter nichts, als den Anfang lesen, den Verfasser verdammen, andere dagegen ihn in den Himmel erheben, und beide Parteyen, wenn sie noch weiter lesen wollen, sich dennoch geirrt zu haben eingestehen werden. — Da sich die Liebe nicht mit einer Zeitbestimmung denken lasse, so liege es in dem moralischen Wesen der Ehe, als einer durch Liebe vermittelten gänzlichen Vereinigung der Gatten zu Einem Wesen, daß diese Verbindung nicht anders, denn als eine ewige, unzertrennliche, geschlossen werden könnte. Freylich aber komme der unvollkommene Mensch, dem unvollkommenen Menschen gegen über stehend, nicht selten in die Lage, durch Erfahrung belehrt zu werden, daß er sich selbst getäuscht, indem er seinem Gatten mit wahrer ewiger Liebe anzugehören wähnte, nicht selten in die Lage, zu sehen, daß wahre Liebe nicht in dem Herzen seines Gatten wohne, daß ihm das Gelübde gebrochen sey, um dessen willen er das seinige gegeben. Dem Gesichtspuncte, daß das Gesuch des Getäuschten, welcher den Schein eines Verhältnisses nicht perpetuiren wolle, was in der That zu seyn aufgehört habe, das Gesuch um Scheidung, erhört werden müsse, könne die Kirche ihre Zustimmung nicht

versagen; ihn zu ergreifen, werde auch der Staat Ursache haben.“ Das ist die philosophische Ansicht, mit welcher der Verf. seine Einleitung beginnt; und gar leicht könnte man glauben, daß seine Absicht dahin gehe, ein a priori ausgebildetes Princip neben und vor dem Gesetze auf eine solche Weise zu gebrauchen, wie schon oft geschehen ist von denen, welche das, was ist, nach dem, was seyn sollte, zu verbessern, dem Juristen erlauben. Die Besorgniß ist indeß ungegründet; man findet keinen andern Gebrauch jener Idee, als einen solchen, welcher sich bey dem Code Napol. nicht bloß vertheidigen läßt, — den Gebrauch, sie zur Ergänzung anzuwenden, wo sich keine andere Ergänzungsweise findet, und doch ergänzt werden soll, — mit Beachtung der Rücksicht, daß eine positive Legislation dem Ideale, was in jenem Gesichtspuncte liegt, sich nur nähern, daselbe in einzelnen Anwendungen wirklich machen, aber niemahls in seinem vollen Umfange in die Praxis einführen kann. — Bey der Darstellung des Einzelnen ist denn auch hier der Verf. wieder manchem Vorurtheile kraftvoll entgegen getreten, und Rec. kann sichs nicht versagen, wenigstens ein interessantes Beyspiel davon herauszuheben. Es ist bekannt, daß man bey der Lehre von den Wirkungen der Ehescheidung sehr gewöhnlich annimmt: dem Ehemanne bleibe nach der Scheidung derjenige Vorzug in der Ausübung der Elternrechte, welchen ihm das Gesetz während der Dauer der Ehe vor der Frau gegeben; verbleibe ihm, in so weit nicht durch besondere gesetzliche Bestimmungen Modificationen begründet seyen. Es ist aber auch bekannt, daß dieser Grundsatz nirgends ausdrücklich im Code Napol. vorkommt, ferner bekannt, daß er in seiner Ausführung nicht wenig Anstoß macht, und

daß man um deswillen schon diesen und jenen andern Ausweg versucht hat. Der Verf. ist nun der Meinung, daß man dem Ehemanne als solchem in dem vorliegenden Falle keinen Vorzug einräumen dürfe; wo nicht das Gesetz einen solchen ertheilt habe, daß man vielmehr von der Idee ausgehen müsse: der Code Napol. gibt an und für sich beiden Ehegatten das Elternrecht (Art. 372), sagt dabei zwar, daß der Ehemann während der Dauer der Ehe die Ausübung dieser Rechte habe (Art. 373) — eine Bestimmung, welche bey den übrigen Grundsätzen über die Verhältnisse der Ehegatten unter einander und gegen dritte Personen nicht gut anders ausfallen konnte; — fügt aber nicht hinzu, daß jenes Vorrecht auch auf allen Fall nach Aufhebung der Ehe bleiben solle; um deswillen muß man hier auf den allgemeinen Grundsatz zurückgehen, daß das Elternrecht beiden Ehegatten zusteht, und daß, weil beide es nicht neben einander ausüben können, ohne in beständige Collisionen zu gerathen, das Gesetz hier den billigen Ausweg getroffen hat, entweder im Zweifel denjenigen Ehegatten vorzuziehen, welcher bey einer Scheidung wegen Schlechtigkeit der un- schuldige Theil ist, oder denjenigen, welcher bey einer Scheidung durch Zustimmung diesen Vorzug durch Privatwillkühr erlangt hat (Art. 280, 302, 303). Daß diese Ansicht mit den Worten und der nothwendigen (oder doch sehr wahrscheinlichen) Grundlage der angeführten Gesetze und mit dem Umstande, daß nach einer Ehescheidung die Subordinations-Verhältnisse der Frau im Allgemeinen aufhören, in sehr guter Verbindung stehe, dafür erklärt man sich wohl nicht ungern, und Rec. glaubt nicht, daß die Modification, welche im Art. 148 u. f. enthalten ist, auf der einen, und die Unbestimmt-

heit der Ueberschrift und einiger Artikel des neunten Titels im ersten Buche des Code Napol., auf der andern Seite, wider die Argumentation des Verf. in Betracht kommen dürfen. Selbst der Umstand, daß die Art. 280, 302, 303, nur einzelne Theile des Elternrechts berühren, kann bey der Art der Abfassung des Gesetzbuches kein bedeutendes Gegengewicht gegen eine Theorie abgeben, welche den Forderungen der Consequenz möglichst entspricht. — Schließlich mag erlaubt seyn, noch mit einigen Worten das, was der Verf. über die Ehescheidung wegen bösslicher Verlassung gesagt hat, zu berühren. Rec., welchem nicht unbekannt ist, daß noch jetzt mehrere Deutsche Practiker der Meinung sind, es sey jener Ehescheidungsgrund der Napoleonischen Legislation nicht zuwider, wünscht recht aufrichtig, daß die Widerlegung des Verf. auch das Ihrige zur Vernichtung einer solchen Meinung beytragen möge. Wenn übrigens hier behauptet wird, daß bey der Entfernung eines Ehegatten solche Nebenumstände vorgekommen seyn können, welche jene Handlung unter die Rubrik der groben Beleidigungen stellen, und sie auf diese Weise zu einer Ursache der Ehescheidung qualificiren: so läßt sich gegen diese Verbindung wohl nichts erinnern. Man darf natürlich nicht übersehen, daß die bössliche Verlassung dadurch auf keine Weise in die Classe der Ehescheidungsgründe gebracht wird, und daß man in einem Falle der gedachten Art immer nur an eine Klage wegen grober Beleidigungen zu denken hat. Unter dieser Voraussetzung theilt denn auch Rec. die Meinung des Verf., daß jene Theorie in keinem Widerspruche mit einer bekannten, von dem Hrn. Justizminister in Westphalen über die Ehescheidung wegen bösslicher Verlassung erfolgten, Erklärung stehe.



102. St., den 27. Jun. 1812. 1015

Göttingen.

Weyn

Von unserm Hrn. Professor Fiorillo haben wir eine kleine Schrift erhalten, welche aufs neue von seiner großen Belesenheit zeugt, welche er mit seiner Kunst und Kunstwissenschaft verbindet: Ueber einige Italiänische Gelehrte und Künstler, welche Matthias Corvinus, König von Ungarn, beschäftigte. Ein Versuch. 1812. 32 Seiten. Sr. Excellenz dem Hrn. Staats- und Conferenzzminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Metternich, Curator der kaiserl. königl. Academie der vereinigten bildenden Künste zu Wien, gewidmet. Die Veranlassung war, daß Hr. Prof. Fiorillo neulich als Mitglied in jene Academie ist aufgenommen worden. Der König Matthias Corvinus von Ungern hat als freygebiger Beschützer der Künste und Wissenschaften einen unsterblichen Namen; wer weiß nicht von seiner Bibliothek, von Gelehrten, die er an seinem Hof hatte, fremdher dahin berief, oder in Italien unterhielt, um ihm alte Handschriften abzuschreiben! Mehrere werden in dieser Schrift genannt, und einige Anekdoten angeführt; aber vorzüglich wird von Künstlern gehandelt. Der erste und berühmteste ist der Baumeister und Bildhauer Antonio Filarete, oder Antonio Averulino, ein Florentiner, von welchem S. 14 schätzbare Nachrichten gesammelt sind; von seinem Werke über die Baukunst ließ der König Matthias eine Copie verfertigen. Weiter, der Architect Chimenti Camicia; der Miniatur-Maler Gherardo, der Kunstschreiner Benedetto da Majano; Andrea Verrochio, Filippo Lippi, Mariotto Albertinelli, Andrea da Siesole, der ein marmornes Grabmahl zu Grant verfertigt hat;

1016 G. g. N. 102. St., den 27. Jun. 18

der Miniatur-Mahler Attavante, ein Florentin von welchem ein Martianus Capella mit Miniaturen von seiner Hand ist; ein Silius Itali mit Miniaturen ist die Arbeit eines andern Künstlers; dagegen findet sich noch ein Missale Gemählde von Attavante in der Bibliothek Brüssel. S. 28 f.

Reyne

### Weimar.

Wenn einem um dem Staat verdienten Ma von den gesammten Mitgliedern seines Collegii eine öffentliche Bezeugung des Danks, der Theilnahme an seinem Wohl, abgesta wird: so ist dieß eine wechselseitige Ehre für Mann, und für die Collegen selbst. Der Re sent hat einen Lateinisch geschriebenen Aufsatz in Händen, worin dem um seinen Herzog und de Lande höchst verdienten geheimen Regierungsrath Traugott Lebrecht Schwabe von den Mitgliedern der Weimarschen Landesregierung, deren ältestes Mitglied er ist, zu seinem erlebten Jubiläum Glück gewünscht wird. Daß die Lateinische Sprache von einem Regierungs-Collegium dazu gewählt ist, muß für die gelehrten Studien als erfreulich betrachtet werden. Der Verfasser ist, so viel wir wissen, der Hr. Assessor Friedrich Peucer, unser ehemahlige gelehrte Bürger; er hat einen rühmlichen Beweis angesetzt, daß er die humanistischen Studien seit der Zeit nicht verläugnet hat. Einige Nachrichten von dem Leben und den Verdiensten Hrn. geheimen Regierungsraths, auch einige literarische Notizen, sind eingerückt. die den Lesern angenehm seyn werden.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 27. Junius 1812.

Kopenhagen.

*Delii*

Nials-Saga. Historia Niali et filiorum, latine reddita, cum adjecta chronologia, variis textus islandici lectionibus, eorumque crisi, nec non glossario et indice rerum ac locorum. Accessere specimina scripturae codicum membraneorum (2) tabulis aeneis incisa. Sumtibus Petri Friderici Suhmii et legati Arna Magnaeani. 1809. XXXII und 872 Seiten in Quart.

Wir hohlen hiermit eine durch Zufall verspätete Anzeige nach, die in unsern Blättern wohl nicht fehlen darf. Seit des würdigen Suhm edler Patriotismus (dem die ältere Nordische Litteratur so sehr viel verdankt) die Auflage der im Jahre 1772 von Olav Olafsson Isländisch herausgegebenen Saga af Niali Thorgeirs syni an sich gekauft hatte, erwartete man auch eine lateinische Uebersetzung, die das Werk eigentlich erst recht zugänglich machte; denn wie Wenige werden dahin gelangen, in der Ursprache die Sagen Islands ohne Hülfe zu lesen! Allein umsonst hoffte man von einer Zeit zur andern auf die Erfüllung

E (5)

dieses Versprechens, und so wenig dieser als anderer Nachlaß Suhm's, von dem man wußte, daß er, bis auf eine Kleinigkeit, schon gedruckt sey, erschien; seit 1787 ruhet auch plötzlich Arnas Magnusen patriotische Stiftung von aller öffentlichen Mittheilung so auffallend aus, daß darüber der bitterste Tadel entstand. Endlich ist die vorliegende Uebersetzung ausgegeben, und mit so größerem Vergnügen nehmen wir sie auf, als Zeichen und Unterpfand der wiederbelebten Thätigkeit dieser Stiftung, aus welcher die zur Vollendung nöthigen Kosten genommen wurden; wir hoffen nun auch bald die Vollendung der noch rückständigen angefangenen wichtigen Werke und die Lieferung neuer Ausbeute anzeigen zu können. (Möchten sie nur für einen Privatmann zugänglicher seyn!)

Unsere Anzeige wird für Viele wohl, neben andern Sachen, die dem Kenner und Freunde der Isländischen Vorzeit nicht gesagt zu werden brauchen, nicht unnützer Weise wiederholen können den bekannten Unterschied unter den vielfachen historischen schriftlichen Denkmahlen jener schnell verblühten Litteratur Islands; es wird nicht überflüssig seyn, zu sagen, daß die vorliegende Nials-Saga zu denen gehöre, welche das Leben oder eigentlich das Treiben, die merkwürdigsten Thaten und Schicksale eines Isländischen angesehenen Gutsbesitzers erzähle; Nial's, des Sohnes Thorgeir's, der im südlichen Theil der Insel wohnte, zugleich aber auch derer, die mit diesem in Berührung kamen: also nicht Lebensbeschreibung, sondern Familiengeschichte. Nial, die vorragendste Figur des bunten Bildes, war, nach der Saga, ein als Kämpfer und Rechtsgelehrter verehrter Mann, der endlich von einer feindlichen

Verbindung in seinem Hause verbrannt wurde (das geschah, wie uns die Jahrzahl am Rande sagt, im Jahre 1010). Einen großen Theil der Erzählung füllt die meist eingreifende Geschichte des Freundes und Nachbars Nial's, Gunnar, eines eben so ritterlichen Großen der Insel, der früher gleichfalls in seinem Hause überfallen und getödtet wurde. Wer nur einiger Maßen die Verhältnisse und Sitten der Bewohner Islands kennt, weiß schon im voraus, daß hier nicht bloß inländische Begebenheiten gegeben werden, sondern durch mancherley Berührungen mit dem benachbarten Norwegen, mit Schottland und dessen Inseln, mit Irland, der Kreis erweitert wird.

Die Nial's-Saga gehört zu denen, welche sehr in Ruf stehen: in der Kunst der Darstellung können wenige oder keine der ähnlichen Geschichten mit ihr die Vergleichung aushalten (Vorr. S. XI), und Suhm urtheilte, indem er sie selbst über die Bildungen des hochgefeierten Snorro setzte, er habe wenige Bücher mit so vielem Vergnügen gelesen; sie gehört zu den ältesten Erzeugnissen des Nordischen Geistes; sie soll wohl gar von Sámund herrühren, der 1133 starb, Vorrede S. XVIII. (Man erlaube dem Verfasser dieser Anzeige, wie überall, auch bey dieser Angabe, bloß vortragen zu dürfen, ohne critische Flocken einzustreuen, was ohnehin für diese Blätter nicht geeignet ist, ohne sich in den Streit zu mischen, der über die Denkmale Islands, ihr wahres Alter und ihren historischen Werth jetzt schwebt, und im Vorbeygehen dazwischen zu sprechen, worin sich so lange keine, jeden Zweifel an ihrer Richtigkeit ausschließende, Entscheidung erwarten läßt, als von der einen Seite über die Grenzen geschnellte so genannte Vaterlandsliebe, oder auch nur eine ger-

wohnige Vorliebe für lang gehegte Ansichten, als gewordenem Glauben, sich zu keiner Nachgiebigkeit in den wichtigern Puncten verstehen will, oder gar die allerneuesten mystischen Grillen einer unpoetischen Verirrung ihr thörichtes Spiel damit treiben, und vernünftigen Gründen keinen Werth gestatten; auf der andern Seite eine nicht tief genug geschöpfte Kenntniß eben auch zu rasch abspricht — daß Adelung es that, ist klar, aber auch dieß hat sein Gutes gehabt: ohne ihn wäre der Untersuchungsgeist nicht aufgeregt, und wenn auch manche seiner Pfeile zu stumpf waren, so hafteren doch andere, und in vielen Stücken hat man schon nachgeben müssen; was freylich nie geschehen wäre; und eigentlich hat er, indem er Schlözer's und Ihre's frühere (von ihm aber, wie es scheint, nicht gekannten) Gründe neu, aber auf eine nicht tief genug eindringende und seine Ansichten nicht begründende Weise vortrug, doch nur seinem Rufe geschadet, verhindert, daß die, in der Hauptsache wahren, Ideen nicht schneller allgemeinen Einfluß erhielten — aber die Sache selbst ist dadurch bey weitem nicht zum Vortheil der Gegner abgeurtheilt. Soll der Streit so geschlichtet werden, daß hernach das Urtheil gegen muthwillige oder ungegründete Anfechtungen hinlänglich gesichert ist, und daß Jeder die Vertheidigung übernehmen, kein Anwalt aber durch Verdrehungen etwas dagegen ausrichten kann: so müssen wir erst noch mehrere Materialien erhalten; wir müssen das, was aus dem ganzen Umfange der Isländischen und fremden Litteratur darauf Bezug hat, leicht und vollständig übersetzen können; dazu fehlt es aber noch an den nothwendigsten vorbereitenden Arbeiten (wer wird eine genügende Litteratur der gedruckten und ungedruckten Sagen geben?),

und wichtige Hindernisse müssen noch gehoben werden. Die Edden und die Heimstringla allein können nicht entscheiden (so viel läßt sich endlich wohl begreifen), noch die Anführung dieser oder jener Stelle aus einer Sage, die man im Zusammenhange nicht prüfen kann, zu der man nicht einmahl gelangt. Solche Zeugen sind keine, und mit ihnen läßt sich kein Streit führen; es läßt sich dadurch wohl ein Streiter zum Schweigen bringen; aber es ist dann persönlicher Sieg, nicht der der Wahrheit.) Ohne ihren Umfang, ohne so reiche Notizen über Islands Alterthum (die sie nicht absichtlich geben will, und dadurch oft nur Hypothesen und Meinungen begünstigt, sondern die nebenher ungesucht aus ihr fließen), ohne die Nachrichten von andern Gegenden, verdient also die vorliegende Sage schon an sich, und als eines der frühesten Werke aus Islands Litteratur, alle Aufmerksamkeit. Wen die Verhältnisse jener Zeit und jenes Landes aus irgend einem Grunde anziehen, wer überhaupt über die Fortschritte in der Cultur bey einzelnen Stämmen nachspürt, noch mehr aber der Forscher in der Vorzeit des Nordens, dem wird sie sehr werth seyn, und er wird sie mit Vergnügen im Ganzen lesen, wenn er gleich jenes Urtheil nicht unterschreibt, und die Erzählung weder geistreich, noch für die allgemeine Geschichte besonders merkwürdig findet. Gern möchten wir beym Anlaß dieser Uebersetzung von der Sage selbst Etwas bemerken, und nicht bloß beym Total-Eindruck stehen bleiben, sondern auch manche Nachrichten über den Zustand Islands in der Zeit dieser Sage, und die Gewohnheiten und Gebräuche seiner Bewohner ausziehen, wie diese nach der Sage waren. Denn sie gehört zu den frühern: wir halten solche Darstellungen nach den verschiedenen Sagen nothwendig für die Acten

jenes Streites, und können deßhalb den Wunsch nicht unterdrücken, es möchten die gelehrten Männer in Kopenhagen oder wo sonst die Materialien sich finden, denen die ältere Geschichte, die frühern Gebräuche und der Glaube der Isländer (und damit nach ihrer Ansicht des Skandischen Nord's oder noch viel ausgedehnterer Landstriche) theuer sind, ähnliche, aber vollständigere, ehrlich, in der Hauptsache nichts übergehende, wörtlich genaue und getreue, Auszüge aus den gedruckten und ungedruckten Sagen dieser Classe, in welche nichts von ihrem System, von ihrer Ansicht, hineingelegt wäre, mit genauer Anführung der entscheidenden Textesworte, geben. Ehrlich und getreu ist dabey das erste Erforderniß: aber es ist auch kein Zweifel, daß dieses nicht fehlen würde; denn wer sich frey oder unwillkürlich dabey Etwas zu Schulden kommen liesse, den würde man zu leicht überführen durch einzelne Vergleichung der Urschrift, und was die ungedruckten betrifft (auf welche es vornehmlich ankommt, nicht nur weil sie Andern gar nicht zugänglich sind, sondern auch, weil ihrer noch so viele und so sehr wichtige seyn sollen, die vorerst noch nicht erscheinen möchten), so werden wir sie doch einmahl erhalten, oder ein unparteyischer Prüfer könnte sie vergleichen, und wer würde also wohl seinen Ruf dabey aufs Spiel setzen wollen? Solche Auszüge können leicht gegeben werden, wenn nur Einige wollen; daß ihnen eine möglichst genaue Bestimmung des Alters jeder Urschrift vorangesezt, und eine allgemeine Uebersicht des Inhalts gegeben werden müßte, braucht nicht erinnert zu werden. Aus diesen einzelnen Bestandtheilen liesse sich dann leicht eine vergleichende Darstellung aller Verhältnisse Islands anlegen, die man durchaus noch vermißt, und



welche in dem Streit über den Werth der Edden und der daraus abgeleiteten Mythologie des Nordens vorzüglich nöthig ist, um doch wenigstens sicher von dem Punkte ausgehen zu können, wie die Menschen, ihre Einrichtungen, Kenntnisse, beschaffen waren, welche diese Meinungen, diesen Glauben, diesen Gottesdienst, gehabt haben sollen — zu geschweigen, was sich daraus bestimmt über diese Punkte aus den andern, als den angefochtenen, Quellen ergibt. Erst dadurch, auf einem so rein-geschichtlichen Wege, wird die Kenntniß der Vorzeit Islands recht erweitert, gründlich, und in der Hauptsache abgeschlossen; erst dadurch erhalten wir für die Critik die erforderlichen Stützen und die Mittel, dieses oder jenes Denkmahl, diese oder jene Aussage, zu prüfen, zu gebrauchen, oder zu läutern. An wenig Orten werden sich die Sagen, so weit solche gedruckt sind, vereinigt vorfinden; das zu diesem Zweck Gehörige auszuwählen, ist schwer, dieses zu erhalten, noch schwerer, und sie alle durchzulesen, ist für den Einzelnen doch auch schon eine langwierige Arbeit, die ihm Keiner so leicht nachthut; die meisten Untersucher werden sich doch wieder auf das Zeugniß dessen verlassen müssen, der dieser Arbeit sich unterzog. Dieser Vorschlag ist umfassender und von einem andern Geiste, als die ähnliche Erwähnung des Prof. Müller, angelegt. Aber der Raum dieser Blätter gestattet uns dieses nicht, und nur für einen einzigen Gegenstand mögen wir ihn in Anspruch nehmen — für die Mythologie. In der Erzählung selbst findet sich davon fast gar nichts, nur die eingestreueten Gedichte haben einige Mahmen, einige Anspielungen mehr, doch will es auch nicht viel sagen. Odin, der Hauptgott nach der Edda, wird auch nicht Ein Mahl erwähnt, nur Ein Mahl Thor, und zwar in einer solchen

Verbindung, wo er Christus gegen über steht, mithin scheint er auch hier der oberste Gott gewesen zu seyn, wie alle außerisländischen Nachrichten vom Norden ihn darstellen. In Norwegen, in Dali, erwähnt die Erzählung eines Tempels, welchen der Häuptling Hako mit einem andern gemeinschaftlich besaß, und der nur bey des erstern Anwesenheit geöffnet wurde. Diesen Tempel gibt sie für den zweyten großen Norwegens aus (und doch war er in Privatbesitz, und gewöhnlich verschlossen?); der andere sey zu Hladin (S. 375). Drey Bildnisse bewahrte er, mit kostbarem Schmuck, Thor und seinen Wagen, Thorgerda, Hölgius Tochter (wie der Uebersetzer aus mehreren Lesarten als die richtige auswählt), und Irpa (letztere also wohl persönliche Gottheiten, den allgemeinen zugegeben?). Dieses Heiligthum erbrach ein frecher Isländer, beraubte die Bildnisse, warf sie aus dem Tempel, und jündete diesen an. Als die Besitzer die Verwüstung sahen, pries der eine seine Götter, die sich aus dem Feuer zu retten gewußt hätten; aber Hako meinte, der Thäter müßte aus Valhalla ewig ausgeschlossen seyn. Von Höllenqualen ist nachher auch einmahl die Rede, welche in einer grausenhaftesten Spuckgeschichte die Raben vorhervorbrändigen sollen (S. 600). Von Ortsgottheiten findet sich (S. 418) Etwas, wo einem Isländer vorgeworfen wird: "tu amica es genii Svinafelliani, qui te nona quaque nocte pro foemina uti dicitur." Auch den Menschen wurden eigne Genien beygegeben (S. 119, aber so gut, wie durch das Christenthum die Nahmen von Engel und Teufel in die Isländische Sprache kamen, warum denn nicht auch Christliche Ideen, oder ist der Verfasser der Sage inspirirt gewesen, daß jedes Wort genau nun auch so gesagt, jeder Gedanke so und

um kein Haar anders gewesen ist, als er sie angibt, keiner seitdem zugethan?). Auch das Julefest wird genannt (S. 90), als eine Norwegische Feier. Wie wenig aber auch von Göttern oder götterähnlichen Wesen vorkommt, desto mehr anderer Aberglauben, von Wahrsagungen, Verkündigungen (die Seherkunst ist gar Familienerbtheil, S. 269, 386), Vorbedeutungen, Zaubereyen, Glauben an Träumereyen, und was weiter in diese Classe gehört. Auch Geistererscheinungen (von denen wir billig auf eine ganz vorzügliche S. 249, wo Gunnar in seinem Grabe so anmuthig singt, die erhabenen Dichter der neuen Schule aufmerksam machen müssen, den würdigen Stoff zu einer ergreifenden Scene für ein erhabnes Trauerspiel, oder S. 605, wo auch alle übrigen Begebenheiten sogleich zu einer göttlichen Dichtung benützt werden können). Priester würden wir annehmen müssen, wenn wir die Uebersetzung wörtlich wieder übersetzen wollten, welche die Worte pontifex und pontificatus gar öfters braucht; allein sie kommen nie in Verrichtungen vor, welche auf den Gottesdienst Bezug haben, Es waren die obrigkeitlichen Personen, Richter, Schöppen, in den vier Kreisgerichten. Als die Tochter eines solchen den Pflegesohn Nial's nicht heirathen wollte, weil er nicht aus diesem Stande war, und keiner derselben seine Stelle verkaufen wollte (S. 321) (die der Uebersetzer bey dieser Gelegenheit durch jurisdictio oder magistratus gibt, manna - forrád): da wickelte auf der nächsten allgemeinen Volksversammlung Nial mehrere Streitigkeiten so in einander, daß sie ungeschlichtet blieben, und erwies die Nothwendigkeit eines fünften Obergerichts, an welches die Sachen gediehen, die auf den Kreisgerichten unentschieden blieben (ein Cassationsgericht im Sinn der Neufranzösischen Ge-

setzung); bey diesem verschaffte er seinem Böglinge eine Stelle, und die rangstolze Schöne gab ihm nun ihre Hand. Auch die erste (?) Erscheinung der Christlichen Religion auf der Insel, und der Uebertritt eines großen Theils der Bewohner durch die Ermahnungen des Norwegischen Schiffscapitäns Langbrand (A. 997), wird hier erzählt; die Annahme als der leichteste Sieg von der Welt, weil sich eine so große Geneigtheit dazu vorfand; freylich nicht ohne Wunder (S. 343 f.), aber doch lehnten sich gewaltige Isländische Zauberer dagegen auf; aber auch bey dieser Gelegenheit erfahren wir vom Heidenthume nichts. Kurz darauf wird nach Sonntagen gerechnet (S. 421), und bald darauf hat ein Ort von dem Bischofe den Nahmen (Bisicapstungum (487) im Jahre 1012, darf auch da nicht ein leiser Zweifel an des Erzählers Beachtung der richtigen Zeitverhältnisse eintreten, nun dann bedarf es freylich anderer Formen für die Critik der Denkmahle des Nordens, als wir sonst gewohnt sind!). Daß übrigens das Christenthum in den Gesinnungen der rohen Menschen keine Veränderung hervorbringen, den moralischen Adel nicht wecken noch erhöhen konnte, sondern bloß ihren Neigungen angepaßt wurde, versteht sich von selbst. Ehe sie auf ihre Fehden und zu ihren Norden auszogen, gingen sie nun erst in die Kirche, und baten den neuen Gott um Beystand (S. 420, 435). (Ob nun aus der Nials-Saga die Echtheit der Asalehre sich mit beweisen läßt, wie Müller angibt, das ergibt sich hiernach klar.)

Was endlich die Arbeit des Uebersetzers betrifft, so sagt der Titel schon das, was von dieser Seite geschehen ist: wir haben hier eine Lateinische Uebersetzung erhalten (von welcher die Vorrede bemerkt, sie gebe nicht immer gutes Latein, und komme der classischen Reinheit und Schönheit der Ursprache

nicht gleich); der man nur zu sehr das Bestreben ansieht, Islands Verhältnisse im echten Römischen Styl wiederzugeben: wörllicher, wäre sicher vortheilhafter und dankenswerther gewesen, und um so mehr, da die eigentlichen Textesworte so selten bemerkt sind, und so der Forscher und wer nicht bloß zur Unterhaltung liebet, das bey uns seltene Original zur Hand haben muß. Die Gedichte sind auch metrisch wiedergegeben, aber dadurch nicht deutlicher geworden. Die barbarische Künstlichkeit mit ihrem ganzen Gefolge und der eigne Character dieser Gedichte, die selbst dem Erzähler so einleuchtete, daß er den Inhalt gewöhnlich in schlichter menschlicher Sprache wiederholt, machen sie so dunkel, daß man unmöglich Geschmack daran finden kann. Der Uebersetzer hat jedesmahl in Noten die natürliche Folge mit den Worten der Urschrift angegeben, so wie sie ihm die richtige zu seyn schien, und Erläuterungen, die aber nicht ausreichen, hinzugethan. Unter dem Texte stehen Varianten und Critik derselben, aber zu wenig Sachbemerkungen, die eigentlich wohl nicht fehlen sollten, und an hundert Stellen durchaus erforderlich sind. Das Specimen glossarii ist ein braver Beytrag zum künftigen Isländischen Wörterbuche, die Register sind aber nicht vollständig. Die Vorrede der Commission der Arna Magnáanischen Stiftung verbreitet sich über den Werth der Sage, sucht ihr Alter zu bestimmen (daß auf Ase Frode's abweichende Meinung Bezug genommen ist (S. 385), läßt sich doch wohl noch zu etwas Anderem benutzen, als zu dem Beweis, daß er nicht Verfasser der Sage sey), beschreibt die 17 ganzen Handschriften und die 9 Fragmente, und gibt die Geschichte der Uebersetzung.

Paris.

*Hayn*

Etudes de l'histoire ancienne et de celle de la Grèce; de la Constitution de la Republique d'Athènes.

nes et de celle de Lacédémone ; de la Législation des Tribunaux, des Moeurs, et Usages des Grecs, de la poésie, de la philosophie et des sciences chez les Grecs. Par *Pierre-Charles Leveque*. Chevalier de la Légion d'honneur, Membre de l'Institut, Professeur d'histoire du Collège Impérial de France, et dans la Faculté des lettres de l'Université Impériale. To. I. . . V. Bey Fournier & Compagnie, 1811. Octav fünf Bände.

Studien über Geschichte sind es, nicht die Geschichte selbst, von einem Gelehrten, welcher einen guten Vortrag in seiner Gewalt hat, und berei mehreren historischen Schriften Geist, seine Theilung und Geschmack gezeigt hat. Wir haben die *Histoire critique de la republique Romaine* als ein lehrreiches Buch zu seiner Zeit ausführlich gezeigt G. g. A. 1807 S. 1113 f. Wir wünschte Gleiches mit diesem neuen Werke thun zu können. Wir versuchten es, sahen aber, daß es uns für die Verhältniß dieser unsrer Blätter zu weit für müßte; Dieß liegt in der Natur des Werks so wie gleich aus dem Folgenden erhellen wird. Es sind Ansichten, Urtheile und Betrachtungen, welche bey dem Lesen der Geschichte von einem denkenden Kritiker angefordert werden, der über das, was er liest, Grund, die Wahrheit, den Werth, die Ausführung den Ausgang, einzelner merkwürdiger Handlungen vorzüglicher Menschen, bey mehr oder weniger länglichem historischen Stoff, nachdenkt und frey seinen Einsichten urtheilt. Unstreitig ist dieß die rechte Art, Geschichte zu studiren, für denjenigen welcher liest, seinen Verstand aufzuklären, Sitten, Kenntnisse, Erfahrungen, zu sammeln, und ihren Nutzen für sich selbst daraus zu schöpfen; eine andere Art, die Geschichte zu studiren, als diejenige wie sie der Gelehrte, als Forscher, und der Anseher für das Gedächtniß, anstellt. — Aber eben jene

Geschichte zu studiren, setzt einen schon gebildeten, reifen oder doch reifenden Verstand, setzt Einsichten, Erfahrung und Beobachtung, Uebung im Nachdenken und Erwägen, und selbst eine bereits erworbene allgemeine Uebersicht der Geschichte, voraus. Für eine solche Classe von Lesern ist Levesque einer der lehrreichsten, unterrichtendsten Schriftsteller. — Nun tritt aber doch auch eine andere Seite der Ansicht vor die Augen: die Studien, die wir vor uns haben, sind Ansichten von einem Einzelnen, freylich einem Mann von großen Einsichten: aber ein Anderer kann andre Einsichten und Ansichten mit hinzu bringen; Sprachkunde, Alterthumskunde, Sachkunde, kann einer oder der andere in größerem Maße besitzen. Der Moralist betrachtet und urtheilt ganz anders, als der Weltmann und Staatsmann, — Bewunderung großer Entwürfe, Verwendung großer Geisteskräfte, ohne weitere Rücksicht auf Mittel und Zweck, überhaupt die Ansicht der Welt, wie sie ist, und des Menschengeschlechts, wie es unter den gegebenen Umständen nicht anders seyn kann, führt zu ganz verschiedenen Raisonnements, — und hierin liegt der Grund, warum unsre Anzeige nicht in das Einzelne hineingehen kann; sie könnte durchaus nicht anders, als hier und da abweichend, bestreitend, erinnernd seyn, und das erlaubt weder unsre Neigung, noch der Zweck unsrer Blätter; wir halten uns also bloß an eine allgemeine Anzeige. — Nur wollen wir vorher noch so viel erinnern: Dem ersten Ueberblicke nach wird es scheinen, daß in den Theilen des Werks gar kein Verhältniß ist: *Histoire ancienne et celle de la Grèce*; jene ist im ersten und in der ersten Hälfte des zweyten Bandes enthalten, alles Uebrige ist der Geschichte Griechenlands gewidmet — Man kann auch sagen, es gebe mehr andre eben so wichtige und sehr fruchtbare Gegenstände in der alten Geschichte, als die hier vorgetragenen. Darauf ist aber die natur.

liche Antwort: der Verf. liefert seine Etudes, also nach eigener freyer Wahl. Er scheint sich den Plutarch zum Muster vorgesetzt zu haben; es ist Auswahl des Merkwürdigen und Lehrreichen, wo es ihm vorkam. — Dagegen zeigt er überall Mäßigung und fluge Vorsicht, bey Verschiedenheit der Meinungen; nirgends der verhaßte Egoismus, die scharfsinnige, auf Andersdenkende verächtlich blickende, Rechthaberey. So liberal erscheint er gleich in dem ersten Hauptstücke, über die Juden, wo er der Herabwürdigung derselben überall begegnet. Auf die Juden folgt die Geschichte der Inder und der benachbarten Länder, Thibet, Schina, Japan, Tatarey; Auf manche eigne, darunter aber auch helle, Blicke trifft man hier; Richtig ist bemerkt, daß die Alten unter dem Nahmen der Brahmanen die Braminen und Sakirs vermischt haben. Sonst beurtheilt er Manches mit Europäischem Auge. Thibet müsse früher civilisirt, und von da aus Indien bevölkert seyn (noch aus Bailly's Hypothese abgeleitet): le gouvernement est sacerdotal; il le fit dans l'Inde, dans l'Egypte, chez les Hebreux, et peut être chez tous les peuples qui n'ont pas été soumis par la force militaire. — In Schina von den Mandarinen: eigentliche Gelehrte gibt es gar nicht, an wissenschaftliche Studien, ist gar nicht zu denken, Jeder lernt nur das, was er zu seiner Stelle braucht. Im Ante ist alles Form und Geschäftsfertigkeit, eine gedankenlose, sflavische Routine. Nirgends sahen wir noch ein so schwarzes Gemählde dieser Art. — Daß im alten Aegypten aller Fleiß und die Kunst durch die Arbeiten, den Ueberschwemmungen des Nils zu begegnen, bewirkt war, welche den Bau mit Steinmassen nöthig machten, folglich zum Kunstfleiß nöthigten, ist gut ausgeführt. — II. Die alte Geschichte, wie sie durch die Griechen auf uns gekommen ist. Dieß sind die Geschichten von Syrien, Phönicien, Assyrien, Medien,



Persien oder Iran, Aegypten; letzteres ist sehr ausführlich mit den Sitten, den Gebräuchen und dem ganzen Gottesdienste der Aegyptier (bis im 2. Bande S. 76). Der Leser findet in diesen Hauptstücken eine Menge Bemerkungen und Betrachtungen, die ihm reichen Stoff zu fernerm Nachdenken geben können. Nur finden zwey Bemerkungen Statt: Der Leser muß schon Vorkennniß von diesen Geschichten mit hinzu bringen, und der Gelehrte u. Critiker muß nicht seine individuellen Ansichten dabey zum Grunde legen. Zur Probe nur ein paar Beyspiele: Daß im alten Aegypten aller Kunstfleiß durch die Arbeiten, den Ueberschwemmungen des Nils zu begegnen, bewirkt worden ist, welche den Bau mit Steinmassen, die sich darbieten, nothwendig machten, folglich zwangen, zu ihrer Behandlung Werkzeuge zu erfinden, ist deutlicher gemacht, als irgendwo vor ihm. Daß das mittlere Aegypten, das Reich Memphis, seine eignen, von Oberägypten verschiednen, Deutmähler hat, darunter die Pyramiden: diese müssen also auch von späterer Zeit seyn, da das Reich selbst auf das von Heben erst gefolgt ist s. w. Eine eigne Idee: Die Anbetung der Zwiebel komme nur bey den Römern vor: sie hörten, der Affe cepus sey in Tempeln aufgestellt als Hieroglyphe, und sie verstanden caepe, die Zwiebel. Der Verf. tritt nun in der Geschichte der Griechen auf einen Boden, den große Classiker, alte und neue, geebnet haben; ihn unterstützt seine schöne, nicht bloß oberflächliche, Belesenheit und wirklicher Gebrauch der Griechischen Schriftsteller selbst; Vieles fängt aber nun an, mehr für die litterarisch gebildete und zu bildende, zumahl erwachsene, Jugend bestimmt zu seyn. Zwar das Historische ist auch für allgemeine Leser anziehend; es ist nach den besten Vorgängern anmuthig erzählt; doch ist auch vom Uebrigen vieles Gelehrtscheinendes mit großer Kunst populär vorgetragen. Die Anordnung ist folgende: Im zweyten Bande S. 77

1032 G. g. A. 103. St., den 27. Jun. 1812.

Griechenland in dem heroischen Zeitalter; und darin ist aufgenommen: Alterthum der Inschriften und der Schrift der Griechen. Attica, in diesen Zeitaltern. Sparta, das bereits heraustritt, und Athen, seit Einführung der Archonten bis zum Anfang des Peloponnesischen Kriegs. Im dritten Bande der Peloponnesische Krieg. Geschichte Macedoniens vor Philipp, unter, und nach ihm unter Alexander und seinen Nachfolgern bis auf den Tod des edeln Aratus. Eingeschaltet ist die Geschichte von Lacedämon seit Agesilaus. Nun im vierten Bande, Verfolg der Geschichte des Achäischen Bundes nach seiner Auflösung und gänzliche Unterjochung Griechenlands durch die Römer. Die Griech. Dynastie der Ptolemäer in Aegypten. Geschichte von Sicilien, vorzüglich von Syracus. — Verfassung des Freystaates von Athen. Sitten und Gebräuche der Athener. Dichtkunst der Griechen: vor Homer, Homer u. Hesiod. Endlich im fünften Bande: Fortsetzung der Dichtkunst; Dichter des achten, siebenten, sechsten, fünften Jahrh. vor Ehr. Geb. — Die drey Tragiker, mit vorangehendem Thespis; das Lustspiel, Aristophanes, das mittlere und das neuere Lustspiel; die Philosophie und die Philosophen, von Solon herunter bis Plato; die ältere, mittlere und neuere Academie, die Alexandrische Platonische Schule; die übrigen Secten der Philosophen; Sophisten; Geschichtschreiber vor Herodot, Herodot, Thucydides, Xenophon; die Künste der Bildneren und Malheren. Offenbar sind dieß bloß ausgehobne Hauptstücke, welche sich der nun verstorbene Levesque zu seinen Studien ausgesondert hatte; alle dem Uebrigen gleich, mit einer gewissen Anmuth (Amönität) behandelt. — Oft war der Rec. in der Versuchung, einzelne Stellen und Bemerkungen auszuheben, um Beweis von der feinen Behandlung zu geben, die diesem würdigen Gelehrten eigen war.

---

—

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

104. Stück.

Den 29. Junius 1812.

---

Stockholm.

*Haus*

Gedruckt bey Carl Dölen: *Samlingar i Bergs-*  
*vettenskapen, af E. T. SVEDENSTIERNA och C.*  
*J. LIDBECK. Hest 1 . . . 9. von 1806 bis 1809.*  
in klein Octav.

Wey dem großen Einflusse, den das Fortschreiten  
des Berg- und Hüttenwesens in Schweden auf den  
Wohlstand dieses Reichs äußert, wo die Gewinnung  
des Eisens und Kupfers zu den Hauptgewerben ge-  
hört; bey dem allgemeinen Interesse, welches man  
dort an diesem Industriezweige nimmt, und bey dem,  
besonders in den leztern Zeiten recht rege geworde-  
nen, Eifer, demselben durch Verbesserung der Wer-  
ke, der Proceffe und Manipulationen einen immer  
größern Schwung zu geben, mußte schon längst der  
Mangel einer zur Niederlegung neuer Beobachtungen  
und Erfahrungen im Felde des Berg- und Hütten-  
wesens gewidmeten Zeitschrift fühlbar seyn. Sehr ver-  
dienstlich ist daher das Unternehmen dieser in zwangs-  
losen Hesten erscheinenden Sammlungen, denen wir  
um so mehr einen glücklichen, ungestörten Fortgang  
wünschen, da die Herausgeber, welche beide bedeu-  
tende Posten bey dem Eisenhüttenwesen in Schweden

D (5)

bekleiden, durch ihre Kenntnisse und Erfahrungen zu vorzüglichen Erwartungen berechnen. Auch für das Ausland muß diese Zeitschrift willkommen seyn, weil sie Hoffnung gibt, die Kenntniß der Fortschritte, welche man in Schweden in der Mineralurgie macht, schneller, als es bisher geschah, zu verbreiten. Den Hauptinhalt der bisher zu uns gekommenen Hefte der bergwerkswissenschaftlichen Sammlungen wollen wir im Folgenden mittheilen.

**Erstes Heft. 76 S.** Zur Eröffnung eine an die Hüttenbesitzer in Schweden gerichtete Vorrede. Nach dieser ein von Svedenstierna verfaßter populärer Aufsatz: Om Bergsvettenskapen, der auf das Bedürfniß des größern Haufens der Bergwerks-eigenthümer in Schweden berechuet zu seyn scheint.— Om Brunstens inflytelse på Tackjernet, hvarigen-om detta lättare förvandlas till Stål, samt om Jern-och Stålhandteringen i det Oran-Nassauska landet. Ein nicht ganz uninteressanter Aufsatz von Eidbeck, der auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland die Nassauischen Werke besuchte, und hier seinen Landsleuten über die in Deutschland bekannten Erscheinungen berichtet, welche sich bey dem Verblasen braunsteinhaltiger Eisensteine zeigen, die in Schweden zu den Seltenheiten gehören. Das Problem, auf welche Weise der Braunsteingehalt der Eisensteine auf die Stahlartigkeit des daraus erzeugten Roheisens wirkt, scheint uns übrigens durch die von dem Verf. versuchten Erklärungen nicht vollkommen gelöst zu seyn. — Berättelse om Jernverken vid Arigna i Irland. Dieser Bericht, welcher vornehmlich nur die Oeconomie des Eisenwerks bey Arigna betrifft, wurde Hrn. Svedenstierna auf einer Reise in Schottland mitgetheilt.

**Zweytes Heft. S. 77. . . 192.** Mit einer Kupfer-tafel. Om Smältningskunskapen, von Svedenstierna. Gleich dem ersten Aufsätze im ersten Hefte,

von keinem wissenschaftlichen Interesse. — Utdrag af ett Bret från Herr de Napioni till Hr. Werner, angående berget Taberg i Småland; tillika med en not af denna lednare. Det Original-Aussatz steht bekanntlich im Bergmännischen Journale vom J. 1789; daraus wurde er in das Journal des mines für das J. 1804 übertragen, woraus ihn denn nun Hr. Eibbeck seinen Landsleuten mittheilt. Diesen wäre es aber unstreitig willkommener gewesen, wenn er sie, anstatt mit einer schon ziemlich alten, von einem fremden Reisenden herrührenden, kurzen Nachricht, mit einer eignen gründlichen Beschreibung des merkwürdigen Taberges beschenkt hätte, zumahl da der Napionische Aufsatz eine nicht vollkommen richtige Ansicht dieses Berges gibt, wie unser Prof. Hausmann zu zeigen sich bemüht hat (Skandinavische Reise Th. I. S. 158. . . 167). — Om Stålgårnningen vid Souppes i Frankrike, och i synnerhet om den brukliga process för tillverkningen af Mynt- och Gulddragarevalsar. Eine von Svedenstierna verfasste, auf eigne Ansicht gegründete, genaue Beschreibung der Stahl-Manipulationen in der berühmten Werkstatt zu Souppes, welche so viele Fabriken des In- und Auslandes mit stählernen Walzen versorgt. — Beskrivning öfver Eld- och Luft-Machinerna i England; öfverfättning frän John Imisons Elements of Science and Arts; af Öfvermästaren Carl Dav. af Uhr. Dazu die Kupfertafel. — Berättelse till Herrar Fullmäktige i Jern-Kontoret om mina enskilda tjänstförrättningar år 1805 von Svedenstierna.

Drittes Heft. S. 193. . . 246. Om rätta förståndet af orden Teori och Praktik, lämpade till åtskilliga grenar af Bergsvetenskapen. Zur Classe der Anfangsaufsätze in den beiden ersten Hefen gehörend. — Om ett nytt sätt att förvandla tackjern och gjutgods till smidigt jern. Dieß

Verfahren soll, nach der Angabe eines Engländers, Samuel Lucas, der im J. 1804 ein Patent darauf erhielt, hauptsächlich darin bestehen, daß Roheisen mit Eisenminern, welche vollkommenes Eisenoryd enthalten, in der Glühhitze behandelt wird; welche Adoucirungsmethode mithin nicht ganz neu ist. — Om jernmalms genaste smältning till smidigt jern. — Om Messings- tillverkningen vid Stolberg. Beide Aufsätze von Lidbeck. — Berättelse om Tackjerns- Bläsningen vid Norns Bruks Masugn, år 1805. Eine von dem Inspector Eric Nordlander mitgetheilte Nachricht von einem ungewöhnlich hohen Eisenausbringen. In der Campagne des Jahres 1805 wurden bey dem Hohofen von Norns Hütte in vier und zwanzig Bläswochen 3481½ Last Eisenstein durchgesezt, woraus 3975 Schiffpfund Roheisen erfolgten. Das höchste Wochenausbringen betrug 208 Schiffpfund 3 Eispfund, und Ein Schiffpfund Roheisen wurde mit  $15\frac{2}{3}$  Tonnen Kohlen erblasen. — Om mängden af Jern, som tillverkas i Frankrike. Entlehnt aus Statistique générale et particulière de la France et de ses Colonies; Paris 1804. Nach diesen Angaben, in deren Genauigkeit man aber einigen Zweifel zu setzen Ursache hat, ist die Roh- und Stabeisen-Production in Frankreich größer, als die so berühmte Schwedische. *Viertes Heft. S. 247. . . 333.* Berättelse om Creusots Jernverk i Frankrike; von Lidbeck. Dieses im Departement der Saone und Loire gelegene Eisenwerk gehört zu den vorzüglichsten in Frankreich, und war das erste, bey welchem man die Anwendung der Steinkohlen zur Roheisenerzeugung versuchte. — Några Smides-Försök vid Storfors Bruk, år 1806. Mitgetheilt vom Bergmeister Lindbom. — Om det i Sverige brukliga Koksmide, af Bergmästaren A. C. Baumann. Aus der Dänischen Bibliothek für Physik, Medicin und Oeconomie, von Rafn (1. B.

2. Hefte 1801), durch Svedenstierna übersetzt. Ein classischer Aufsatz, der um so wichtiger ist, da es bisher an einer ausführlichen Beschreibung der nachahmungswerthen Schwedischen so genannten Kochschmiede fehlte. Für uns ist diese Abhandlung von doppeltem Interesse, da sie von unserm Landsmanne, dem geschickten und viel gereiseten Bergmeister Baumann herrührt, welcher aus dem Lüneburgischen gebürtig ist, aber schon früh nach Norwegen kam, wo er jetzt mehreren bedeutenden Eisenwerken mit vielem Ruhme vorsteht.

Fünftes Hefte. 98 S. Historiska upplysningar om Engelska Tackjernstilverkningen. Aus Dr. Rees's New Encyclopaedia Vol. IV. Part 2. — Om Horzovitz Jernverk i Böhmen af D. Heykenkiöld. Eine kurze, nach eigener Ansicht entworfene, Beschreibung dieses trefflichen Werks. — Om skillnaden emellan tackjern och smidigt jern, jemte försök att nedsmälta det förra till smidighet i Reverberugn, af Prof. Lampadius. Ein Auszug aus der bekannten Preisschrift von Lampadius über die Unterschiede von Roh- und geschmeidigem Eisen. — Om tillverkningslättet af Skepps-Ankare i Frankrike. Einige Bemerkungen von Hrn. Lidbeck über die Anker-Fabrication zu Cosne und Guerigny in Frankreich, welche sich wesentlich von der Schwedischen Anker-Fabricationsmethode unterscheidet. — Den Schluß dieses Heftes macht der Anfang einer weitläufigen, erst im folgenden Hefte beendigten, von Svedenstierna verfaßten, Beantwortung einer nicht ganz günstigen Beurtheilung dieser Sammlungen in den Schwedischen öconomischen Annalen.

Sechstes Hefte. S. 99 . . . 287. Mit einer Kupfertafel. Försök att väga Malm och Kol på Masugnen, jemte några i anledning derat gjorda observationer; af Direktören C. D. af Uhr. Der Verf. macht in diesem Aufsätze die Vortheile be-

merklich, welche das Aufgeben des Eisensteins und der Kohlen auf den Hohofen nach dem Gewichte vor dem in Schweden allgemein üblichen Aufgeben nach dem Gemäße gewähre, und gibt eine zweckmäßige Vorrichtung an, wodurch das erstere, etwas umständlichere, Verfahren erleichtert werden kann. — Nägra Försök med gjutna Tackjernshamrar för Stångjerna-Smidet. Die Versuche, von denen Hr. Ebbbeck hier berichtet, fielen nicht günstig für die Anwendung von Stabeisenhämmern aus Gußeisen aus, ob sie gleich die Hoffnung nicht ganz benahmen, eine Roheisenmischung aufzufinden, deren man sich mit Vortheil zu solchen Hämmern bedienen kann. — Nägra tilläggningar om Gjutgods af Tackjern och om Tackjernsvallar. Dieser von Hrn. Svedenstierna verfaßte Aufsatz enthält eine Fülle von schätzbaren practischen Erfahrungen und Bemerkungen; unter andern auch die Beschreibung eines interessanten Versuchs, Walzen für Blechwerke aus einer Verbindung von Roheisen und Stabeisen zu gießen; welches sehr verdient, weiter verfolgt zu werden. — Om Magnuspipors Konstruktion; af J. G. Möllinghoff. In dieser durchdachten Abhandlung sucht der Verf. die Construction der Eisen-Hohofenschächte, woben auch in Schweden so viel Willkührliches und Schwankendes herrscht, auf allgemeine feste Grundsätze zurück zu führen, die freylich erst noch einer genauen Prüfung mit Erfahrung und Theorie gut ausgerüsteter Eisenhüttenmänner bedürfen. — Försök till en allmän öfverfikt af Jernsmältningarne i Neder-sachsen. Ein von unserm Prof. Hausmann für diese Sammlungen während seines Aufenthalts in Stockholm im J. 1807 geschriebener Aufsatz, dessen Tendenz ist: eine gedrängte systematische Uebersicht der im nördlichen Deutschlande üblichen Hohofen-Processse zu geben, und die Unterschiede zwischen diesen und den Schwedischen bemerklich zu machen.



**Siebentes Hest.** S. 288. . . 350. Mit einer Kupfertafel. Anmärkningar öfver Tackjernshand- teringen; af Hof-Rådet Hermann. Aus v. Crell's chemischen Annalen überfetzt von Hrn. Lidbeck. — Anmärkningar om hvad som bör jakttagas vid en Tackjerns-blåsning. Ein unbedeutender, bereits im J. 1796 dem königl. Berg-Collegium von Hrn. Svedenstierna überreichter, Aufsatz, der süglich hätte ungedruckt bleiben können. — Om Stångjernshär- dars inrättning till förekommande af gniftring; både genom skorstens öppningen och från här- den inåt smidjan. Eine von Hrn. Svedenstierna verfaßte Beschreibung einer sehr zweckmäßigen Vor- richtung, um das Funkenprühen aus den Frisch- feuer-Herden zu vermeiden.

**Achtes Hest.** 68 S. Mit 2 Kupfertafeln. Be- rättelse om Jernverket Eminence i Frankrike, til- lika med en beskrifning på den så kallade Macer- rie-processen. Das, was über diesen Proceß von Hrn. Lidbeck gesagt ist, verdient mit dem im 4. St. der Norddeutschen Beyträge zur Berg- und Hütten- kunde S. 63. . . 66 beschriebenen Versuche, gahres Roheisen zum Verfrischen vorzubereiten, verglichen zu werden. — Försök att tillverka Råttål i Slagg- Ugn. Die hier beschriebenen lehrreichen und der weitern Verfolgung werthen Versuche im Schlacken- Schmelzofen — dessen Construction und Gebrauch schon aus Rinmann's Bergwerks-Lexicon bekannt ist — durch eine Beschickung von Eisen-Frischschlat- ten und Roheisen mit einem angemessenen Kohlen- sage Rohstahl zu erzeugen, wurden von Hrn. Sve- denstierna auf dem Eisenwerke zu Oesterby ange- stellt. Ein Verhältniß von 6 Eispfund Schlacken zu 2 Eispfund Roheisen, welche auf etwa 1½ Tonnen Kohlen gesetzt wurden, gab das beste Resultat. — Die übrigen in diesem Heste enthaltenen kleinen Aufsätze sind von keinem Belang.

1040 G. g. N. 104. St., den 29. Jun. 1812.

**Neuntes Heft. S. 69 . . . 139. Mit 4 Kupfern.**  
Analyses af några Sjö- och Myrmalmer. Die Resultate dieser von Hrn. Lidbeck unter der Leitung von Berzelius gemachten Analysen sind bereits aus dem 5. St. des 7. Bandes von Gilbert's Annalen der Physik bekannt. — Ett lärskilt sätt att smälta Tackjern vid några Fransks masugnar. Nach einer Abhandlung im 102 Stücke vom Journal des mines bearbeitet. — Om Blätkermästare och deras nytjande. Beschreibung eines verbesserten Gebläse-  
lufsmessers, nebst einer Anweisung zu seinem Gebrauche. Der ungenannte Verfasser dieses sehr lehrreichen Aufsatzes ist ohne Zweifel der so sehr verdiente Hr. Assessor Gahn zu Falun. — Berättelse om en Hammarbyggnad vid Böxholm; af Friherre V. Rapps. Beschreibung eines zweckmäßig vereinfachten Hammergerüstes, bey welchem Drahm und Drahm säulen entbehrt werden, und dessen übrige, aus Gußeisen gefertigte, Säulen an einem die Grundlage des Gerüstes bildenden Granitblocke befestigt sind. — Nägot om Vidholmska Bläsmachinen och andra i Sverige brukliga eller förfökta Bläswerk. Einige practische Bemerkungen von Svedenstierna über Bläsmaschinen, besonders über das in der letztern Zeit in Schweden sehr beliebt gewordene Vidholms-Gebläse, welches gegenwärtig auch bey einem Eisenhohofen am Harze vorgerichtet ist. —

Wir schließen diese kurze Anzeige mit dem Wunsche, bald in den Stand gesetzt zu werden, von einer Fortsetzung Nachricht zu geben; und bemerken nur noch, daß unser Prof. Hausmann sich vorbehält, die wichtigsten von den in dieser Zeitschrift enthaltenen Original-Aufsätzen bey einer passenden Gelegenheit dem Deutschen berg- und hüttenmännischen Publicum in Uebersetzungen mitzutheilen.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 2. Julius 1812.

Nürnberg.

*Richter*

Versuch einer praktischen Fieberlehre, von D. Friedrich Wilhelm von Hoven, königl. Baierschem Medicinalrathe. 1810. Octav 446 Seiten.

Zu einer Zeit, wo die echte practische Medicin durch Hypothesenkränze, transcendente Träumereien, Systemsucht und unverständliche Sprachverwirrung beynahe zu Grunde gerichtet wird, ist ein Buch in einer verständlichen Sprache, und mit einem echt practischen Geiste verfaßt, gewiß eine seltene und erwünschte Erscheinung. Im Ganzen genommen, ist diese Fieberlehre von dieser Art. Hier und da vermißt man freylich dennoch die Sprache des practischen Arztes, und findet mehr Theorie, als man erwartete; dieß geschieht indessen nur selten. Da es nicht wohl möglich ist, von einem Buche dieser Art einen Auszug zu liefern, begnügt sich Rec. damit, Einiges auszuheben, was ihm besonders bemerkenswerth scheint; dann und wann auch Einiges, worüber er mit dem Verf. nicht gleicher Meinung ist.

Von den Fiebern überhaupt. Die Eintheilung der Fieber in Säft- und Nervenfieber gefällt dem Rec. nicht: warum nicht lieber in Gefäß- und Ner-

E (5)

venfieber? — Daß man Fieber mit gemindertem Wirkungsvermögen (asthenische) typhöse Fieber nennt, findet Rec. unrecht. Typhus ist eine eigne Krankheit, die meistens Theils excitirende, aber gewiß auch oft ausleerende, ja zuweilen sogar antiphlogistische, Mittel erfordert. Auch paralytische Fieber sollte man sie nicht nennen. Schwäche und Lähmung sind von einander verschieden; und Lähmung, als ein allgemeiner Affect, läßt sich in einem lebenden Körper nicht gedenken.

Das entzündliche Fieber (febris sthenica). Diesem Fieber liegt eine verminderte Thätigkeit des venösen, und eine erhöhte Thätigkeit des arteriellen Systems zum Grunde (?). Da die Kälte vorzüglich die Thätigkeit des venösen Systems mindert (?), entstehen diese Fieber vorzüglich im Winter. Die Faulfieber handelt der Verf. unter den entzündlichen ab; warum nicht unter den nervösen? Auch die Faulfieber, sagt er, werden, wie die synochischen, vorzüglich durch Kälte veranlaßt (?). Auch bey den Faulfiebern zeigt sich, wie bey den synochischen, auf dem Blute eine Entzündungshaut. (Eine wahre?)

Eine Menge von Beobachtungen haben den Verf. überzeugt, daß ein Brechmittel bey Faulfiebern von Ansteckung, in den ersten 24 Stunden gegeben, vortreffliche Dienste thut. Gemeiniglich verschwinden alle Merkmale der Ansteckung, der Kranke befindet sich wieder besser, und das Fieber kommt entweder gar nicht zum Ausbruche, oder wird weit gelinder. — Faulfieber, die durch Ansteckung entstehen, vorzüglich bey jungen, starken Subjecten, fangen sich zuweilen mit einem vollen, lebhaften Pulse und allen Zufällen eines sthenischen Fiebers an. So lange dieser Zustand dauert, muß das Fieber mehr oder weniger antiphlogistisch behandelt werden; und wirklich gelingt es auch nicht selten, der völligen Ent-

wickelung des Faulfiebers durch diese Behandlung zuvor zu kommen. Nichts ist schädlicher, als hier sogleich incitrende, erhitze Mittel zu geben. Aber freylich dauert dieser Zustand nicht lange. — Der Zustand bey Faulfebern ist gemeiniglich von doppelter Art. Entweder man findet im Gefäßsystem vermehrte Thätigkeit und gemindertes Wirkungsvermögen; oder verminderte Thätigkeit und vermindertes Wirkungsvermögen. Im ersten Falle sind nur solche Mittel zuträglich, welche, ohne das Wirkungsvermögen zu schwächen, bloß die zu heftige Action des arteriellen Systems mäßigen, z. B. mineralische Säuren; im zweyten aber solche, die das Wirkungsvermögen und die Thätigkeit vermehren, die so genannten reizenden Mittel, Baldrian, Wein, Blasenpflaster &c.

Von den örtlichen Entzündungen. Die Ursache der örtlichen Entzündungen ist eine krankhaft vermehrte Thätigkeit der feinsten arteriellen Gefäße, oder, wie Rec. glaubt, deutlicher, ein Krampf in diesen feinen Gefäßen, wodurch der Durchgang des Blutes in die Venen mehr oder weniger erschwert wird. Die eigentlichen Mittel gegen örtliche Entzündungen sind krampfstillende Mittel. Das Fieber, das sie begleitet, welches freylich meistens synochisch, gar oft aber auch nervos ist, muß nach der Verschiedenheit seines Characters verschiedentlich behandelt werden. — Von den rheumatischen Fiebern. Zu der Entstehung eines Rheumatismus, sagt der Verf., gehört weiter nichts, als Erkältung, wodurch die Function der Haut unterdrückt wird. Die unterdrückte Thätigkeit des Haut-Organ hat eine stellvertretende Thätigkeit eines andern Organ zur Folge. Dies ist der Rheumatismus, dessen Entstehung zu erklären, man gar keine Materie nöthig hat. Und dennoch sind, wie der Vf. selbst bemerkt, die Kranken bey dieser Krankheit sehr zum Schwitzen

geneigt. Ist denn hier die Haut-Function unterdrückt?). Der Rheumatismus ist ohne Fieber, wenn er die unterdrückte Haut-Function vollkommen, hingegen mit Fieber verbunden, wenn er sie nur unvollkommen ersetzt (?). Der nervöse Rheumatismus; er gehört mehr zu den Krämpfen, als zu den Entzündungen. (Ist denn die Entzündung und der Rheumatismus überhaupt etwas Anderes, als ein Krampf? Der Unterschied ist doch wohl bloß, daß er mit einem synochischen oder nervösen Fieber verbunden ist.)

**Eranthematische Fieber.** Die Wirkung des Ansteckungstoffes, sagt der Verf., äußert sich vorzüglich auf die Haut, und besteht in einer durch ihren specifischen Eindruck auf die Haut alienirten Action derselben, vermöge welcher sie nicht nur überhaupt ein von ihren normalen Producten verschiedenes Product, sondern auch einen dem Ansteckungstoff ähnlichen Stoff bereitet. Bey jedem besondern Eranthem scheint nur eine besondere Gattung von den verschiedenen Haut-Organen afficirt zu seyn; bey den Blattern eine gewisse Gattung von Drüsen; bey den Masern die Haarwurzeln; bey dem Scharlach die Gefäße, welche den Malpighischen Schleim absondern. (Ist dieß die Sprache eines echten practischen Arztes?)

**Von den gastrischen Fiebern.** Von den Puerperal-Fiebern. Das pathognomonische Symptom des wahren Kindbettfiebers ist ein anfangs colicartiger, dann aber anhaltender und allgemein verbreiteter Schmerz im Unterleibe. Wenn man die verschiedenen Beschreibungen und angeblichen Ursachen dieses Fiebers betrachtet, kann man nicht zweifeln, daß man oft unter dem Nahmen des Kindbettfiebers andere bedeutende Fieber, welche Kindbetherinnen befallen, geschildert hat. Das Kindbettfieber ist ein ausgeartetes Milchfieber. Bey diesem geht die

Richtung der Thätigkeit des arteriellen Systems nach den Brüsten, bey dem Kindbettfieber geht sie nach dem Unterleibe; statt der Milchabsonderung in den Brüsten geschieht eine milchartige Absonderung durch das Bauchfell. Diese Ausartung des Milchfiebers in das Kindbettfieber setzt einen Krankheitszustand in dem Unterleibe voraus, welcher den Milchfieberbewegungen ihre Richtung dahin gibt; und dieß ist ein gastrischer Zustand, der sich durch die gehinderte Bewegung der Säfte im Unterleibe, Stockungen, Anhäufungen, gestörte Secretionen, erzeugt. (Diese letztere Ursache der Krankheit ist wohl die wichtigste, wenigstens muß gegen diese die Curmethode allein gerichtet seyn. Auch zeigt die Erfahrung, daß zeitige Ausleerungen die Krankheit am gewißesten verhüten, oder heben, welche auch der Verf. vorzüglich empfiehlt.)

**Nervenfieber.** Der Verf. unterscheidet drey Gattungen, nämlich Nervenfieber mit dem Character der einfachen Reizung, Nervenfieber mit dem Character der Synocha, und Nervenfieber mit dem Character des Typhus. Die letztern sind freylich die häufigsten, indessen werden die zwey erstern doch auch zuweilen beobachtet. Beym febris nervosa verfatilis empfiehlt der Verf. nach vielfältigen eignen Erfahrungen vorzüglich den Mohnsaft, aber in großen Dosen: die Thebaische Tinctur zu 20 bis 40 Tropfen auf Ein Mahl. Häufig gab er vom Abend bis zu dem folgenden Morgen 100 bis 300 Tropfen von dieser Tinctur, und nur selten schlug der Erfolg fehl. Die Kranken wurden ruhiger, schliefen, und befanden sich nach dem Erwachen besser. (Rec. empfiehlt, nach seiner Erfahrung, in diesem Falle vorzüglich den Kampfer.)

**Von den Wechselfiebern.** Die schleichenden Fieber theilt der Verf. in entzündliche, gastrische, phthisische, hecticische und cachectische ein.

*Hayne***Dorpat und Leipzig.**

Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden, von *Karl Morgenstern* — *Reise nach Italien. Ersten Bandes zweites Heft. Florenz. 1811.* mit fortlaufender Seitenzahl bis S. 520. Daß der Reisende und der Hr. Hofrath Morgenstern Eine Person ist, darf nicht erst erinnert werden. Florenz, und sein Aufenthalt in diesem Hauptstuh alter und neuer Kunst, macht den Hauptgegenstand dieses zweyten Heftes aus. Evid that es dem Rec., auch hier die Aufschrift auf dem ersten Blatt zu sehen: Drey Wochen in Florenz.

I. Vorerinnerung. Die meisten Reisenden halten sich zu kurze Zeit in Florenz auf. Kein Ort, selbst Rom nicht, besitzt so viele Kunstwerke der neueren Zeiten aus Bronze, als Florenz (S. 206, 510).  
 II. Mit Begeisterung trat der Verf. in Florenz ein. Er gibt eine litterarische Uebersicht von allem, was über und von Florenz geschrieben ist, und so auch bey den Besuchen der Kunstsammlungen und einzelnen Gegenständen führt er andere Schriften an, welche davon handeln. Das Buch ist also mehr, als bloß Reisenachricht. Schneiderff's Gasthof Albergo d'Inghilterra, gute Aufnahme in demselben.  
 III. Molini, Landi und Comp. Buchhandel s. w. Die hiervon gegebenen Notizen sind uns sehr willkommen. IV. Das Haus Sabbroni; die hier gehaltenen Conversazioni sind dem Fremden sehr vortheilhaft; die Frau vom Hause ist eine Dame von Geist und Kenntnissen. V. Santa Croce. Der Verf. findet es rathsamer, ehe man die großen Sammlungen besieht, Plätze, wo nur einzelne oder weniger zahlreiche Kunstwerke sich finden, zu besuchen; jene zerstreuen und ermüden. Er besuchte also und gibt V. VI. VII. VIII. die Beschreibung des Sehenswürdigen in den wegen ihrer Kunstwerke berühmten Kirchen. Diese Beschreibungen müssen



ein Genuß seyn für die, welche gesehen haben, und sich Jedes in Erinnerung gebracht sehn; überhaupt ist das Werk, wie mehrere neue Reisen, dazu eingerichtet, daß ein Reisender es mit sich führen, und das Sehenswürdige darnach an Ort und Stelle aufsuchen kann; sie können also die Stelle eines Guide vertreten, so wie auch Hr. M. die Beschreibungen der Gemälde in andern Reisebüchern in der Hand hatte und verglich. Für einen andern Leser, wenn er nicht sonst Liebhaberen hat, kann die bloße Nomenclatur nicht befriedigend seyn. Vieles, wie gleich die Grab- und Denkmähler, Gemälde, von Santa Croce, S. Lorenzo, begleitet er mit eignen Betrachtungen und Urtheilen, z. B. über Tag und Nacht am Grabmahl des Giuliano Medici in der Capelle de' Depositi in S. Lorenzo. — Die Domkirche S. Maria del Fiore. Kloster dell' Annuziada. Die Kirche al Carmine. — S. 289 Er nimmt auch Schilderung, Empfindung und Rührung zu Hülfe, die er bey den Gegenständen zu erwecken sucht. — IX. Die weltberühmte Galerie. Der Verf. schickt das Litterarische voraus; die Notiz von denen, die bereits in Reisen und in andern Werken die Galerie beschrieben. Jede spätere läßt sich als eine Wiederholung der vorhergehenden Notizen, aber immer mit Zusätzen verschiedener Art, betrachten; auch von Kunsturtheilen, eignen und fremden. Hr. M. selbst gibt erst eine allgemeine Notiz von drey Besuchen in einem Briefe an eine kunstliebende Freundin; dann, was er über Einzelnes der Gemälde und Bildwerke der Tribune und der Sammlung der Mahlerbildnisse, ferner über eine Anzahl der Zeichnungen, angemerkt habe. S. 295, wo die folgende Vergleichung mit andern Sammlungen in Europa Erwähnung verdient — seine eignen, immer empfindungsvollen, Urtheile und Bemerkungen über einzelne Stücke, besonders von Raphael. — Er rühmt an mehrern Orten die Aufsätze in den Propyläen — doch, von so vielem Einzelnen

läßt sich hier nicht sprechen, wo keine Wahl ist. — Daß Sestini zum Aufseher der Münzsammlung aus Berlin berufen ist, war uns eine angenehme Nachricht. — Ueber den so genannten Schleifer S. 331 vergleicht er unsern Blumenbach's und Fiorillo's merkwürdige Bemerkungen. — S. 396 der Saal der Mahlerbildnisse ist von Hrn. M. mit mehreren eignen Notizen begleitet, als von Andern davon gegeben waren. Die Sammlung der Handzeichnungen hat sich glücklich erhalten; ausführlichere Notizen von ihr, als Andre gegeben haben, S. 385 f. — Nun S. 413 X. Kunst-Academie und Künstler; auch diese drückt die Conscription; die jungen Künstler werden für Unterricht, Ausübung und Ausbildung des Talents den Künsten entriffen. Preisverksammlungen. Von der Kunst-Academie das Historische, darin die Galerie der Gypsabgüsse, mit der von Mengs in Dresden u. der andern in der k. Kunst-Academie zu St. Petersburg verglichen. Eine Preisvertheilung hatte M. das Glück, anzusehen. Fabrik von Florentiner Musaik S. 426. Man pflichtet dem Urtheil gern bey, daß diese ganze Gattung mehr zur Verzierungskunst gehört, als zur eigentl. Malerey. Im Folgenden werden einige Nachrichten den Kunstfreunden angenehm seyn, von dem Steinschneider Santarelli, von dem Kupferstecher Morghen, mit dem Verzeichniß seiner Werke. Unter den Privatsammlungen ist die vom Frenh. v. Schellersheim merkwürdig. S. 444 f. — XI. Bibliotheken. Die Medicaische, ihre Schätze sind unberührt geblieben; die Magliabecchische Bibliothek, die Riccardische. — S. 459 Gelehrte; noch lebende, schon durch ihre Nahmen bekannt; Luigi Lanzi lebte damahls noch, aber bettlägerig. Mit Recht wünscht Hr. M. ein Gelehrtes Italien, wie das Gel. England u. das Gel. Frankreich sind. — XII. Schauspiel. XIII. Garten Boboli u. Pallast Pitti. — Cascine (oder Cassine, die großherzogl. Meyerey) s. w. Abschied aus Florenz.

—

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

106. Stück.

Den 4. Julius 1812.

---

Paris.

*Sartorius*

Bei Ehronet, Deterville, Lenormant und Petit:  
*Des systèmes d'économie politique, de leurs incon-  
veniens, de leurs avantages, et de la doctrine la  
plus favorable aux progrès de la richesse des na-  
tions, par M. CHARLES GANILH, Avocat, Ex-  
Tribun. 1809. T. I. S. XXXII und 381, T. II.  
S. 408 in Octav.*

Das Motto auf dem Titel: *Hanc veniam da-  
mus petimusque vicissim*, bezieht sich wahrscheinlich  
auf die Critik vieler Englischen, Italiänischen und  
Französischen Schriftsteller, welche sich in dem Werke  
findet: ein gleiches Recht scheint der Verf. dem Le-  
ser über seine eigne Schrift hiermit einräumen zu  
wollen. Um davon sogleich Gebrauch zu machen,  
so ist Folgendes unser Urtheil im Allgemeinen. Der  
Verf. zeigt eine nicht gemeine Belesenheit in den  
Englischen, Franzöf. und Ital. Schriftstellern über  
diese Wissenschaft; er trägt viele der streitigen Punkte  
zum Theil mit Klarheit vor; ihm ist leicht zu folgen,  
und er zeigt durchaus wohlwollende rechtliche Gesin-  
nung: allein Tiefe muß man nicht erwarten, die

F (5)

Wissenschaft wird durch dieß Werk sicher nicht weiter gefördert; die Schriftsteller, welche der Verf. zum Theile widerlegt, möchten wohl öfters unzufrieden mit ihm seyn, denn ihre Ansicht hat er meist nicht ganz treu gegeben, ob er schon ihre eigenen Worte häufig anführt, dieß aber kann mit einzelnen Stellen geschehen, die man aus dem Zusammenhange heraushebt, aus welchen dann des Autors Vorstellung nicht immer deutlich erkannt werden mag; was der Verf. als eigene Idee uns gibt, und worauf er einen nicht unbedeutenden Werth zu legen scheint, das ist, nach unserer Ueberzeugung, entweder nicht hinlänglich begründet, oder wenn es dieß ist, so waren die Einsichtsvolleren darüber schon längst einverstanden. Im Ganzen folgt er Ad. Smith, wie denn alle neuere Französische Schriftsteller über diese Wissenschaft ihm ergeben sind; doch schließt dieß nicht aus, daß er nicht oft anderer Meinung wäre, häufig dann, wo, nach unserer Ueberzeugung, Smith Recht hat, dagegen auch einstimmend mit ihm, wo er Unrecht hat, oder unvollständig ist.

Der Plan ist dieser. Nächst einer Vorrede und Einleitung wird in sechs Büchern von den Quellen des National-Reichthums und den verschiedenen Systemen darüber, von der Arbeit, den Capitalien, dem Tausche (commerce) und den Tauschmitteln, von dem Einkommen und der Consumtion, gehandelt, worauf im letzten Buche eine Uebersicht des Ganzen folgt, und eine tabellarische Inhaltsanzeige das Werk beschließt.

Schon aus diesem Plane, mit dem man im Ganzen einverstanden seyn könnte, wird man leicht abnehmen, daß dem Einwirken der Natur auf die Erzielung der Güter, die Vorstellung davon vorausgesetzt, kein besonderer Abschnitt eingeräumt wird, ihrer wird überall so gut als gar nicht gedacht, ob-

wohl Landerdale, der unter Grund und Boden eben diese Naturkräfte mit begreift, und Smith sie gar nicht übersehen haben, beide Schriftsteller aber dem Verf. wohl bekannt sind. Zwar wird von Smith des Menschen Kraft durchaus an die Spitze gestellt, welches auch in gewisser Beziehung gerechtfertigt werden konnte, indem wir bey den reichsten Gaben der Natur nackte und arme Völker vorfinden, und somit des Menschen Kraft als die bedeutendste Ursache in der Bildung des National-Wohlstandes erscheinen kann: allein ganz übergangen durfte doch die Einwirkung der Natur auf keine Weise werden, um so weniger, da alle Kraftäußerung des Menschen, ja seine Existenz selbst, von Naturkräften wiederum abhängig ist. Zwar wird der Naturgaben einmahl gedacht, aber zugleich bemerkt, sie seyen unbedeutend, der Mensch müsse doch immer eine eigene Kraft anwenden, um die freiwilligen Producte der Natur in den Bergwerken, Gewässern u. s. w. sich anzueignen; das letztere ist wahr, das erstere ist falsch; die Naturkräfte, welche von dem Menschen zu seinen Zwecken benutzt werden können, sind groß und unermesslich; die gemeinschaftliche Wirkung der Natur und des Menschen ist die Quelle der Erzielung aller Güter. Wenn nun ferner von der Arbeit, den Capitalien und dem Tausche geredet wird, so hätte billig auch der Einwirkung des Staats auf die Beförderung des Wohlstandes gedacht werden müssen: mochte dieß kürzlich geschehen, so war dieß doch nicht auszuschließen; ganz vom Staate isolirt, kann die Lehre von der Bildung des National-Wohlstandes durchaus nicht betrachtet werden. Hier und da stößt der Verf. bey seinen Untersuchungen immer auf dieß Verhältniß, wie es nicht anders seyn konnte; aber nirgends findet man eine Antwort auf die so wichtige Frage: Was ist von der Wirkung der Staats-

gewalt auf den National-Wohlstand zu fordern? Auch ist uns aus den gelegentlich vorkommenden Aeußerungen durchaus nicht klar geworden, was der Verf. in dieser Beziehung will; denn er ist mit Smith, ja in gewisser Hinsicht noch entschiedener als Smith, für eine unbedingte Handelsfreiheit mit dem Auslande, und dennoch rühmt er wieder Colbert's Verfahren, und schreibt ihm die größten Verdienste zu.

In der Einleitung wird sogleich mit einer Erklärung des Reichthums angefangen; er besteht in dem *excédant des produits sur la consommation*. Diese Erklärung wollen wir auf sich beruhen lassen; gewiß würde aber der Verf. tiefer gerathen seyn, wenn er von dem Begriffe der Güter überhaupt ausgegangen wäre. Daß bey den älteren Völkern und während des Mittelalters die Sklaverey der Mehrzahl die Reichthümer in die Hände Weniger gebracht habe, daß die persönliche Abhängigkeit dem Fortschreiten zum Wohlstande nachtheilig gewesen, und daß die angehäuften Reichthümer in den Händen Weniger die Völker und Staaten zu Grunde gerichtet haben, während bey der persönlichen Freyheit Jeder ein Aequivalent im Tausche für das geben müsse, was er wünsche, daß bey dieser größern persönlichen Freyheit eine gleichere Vertheilung des Reichthums Statt gefunden habe; dieß alles kann man zugeben, man wird aber auch finden, daß besonders Steuart, ferner Smith und Ferguson, dieß belehrender und früher dargethan haben. Wenn unser Verf. am Schlusse der Einleitung hinzusetzt: *La richesse moderne rapproche tous les peuples, les unit par des interêts communs, les fait marcher au même but par le sentiment de leur intérêt particulier, et les associe en quelque sorte aux progrès de la civilisation et de l'améliora-*

tion de l'espèce humaine, so haben wir nichts weiter hinzu zu setzen, als: Wollte Gott, dem wäre also! Soll der Satz historisch verstanden werden, so möchte man fragen, auf welchem glücklichen Stern der Verf. verweilt habe, daß er von den Handelskriegen der neueren Völker, und dem jetzt bestehenden Kampfe auf Tod und Leben nichts gehört habe; soll er aber dogmatisch oder prophetisch verstanden werden, soll er so viel sagen, daß die Weisen diese Eintracht fordern, und daß ihre Einsicht dereinst herrschen werde: so ist zu bedenken, daß die Völker, so lange es deren verschiedene geben wird, ihrem Egoismus nie ganz entsagen werden, und daß die gänzliche Erfüllung dieser Weissagung selbst von dem verständigeren Egoismus nicht zu erwarten stehe. Daß übrigens richtigere Ansichten über die Elemente des National-Reichthums nicht zu einem freyern und bessern Völkerverkehr geführt hätten und führen könnten, das wird von uns nicht geläugnet: aber eben deshalb, weil wir dieß zu schätzen wissen, können wir solche Uebertreibungen nicht billigen, da wir überzeugt sind, daß der guten Sache dadurch geschadet wird, indem die verfehlte Hoffnung, die auf das Höchste gerichtet war, auf ein Unerreichbares, das Gemüth niederschlägt und zur Verzweiflung führt, wenn die Wirklichkeit der Hoffnung widerspricht, da, wer das Erreichbare sich zum Ziel setzt, und die Menschen nicht zu hoch, noch zu niedrig nimmt, auch dann noch Muth behält, wenn die Enthusiasten sich verlaufen haben.

Im ersten Buche wird von den Quellen des Reichthums gesprochen, außer dem physiocratischen, dem Mercantil- und Smithschen Systeme werden noch die erwähnt, welche auf einen guten Münz- und Herabsetzung des Zinsfußes drangen, und endlich wird noch eines ganz tollen Systems, des des Abbe

Ortez, gedacht. Wenn man die Italiänischen frühern Schriftsteller, welche, getroffen von dem Elende, welches die Münzverwirrung in ihrem Lande hervorbrachte, deren Verdienste wir übrigens hier mit Freuden erwähnt finden; wenn man die Engländer, welche auf die Erniedrigung des Zinsfußes, als auf ein wesentliches Mittel der Beförderung des National-Wohlstandes, drangen; wenn man endlich alle die Grillenfänger, die dem Ortez gleichen, als Schöpfer besonderer Systeme darstellen wollte: so sollte es nicht fehlen, die Zahl um einige Duzende zu vermehren. Zuletzt wird versucht, die bedeutenderen Systeme zu vereinigen, und die Vereinigung lautet dahin, daß die Arbeit, die Capitalien und der Tausch (commerce) die einzigen Quellen des Reichthums wären. Hiermit werden die Physiocraten so wenig, als mehrere Andere, zufrieden seyn.

Zweytes Buch: Von der Arbeit. Mit Recht wird Smith's und der Physiocraten Vorstellung von productiver und unproductiver Arbeit widerlegt. Say und Lauderdale hatten dieß schon früher in Bezug auf Smith gethan, und Smith hatte hinwieder der Physiocraten Ansicht bestritten. Unser Verf. sagt: alle menschliche freye Thätigkeit, für welche man einen Lohn erhalten kann, ist productiv. Im Ganzen ist dieß wahr, aber genau genommen, ist die Erklärung dennoch mangelhaft. Eine erzwungene Thätigkeit, z. B. ein glücklich geführter Krieg, kann mittelbar auch den größern Wohlstand der Nation fördern; und eine freye Thätigkeit, die einen Lohn erhält, aber nicht einen solchen, worin ein voller Ersatz für den Aufwand erhalten wird, ist nicht nur unproductiv für den Einzelnen, sondern sie kann auch unproductiv für die Nation seyn. — Eine Lieblings-Idee des Verf., die hier vorkommt, und die in dem Abschnitte vom Handel noch mehr



ausgeführt wird, ist diese, daß die Industrie und der Handel die Beförderung des National-Wohlstandes mehr bewirkten, als der Ackerbau, das letztere Wort im physiocratischen Sinne genommen. Dieß scheint auf Mißverständnissen zu beruhen, welche sich sogleich würden heben lassen, wenn man nur ausmitteln könnte, was der Verf. unter Industrie und Commerce begreife. Soll der Satz nichts weiter ausagen, als: ein Volk, welches sich, ohne weitere Vertheilung der Arbeit, vorzüglich nur mit der Erzielung roher Producte befaßt, kann die Fortschritte im Wohlstande nicht machen, welche dasjenige machen wird, welches zugleich, vermöge der Theilung der Arbeit, durch andere seiner Glieder die Verarbeitung der rohen Producte und den Vertrieb beider betreibt: so ist nichts gegen diese Behauptung einzuwenden, die eigene Entwicklung eines Volks bey der nöthigen Freyheit und Sicherheit führt dahin, obwohl aus verschiedenen Gründen in verschiedenen Graden, und früher hier, dort später. Die wohlthätige Wechselwirkung kann nicht fehlen, und der Streit ist alsdann ganz leer, welcher Thätigkeit der Vorzug gebühre. Soll aber unter Industrie die Thätigkeit eines Volks verstanden werden, welche sich mit der Verarbeitung der rohen Producte vorzugweise für fremde Märkte befaßt, und soll unter Commerce der auswärtige Handel verstanden werden, und dieß scheint allerdings des Verf. Meinung zu seyn: so ist dieß, wenn man anders von einem größern Volke redet, gewiß nicht begründet, wiewohl wir den heilsamen Wirkungen des auswärtigen Verkehrs durchaus nicht zu nahe treten wollen. Den Verf. leitet offenbar die Erscheinung irre, daß kleine Völker durch ihre Industrie für fremde Märkte und ihren auswärtigen Handel so sehr im Reichthume zugenom-

men haben. Hamburg, als kleiner selbstständiger Staat betrachtet, gedieh vornehmlich nur durch den Zwischenhandel; aber der Ackerbau und der inländische Markt sind bey größern Völkern, wenn nicht ganz besondere Local-Ursachen hinzukommen, die einflußreicheren Hülfsmittel, und gewähren die größere Unabhängigkeit, wiewohl wir den hohen Werth und Nutzen des Verkehrs mit dem Auslande, besonders zu Erhaltung des nöthigen Wettseifers, selbst in solchen Verhältnissen, weit entfernt sind zu bestreiten. In wie fern wir also mit folgendem Sage: *La richesse ne peut se former, s'étendre et se conserver parmi les peuples, quelque soit le genre de leur travail, qu'au moment où le commerce leur apporte les produits étrangers en échange des produits nationaux*, einverstanden sind, bedarf keiner weitem Auseinandersetzung. Daß übrigen Völkern, welche sich vorzugsweise mit dem auswärtigen Handel und der Fabrication für fremde Märkte beschäftigen, alles Uebrige gleich angenommen, leichter die Mittel zu Gebote stehen, auswärtige Kriege zu führen, ist wahr. Mit so allgemeinen Sätzen, als: *l'agriculture n'exige pas de grands talens*, können wir uns nicht verständigen. — Zuletzt wird in diesem Abschnitte von der Theilung der Arbeit, von den Vorzügen der großen vor der kleinen Cultur oder der *concentration du travail dans les ouvrages agricoles*, und von den Maschinen gesprochen. (Die Vortheile, welche die Anwendung großer Capitale gewährt, gelten aber nicht bloß in Bezug auf den Ackerbau.) Den Beschluß machen die Hindernisse der freyen Thätigkeit, die Sklaverey, die Innungen u. s. w. — (Von den übrigen Büchern im nachfolgenden 107. Stücke.)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 4. Junius 1812.

Paris.

*Sartorius*

*Des systèmes d'économie politique etc. par*  
M. GANILH — (s. oben S. 1049).

Drittes Buch. Von den Capitalien. Sie be-  
stehen in der accumulation du produit du tra-  
vail. Es ist nicht nöthig, zu zeigen, daß diese  
Erklärung unbefriedigend ist. Das Geld soll zum  
stehenden Capitale gerechnet werden, wie andere  
Werkzeuge, da es nur ein Werkzeug zum Tausch  
sey. Schon Smith hatte auf die Beziehungen auf-  
merksam gemacht, unter welchen das Geld die Na-  
tur eines stehenden Capitals annehme: nimmt  
man aber stehendes Capital in der Bedeutung,  
in welcher es gemeinhin genommen wird, daß es  
nämlich ein solches sey, welches dem Inhaber ein  
Einkommen abwerfen könne, ohne ihn zu verlas-  
sen: so ist die Behauptung irrig, denn nur dann  
kann das Geld dem Inhaber ein Einkommen ab-  
werfen, wenn er es ausgibt, folglich ist es um-  
laufend; in Bezug auf die Nation, diese als ein  
Ganzes betrachtet, kann ihm indeß die Eigenschaft

G (5)

eines stehenden Capitals einiger Maßen beygelegt werden. Mehreres wird mit Recht gegen Lauderdale's Grillen, womit er die Sparsamkeit angreift, bemerkt. Vom freyen Zinsfuße. Die öffentliche Schuld und ihr Tilgungs-Fonds finden hier keinen schicklichen Platz. Wenn behauptet wird, daß die Englischen Stocks dieselben Dienste den Inhabern leisteten, wie die der Regierung vorgeschossenen Capitale: so ist dieß nur unter großer Beschränkung wahr. Niemand kann zur Annahme von Stocks in Zahlungen genöthigt werden; ihre Uebertragung ist mit Schwierigkeiten verbunden, und ihr Preis ist veränderlich. — Nach allem, was Smith über die Lehre vom Capitale vorgetragen hat (er wird hier, und mit Recht, als ihr Schöpfer aufgeführt): so bleibt doch darin noch Vieles dunkel, und dieß ist durch unsern Verf. nicht aufgehellet worden. Bevor wir diesen Abschnitt schließen, müssen wir einer Aeußerung, die hier, und sonst oft, vorkommt, erwähnen, welche wir in dem frühern Werke des Verf. über das öffentliche Einkommen eben nicht so deutlich ausgesprochen gefunden haben, und die also lautet: *en économie politique il y a peu de règles absolues, les circonstances les modifient sans cesse.* Dieß hat ganz unsern Beyfall. Läßt man sich zuerst in die Staatswirthschaft ein, so druckt man alles ganz allgemein aus; geräth man tiefer hinein, so findet man, daß Beschränkungen erforderlich sind. Alle politische Wahrheiten können auf die Allgemeinheit im höhern Sinne nur wenig Anspruch machen; desto schwieriger wird aber nun das Studium; die Theorie wird nicht unnütz, sie wird nur berichtigt, und bewahrt eben so sehr vor der blinden Principien-Wuth, als vor der gemeinen Routine.

Viertes Buch. Ueber die Circulation, den Handel und dessen Hülfsmittel. Nach unserm Dafürhalten hätte vom Tausche überhaupt ausgegangen werden müssen, bevor man zum Handel fortgeschritten wäre. Vom Preise oder der fixation des valeurs du commerce heißt es, er werde bestimmt par les besoins et les moyens des consommateurs; 2) par la demande comparée à l'abondance ou la rareté; 3) par le travail; 4) par la terre et le travail; 5) par la valeur de l'homme (?). — Es gebe keinen unwandebaren Maßstab des Werthes (richtig!), nur die Productions-Kosten gäben eine gewisse fixité de la valeur des choses, au delà elles donnent des profits inégaux, welche im innern Verkehre gleichgültig (sind es die plötzlich steigenden Getreidepreise auch?), im Verkehr mit dem Auslande nicht nachtheilig wären. Ueber das gemünzte bare Geld; im Ganzen gut. Der Verf. ist gegen den Schlag-schaz, widerlegt die, welche ein gewisses Maß des selben für rathsam halten, macht sich aber die Widerlegung bequem, indem er das Wesentliche nicht anführt, was dafür angeführt werden kann. Von den Surrogaten des baren Geldes durch den Credit. 1) Vom Handels-Credit, den Banken; 2) vom Privat-Credite; 3) von dem öffentlichen Credite. Vorzug des auswärtigen vor dem inländischen Handel; Nachtheile der Handels-Compagnien; wohlthätige Wirkungen der neuern Colonien für Europa überhaupt; von Handelsverträgen und der Handels-Bilanz. — Die Leser werden leicht schon hieraus abnehmen, wie unvollständig dieß alles, wie mangelhaft die ganze Anordnung sey; wir hätten Manches einzuwenden, aber es fehlt der Raum: das müssen wir jedoch von der andern Seite anmerken, daß das Buch

unter dem Abschnitte vom Credite auch mehreres Belehrende enthält.

Fünftes Buch. Ueber das Einkommen und die Consumtion. Das Einkommen besteht in den Producten der jährlichen Arbeit (das ist nicht scharf und genau genug). Widerlegung des Unterschieds, den Lauderdale zwischen allgemeinem und individuellem Reichthume macht, welche Widerlegung uns nicht so befriedigend scheint, als sie gegeben werden kann. Von der Vertheilung der jährlichen Producte zufolge des Arbeitslohns, des Capital-Gewinnstes und der Landrente, nach Smith, mit der richtigen Bemerkung, daß des letztern Bestreben, die verschiedene Größe der Landrente zu erklären, nicht befriedige; aber mit ein paar Zeilen, wie hier geschieht, läßt sich die schwierige Frage auch nicht beantworten. Von der ursprünglichen Vertheilung des Bodens, der freyen oder beschränkten Erwerbung desselben; von diesem so wichtigen Gegenstande kommt nichts vor. — Die Consumtion müsse unter dem Einkommen bleiben, wenn die Einzelnen oder das Volk im Wohlstande fortschreiten sollen; daß der Privat-Luxus kein neueres Volk zu Grunde gerichtet habe, noch zu Grunde richten könne, daß dieß aber durch den öffentlichen Aufwand und die daraus entstehenden drückenden Abgaben möglich sey: dieß alles nach Smith.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß die neueren Französischen Schriftsteller über diese Wissenschaft, Simonde, Canard und San, entweder beyläufig, oder gar nicht, oder um sie zu widerlegen, nur angeführt werden; aber, um ganz offenherzig zu endigen, es ist aus ihnen weit mehr, als aus diesem Werke, zu lernen.

Leipzig.

Delius

Bei Weidmann: Handbuch der Geschichte der souverainen Staaten des Rheinbundes, von Carl Heinr. Ludw. Pölig, ordentl. Prof. der Geschichte auf der Universität Wittenberg und des acad. Seminariums Director. 1811. I. Band XXIV u. 479, II. Band XVIII u. 514 S. in Octav und 20 genealogische Tabellen.

Die Wichtigkeit der Geschichte der einzelnen Deutschen Lande, als ein abgesondertes Ganze, nach deren Cultur erst die Reichsgeschichte recht freudig und stark emporkommen konnte, auf welche sich derselben wahre und richtige Pflege und Behandlung so ganz vorzüglich stützen mußte, welche zugleich die Bewohner der verschiedenen Gebiete, nach vollendetem Gebäude der Landeshoheit, oft mehr anzog, deren genauere Erforschung ihnen nützlich seyn, nothwendiger scheinen konnte, als selbst die der allgemeinen Geschichte des gesammten Vaterlandes, wurde schon lange erkannt, und früher, als noch die alte Verfassung bestand, fehlte es deshalb an mancherley Versuchen nicht, diese gefühlte Lücke für sich, oder in Verbindung mit der Reichsgeschichte, auszufüllen. Daß dieß nicht häufiger geschah, war gewiß kein Isoliren (S. LX), sondern eben ein Beweis, daß man noch an ein Ganzes glaube; eben die allgemeine Geschichte widersprach der Trennung, und dadurch, daß der Braunschweiger, der Oldenburger, die Geschichte Oestreichs hörte, wurde gewiß die aufgesproßte Gleichgültigkeit gegen andre Gebiete, gegen die schädl. Trennung des Ganzen, nicht geschwächt. Dringender wurde das Bedürfnis nach der Stiftung des Rheinbundes, nothwendig nach den dadurch entstandenen neuen Formen, der Auflösung in unabhängige Reiche. Und so lag der Gedanke, auch die Geschichte der von demselben umfaßten Landschaften zu-

sammen zu stellen, so wie diese neben der des vormahligen Reichs, oder statt derselben, zum Gegenstande eigener Vorlesungen zu machen, wirklich sehr nahe, wie er an sich natürlich war. Jetzt läßt sich überdem ausführen, was bey allen frühern Versuchen unvollendet bleiben mußte, damahls immer beschränkt auf die vornehmsten Stände. In mehrere hundert Gebiete zerfiel das Vaterland: ließ sich deren Geschichte auf gleiche Art behandeln? oft wußte man von ihnen kaum mehr, als das Daseyn. Wie wenig war vorgearbeitet, und welche furchtbare Anhäufung von Stoff, wenn dieß wirklich der Fall gewesen wäre! Jetzt ist die Arbeit so unendlich viel leichter, nachdem durch die mancherley neuern Ereignisse jene große Zahl auf zwanzig herrschende, unabhängige Häuser zusammengerückt ist.

Der Verf. hat nun die Bahn gebrochen, indem er hier ein Lehrbuch für den zweyten Theil seiner Vorlesungen über den Rheinbund (der erste enthält die Statistik nach dem im J. 1810 erschienenen Werke: **Der Rheinbund, historisch vorgestellt**), welche zusammen in zwey academischen Halbjahren gehalten werden sollen. Das Werk ist also zunächst zur Grundlage bey academischen Vorlesungen bestimmt; allein zu diesem Zwecke offenbar zu ausführlich, zu weitläufig (zu unbehülflich, möchten wir sagen), wenn uns gleich der Verf. Compendien wird vorlegen können, die nicht weniger Seiten zählen. Aber es war zugleich auf ein Handbuch zur Uebersicht für Staats- und Geschäftsmänner abgesehen, und darum ist wohl manche Ausführlichkeit hinzugekommen, die bey einem reinen Plan abgeschnitten worden wäre.

Nach einer kurzen Einleitung über Entstehung, Geschichte und Umfang des Rheinbundes geht der Verf. auf die Geschichte der einzelnen Königreiche, Großherzogthümer, Herzogthümer, und Fürsten-



thümer fort, theils nach der Ordnung der Bundesurkunde, theils für die spätern Mitglieder jeder Classe, nach der Zeitfolge des Beytritts, so daß also mit Baiern angehoben, und mit Lübeck beschloffen wird. Baiern und Sachsen sind am ausführlichsten behandelt: dieß gab ihre politische Wichtigkeit, die schon vorhandenen Bearbeitungen, und bey der letztern die eigenthümlichen Verhältnisse des Verf. Eine (oft für den Zweck zu ausführliche und doch nicht vollständige) Litteratur (wozu die Aufzählung der einzelnen Stücke der Quellensammlungen (S. 35)?) wird voran gestellt oder hinten nachgeführt (der Verf. ist sich darin nicht gleich geblieben), dann mit dem Hauptlande oder der ursprünglichen, größern Besitzung des Herrscherhauses begonnen, und die spätern Erwerbungen, wenn die Erzählung bis auf diese Zeit gekommen ist, eingeschaltet. So geschieht es mit Thüringen, dem Churkreise, bey Sachsen. Aber mit eben dem Rechte mußten bey Baiern die Geschichten von Tirol, Augsburg, Ansbach, Bamberg u. s. w. eingerückt werden, was nicht geschehen ist, jedoch wird zum Ersatz von jedem die Litteratur gegeben. Die Geschichte des Königreichs Westfalen ist vollends nur seit der Gründung desselben aufgenommen. Freylich kann es keine frühere des Königreichs geben, aber die Landstriche, welche dasselbe bilden, haben doch seit Jahrtausenden nicht öde gelsen: warum soll denn also hier das Frühere ganz übergangen werden? In der Verfassung und Zusammensetzung sind alle, oder doch die meisten, andern Bundesländer nicht weniger neu, also deßhalb, weil dort früher ein Kern vorhanden war, an welchen sich die jüngsten Erwerbungen schlossen; weil in einem Theil das alte Herrscherhaus fortblühete, sollen sie den Vorzug erhalten? Streitet es bey ihnen

gegen den Zweck, die frühern Ereignisse wegzulassen, und die Erzählung erst mit der Stiftung des Bundes und der Unabhängigkeit zu beginnen, wie es bey Würzburg aus einem sonderbaren Grunde geschehen, so darf auch bey Westfalen die ältere Geschichte nicht ganz leer ausgehen. Dem Rec. scheint es wenigstens so natürlicher, und warum hat denn auch der Verf. bey dem Großherzogthum Frankfurt die kurzen Nachrichten von Fulda und Hanau mitgetheilt? Zeigt nicht dieses Princip, daß mehr Geschichte der Herrscher, als der Lande, Zweck war? Die neuern Ereignisse seit dem Lüneviller Friedensschlusse sind sehr richtig am ausführlichsten vorgetragen, theils weil sich darauf der jetzige Zustand zunächst gründet, theils weil sie noch nicht vollständig und für diesen Zweck passend zusammengestellt waren, theils weil darin ein so seltener Wechsel und eine so häufige Veränderung Statt gehabt hat, und gerade hier dem Gedächtniß so leicht Etwas entschlüpft. Der Natur der Sache nach ist dieser Theil freylich etwas trocken ausgefallen.

Nächst dem richtigen Gedanken und der Nützlichkeit des Unternehmens an sich, verdient auch der Fleiß in der Zusammentragung Lob, der sich an manchen Stellen offenbart. Der Verf. hat die besten Vorgänger treu benutzt, und nach ihren Ansichten zweckgemäß und besonnen abgefürzt und ausgehoben; aber man wird es dem Rec. auf der andern Seite zugestehen, daß das Werk den weitern Forderungen, die man darauf zu machen wohl berechtigt ist, noch nicht entspricht. Es enthält einmahl bloß, dem Plane nach, politische Geschichte, also liegt Unvollständigkeit schon in diesem, und auch das ist sie nicht einmahl geblieben, oft ist sie nur eine etwas erweiterte Regentengeschichte —

weil die bisherigen Bearbeitungen gewöhnlich nur diese gaben — bey Baiern gehört die der Regenten aus dem Carolingischen Hause in die Reichsgeschichte, nicht Landesgeschichte, nicht Darstellung der Verfassung, des Schicksals und des Lebens der Bewohner (was denn doch von Cultur- und Litterar-Geschichte (S. XIII) noch etwas verschieden ist), deren gleichmäßige Entwicklung und Aufnahme erst den Kreis der Geschichte abschließt, und das Gemählde in allen erforderlichen Figuren vollständig macht. Es ist eben jene unglückliche Abscheidung der Geschichte in so manche untrennbare Theile, nach verschiedenen Classen der Leser und der Gegenstände berechnet: dieß wechselseitige Ausschließen und Abstoßen, während die Natur die innigste Verbindung fordert, wodurch unsere Geschichte so Vieles von ihrer Anwendung, ihrer Wirkung, verloren hat, wodurch sie endlich keiner Classe mehr recht behagte. Mag diese Form entstanden seyn, wie sie will, wir sollen sie nicht vervielfältigen, sondern verlassen, und zu der richtigern übergehen! Wie überall, schießen die Folgen schädlicher Trennung bald genug auf, die Folgen verkehrter Ansichten, während das Wahre und Rechte endlich immer allein stehen bleibt. Die echte Landesgeschichte ist unabhängig von aller Staatsform, aber mit dieser fallen die Bearbeitungen zusammen, die einseitig bloß darauf gegründet sind. Was ist nun das Loß der Reichsgeschichte, wie sie zuletzt vorgetragen wurde, mit dieser vorherrschenden Rücksicht auf Staats-, auf Privatrecht?

Doch nicht bloß die Enge des Begriffs mißfällt: es enthält das Werk ferner bloß das Bekannte und Gewöhnliche; es sind noch einzelne Thatfachen, aus denen die Geschichte erst geschaf-

fen werden soll; die Wissenschaft wird weder in Stoff, noch Darstellung erweitert, keine neuen Ansichten gehen aus dieser Bearbeitung hervor. Wer den Zustand der Geschichte eines Landes, wie er durch die bisherigen Bemühungen gegeben ist, kennen lernen will, den dürfen wir zu diesem Handbuch weisen, wer mehr verlangt, der wird unbefriedigt bleiben. Dieß soll in so weit kein Tadel seyn, daß wir darum den Nutzen des Werks bestreiten wollten; es ist für den Zweck hinlänglich, wenn nur das Vorhandene gut benutzt wird, und neue Aufklärungen sind nicht von dem Willen jedes Schriftstellers abhängig. Aber wir müssen doch den Zustand dieser Arbeit vollständig darlegen, und sind um so mehr gezwungen, diesen Umstand mehr, als sonst geschehen seyn würde, hervorzuheben, da der Verf. in der Vorrede (S. XI) sich auf sein Selbststudium, die Resultate seines eignen Fleißes, eigene Sammlungen und siebenzehnjährigen Beschäftigungen mit der Geschichte der Deutschen beruft (S. XIV). Wir würden ungerecht seyn, nicht zuzugestehen, daß hier und da manche Verbesserung, eine richtigere Darstellung, sich finde; allein den Werth derselben kann Rec. so wenig hoch anschlagen, als er sie überhaupt der Zahl nach bedeutend findet, und der Total-Eindruck zwingt ihm dieses Urtheil ab, im Widerspruch mit jenen Behauptungen. Da dem Verf. nun so wenig Eigenes gehört, scheint es nicht zweckmäßig, über einzelne falsche Ansichten und Fehler sich zu verbreiten: doch um unsere genaue Prüfung des Werkes zu bescheinigen, mag Einiges, wie es sich gerade findet, hier bemerkt werden. Nach S. 14 soll die Hälfte des Fürstenthums Minden 15 Quadratmeilen enthalten. S. 15 fehlt, was vom ehemaligen Deutschland zu den Illyrischen Provinzen

geschlagen ist. Die Bairische Abstammung (S. 60) ist doch gar zu bestimmt ausgedrückt. Nach S. 75 erhielt Heinrich der Stolze von seinem Schwiegervater Lothar unter andern Familienländern desselben auch Sommerseberg, Wolfenbüttel, Blankenburg (da hätten noch viele Lehen aufgeführt werden können). Heinrich der Löwe dehnte nach S. 78 seine Sächsischen Besitzungen über Ostfriesland aus (d. h. er wurde von den Friesen geschlagen, so oft er einen Versuch dazu machte); aber wie kommen Heinrichs des Löwen Sächsische Angelegenheiten in die Bairische Geschichte? S. 225 wird bey der Angabe, daß schon 989 ein *Setzer* (?) von Wirtemberg vorkomme, in der Note erwähnt: Hermann Contractus, selbst ein Schwabe aus gräflichem Geschlecht, erzähle dieß; die Stelle werde zwar von Mehreren als spätere Interpolation betrachtet, weil sie weder in ältern Ausgaben, noch in der von Pistorius stehe; sie finde sich aber in der (sehr guten) Augsburger Handschrift (der Ausgabe von Canisius) dieses Chronikers, vergl. Moser's erläutertes Wirtemberg l. 4. Das erstere durfte Spittler (Geschichte Wirtembergs 5.) sagen; aber seitdem haben wir eine critische Ausgabe von Hermann erhalten, und kennen den Augsburger Codex und seine vielfachen Zusätze besser. Oft ist der Verf. sehr unbestimmt. — Gut wäre es gewesen, hätte der Verf. die wichtigsten Angelegenheiten mit den Stellen der Quellen belegt, dadurch würden die jungen Zuhörer besser, als durch eine noch so reiche Literatur, zum Studium derselben geführt werden (s. Wilkens Handbuch der Deutschen Historie).

Eben so wenig möchte endlich die Darstellung befriedigen. Von jenem "pragmatischen Geist, jenem politischen Blick," die der Verfasser selbst

S. V ff. "als allein den höhern Werth der Profana Geschichte begründend," bey seinen Vorgängern vermißt, haben wir wenig Spuren gefunden, doch wollen wir das übergehen, und keine Vergleichung etwa mit Spittler's Staatengeschichte aufstellen; doch auch die "stylistische Form der Darstellung, nach den Forderungen, die man bey der gegenwärtigen Reife unserer Sprache an den Geschichtschreiber, selbst in der compendiarischen Form, machen muß" (S. XIII), kommt diesen Forderungen nicht nach, und es wäre wohl besser gewesen, lieber nicht an den großen Maßstab zu erinnern. Die Darstellung ist zwar durchaus nicht schlecht, man liest sie leicht weg; aber sie hat gar nichts Anziehendes, Erhebendes — wir bleiben kalt, ohne Eindruck; kein Geist spricht uns an, und wir fühlen es um so mehr, daß die Geschichte, so bearbeitet, nicht im Stande sey, ihren Zweck zu erreichen, und den denkenden Kopf zu beschäftigen, der mehr, als eine Reihe von Thatfachen, verlangt. Wahr sind die erneuerten Klagen der Vorrede (S. VI ff.) über die noch immer geringe Kenntniß und Achtung der Deutschen Specialgeschichten, während man in den Staaten des Alterthums, oder in fremden Reichen und Welttheilen, überall zu Hause sey: aber wer mag dieß so sehr tadeln, so lange die Deutsche Geschichte im Ganzen, und die der einzelnen Landstriche, noch so wenig genießbar gemacht ist; so lange aus der großen Menge von Nachrichten das noch nicht allein hervorgehoben und verarbeitet ist, was uns vornehmlich anziehen und festhalten, was das Gemüth mit der Liebe des Vaterlandes erfüllen und durchdringen kann (was soll S. 239 die Verlehnung des von Steußlingen wirken?); so lange die meisten Versuche von den großen Mustern sich

noch so sehr entfernen, durch welche wir das Alterthum erkennen, die dort unsere Führer sind!

Eins ist uns bey der Lesung dieses Werks recht klar geworden: die schlechte Beschaffenheit des größten Theils der Deutschen Landesgeschichten nach Stoff und Form; mehr als sonst, trägt dazu der Zusammenhang bey, worin sie sämmtlich hier gestellt sind. Doch gerade die um so eindringendere Wahrnehmung wird auch gewiß — so spricht uns die Hoffnung Muth ein — Fürsten und Schriftsteller kräftig anreizen, alles zu versuchen, was für den bessern Anbau derselben möglich ist.

Noch eine Sonderbarkeit müssen wir rügen: durch das ganze Buch weg ist in der Mehrzahl die Prinze gesetzt, welches bey diesem so oft wiederkehrenden Worte sich wunderbarlich genug, und widerlich, ausnimmt.

### Göttingen.

Gräffe

Von Heinrich Dieterich: Philosophische Vertheidigung der Wunder Jesu und seiner Apostel. Von D. Johann Friedrich Christoph Gräffe. 1812. 166 Seiten in groß Octav.

Gegenwärtige Schrift ist, laut der Vorrede, den dreisten Behauptungen der Stolzen entgegen gesetzt, welche geradezu, mit zuversichtlicher Annahme, den Satz aufstellen, daß kein Aufgeklärter an Wunder glauben könne. Nachdem der Verf. im voraus erinnert hat, daß er diejenigen Gegner der Wunder ehre, welche nach einer redlichen Forschung sich gegen die Wunder bestimmen, redet er die weniger verständigen Gegner, von ihm die Wunderscheuen genannt, zuerst, und dann die Freunde der Offenbarung, an, und zeigt im Allgemeinen, worauf es bey dieser Untersuchung ankomme. — Die Einleitung erinnert, daß die

Untersuchung historisch, kritisch, exegetisch, juristisch und philosophisch angestellt werden könne, und bestimmt nun den Zweck dieser Schrift dahin, "zu beweisen, daß die Wunder Christi, deren Prüfung und Beurtheilung, auf eben denselben Gründen beruhen, um deren willen wir sagen, daß der Tag eine Wirkung der Sonne, der Tod des vom Blitze Erschlagenen eine Wirkung des Blitzes, und ein Haus die Wirkung des Bauherrn und des Baumeisters sey." Der erste Abschnitt betrachtet S. 30 . . . 62 die Natur der Causalität, und entwickelt die Gründe, welche uns berechtigen, bey zwey unmittelbar verbundenen Erscheinungen und Begebenheiten einen Causalnerus anzunehmen, und, ungeachtet wir die inneren Kräfte der Dinge nicht kennen, dennoch das vorhergehende Glied unter Ursache, und das unmittelbar folgende Glied unter Wirkung zu subsumiren. Dieß wird in mehreren Beziehungen ausgeführt, und dann die Wahrheit bewiesen, daß jedes Causalitäts-Urtheil, ohne Ausnahme, nur in so fern Gültigkeit sich zueigne, als ein Vernunftschluß von der Nothwendigkeit zweyer unmittelbar verbundener Zeitstellen auf die Verbindung des erfüllenden Materials zum Grunde liege. Nur unter dieser Bedingung ist es möglich, von Kräften der Dinge, von Ursache und Wirkung, zu reden. — Der zweyte Abschnitt, S. 63 . . . 87, enthält die Anwendung der Causalitätsgesetze auf die Beurtheilung der neutestamentlichen Wunder. Das Resultat dieses Abschnittes ist, daß, die historische Richtigkeit der biblischen Erzählungen vorausgesetzt, Jesus wahre Wunder verrichtet habe, das heißt, Wirkungen, die entweder durch unmittelbare Allmacht, oder unter einer unmittelbaren Bevollmächtigung der Gottheit, vollendet wurden. Wenn dieß Factum, daß



auf Jesu Befehl die Todten erwachten, die Lahmen gingen, und die Blinden sahen, exegetisch, historisch und juristisch betrachtet, keinem Zweifel unterworfen ist: so zwingt uns die Philosophie nach den Grundgesetzen des logischen und des metaphysischen Denkens zu dem Urtheile, daß die Werke Jesu wahre Wunder sind, die von Jedem, welcher richtig philosophiren will, in dieser Würde anerkannt werden müssen. — Der dritte Abschnitt beantwortet S. 88 . . . 131 die vorzüglichsten Einwürfe, welche von Hume, Kant und vielen Andern gemacht worden sind, auf die Weise, daß sie, von dem Standorte der Philosophie aus betrachtet, als ungegründet oder als ein Product des Mißverständes und der Verwechslung erscheinen. — Die Litteratur, der vierte und letzte Abschnitt, S. 132 . . . 166, stellt die verschiedenen Classen der Definitionen auf, zeigt die neueren Schriften an, welche die Wunder und die Auslegung der biblischen Erzählungen betreffen, und beschreibt die verschiedenen Deductionen des Begriffs: Wunder und Offenbarung. Die Schriftsteller, auf welche S. 24 besondere Rücksicht genommen ist, sind Jakob, Krug, Fichte, Niehammer, der Verfasser der Critik der Christlichen Offenbarung, und Littmann (Ideen zu einer Apologie des Glaubens).

Das Eigenthümliche dieser Schrift besteht in der Benutzung des Vortheils, welchen das Causalitätsgesetz, aus einem richtigern Standpuncte betrachtet, gewähren kann. Daraus ergibt sich die Gewißheit dieses Gesetzes: Was jede Form unserer Seelenvermögen mit sich bringt, was wesentlich aus ihr fließt, und was die Vernunft aus den Formen und der Erfüllung derselben schließt, muß für wahr angenommen werden. Dieses Ge-

1072 G. g. A. 107. St., den 4. Jul. 1812.

seß wird von dem Verfasser so durchgeführt, daß derjenige, welcher die Wunder Christi bestreiten wollte, auch kein Recht habe, den Tag als eine Wirkung der Sonne zu betrachten, weil beide Urtheile, Jesus hat wahre Wunder verrichtet, und die Sonne bringt den Tag hervor, auf einem und eben demselben Grundgesetze des Denkens beruhen. Diesen Weg zur Vertheidigung der Wunder hat kein anderer Schriftsteller genommen, und es wird daher gegenwärtige Schrift den Freunden der Offenbarung sehr willkommen seyn.

Heyne

### Weimar.

Von den Lebensnachrichten des sel. Lenz, wovon sein Bruder, der Hr. Director Lenz in Weimar, bereits einen Theil in einer Schulschrift mitgetheilt hatte (Gött. gel. Anz. 1811 S. 1592), ist nun eine Fortsetzung von ihm gefolgt, 1812: *de vita Caroli Gotthold Lenz, ill. gymnasii Gothani professoris. Particula II.*, welche die letzten Schuljahre in Gera und seinen siebenjährigen Aufenthalt in Jena begreift. Die ihm bewiesene rühmliche Wohlthätigkeit eines geheimen Kammeraths v. Flenz in Gotha, welcher sogar eine Bibliothek für die Schüler des Gymnasiums zu Gera aus seinen Mitteln anlegte (so sehr sah er ein, daß keine gute gelehrte Schule ohne eine zweckmäßig eingerichtete Bibliothek bestehen und das werden kann, was sie seyn soll). Die gute Aufnahme und Unterstützung in Jena, die er bey wohldenkenden Lehrern, vorzüglich Schüz und Ulrich, fand, und die Vortheile, welche ihm die dortige gelehrte Gesellschaft unter ihrem Director, Hrn. Hofr. Eichstädt, darbot, machen den Inhalt dieser Fortsetzung aus.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 6. Julius 1812.

Berlin.

*Laatzfeld*

Im Verlage der Nicolai'schen Buchhandlung:  
Ueber den Geist der neuen französischen Finanz-  
verwaltung. Nebst einigen Ideen zu einer zweck-  
mäßigen Finanzreform für deutsche Staaten, von  
G. Wehnert. 1812. S. XIV u. 176 in Octav.

Mit Vergnügen haben wir die vorliegende  
Schrift gelesen, welche von dem gründlichen Stu-  
dium, welches der Verf. sowohl auf die Finanz-  
verwaltung überhaupt, als auf die Neufranzösische  
insbesondere, verwandt hat, einen sprechenden Be-  
weis gibt, und zu schönen Erwartungen berechtigt.  
Der erste Theil der Schrift, welcher einen kurzen  
Abriss des gegenwärtig in Frankreich herrschenden  
Finanzsystems gibt — der Titel: Geist der Fran-  
zösischen Finanzverwaltung, scheint uns unpassend  
gewählt, und möchte wohl mehr erwarten lassen,  
als wirklich geleistet ist — ist vorzüglich gut ge-  
rathen, und in der That allen denen zu empfeh-  
len, welche sich eine summarische Uebersicht auch  
der neuesten, mit der Finanzverwaltung in Frank-  
reich vorgenommenen, Veränderungen zu verschaf-

H (5)

fen wünschen. Eine erschöpfende Darstellung des Französischen Finanzwesens wird hier billiger Weise Niemand erwarten, auch lag dieselbe keineswegs in dem Plane des Verfassers. — Es zerfällt diese erste Abtheilung in zwey Abschnitte, von denen der erste eine allgemeine Uebersicht des Französischen Finanzwesens gibt, und in verschiedene Nummern zerfällt: 1) Staatseinkünfte, im Jahre 1811 zusammen 954 Millionen Francs. 2) Staatsausgaben, und zwar öffentliche Schuld, Pensionen und Ausgaben sämmtlicher Ministerien — beyläufig zugleich von der Amortisations-Casse und der Bank. 3) Organisation der Finanzverwaltung; über den Geschäftskreis der Minister der Finanzen und des öffentlichen Schatzes, und der Finanz-Section im Staatsrathe, dem Ober-Rechenhofe, und dem Einflusse des gesetzgebenden Corps auf die Finanzen. Der zweyte Abschnitt enthält die Schilderung der einzelnen Französischen Steuern, und zwar in folgender Ordnung: I. directe Steuern. 1) Grundsteuer — Cadaster; 2) Personal- und Mobiliarsteuer; 3) Thüren- und Fenstertaxe; 4) Patentsteuer, woben zugleich auf die merkwürdigen Verschiedenheiten dieser Steuer in Frankreich und Westfalen aufmerksam gemacht wird. — Von der Erhebung der directen Steuern, den Geschäften der Departements- und Arrondissements-Räthe, den Departemental-Directionen und General-Inspectoren, und den verschiedenen Classen von Einnehmern. II. Indirecte Steuern. 1) Registrirungs- und Stempelgebühren; 2) Forsten; 3) Posten; 4) Münzen; 5) Pulver und Salpeter; 6) Salinen; 7) Bergwerke; 8) Lotterie; 9) Zölle; 10) vereinigte Abgaben — Tobaks-Regie; 11 zufällige Einkünfte, worunter die Confiscationen und Strafgelder und die Kriegs-Contributionen gerechnet

werden. — Es gewährt dieser kurze Abriss zugleich den Vortheil, daß von dem Verf. die wichtigsten gesetzlichen Quellen sorgfältig angeführt sind, und also dadurch zugleich denen, welche weitere Belehrung suchen, zu Hülfe gekommen ist. Die zweyte Abtheilung dieser Schrift enthält Grundzüge zu einer allgemeinen Finanz-Reform für Deutsche Staaten, mit besonderer Beziehung auf Mecklenburg-Schwerin. Das Bedürfniß von Reformen eines veralteten Finanzsystems ist in den meisten Deutschen Staaten lebhaft fühlbar geworden, und unser Verf. sucht hier die schwierige Frage zu lösen, wie dieß auszuführen sey? Er spricht daher in verschiedenen Rubriken 1) von Staatsschulden und dem Verkaufe der Domainen. Der Verf. schlägt Immission der Gläubiger in den Besitz der Domainen als die am wenigsten nachtheilige Methode vor. Um die Schädlichkeit der Anleihen zu vermindern, werden Regeln gegeben, deren Beobachtung allerdings da, wo sie ausführbar sind, wie z. B. die Contrahirung der Schuld im Lande selbst, von großem Nutzen seyn würde. 2) Von der Grundsteuer, vorzüglich von den Nachtheilen steuerfreyer Güter, und der Art und Weise, den steuerbaren reinen Ertrag auszumitteln. 3) Von der Gewerbesteuer, der Basis, worauf sie angelegt werden soll, und den bey ihrer Festsetzung zu berücksichtigenden Umständen, nebst einer Beurtheilung des musterhaften Westfälischen Patentsteuergesetzes. — Nöthige Exemptionen von der Gewerbesteuer. 4) Von der Stämpeltaxe und andern Auflagen auf die Veränderungen des Besitzstandes. — Die Auflage auf Proceß-Acten, welche so trefflich zur Verminderung der Proceßsucht wirken kann, glaubt der Verf. auch seinem Vaterlande ganz vorzüglich empfehlen zu müssen. 5)

Von den indirecten Steuern auf die Einfuhr fremder Waren. 6) Von der Accise oder den Consumtions-Steuern auf inländische Erzeugnisse. 7) Von Posten und Lotterien — sehr zweckmäßige Vorschläge. 8) Ueber die Organisation der Finanzverwaltung. — Jeder Unbefangene wird gewiß dem Verf. vollen Beyfall geben, wenn er statt der bisherigen weitläufigen, zerstückelten und oft zufälligen Finanzverwaltung in manchem Deutschen Staate auf Ordnung, Einheit und Bestimmtheit dringt.

*Richhorn*

**Wien.**

In dem Verlage des Kunst- und Industrie-Comptoirs: Kumeli und Bosna, geographisch beschrieben von Mustafa Ben Abdalla Hadshi Chalfa. Aus dem Türkischen übersetzt von Joseph von Hammer. 1812. 198 Seiten in Octav.

Zwar nur ein geographisches Bruchstück; aber dabey eine wahre Seltenheit. Von den Ländern, die in Asien und Africa zum Osmanischen Reiche gehören, besitzt man, besonders von den erstern, mehrere geographische, in Türkischer Sprache abgefaßte, Beschreibungen, wovon auch Einiges gedruckt, obgleich von keinem unserer Erdschreiber, bis auf Mentelle und Brün herab, aus Mangel an Kunde der Türkischen Sprache, genützt ist: aber alle diese berühren kaum die Europäischen Provinzen der Pforte. Es ist bisher sogar nicht einmahl dem Titel nach eine einheimische Beschreibung derselben bekannt gewesen, ob man gleich vermuthen konnte, daß sie Hadshi Chalfa nicht ganz mit Still-schweigen werde übergangen, und daß sich die Herausgeber und Ergänzter seines in Constantinopel gedruckten großen geographischen Werkes bloß auf Asien möchten eingeschränkt haben, weil sie nach

seinem Tode über die andern Erdtheile nicht so viel, als über Asien, möchten gesammelt gefunden haben. Selbst Hr. v. Hammer, einer unserer ersten Kenner der Türkischen, Persischen und Arabischen Sprache, der durch seinen zweymahligen und mehrjährigen Aufenthalt in Constantinopel mit allen Theilen der Türkischen Litteratur wie mit unserer vaterländischen vertraut worden war, konnte darüber an Ort und Stelle nichts erforschen; erst ein Zufall ließ ihn in der an kostbaren Morgenländischen Handschriften so reichen Bibliothek des Hrn. Grafen W. von Nzewusti den glücklichen Fund eines von Hadschi Chalka eigenhändig geschriebenen Exemplars seines geographischen Werkes thun, in welchem eine Beschreibung der Beglerbeglike von Rumelien und Bosnien enthalten war. Und diese legt er in der Schrift, die wir anzeigen, unsern Geographen zur künftigen Benutzung in einer Deutschen Uebersetzung, hier und da mit Anmerkungen begleitet, vor. Etwas Vollkommenes ist Hadschi Chalka's Arbeit nicht; sie hat viele Stellen, wo sich von einem einheimischen Schriftsteller etwas Bestimmteres und Vollständigeres hätte geben lassen; es laufen auch wohl Grillen und Fabeln mitunter; dennoch ist sie eine schätzbare Hülfquelle für die Erdbeschreibung der beiden Beglerbeglike. Aus ihr lassen sich authentische Berichtigungen geographischer Nahmen nach ihrer wahren Aussprache borgen. Auf unsern Karten stehen noch bis auf diesen Tag die alten Ländernahmen, welche die Türken gar nicht kennen, Macedonien, Servien, Bulgarien u. s. w., die in einer neuen Geographie eine Unschicklichkeit sind; aber wie hätte man sie bisher mit den Türkischen vertauschen können, da vor der Erscheinung dieser Schrift die neuere politische Eintheilung der Eu-

ropäischen Türkei in Sandschake nur sehr mangelhaft bekannt war, und unsere Geographen keinen Zugang zu den Osmanischen Staatssammlungen hatten. Es ist daher schade, daß die Handschrift des Hadshi Chalfa nicht die Geographie der ganzen Europäischen Türkei umfaßte, damit wir daraus eine vollständige Kenntniß der Europäischen Beglerbeglikten schöpfen könnten, wie wir sie von den Asiatischen und Africanischen Paschaliken bereits haben. Endlich, wie manche schätzbare Nachricht, die in keiner unserer bisherigen Reise- und Länderbeschreibungen zu finden ist, läßt sich aus diesen Bruchstücken nehmen, die unsere Prüfung und das Nachforschen künftiger Reisenden verdient, um sie zur völligen historisch-geographischen Wahrheit zu machen! Um nur einige Beispiele zu geben: nach S. 17 sollen auf dem Wege zwischen Adrianopel und Constantinopel mehrere alte Denkmähler und Höhlen, mit großer Mühe in Felsen gehauen, zu sehen seyn. Einige derselben laufen in Reihen neben einander, andere in Stockwerken über einander; einige haben unter einander Verbindung, wie künstliche Wohnungen; zu einigen führen in Stein gehauene Stufen, zu andern kann man bloß mit Leitern kommen u. s. w. Welcher Reisende hätte noch davon gesprochen? S. 75 Wie viel Merkwürdiges von Salonik! Noch jetzt ist es eine rechte Judenstadt, reich an Fabriken. Die Juden verfertigen gute Tücher und die weitberühmten vielfarbigen Fußdecken, die nirgends so gut gemacht werden. Eine der größten Merkwürdigkeiten Saloniks wäre, wenn sich alles bewähren sollte, im Judenviertel die Schule, Hora genannt, in deren oberen Stockwerken viele Bücherfäle seyn sollen. Es sollen an derselben mehr als (?) 200 Lehrer angestellt seyn, die, unten, von den ersten Elementen



an bis zur Geschichte Unterricht erteilen; es sollen darin als Schüler Knaben von 4 bis 5, und Männer von 30 bis 40 Jahren, an der Zahl (?) über 1000, nach ihren Graden sitzen, und sich mit Bücherlesen und Vernunftwissenschaften beschäftigen u. s. w.

Die Uebersetzung läßt sich wie Original lesen. Des Hrn. v. Hammer's autoptische Kenntniß mehrerer Gegenden, die hier geographisch beschrieben werden, hat manche Zweydeutigkeit des Autors gehoben, manche Dunkelheit zerstreut, oder ist zu Berichtigungen behülflich gewesen, die in Anmerkungen niedergelegt sind (wie S. 7, 25, 30, 37, 85 u. s. w.). In einigen andern Zusätzen sind aus historischen Werken topographische Notizen in Uebersetzungen der zugehörigen Stellen mitgetheilt (wie S. 29 über Vabatag, und S. 36 über Schumna, aus der zu Constantinopel gedruckten Geschichte des Reis-Effendi Bassif); und je seltener selbst in Türkischen Geschichtschreibern solche Stellen sind, und je weniger sie den Geographen der Sprache wegen zugänglich seyn würden, desto verdienstlicher war ihre Einschaltung. Den Beschluß machen Stationenverzeichnisse einiger Sultane und ihrer Beamten auf ihren Reisen oder Feldzügen; eine Marsch-Route des Uebersetzers durch die Dobruzische Tataren von Warna nach Galadsch, und die Türkischen Nahmen der vorzüglichsten Inseln des Archipelagus nach den Karten der Geschichte der Osmanischen Seekriege von Hadshi Chalfa.

Eine Karte mit der politischen Eintheilung der Europäischen Türken nach Beglerbeglikem und Sandschaken, gehört noch zu unsern litterarischen Wünschen. Ein ungenannter Gelehrter hat den Versuch gemacht, Rumeli nach Hadshi Chalfa's Angaben in einer Karte darzustellen, die von derselben Verlags-handlung, bey welcher diese Schrift erschienen ist,

1080 G. g. N. 108. St., den 6. Jul. 1812.

zu gleicher Zeit ausgegeben worden. Von ihrer Beschaffenheit können wir aber unsern Lesern keinen Bericht erstatten, da sie unserm Exemplare der Uebersetzung nicht beigelegt war.

*Heeren* Ohne Druckort.

Euldigung, dargebracht der Wahrheit und den Manen des Herrn Feldmarschalls, Grafen von Lacy. 1812. Octav 24 S. Einige Aeusserungen in dem Journal de l'Empire vom 20. Oct. 1811 über Lacy, worin er getadelt und als der Urheber des Systems der Streitkräfte-Vertheilung genannt war, veranlaßte zuerst eine "Widerlegung von einem gewesenen Oestreichischen Officier," die hier wieder abgedruckt erscheint; und der alsdann "eine historische Nachricht über Lacy" beigelegt wird. Der Verf., der zu dem engern Kreise der Freunde von Lacy gehört zu haben scheint, wollte sich, nach seiner vorläufigen Erklärung, bloß darauf beschränken, den doppelten Irrthum zu widerlegen, daß Lacy der Urheber jenes Systems sey, und daß er an den Planen, welche die alliirte Armee in dem ersten Feldzuge des Revolutionskrieges befolgte, Antheil gehabt habe. Es ist rühmlich, den Manen eines großen Mannes ein solches Opfer der Dankbarkeit und der Gerechtigkeit zu bringen; und nicht ohne Interesse wird man zugleich mehrere Anekdoten hier lesen, die nicht nur den Feldmarschall, sondern auch den Fürsten, der mehr sein Freund als sein Gebieter war, so wie auch seinen Nebenbuhler im Ruhm, den alten Loudon, und Feldmarschall Pellegriani, betreffen. Eine vollständige Biographie von seinem Neffen und Liebling, dem General Browne, soll in der Handschrift vorhanden seyn; möchte diese kleine Schrift die Veranlassung werden, daß sie das Licht erblickte!

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109 Stück.

Den 9. Julius 1812.

Paris.

*Schröder*

Bey Courcier: Analyse botanique des Embryons endorhizes ou monocotylédones et particulièrement de celui des Graminées, suivie d'un examen critique de quelques Mémoires anatomico-physiologico-botaniques de M. Mirbel, par R. C. Richard, Professeur de Botanique à l'Ecole de Médecine de Paris. 1811. 74 Seiten in groß Quart, mit 5 Kupfertafeln.

Der Verfasser ist ein genauer, trefflicher Beobachter, welcher seinen eigenen Weg geht, und mit Glück eine Reformation der theoretischen Botanik in manchen ihrer Theile versucht. Sein Werk über die Frucht der Pflanzen gibt davon einen schätzbaren Beweis. Das vorliegende Werk liefert in seinem ersten Theile, nach einer kurzen Einleitung, die Beschreibung der Samen und des Keimens von einigen (und überhaupt 36 Arten) Monocotyledonen. Er nennt sie endorhizes, weil das Würzelchen im Samen nicht zur Wurzel wird, sondern die letztere erst nach dem Keimen hervortreibt. *Link* (Anatomie und Physiologie der Pflanzen

J (5)

zen) hat schon dieselbe Bemerkung gemacht, steht diese Eigenschaft aber für keinen ausschließlichen Character der Monocotyledonen an, da sich viele Dicotyledonen eben so verhalten. Man nehme nur die Koffkastanie, um sich hiervon zu überzeugen. Die Endorhizes theilt der Verf. wiederum in endospermiques, welche ein albumen (endosperme nach dem Verf.) haben, in epispermiques, denen das albumen fehlt, und macropodes, welche mit einem vitellus versehen sind. Hierauf folgen im zweyten Theile Raisonsnements et discussions sur les faits mentionnés dans la premiere partie. Zuerst behauptet er, daß die cryptogamischen Pflanzen nur sporulae, keine wahren Samen, haben. Der Same, sagt er, stehe nur durch ein zartes Bündel von Gefäßen mit der Mutterpflanze in Verbindung. Die sporulae entstehen aus einer Zelle oder aus einem Haufen von Zellen, ohne deutlich gefiederten Embryo. Für die Pilze, Lichenen und Algen hat diese Behauptung viel Wahrscheinliches; die Moose und Farnkräuter hingegen besitzen wirklich Samen. Mit Recht tadelt der Verf. das Unbestimmte der Abtheilung in Monocotyledonen und Dicotyledonen, da sich nicht allein wahre Polycotyledonen, sondern auch Monocotyledonen in der natürlichen Classe der Dicotyledonen befinden, oder solche, deren Embryo an beiden Enden unzertheilt ist. Dafür schlägt er die Eintheilung in endorhizes, exorhizes und in embryonées vor, wogegen aber die eben angeführte Bemerkung spricht. — Treffende Bemerkungen über die Richtung des Embryo, welche auf die einfachste und natürlichste Weise nach dem Samen, so wie die Richtung des Samens nach dem Fruchtbhälter, bestimmt werden soll. Nur in den endospermiques hat dieses Schwierigkeiten, und der

Verf. stellt das Gesetz auf, dort sey das Würzelchen, wo sich der Embryo der Bedeckung am meisten nähert. Zugleich die interessante Bemerkung, daß alle embryons endorhizes epispermiques eine gemmula haben, die endospermiques hingegen nicht. — Vergleichende Betrachtungen über die verschiedene Form der Embryonen. Daß der Theil, welchen Gärtner vitellus, unser Verfasser hypoblasta nennt, in den Gräsern, Zannichellia, Zostera u. s. w. derselbe Theil sey, wird auf eine sehr einleuchtende Weise gezeigt. Die Embryone und das Keimen der Gräser sind genau untersucht. Was Gärtner vitellus nennt, wird von ihm endosperme genannt, so wie er alle albumina mit diesem Nahmen belegt. Blaste nennt er den oberen Theil des Embryo, aus dem die Pflanze hervortritt. Hier unterscheidet er nun den kegelförmigen fleischigen Theil, welcher die Gemme der jungen Pflanze bedeckt und in ihrer Höhlung einschließt, als den wahren cotyledon, eben dieser Ursache wegen, weil immer der junge Keim in einer Höhlung der Cotyledonen eingeschlossen liegt. Es ist gewiß, daß die Behauptung des Verf. unter allen am meisten für sich hat. Dieser Cotyledon wächst, wie die Cotyledones subterranei, an, aber nicht aus; da hingegen das albumen (welches Willdenow für die Cotyledones hält) weder an, noch auswächst: er ist eigentlich eine fleischige äußere Scheide, so wie die Cotyledonen fleischige Blätter sind. Aber eben der Grund, daß dieser Theil nur eine fleischige Scheide vorstellt, macht den Rec. zweifelhaft, ob man ihm den Nahmen Cotyledon geben darf. Cotyledonen sind Samenblätter, welche fast immer auswachsen und zu wahren Blättern werden, sogar im Samen selbst die künftigen Spaltöffnungen der Blätter deutlich zei-

gen, welche die junge Pflanze ernähren, und vor der Blüthe verwelfen. Daß sie in einigen äußerst seltenen Fällen mitten in ihrer Entwicklung stehen bleiben und nicht aus der Erde treten, kann wohl nichts in ihrer Bestimmung ändern. Solche Theile haben nur die Dicotyledonen, und um alle Streitigkeiten zu vermeiden, bleibe man bey dieser äußerst leichten Bestimmung. In den so genannten Monocotyledonen befindet sich kein Theil, welcher diesem völlig analog wäre, wohl aber sieht man in ihnen mehrere, welche nicht aus der Erde hervortreten. Unter diesen kann man den Namen Cotyledon vertheilen, aber kein einziger hat die Haupt-Function der Cotyledonen, die Ernährung der jungen Pflanze, verbunden mit dem charakteristischen Merkmale, dem Heraustreten über die Erde.

Der zweyte Theil dieses Werks ist bloß polemisch, gegen Mirbel. Die Behauptungen dieses Schriftstellers sind wörtlich abgedruckt, und die Widerlegung ist gegen über gestellt. Man sieht leicht, daß ein Auszug, worauf man sich allein beschränken würde, unter diesen Umständen nicht möglich ist.

*Heeren*

Altona.

Einleitung in die historische Chronologie, von D. S. Hegewisch. 1811. 142 S. in Octav. Einen nicht geringen Dank sind die Freunde der historischen Wissenschaft dem würdigen, nun bereits verewigten, Verfasser für dieses Geschenk schuldig, durch welches einem wahren, gewiß von Vielen gefühlten, Bedürfnisse trefflich abgeholfen wird. Die Chronologie ist unentbehrlich dem Historiker, das weiß Jeder. Aber sie ist als Wissenschaft so tief mit Mathematik und Astronomie verslochten, daß dieses schon nicht geringe Kenntnisse in diesen

Wissenschaften voraussetzt. Indes interessiren den Historiker, als solchen, jene mathematischen Hülfskennnisse nicht, da er nur den Maßstab der Zeitrechnung braucht, die Kunst der Vorfertigung dieses Maßstabes aber Andern überlassen kann. Der Verf. sagt daher mit Recht, daß Gatterer in sein Handbuch der Chronologie zu viel Mathematik eingemischt habe, als daß es dem Historiker brauchbar sey. Die historische Chronologie, die nur eine Beschreibung und eine Anweisung zum Gebrauche jenes Maßstabes ist, bedarf jener Kenntnisse nicht; und diese historische Chronologie ist es, auf welche sich Hr. H. beschränkt. Aber auch sie enthält eine solche Mannigfaltigkeit und Menge von Notizen, und gerade solchen Notizen, die es schwer ist, im Gedächtnisse zu behalten, daß eine solche, jedem auch ohne mathematische Vorkenntnisse verständliche, Anweisung höchst erwünscht ist. Wenn wir hinzusetzen, daß diese gerade alles umfaßt, was sie umfassen muß, und auf die einfachste und deutlichste Art abgefaßt ist, so brauchen wir zum Lobe dieser Arbeit nicht mehr zu sagen, sondern begnügen uns, den Lesern nur eine Anzeige des Inhalts nach den 52 Paragraphen zu geben, in welche die ganze Schrift zertheilt ist. Also 1. Gegenstand und Zweck der Chronologie. 2. Verhältnisse der Zeit zu einander; theils in Ansehung ihrer Größe zu einander; theils in Rücksicht des Aufeinanderfolgens. Also zuerst: Eintheilung der Zeit. 3. Größe oder Dauer der Zeittheile, und Möglichkeit, diese zu bestimmen. 4. Ordnung in welcher die Begriffe von den verschiedenen Theilen der Zeit zu geben sind. 5. Der Tag. 6. Die Stunden. 7. Theile einer Stunde. 8. Das Jahr. 9. Die Jahreszeiten. 10. Die Monathe. Mondmonathe. 11. Sonnenmonathe. 12. Das Mond-

Jahr. 13. Die Wochen. 14. Jahrformen und Ca-  
 lender. 15. Das Julianische Jahr. 16. Wesent-  
 licher Fehler des Julianischen Jahrs. 17. Das  
 Gregorianische Jahr. 18. Die merkwürdigsten  
 Jahrformen anderer Völker. 19. Das Jahr der  
 Athenienser. 20. Eintheilung des Monats bey  
 den Griechen. 21. Eintheilung des Tages bey den  
 Griechen. 22. Das Macedonische Jahr. 23. Der  
 Römische Calender, ehe Julius Cäsar ihn verbess-  
 fern ließ. 24. Verworrene Gestalt des Römischen  
 Calenders. Gestalt des Römischen Jahrs vor Jul.  
 Cäsar. 25. Julius Cäsar, Urheber der Juliani-  
 schen Jahrform. 26. Sonderbare Gestalt des Jahrs  
 807 a. u. c., wodurch der Uebergang zu dem ver-  
 besserten Calender vorbereitet wurde. 27. Einthei-  
 lung des Tages und der Nacht bey den Römern.  
 29. Das Jahr der Juden. 30. Woche der Juden,  
 und ihre Eintheilung des Tages. 31. Das Jahr  
 der Aegyptier. 32. Das Jahr der Babylonier oder  
 Chaldäer, auch wohl das Nabonassarische Jahr ge-  
 nannt. 33. Eine sehr vollkommene Jahrform der  
 alten Perser. 34. Das bey allen Mohammedani-  
 schen Völkern eingeführte Mondjahr der Araber.  
 35. Von den Jahrformen anderer Völker. 36.  
 Das Jahr der Franzosen zur Zeit ihrer Republik.  
 37. Verhältnisse der Zeitheile zu einander in An-  
 sehung ihres Aufeinanderfolgens (also Aeren).  
 39. Epochen und Jahrrechnungen der Aegyptier,  
 Babylonier und Perser. 40. Die Nabonassarische  
 Jahrrechnung und der Canon des Ptolemäus. 41.  
 Zeitrechnung der Griechen, und der Generationen-  
 Cykel. 42. Die Olympiaden. 43. Die Cecropi-  
 sche Aera, und die Parische Marmorchronik. 44.  
 Merkwürdige historische Epochen in der Geschichte  
 der Griechen. 45. Die Jahrrechnung der Seleu-



eiden. 46. Bürgerliche Zeitrechnung der Römer: die Consular-Aera. 47. Die bloß historische Jahrrechnung nach Erbauung der Stadt. 48. Bürgerliche Zeitrechnung nach Jahren der Welt oder der Schöpfung im Griechischen Kaiserthum. 49. Der Indictions=Zykel. 50. Die Christliche Zeitrechnung. 51. Die Julianische Periode. 52. Jahrrechnung. Anhang: Einige Bemerkungen über Epochen in der allgemeinen Weltgeschichte. — Wir haben geglaubt, daß in dem gegenwärtigen Falle eine bloße Anzeige des Inhalts die beste Empfehlung seyn würde; da es keinem Freunde der Geschichte entgehen kann, welche Masse von sehr brauchbaren, zum Theil ihm unentbehrlichen, Notizen er hier beisammen findet.

Diese Arbeit war die letzte des verstorbenen Verfassers, an dem Deutschland wiederum einen seiner würdigsten Historiker verloren hat. Seine großen Verdienste als Lehrer sind bekannt. Als Schriftsteller gehörte er nicht zu den Polygraphen. Aber was er geschrieben hat, verdiente, in das Publicum zu kommen. Lange wird sein Andenken durch seine Schriften erhalten werden!

Leipzig.

*Heyne*

Commentatio de Codicis membranacei C. Plinii Caecilii Secundi Epistolas olim complexi fragmento in Bibliotheca Lycei Annaemontani reperto. Scripsit Jo. Theophilus Kreyssig, A. L. M. Lycei Annaemontani Director — 1812. Quart 26 Seiten. In dem gesunkenen Mönchsalter sind zum Einband der Missalen und anderer kirchlichen Bücher oft Blätter von älteren Codices verwendet worden: so hat sich es gefügt, daß man auf einigen solchen Buchdeckeln Stücke

1088 G. g. A. 109. St.; den 9. Jul. 1812.

aus guten pergamenen Abschriften von Classikern wahrgenommen hat. Ein solcher Zufall begünstigte den Hrn. Director Krenffig, der bereits mit den vorhin aufgefundenen Fragmenten aus dem Livius und Sallust sich beschäftigt hatte (f. Gött. gel. Anz. 1807 S. 512, und 1811 S. 1532). Man kann nicht ohne Theilnahme in der angeführten Schrift sehen, wie glücklich ihn sein jetziger Fund gemacht hat; die von ihm eingesandte Schrift ist auch der hiesigen königl. Societät vorgelegt worden. Ein pergamener Einband in der Annaberger Schul-Bibliothek enthielt ein Blatt aus einem schönen alten Codex der Briefe des jüngern Plinius; ein fac simile, wie man es zu nennen pflegt, von der Schrift des Codex ist eingedruckt; es ist eine Stelle aus dem II. Buche 11. und 12. Mit einem ängstlich genauen Fleiße bemerkt der Finder jede kleine Abweichung, und Uebereinstimmung mit andern Handschriften. Anführen läßt sich als Variante (§. 12): Septemvir *epulo nunc jam neutrum*, wo Andere *epulonum* lesen; beides üblich. §. 18 *nocte dirimi*, wo Andere *dimitti* lesen. Der Codex läßt §. 19 die eingeschobenen Worte: *quae acceperat Marius*. weg. Auch *adrasum* in §. 21 wird durch den Codex bestätigt. Umständlich erläutert Hr. K. dieß alles in angehängten Anmerkungen; und in den Blättern, die vorausgeschickt sind, werden theils ähnliche Auffindungen, von Andern durch Aufmerken auf die alren Pergamendecken gemacht, aufgezählt, theils eine andere, von ihm auch gemachte, Entdeckung an einem alten Einbände erzählt, von zwey Fragmenten des Hebräischen Textes Exodus 25, 36. 26, 5.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den II. Julius 1812.

Berlin.

*Planck*

Ueber die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchenparteien in der Preussischen Monarchie. Von Dr. Jr. Sam. Gottfr. Sack, königl. Preussischem erstem Hofprediger und Ober-Konstorial-Rathe 2c. 2c. Nebst einem Gutachten über die Beförderung der Religiosität. 1812. S. 191 in Octav. Uebersähe man bey dem Titel dieser Schrift den Zusatz: in der Preussischen Monarchie, so könnte wohl nur der Name ihres ehrwürdigen Verfassers die Aufmerksamkeit einen Augenblick dabey festhalten; aber in Verbindung mit der beschränkenden Bestimmung, welche sie dadurch erhält, kann und muß jetzt dieser Name mehr als bloße Aufmerksamkeit erregen. In den Preussischen Staaten ist es allerdings denkbar und möglich, daß eine Vereinigung der beiden protestantischen Kirchenparteien zu Stande gebracht werden könnte. Die Regenten dieser Staaten haben von dem Eintritte der zwischen ihnen entstandenen Spaltung an immer daran gearbeitet, den Frieden unter ihnen wieder herzustellen. Die von ihnen deßhalb genom-

R (5)

menen Maßregeln konnten in die Länge nicht wirkungslos bleiben. Die mildernde Wirkung der Zeit wurde hier durch mehrere Umstände verstärkt, die sich sonst nirgends, wo Lutheraner und Reformirte gemischt waren, so glücklich vereinigt haben; daher sind auch hier die Vorbereitungen dazu schon weiter, als sonst irgendwo, vorgeführt. Die unchristliche Sectirerey, mit der man sich sonst gegenseitig anfeindete, hat hier schon auf beiden Seiten aufgehört. — Auch der wildeste Zelote — S. 3 — wagt es nicht mehr, einen verkehrten Laut hören zu lassen. Die Geistlichen beider Confessionen bieten sich brüderlich die Hand; sie öffnen sich gegenseitig ihre Kanzel; sie vertreten einander bey ihren Amtshandlungen; sie machen sich kein Bedenken daraus, sich wechselseitig das heil. Abendmahl zu administrieren, und Kinder, die von einem Prediger der andern Confession unterrichtet sind, zu confirmiren. Nur Nahmen und ganz äußerwesentliche Aeußerlichkeiten scheiden sie noch; mithin findet nicht nur in dem jetzt herrschend gewordenen Geiste der beiden protestantischen Kirchen kein bedeutendes Hinderniß mehr Statt, sondern alles scheint schon völlig zu der Vereinigung gestimmt. Es ist also gewiß möglich, daß sie hier vollständig zu Stande kommen kann: wenn aber die Männer, die an der Spitze der Parteyen stehen, sich auf eine solche Art als Beförderer des Werks herausstellen, wie es in dieser Schrift von dem ersten Wortführer der einen geschehen ist, wer wird sich nicht schon der freudigen Hoffnung überlassen zu dürfen glauben, daß es auch gewiß zu Stande kommen wird? Diese Hoffnung hat für uns wenigstens recht viel Erfreuliches; denn so gewiß wir überzeugt sind, daß es nicht gerade nothwendig ist, auf eine förmliche Vereinigung der

protestantischen Kirchen hinzuarbeiten, weil ihre fortbauende äußere Absonderung, so wie sie jetzt besteht, nicht mehr für so nachtheilig gehalten, und leicht ganz unschädlich gemacht werden kann, so lebhaft fühlen wir doch das Gewicht der von dem Verf. S. 40 . . . 49 ausgeführten Gründe und Rücksichten, welche die Erzielung einer vollen und förmlichen Vereinigung in einem hohen Grade wünschenswerth machen. Dabey sind wir jedoch mit Hrn. S. auch darüber einverstanden, daß zu ihrer wirklichen Erzielung gerade nur das von ihm Vorgeschlagnene, und eben so wenig mehr als weniger, geschehen darf. Seine mit höchst weiser Bedachtsamkeit berechneten Vorschläge laufen nämlich in Folgendem zusammen. — Von einer Ausgleichung der Verschiedenheit in den dogmatischen Vorstellungen, welche die Trennung veranlaßt hat, sollte 1) gar nicht gesprochen werden. Man denke um des Himmels willen an keine neue Formel in Aufhebung der Lehren, die ehemahls so viel unseligen Zank erzeugt haben, sondern Jedem bleibe sein Privaturtheil über die ehemahls streitigen Meinungen überlassen. — Mögen die symbolischen Bücher, in welchen ehemahls die divergirende Meinung jeder Partey polemisch und mit Verwerfung der Andersdenkenden ausgedruckt wurde, als bekannte Schriften alter Zeit in Ehren bleiben, und in den Hörsälen academischer Lehrer fernerhin historisch erläutert oder critisch beleuchtet werden; aber ihr ohnehin gesunkenes kirchliches Ansehen bleibe antiquirt, und keines Lehrers Gewissen werde mehr durch eine Verpflichtung darauf beschwert. Dagegen werde dasjenige Bekenntniß, welches von jeher beide Kirchen als das ihrige erkannt haben — das apostolische und das Augsburgische — als ein gemeinschaftliches unveräußerliches Gut beybehal-

ten. S. 68 . . . 70. Eben deswegen sollte 2) auf das sorgfältigste alles vermieden werden, was der Sache das Aussehen geben könnte, als ob die eine Kirche der andern incorporirt, und die Lutheraner reformirt, oder die Reformirten Lutherisch gemacht werden sollten, S. 71: aber die Benennungen reformirte und Lutherische Kirche mögen 3) um so eher ganz aufhören, da sich der Name der evangelischen oder der vereinigten evangelischen Kirchen für beide so passend anbietet. S. 72. Dafür müßte 4) jede besondere Kirche ihre observanzmäßige Verfassung, ihr Vermögen, ihre Legate, ihre Armenkasse, ihre Stiftungen, ihren Kirchenvorstand und ihren Begräbnißplatz unverändert behalten. Auch der Ritus, der bisher bey jeder einzelnen Kirche Statt gefunden, wäre 5) beizubehalten, so lange als die Gemeinde mit demselben zufrieden ist. Nur in Ansehung des Ritus der Nachtmahlsfeier wäre an eine Aenderung zu denken, damit nicht hier eine Verschiedenheit bliebe, welche fortdauernd an die ehemalige Spaltung erinnern, und einen neuen Samen der Uneinigkeit austreuen möchte. S. 73. Hingegen dürfte wieder in der Verfassung und Bestimmung der eigenthümlichen und besondern milden Institute, der Synodal- und Wittwencassen für die Prediger und Schullehrer jeder Kirche, so wie auch in Ansehung der etatsmäßigen Prediger- und Schullehrer-Besoldungen, die bisher aus königlichen oder Communal-Cassen gezahlt worden sind, durchaus nichts geändert werden. Was aber die wirkliche Einleitung der Union nach diesen Grundsätzen betrifft, so trägt der Verfaß bloß darauf an, S. 77, 78, daß von der Regierung zwey oder drey einsichtsvollen und anerkannt rechtschaffenen Geistlichen von beiden Confessionen der Auftrag gegeben werden möchte, sich mit ein-

ander über den detaillirten, darnach zu entwerfenden, Vereinigungsplan zu berathschlagen; dieser Plan wäre alsdann nicht nur den Consistorien und den kirchlichen Inspectoren, sondern auch allen einzelnen Predigern beider Parteyen mitzutheilen, von denen jeder innerhalb dreyer Monathe seine Erklärung darüber abzugeben hätte; sollte sich daraus ergeben, daß fünf Sechstheile der Geistlichen den Plan billigten, so wäre die Union als ein Beschluß der protestantischen Kirche in der Preussischen Monarchie anzusehen, und die Minorität der Dissidentirenden müßte den Willen der Majorität ehren; sollte hingegen mehr als ein Sechstel dagegen seyn, so möchte sie für verworfen erklärt, und alles in dem Zustande gelassen werden, worin es sich jetzt befindet. — Den auf diesen letzten Fall gefaßten oder zu fassenden Entschluß billigt Rec. ganz vorzüglich. Er möchte es eben deswegen fast verbürgen, daß der Fall nicht eintreten wird, denn bey der Bedachtsamkeit, womit der ganze Vorschlag entworfen ist, zweifelt er nicht, daß an einige weitere vorbereitende Maßregeln, die wohl an andern Orten nöthig werden dürften, bloß deswegen hier nicht gedacht ist, weil sie durch die besondere locale Lage der Umstände überflüssig gemacht werden. Er zweifelt dann noch weniger, daß die in den Preussischen Staaten einmahl geschlossene Vereinigung der zwey protestantischen Parteyen die natürlichste Einleitung zu ihrer gewiß noch zu hoffenden allgemeinen Vereinigung machen wird, und er würde deswegen, wenn sie jetzt nur in den Preussischen Staaten zu Stande käme, einen sehr freudigen Antheil an dem Dankfeste nehmen, das die Preussischen Kirchen dafür zu feiern hätten. Aber dabey gesteht er doch, daß er es für ein noch glücklicheres Ereigniß halten, und sich einer noch

höhern Freude überlassen würde, wenn er zugleich die Realisirung der Vorschläge zu einer Verbesserung des Religionszustandes in den königl. Preussischen Ländern überhaupt hoffen dürfte, die in einem S. 115 . . . 191 hier angehängten, dem ehemahligen Churmärkischen Ober-Consistorio im Jahre 1802 abgeforderten und von ihm der Regierung übergebenen Gutachten enthalten sind. Freylich fürchtet Rec., daß selbst durch diese Vorschläge allein noch nicht ganz geholfen werden möchte, mit so weiser Vorsicht und mit so edler Freymüthigkeit auch alles darin ausgezeichnet ist, was von oben herab zu einer Verbesserung des Religionszustandes geschehen kann. Er ist überzeugt, daß eine noch höhere Behörde dazwischen kommen und einen neuen Geist unter die Mehrheit unserer Religionslehrer bringen muß, wenn ein wirklich besserer Zustand herbeigeführt werden soll. Aber jenes muß doch auch geschehen. Es kann selbst dazu mitwirken, daß es früher und allgemeiner zu diesem kommt. Es kann wenigstens mittelbar etwas dazu fördern; und so würde immer etwas höchst Bedeutendes damit gewonnen seyn.

*Heyne*

### Zübingen.

Als ein classisches Geschichtsbuch in seiner Art ist die Geschichte des Königreichs Ungern von Johann Christian von Engel, zu betrachten, deren Anfang in der Cottaischen Buchhandlung erschienen ist, 1811. Octav I. . . LXIV und I. . . 402 Seiten. Dieser gelehrte Geschichtsforscher, dessen Andenken, als unsers ehemahligen academischen Mitbürgers, und jetzigen Associé correspondant, uns immer werth geblieben ist, hat seine, vorhin einzeln und in einer Geschichte Ungerns, die als ein Theil der allgemei-



nen Weltgeschichte an das Licht trat, verwendeten Kräfte für ein Hauptwerk gesammelt, dessen Anfang anzuzeigen dem Recensenten zur Pflicht gemacht ist, wenn gleich die genauere Zergliederung desselben die Anzeige eines Gelehrten erforderte, der diesen Theil der Geschichte von Europa zu einem besondern Studium gemacht hätte. Das wandelbare, schlüpfrige Ding, die literarische Celebrität, hängt auch in dem Fache der Geschichte vom Zufalle ab, insonderheit wie fern sie in die übrige Staatengeschichte Europens mehr oder weniger verflochten ist. Welch ganz anderes Aussehen würde die gegenwärtige Erscheinung machen, wenn sie Frankreich beträfe! Nun kann der andere Maßstab angelegt werden, nämlich der innere Werth, der echte historische Sinn, die critische Auswahl der Sachen, und die historische Kunst. In den früheren Zeiten macht der Forschungsgeist immer noch die Hauptforderung aus, und dieser glänzt in diesem Anfange des Werks vor; denn dieser erste Theil enthält die Vorzeit. **Arpadische Könige. Zwischenreich bis 1309.** Wie lange und wie viel ist hier seit langer Zeit her gearbeitet worden, um diese Geschichte von Fabeln und von spätern Märchen und Träumereien, Uncritik und blindem Vorurtheile, zu reinigen! Aber, sey dieß nun auch vollkommen endlich errungen und gelungen, so ist der reine Ertrag am Ende nichts mehr, als einzelne Thatfachen und Handlungen, deren Motive, Absichten, Ausführung, unvollständig, oder wohl gar nicht, angegeben sind; will man ihre Verbindung, als Ursachen und Wirkungen, durch Hypothesen, Vermuthung, Voraussetzung von einem Character zeigen, so kann man einen schönen Roman oder ein Drama schreiben, nur keine Ge-

schichte, die auf historischer Wahrheit beruhet. Eine pragmatische Geschichte kann also überhaupt mit dem Nutzen, welchen Staatsmänner suchen, in den Zeiten, aus denen wir nur Chroniken und Annalisten haben, schwerlich, oder doch nur nach einzelnen Hauptpartien und allgemein, geliefert werden; allein durch eben diese einzelnen gut ausgeführten Hauptpartien wird für das ganze weiterhin aufzuführende Gebäude der Geschichte, wenn sie recht interessant werden soll und wird, ein sicherer Grund gelegt. Wie vollständig der Verf. seine Geschichte, der er sich, wie er sagt, seit 18 Jahren gewidmet hat, umfaßt, sehen wir aus den vorgelegten "Vorläufigen Bemerkungen über Ungarische Geschichtsforschung und Geschichtschreibung; er zeigt hier, was in beiden Rücksichten bereits geschehen ist, und was noch künftig zu leisten sey, und zwar in Beziehung 1. auf die Herausgabe noch ungedruckter Quellschriften, 2. auf die gelehrten Vorarbeiten anderer verstorbenen Gelehrten, 3. auf bessere critische Herausgabe der ältesten inländischen Chronisten, 4. auf mehrere Benützung der Geschichtschreiber und Chronisten anderer, zumahl der mit Ungern benachbarten, Nationen." Dies gibt die Uebersicht von einem weiten Felde, aus welchem noch Früchte zu sammeln sind. So weit ist man nun auch gekommen (unsterblichen Ruhm bringt es den großen Männern der Nation, welche es mit Kraft, Patriotismus und Aufwand so weit bereits gebracht haben), daß zweckmäßige Bibliotheken, Archive und ein National-Museum, angelegt sind. Ueber die Geschichtschreibung spricht Hr. v. E. zuletzt; von dem mönchischen oder schulgerechten Gange seiner Vorgänger wird er sich entfernt halten, und eine Altherodotische einfache, treue, von redlichem Wahrheitsfönn geleitete, Erzählung und Darstellung befolgen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 11. Julius 1812.

Göttingen.

*Heyne*

Die Universität zu Göttingen verlor in der Nacht vom 1. auf den 2. Julius den Professor der Rechtswissenschaft, Christian August Gottlieb Göde, und in ihm eine ihrer schönsten Blüten, sammt noch größeren Ausichten und Hoffnungen für die Folge; ein abzehrendes Fieber entriß ihn uns nach langen Leiden, die eine Reise nach Italien nicht hob, dagegen durch eine im Herbst übereilte Zurückreise, mit mehreren Unfällen, noch vermehrte. Seine Studien, seine Sitten und edle Gesinnungen zeichneten ihn, bey gründlicher Wissenschaft der Rechte, als einen geschätzten Lehrer, und gebildeten Mann und Gelehrten, rühmlich aus.

Göttingen.

*Hausmann*

Bey Römer: Reise durch Scandinavien in den Jahren 1806 und 1807, von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann. Zweiter Theil. 1812. X und 380 Seiten in Octav, mit einer Titelvignette und drey Kupfertafeln.

£ (5)

Wir begleiteten den Verfasser im ersten Theile seiner Nordischen Reise durch Dänemark, Schonen, Småland, Westgothland bis nach Kongsberg in Norwegen (vergl. Göt. gel. Anz. 1811 123. St.) Hier nimmt er nun, in dem vorliegenden zweyten Theile, den Faden der Erzählung wieder auf, und beschreibt seine übrigen Wanderungen durch das südliche Norwegen, nebst seiner Reise von Christiania nach Stockholm. — Das südliche Norwegen ist überaus reich an großen Naturschönheiten und Naturmerkwürdigkeiten, und besitzt dabey viele treffliche Werke der Menschen; ist aber noch ungleich weniger bereiset und gekannt, als Schweden. Der Verf. hatte Gelegenheit, eine Menge neuer, und zum Theil auffallender, geognostischer und mineralogischer Beobachtungen anzustellen; manche wichtige technologische, besonders berg- und hüttenmännische, Erfahrungen einzusammeln. Diese machen nun hauptsächlich den Gegenstand des vorliegenden zweyten Theils der Reise aus, obgleich darin auch manche andere Nachrichten mitgetheilt werden, welche sich auf die Physiognomie des Landes, die Sitten der Bewohner, auf ihren Verkehr im Allgemeinen, auf Litteratur und Kunst, beziehen. Auch hat der Verf. hin und wieder Veranlassung genommen, manche auf Erfahrung gegründete Ideen über Bergwerksverfassung und Bergwerks-Administration mitzutheilen, wozu die Betrachtungen der Verfassung und Administration bey mehreren Norwegischen metallurgischen Etablissements schickliche Gelegenheit darboten. —

VIII. Kongsberg. Dieser Ort ist berühmt wegen seiner Silberbergwerke, die zur Zeit des schwunghaften Betriebes über drey Mahl hundert tausend Thaler in Umlauf setzten. So ist

es aber nicht mehr. Bekanntlich ist seit 1805 der größte Theil des dortigen Bergbaues eingestellt. Der Verf. fand nur noch drey Gruben im Betriebe. Er schildert das allgemeine Elend der Bewohner von Kongsberg, welches die Folge der Aufhebung ihres beynahe einzigen Erwerbes war. Um aber die Ursachen entwickeln zu können, welche jene schreckliche Maßregel veranlaßten, gehet er zuvörderst zur Betrachtung des Kongsberger Bergbaues, seiner Administration und seiner frühern Schicksale über, und macht den Anfang mit einer geognostischen Schilderung der Gegend. Das Kongsberger hohe und steile Gebirge besteht aus Glimmer- und Hornblendeschiefer, die mit einander wechseln, und worin die große Anzahl der Silbererzgänge aufsteht. Diese werden veredelt durch die so genannten Fallbänder, merkwürdige Lager im Gebirgsstein, welche sich dadurch auszeichnen, daß sie durch und durch von Schwefelmetallen, namentlich von Schwefelkies und Zinkblende, imprägnirt sind. Auf jeder der beiden Terrassen des Kongsberger Erzgebirges ist ein Hauptfallband, und innerhalb der Begrenzung derselben liegt die größte Anzahl der Gruben. Dasjenige, was unser Verf. von dem Grubenbaue, den Maschinen und den Aufbereitungsanstalten noch sehen konnte, fand er sehr mittelmäßig, worüber man sich um so mehr wundern muß, da das Dänische Gouvernement, besonders in den letzteren Zeiten, viel für die Bildung geschickter Bergwerks-Officianten gethan hat. Die in der Stadt Kongsberg gelegene Silberhütte war sehr im Verfall. Man brachte größten Theils nur noch Silber aus von den jetzt gewerkschaftlich betriebenen Gruben, von den reichen Abfällen der Pochwerke, und von den reichen Erzsuffen, die auf unerlaubten Wegen

den Gruben entnommen wurden. Auf dem mit trefflichen Lehrern besetzten Bergwerks-Seminarium studirte nur noch Ein Eleve. — Die Kongsberger Bergwerke wurden mit sehr abwechselndem Glücke betrieben. Besonders in den Jahren 1704 bis 1723 war die Ausbeute beträchtlich, indem sie in einigen über hundert tausend Thaler betrug. Nachher sank aber der Bergbau in so schnell wachsender Progression, daß in den letzteren Jahren vor der Einstellung die Zuschüsse der Krone im Durchschnitte siebenzig tausend Thaler betrugen. Der Hauptgrund davon lag unstreitig in den verschlechterten Anbrüchen und in den schwereren Kosten des Baues bey der Zunahme der Tiefe der Gruben. Ob aber die Schuld nicht auch zum Theil auf Rechnung einer schlechten Bewirthschaftung und vieler Betriegerereyen geschrieben werden müsse, wagt der Verf. nicht, unbedingt zu entscheiden. — Von Kongsberg aus unternahm der Verf. eine Excursion nach dem höchsten Gebirgspuncte in vortiger Gegend, dem **Jons = Knuden**, und eine andere nach dem **Kiernerd = Wasser**, dem Geburtsorte des **Anthophyllits**, und mehrerer anderer merkwürdiger Fossilien. Zum Schlusse des ersten Abschnittes werden einige Nachrichten über den Zustand der Landwirthschaft der Kongsberger mitgetheilt, woben besonders der reiche Ertrag des **Korns** auffallen muß.

**IX. Reise von Kongsberg nach Arendal.** Sie ging zuerst ein paar Meilen auf der großen Straße nach Christiania zurück, dann aber seitwärts über das Eisenwerk zu **Sassel**, welches nicht besonders ausgezeichnet ist; nach dem **Blaufarbenwerke** zu **Jossum**, welches in der Nähe von einem der größten Wasserfälle Norwegens, dem so genannten **Houg = Soß**, liegt, den die **Titel = Vignette**

sehr treu darstellt. Die Fossuner Blaufarben sind vortrefflich, wenn gleich die Einrichtungen des Werks nicht gerade sehr ausgezeichnet sind. Sie verdanken ihre Güte dem herrlichen Material, dem Glanzkobalte von Skutterud im Modum-Kirchspiele. Auch die Kobaltgruben, welche Eine Nordische Meile von Fossum entfernt sind, wurden von dem Verf. besucht. Das Erz bricht im hohen Gebirge auf einem sehr weit fortstreichenden Lager in Glimmerschiefer. Am Abhange des Gebirges setzt in diesem ein gar merkwürdiger, sehr mächtiger, Gang eines grobkörnigen Granits auf, welcher dem Blaufarbenwerke den nöthigen Quarz liefert.

Die Reise ging nun über Hassel-Eisenwerk zurück, und dann über Drammen nach Holmestrand. Der Weg nach dieser letztern Stadt, längs des Strandes des Meerbusens von Christiania ist unbeschreiblich romantisch. Die hohen senkrechten Felsenmassen zur Seite zeigen eine große geognostische Merkwürdigkeit. Sie bestehen aus Basalt, der sehr deutlich auf Uebergangsandstein gelagert ist, und — wie der weitere Verfolg der Reise zeigt — wieder von Uebergangs-Gebirgsarten gedeckt wird, mithin ein Uebergangsbasalt ist. — Auf dem Wege von Holmestrand nach Laurvig gelangt man in den schönsten Buchenhayn, der in dieser Breite sehr überraschend ist. Er begleitet den Weg bis zum lieblichen Laurvig, welches seine Häuserreihen halbkreisförmig um eine Meerbuscht ausbreitet. Die Häuser der Stadt lehnen sich an Felsen, die aus einem grobkörnigen Syenite bestehen, welcher, außer vielen andern merkwürdigen Fossilien, häufig auch Zircon eingemengt enthält. Oft ist der Feldspath des Syenits Labradorisirend, und dann kann dieß Gestein

von keinem andern an Schönheit übertroffen werden. Das Laurviger Eisenwerk, welches jetzt, nebst der ganzen Grafschaft, dem Könige von Dänemark gehört, ist sehr bedeutend. Besonders zweckmäßig fand der Verf. die Röstlöfen eingerichtet, von denen er daher auch eine ausführliche Beschreibung liefert. — Der Landweg von Laurvig nach Arendal, längs der Südküste von Norwegen, ist im höchsten Grade beschwerlich, wegen der hohen zerstückten Gebirge, über welche er führt, und der häufigen Unterbrechungen durch die tief in das Land einschneidenden Fjorde. Merkwürdig wurde er aber dem Verf. in geognostischer Hinsicht. Bis in die Gegend von Breviig lief der Weg zwischen Syenitfelsen fort. Hier treten sehr deutlich Uebergangskalkstein und Thonschiefer unter ihm hervor, welches das auffallende Resultat gibt, daß jene krystallinische, das Gepräge eines hohen Alters tragende, Gebirgsart noch jünger ist, als die eben genannten, Versteinerungen führenden, Massen. Zwischen Breviig und Brecke hört das Uebergangsgebirge ganz auf, und unter ihm hebt sich Gneus hervor, welcher nach aller Wahrscheinlichkeit zu eben der jüngeren, Granit führenden, Gneusformation gehört, die unser Verfasser im ersten Theile seiner Reise ausführlich beschrieben hat.

X. Arendal. Diese etwa 1700 Einwohner zählende Stadt hat eine seltsame Lage. Nur ein Theil derselben hat Raum an den Felsen, die sich an den meisten Stellen lothrecht in das Meer senken. Der übrige Theil hat seine Häuser auf Pfahlwerk gründen müssen, wodurch er das Ansehen erhält, als schwimme er auf dem Meere. Die Stadt treibt sehr ansehnlichen Seehandel, hat aber übrigens keine Merkwürdigkeiten aufzuweisen; de-



so schenswerther sind die ungeheuren Massen von Eisenstein, welche die benachbarten Felsengegenden enthalten, und welche den größten Theil der Norwegischen Eisenwerke mit rohem Material versorgen. Der Verf. besuchte alle bedeutenderen Gruben, und hielt eine reiche Lese an den in neueren Zeiten so berühmt gewordenen Arendaler Fossilien, an Chellit, Skapolith, Augit, Salait, Hornblende, Sphen, Apatit, Datolith, Botryolith, an den merkwürdigen Abänderungen des Granats und mancherley andern Mineralien. Der Eisenstein — durchgehends Magneteisenstein — kommt auf mächtigen Lagern in dem vorhin erwähnten Gneuse vor. Die genannten übrigen Fossilien sind theils Gemengtheile der Eisensteinslager, theils bilden sie Gänge, welche in diesen aufsetzen. Außerdem gehören zu den besondern Merkwürdigkeiten Gänge eines großkörnigen Granits, welche die Lager des Eisensteins schwebend durchsetzen.

Von Arendal nahm der Verf. seinen Rückweg über **Naes-Eisenwerk**, welches einen Hrn. Dal zum Besitzer hat, der in früheren Jahren bey uns und in Freyberg studirte, und nun mit trefflichem Erfolge die im Auslande eingesammelten Kenntnisse und Erfahrungen bey der Administration seines Werks in Anwendung bringt. Ein mehrtägiger Aufenthalt und die gastfreundschaflichste Aufnahme machten den Verf. genau mit allen Theilen des Werks bekannt.

XI. Rückreise nach Christiania. Von **Naes-Werk** ging die Reise nach Poosgrund, wo mehrere Eisenwerke zu sehen waren, welche in der Nähe davon liegen, namentlich **Bolvig**, **Sossum** bey **Skeen**, und **Ulefoss**. Das erstere dieser Werke, welchem der geschickte Bergmeister **Collet** vorstehet, ist durch die Güte seiner Einrichtungen, das

letztere durch seine Größe, besonders ausgezeichnet. Der Besuch dieser Werke gab Veranlassung zu manchen allgemeinen Bemerkungen über die Norwegische Hohlöfneren, im Vergleich zur Norddeutschen. Besondere Aufmerksamkeit richtete der Verf. u. A. auch auf die Fabrication der Schlackensteine, von denen man in dortiger Gegend eine so vortheilhafte Anwendung macht, daß sogar ein überaus prachtvollcs, mit Säulen verziertes, Wohngebäude in der Nähe von Ulesofß ganz daraus aufgeführt war.

Die weitere Reise führte den Verf. nach dem Seesalzwerke zu Vallöe, dem einzigen in Norwegen. Es ist eine geologische Merkwürdigkeit, daß dem Norden nicht allein Steinsalzflöße, sondern auch Salzquellen entgehen. Das Salz macht einen großen Artikel der Einfuhr für Norwegen und Schweden aus. Dort hat man denselben durch die Anlage des Seesalzwerks zu Vallöe vermindern wollen. So lange man aber die Siedung mit dem salzarmen Meerwasser betrieb, erforderte das Werk Zuschuß, und es ist erst in Aufnahme gekommen, nachdem man angefangen hat, Englischcs Steinsalz zur Verstärkung der Sole anzuwenden. Man hat zu Vallöe einmahl die Eisgradirung versucht, welche aber keine vortheilhafte Resultate gegeben hat. Die ganze jährliche Salz-Production beträgt im Durchschnitt 67,500 Centner. —

XII. Christiania. Nur aphoristische Bemerkungen werden über Christiania mitgetheilt. Am längsten verweilt der Verf. bey der dortigen Cathedralschule, welche eine sehr zweckmäßige Einrichtung besitzt, worüber das Wichtigste bengebracht wird. Von diesen Bemerkungen gehet der Verf. über zu einer Betrachtung des Zustandes

der Norwegischen Litteratur, und des Plans der Errichtung einer Universität in Norwegen, mit welcher, wenn sie zu Stande kommt, wie es ja jetzt allen Anschein hat, eine neue und gewiß günstige Epoche der Norwegischen Litteratur, welche bisher so sehr schlummerte, nothwendig beginnen muß.

XIII. Reisen nördlich von Christiania. Das Gebirgs-Profil zwischen Christiania und dem vier Meilen nördlich davon entlegenen Hækedal bot manche interessante geognostische Beobachtung dar. Auf den Uebergangs-Thonschiefer und Kalkstein des Kessels von Christiania setzt Feldspathporphyr. Weiter nach Hækedal kommt Thonschiefer wieder darunter zum Vorschein, und noch weiter zeigt sich der unterteufende Gneus, welcher einen langen Gebirgsrücken bildet, der Hækedal östlich begrenzt. An der westlichen Begrenzung dieses schönen Thals, durch welches die Straße nach Bergen läuft, erhebt sich der hohe Wåringskullen, welcher aus Zircon enthaltendem Syenite besteht, der auf dem Thonschiefer ruhet. Der Verf. brachte einige Wochen in der lehrreichen Gesellschaft eines Landsmannes, des Bergmeisters Baumann, zu, welcher dem Hækedaler Eisenwerke vorsteht, und außerdem den Betrieb des Edsvolder und Feiringer Eisenwerks leitet. Baumann war mit dem Baue eines neuen Hochofens beschäftigt, der mit drey Formen vorge richtet werden sollte, und aus Zirconsyenit aufgeführt wurde. Auf den Hækedaler Hammerhütten fand der Verf. mit vielem Vortheile die Feischmethode eingeführt, welche auf unsern Eisenhütten zu Uslar und Lauterberg unter dem Nahmen des Durchbrechfrischens gebräuchlich ist, und welche Baumann an diesen Orten kennen gelernt hatte.

Der Verf. besuchte mit dem Bergmeister Baumann auch die vorhin genannten Eisenwerke. Zu Edsvold interessirten ihn besonders eine große, durch Wasser getriebene, Nagelschmiede, welche treffliche Schiffsnägel verfertigt, und dann das sehr zweckmäßig eingerichtete Rechnungswesen. Von Edsvold führte der Weg nach der Glashütte zu Suurdal, wo der Verf. die auf Englische Weise betriebene Fabrication des Kronenglases sah. Darauf folgte eine beschwerliche Reise nach dem hoch im Gebirge, in der Nähe des Miosen, eines der größten Seen in Norwegen, gelegenen Feiringer Hohofen, so wie zu den noch höher liegenden Eisensteinsgruben, welche diesen und das Edsvolder Werk versorgen. Magnet-eisenstein kommt hier in großen Nestern im Uebergangs-Porphyre vor. Die Rückreise nach Edsvold wurde zum Theil auf dem Wasser des Miosen unternommen. Die weitere Rückreise nach Hakedal verschaffte dem Verf. die Bekanntschaft mit der trefflichen Norwegischen Dichterin Boren, welche zu Rowind lebt.

XIV. Reise von Christiania nach Stockholm. Ungern schied der Verf. von Norwegen, wo ihn die großen Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Natur, und der biedere Character der Menschen, unbeschreiblich angezogen hatten. Vor dem gänzlichen Abschiede wurde ihm noch der Genuß zu Theil, den majestätischen Wasserfall des Glommen bey Hafslund, Sarpen zu sehen. — Verschiedene Widerwärtigkeiten nöthigten den Verf., die Reise nach Stockholm so viel als möglich zu beschleunigen, daher er sich an keinem Orte aufhalten durfte. Er nahm den Weg über Wenersborg, Lidköping, Örebro, Arboga, Eskilaruna, Söder-Telje, und langte nach vielen, besonders durch

die rauhe Jahreszeit verursachten, Beschwerden am 10. November 1806 in Stockholm an.

Die bey diesem Theile befindlichen **Beylagen** enthalten eine Uebersicht der Norwegischen Eisenwerke, die Reise-Route von Christiania nach Stockholm, und einige Bemerkungen zu den Kupfern. Diese bestehen in einer Situations-Karte der Königsberger Bergwerke, und in Vorstellungen von verschiedenen, das Eisenhüttenwesen betreffenden, Gegenständen.

### Paris.

Heyne

*Auli Persii Flacci Satirae*, ad codices Parisinos recensitae lectionum varietate et commentario perpetuo illustratae a Nic. Lud. Archaintre. Accedunt *C. Lucilii Sveliani Auruncani Eq. Romani Satirarum fragmenta*, nec non *Sulpiciae, Caleni uxoris, Satira*. Gedruckt und verlegt von Firmin Didot 1812. Octav I. . . XVIII und I . . . 365 Seiten.

Hr. Archaintre ist einer der Französischen Gelehrten, welche einsehen, daß durch und aus Uebersetzen allein der Geist der alten Classiker sich nicht einhauchen läßt; daß aber auch die Critik allein die Bildung des Geistes nach den Alten, als Mustern des guten Geschmacks, nicht bewirkt, noch allein ein richtiges Gefühl des Wahren, Schönen, einimpfen kann. Er vereiniget in seiner Ausgabe Sorgfalt für beides; Sprachkunde und Interpretation, wenn auch nicht mit einer hervorglänzenden Critik. Er ist bereits durch eine Ausgabe der *Satiren des Horaz*, die wir aber nicht gesehen haben, bekannt; hierauf durch die Ausgabe des *Juvenals*, die wir im vor. J. 1811 S. 1184 f. angezeigt haben. Gegenwärtig liefert er eine Ausgabe des *Persius*, welche für jüngere und ältere Leser ge-

wünschte Erleichterung und Erläuterung des Sinnes gibt, mit Entwicklung des Gedankens, der oft durch gesuchte Worte, harte Fügung und Wendung, dunkel und geschraubt ausgedrückt ist. Eben hierin möchte wohl auch einer der Gründe zu suchen seyn, welcher der Verwunderung des gelehrten A. begegnen dürfte, wie es komme, daß Persius nicht mit der Jugend und im öffentlichen Unterrichte gelesen und erklärt wird; Persius ist weder für Bildung einer guten Schreibart, noch als ein Muster für einen poetischen Vortrag zu betrachten; seinen Werth hat er als ein mehr rhetorisch, als poetisch moralisirender Schriftsteller; in so fern ist er Männern von Menschenkunde und Welckerfahrung von hohem Werthe; der frühern, unerfahrenen Jugend aber kann er schwerlich als ein verständlicher, sie anziehender, Dichter gelten, bey aller Erklärung, die in den Anmerkungen gegeben ist. Denn wir wollen gern zugeben, daß es Leser geben wird, die der Erläuterung zuweilen zu viel zu finden glauben werden; allein war irgends ein Schriftsteller eines solchen Commentarii perpetui bedürftig, so ist es Persius; an einem Ovid wird es freylich Niemanden einfallen, ein Gleiches zu versuchen und anwenden zu wollen. Uebrigens hat Hr. A. eigentlich den Commentar des Casaubonus, den einzigen, der Genüge leisten kann, zum Grunde gelegt, aus ihm das jetzt noch Brauchbare und zum Verstehen Nöthige ausgezogen, abgekürzt, oder durch seine eigne Bemerkung ergänzt oder erweitert. Auch Anmerkungen von Andern, außer jenen, sind von ihm beygebracht, und mit Wahl aufgenommen, theils aus vorigen Herausgebern, Lubinus, Prateus, Britannicus, freylich von geringerem Werthe, als Casaubonus, theils von gelehrten Freunden. Für den Text des Dichters selbst hat er neue Hülfsw

mittel gehabt, welche der Ausgabe auch den Namen einer critischen erwerben. Denn Hrn. A. standen Pariser Codices zu Gebote, welche er in den vorangesetzten Stücken zur Vorrede S. XXI f. beschreibt; es sind ihrer zwanzig, von denen zwar wenige von vorwaltendem Gewichte zu seyn scheinen; aber Bestärkung von der bessern Lesart geben. Auch ein Elenchus editionum gehet voran, worin uns doch einige nicht unbekannte Ausgaben nicht bemerkt zu seyn schienen. Auf die critische Sonderung und Stellung der Ausgaben, für die Fortschritte der Verbesserung des Textes, aus neuen gebrauchten Hülfsmitteln, ist bey dem Verzeichnisse nicht gedacht.

Wir können uns bey einzelnen Anführungen nicht aufhalten; es sind noch die übrigen beigelegten Stücken anzuführen. Außer dem alten Commentator des Pithöus, sind beigelegt nach S. 200 Satira Sulpiciae auf das Edict Domitians von der Verbannung der Philosophen, ganz nach der Ausgabe des Janus Doufa, und S. 219 die Bruchstücke von Lucilius Satirae, angeführt von alten Grammatikern, wie sie vom jüngern Doufa gesammelt sind: *Caji Lucilii Suesfani Auruncani Equitis Romani Satirarum quae supersunt fragmenta ex recensione Francisci Jani F. Doulae*, und hierzu S. 316 *Centones aliquot Luciliani concinnati a Jano Doufa Nordvic.* — S. 325 macht den Schluß *Index vocabulorum omnium quae in Satiris Persii leguntur*; wichtiger ist der darauf folgende *Index rerum atque verborum memorabilium quae in Lucilii fragmentis occurrunt.* Rec. glaubt, daß das Wenige hinlänglich seyn könne, einen bestimmten Begriff von dieser nützlichen Ausgabe zu erhalten.

Veeren

## Berlin und Stettin.

Entwurf einer Geschichte des Collegii Carolini in Braunschweig, von J. J. Eschenburg. 1812. Octvo 212 Seiten. Ein würdiges Denkmahl, einer einst berühmten Anstalt von einem ihrer würdigsten Lehrer gesetzt! Schon im Jahre 1791 hatte der Verf. einen Versuch der Entstehungsgeschichte jenes Instituts in dem Braunschweigischen Magazine mitgetheilt; der dort abgerissene Faden wird hier wieder angeknüpft, und weiter fortgeführt. Auch gehört, was nicht mehr ist, vorzugsweise der Geschichte an. Die Schrift zerfällt indeß in mehrere Abschnitte. I. Versuch einer Geschichte des Collegii Carolini. Die Veranlassung zu der Stiftung ward die Aufhebung der Klosterschule zu Marienthal bey Helmstädt, 1742. Sie sollte nach Braunschweig verlegt werden. Dieß führte zu weiteren Entwürfen; glücklicher Weise kam das Geschäft in die Hände des rechten Mannes, des damaligen Probstes und Hofpredigers Jerusalem. Von ihm rührte der Entwurf her, der von dem Herzoge Carl angenommen, und in allen seinen wesentlichen Theilen ausgeführt ward. Man nahm den doppelten Gesichtspunct, daß das neue Institut theils als Vorbereitung bey dem Uebergange von der Schule zur Universität für Studirende, theils aber auch als Bildungsanstalt für Jünglinge der höheren Stände dienen sollte, die sich nicht den Studien widmeten. Der damalige Zustand der Schulen, auf denen sich der Unterricht noch so sehr beschränkte, machte eine Anstalt dieser Art zum Bedürfniß. So kam das Institut im Jahre 1745 wirklich zu Stande; und eben dem Manne, der die Idee dazu entworfen hatte, blieb auch die Ausführung; ihm



ward fortdauernd die Aufsicht über dasselbe anvertrauet. Was dieser würdige Mann für das Institut that, bis zum Jahre 1777, wo er seine Aufsicht größten Theils abgab, und ein Concilium der Professoren dafür verordnet wurde, mögen die Leser selber in der Schrift nachsehen. Die weitere Geschichte bis zu der Aufhebung 1808 wird einfach erzählt; auch die allerdings eingeschlichenen Mängel werden nicht verhehlt. Hierauf II. alphabetisches Verzeichniß der sämtlichen Lehrer und öffentlichen Hofmeister an dem Collegio Carolino, mit Bemerkung ihrer Lebensumstände und ihres Wirkungskreises bey dem Institute. Die ganze Zahl steigt auf 115; und darunter wie viele hochverdiente und berühmte Nahmen! III. Matrikel des Collegii (Verzeichniß sämtlicher Inscribirten: über 1500). IV. Ueber die Bibliothek des Collegii. Der ganze Vorrath bestand aus ungefähr 5000 Bänden. V. Ueber das vorgebliche Gespenst auf dem Collegio Carolino. Hierauf VI. 5 Beylagen. 1. Verzeichniß der Denkschriften, welche das Carolinum betreffen. 2. Vier herzogliche Rescripte. 3. Anordnung des Concilii im Jahre 1777. 4. Instruction für die Hofmeister, vom Jahre 1786. 5. Gesetze für die Studierenden, vom Jahre 1802. Endlich noch als Anhang: Ueber die gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in Wolfenbüttel errichtete Ritter-Academie. Sie ward 1685 vom Herzoge Anton Ulrich errichtet, als ein Institut für die Bildung höherer Stände; und mochte also gewisser Maßen als ein Vorläufer des Carolinums angesehen werden. Doch ging sie schon seit 1711 wieder ein; wahrscheinlich weil sie den Bedürfnissen der Zeit nicht ganz entsprach.

Richter

Gröningen.

Specimen chirurgico - medicum inaugurale de  
*Pupilla artificiali*, auctore *Georg. Henr. Wach-*  
*ter*. 1810. Octav.

Diese kleine academische Schrift verdient eine Anzeige, da der Verf. eine Operation in derselben beschreibt, die überhaupt sehr selten verrichtet worden ist, die nicht leicht unter schwierigeren Umständen verrichtet werden kann, als in diesem Falle, und die von dem Hrn. Prof. Mulder dennoch mit dem glücklichsten Erfolge verrichtet wurde: die Verfertigung einer künstlichen Pupille. — Die Pupille war nach einer heftigen Augenentzündung sehr verengert und unbeweglich. Durch dieselbe entdeckte man, daß auch die Krystalllinse verdunkelt war. Hr. Prof. Mulder öffnete zuerst die Hornhaut durch einen halbmondförmigen Schnitt, wie bey der Ausziehung des Staars; dann spaltete er mittelst einer kleinen Schere die Pupille durch einen Kreuzschnitt, schnitt die vier Ecken der Regenbogenhaut ab, und bildete dadurch eine viereckige Oeffnung, hinter welcher man den grauen Staar deutlich erblickte. Dieser wurde nun zwar ohne Schwierigkeit ausgezogen, hinterließ aber eine Verdunkelung, die von der Kapsel herrührte. Auch diese wurde nun mit einer kleinen Zange ausgezogen, worauf der Kranke das Gesicht erhielt. Die darauf folgende Entzündung war unbedeutend. Der Kranke sieht jetzt sehr gut. Die Pupille ist viereckig und unbeweglich.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 13. Julius 1812.

Marburg.

*Planck*

Lehrbuch der christlichen Dogmen-Geschichte.  
Von Dr. Wilhelm Münscher. 1811. S. 222 in  
Octav. Ein Handbuch der Dogmen-Geschichte von  
demjenigen unserer gelehrten Theologen, der sich  
schon als den fleißigsten Bearbeiter dieses beson-  
dern Feldes unserer historischen Theologie erprobt  
hat, muß eine um so willkommene Erscheinung  
seyn, da sie zugleich, nach mehreren Hinsichten,  
die erste in ihrer Art ist. Der Verfasser hat es  
zwar zunächst für seine Zuhörer und für den Zweck  
bestimmt, es bey seinen Vorlesungen über die  
Dogmen-Geschichte als Leitfaden zu gebrauchen.  
Es war daher natürlich, daß er auch die äußere  
und die innere Anordnung des Lehrbuchs vorzüglich  
für diesen Zweck berechnete, doch wird man gewiß  
voraus glauben, daß es dadurch für den Zweck  
einer sonstigen daraus zu ziehenden Belehrung  
nicht unbrauchbar geworden ist. Dazu mag es  
selbst durch Einiges von demjenigen brauchbarer  
geworden seyn, was gewiß ursprünglich zunächst für  
jene besondere Bestimmung berechnet war; wor-

M (5)

unter wir besonders den Hauptumstand rechnen möchten, daß darin die ganze Dogmen-Geschichte nur in drey Perioden vertheilt ist, von denen die erste den Zeitraum der drey ersten Jahrhunderte umfaßt, die zweyte von dem vierten bis zu dem sechszenhten Jahrhundert oder bis zu der Reformation, und die dritte von dieser bis auf unsere Zeit herabgeht. Diese einfache Eintheilung ist in Vorlesungen über die Dogmen-Geschichte gewiß die zweckmäßigste; sie ist es aber auch überhaupt für jeden Anfänger in dem Studio, der zuerst nur eine allgemeine Uebersicht der Hauptveränderungen erhalten soll, die mit den Christlichen Lehren oder mit den Vorstellungen vorgingen, welche man sich davon machte, denn sie macht es ihm am leichtesten, daß er sie ohne Verwirrung auffassen und behalten kann. Jedem wird also auch dazu die Schrift vortreffliche Dienste leisten; doch wenn sie selbst nur nach der besondern Bestimmung geschäft wird, nach welcher sie als Handbuch zu Vorlesungen über die Geschichte unserer Glaubenslehren dienen soll, so erhält sie schon durch ihre ausgezeichnete Tauglichkeit zu diesem Behuf einen sehr beträchtlichen Werth. Dazu ist sie aber vorzüglich durch ihre Anordnung so tauglich geworden; daher ist auch Rec. geneigt, den größten Werth darauf zu legen, oder das Hauptverdienst der Schrift darin zu finden, was wohl bey ihm zugleich davon herrühren kann, weil ihm durch mehrere eigene Erfahrungen das Schwierige einer solchen Anordnung nur allzu gut bekannt geworden ist. Damit will er jedoch den Ruhm gar nicht schmälern, der dem Verf. auch für die Ausführung des Einzelnen, besonders für die verständige Auswahl und für das zweckmäßige Zusammendrängen des Einzelnen gebührt, und noch weniger soll

es durch die folgenden Bemerkungen über einzelne Stellen geschehen, die er allein zum Beweise der Aufmerksamkeit, welche er darauf gewandt hat, hinzufügen will.

Wenn der Verf. in der Geschichte der früheren Ideen von dem Reiche Christi S. 21 den Häretiker Cerinth als eifrigen Chiliassten anführt, S. 22 aber bemerkt, daß die Gnostiker entschiedene Gegner des tausendjährigen Reichs waren, so gibt er damit deutlich zu verstehen, daß Cerinth nach seiner Meinung kein Gnostiker war. Eine Hinweisung auf die Dissertationen des Hrn. Dr. Paulus von Cerinth hätte jedoch hier sehr zweckmäßig seyn mögen. — Nach S. 23 glaubten die Chiliassten des zweyten Jahrhunderts, daß bey der Auferstehung der Todten eine Wiederherstellung des vorigen Menschentkörpers mit allen seinen Theilen Statt finden werde. Aber glaubten dieß nur die Chiliassten? War es nicht Glaube der ganzen rechtgläubig-Christlichen Parthey dieses Zeitalters? und wollte diese sich nicht selbst durch diesen Glauben an eine *ἀναστασις σαρκος* von allen Häretischen Partheyen unterscheiden? Doch vielleicht wollte Hr. M. durch diese Wendung nur andeuten, daß auch die ganze rechtgläubige Parthey dem Chiliasmus zugethan gewesen sey, und darüber möchten wir allerdings nicht mit ihm streiten. Weniger möchten wir hingegen S. 26 mit ihm annehmen, daß Augustin zuerst auf den Gedanken von einem Reinigungszustande, den einige Seelen nach dem Tode noch zu durchgehen hätten, oder von einem Reinigungsorte, verfallen sey, in welchem sie aufbewahrt würden, denn der Gedanke war gewiß schon früher — nicht nur vorbereitet — sondern schon sehr allgemein aufgefaßt, und von einigen älteren Vätern, wie von Origenes, sehr deutlich ausgesprochen worden. — S. 29 wird gewiß der

Verf. selbst am besten fühlen, daß dasjenige, was den eigentlichen Streitpunct zwischen den Novatianern und Donatisten und ihren katholischen Gegnern ausmachte, nicht ganz genau angegeben, und daher auch nicht ganz klar gemacht ist. — Nach S. 31 soll zuerst Hermas in seinem Hirten die Vorstellung vorgetragen haben, nach welcher man jedem Reiche einen Engel als Vorsteher, und jedem Menschen einen oder zwey Schutzengel zugab, und dieß mag sehr wahr seyn, in so fern wir keine ältere Christliche Schrift haben, in welcher sie sich fände; aber es darf nicht so genommen werden, als ob Hermas die Vorstellung zuerst erfunden, oder nur unter die Christen gebracht hätte, denn man hatte sie unstreitig aus dem Judenthume hergebracht. In Abschn. III. Abth. 2. Per. 1. S. 33 . . . 38 "von der Wahrheit des Christenthums," möchte es vielleicht zweckmäßig gewesen seyn, wenn auch nur durch eine Andeutung, bemerklich zu machen, warum jetzt die Vertheidiger des Christenthums an so Manches noch gar nicht dachten, und noch gar nicht denken konnten, was für unsere neuere Apologetik das Wichtigste geworden ist; wenn aber S. 41 bemerkt wird, "die Vorstellung des Origenes, daß Gottes Kenntniß und Macht nicht unendlich sey, sey von den folgenden Lehrern allgemein verworfen worden," so hätte doch mit Einem Worte darauf hingedeutet werden können, worauf sich die Beschuldigung gründet, daß Origenes die göttliche Allmacht und Allwissenheit beschränkt habe. Die Geschichte der Ideen, aus denen schon in der ersten Periode die Christliche Trinitätslehre herauswuchs, ist von S. 44 bis 56 mit eben so musterhafter als glücklicher Behutsamkeit aus dem Labyrinth herausgewunden, in dem sich die theologische Speculation so oft verlor und so vielfach ver-

irrte; nur eine einzige der besondern Ideen, die man zuletzt in diesem Labyrinth verfolgte, und durch die man sich am Ende den Ausgang daraus förmlich verschloß, dürfte nicht in der Maße herausgehoben seyn, daß auch dem Laien dasjenige, was man durchaus erhalten wollte, anschaulich werden könnte — die Grund-Idee der Athanasischen Dreieinigkeitslehre, nach welcher der göttliche Sohn oder Logos niemahls als eine außer dem Vater, sondern immer nur als eine in dem Wesen des Vaters befindliche Hypostase betrachtet werden muß. — S. 62 ist der unter den heillosen Häkereien über die Vereinigungsart der Naturen Christi ausgebrochene Aphotodoketen-Streit erwähnt, warum nicht auch der zu gleicher Zeit und aus gleicher Veranlassung geführte Agnoeten-Streit? — Was S. 80 über die frühern Ideen von der Gegenwart Christi im Sacramente des Nachmahls bemerkt ist, möchte einige beschränkende Bestimmungen bedürfen. Es kann wenigstens nur uneigentlich gesagt werden, daß es von dem vierten Jahrhunderte an gewöhnlich geworden sey, von einer Verwandlung im Abendmahle zu sprechen, denn nur drey Kirchenväter, Cyrill von Jerusalem, Ambrosius und Chrysostomus, lassen sich anführen, welche jetzt schon, und zum Theil nur unbestimmt, davon sprachen. — In dem kurzen Abriss der Geschichte der scholastischen Theologie im Mittelalter, S. 86 . . . 92, möchte man hingegen wünschen, daß ihre eigentliche Tendenz oder das Ziel, das sie sich selbst gesetzt hatte, etwas genauer markirt, und allenfalls auch das Eigenthümliche ihrer verschiedenen Hauptschulen, wie der Thomistischen und Scotistischen, oder nur die Hauptpunkte, worin sie divergirten, kürzlich ausgezeichnet worden seyn möchten; doch ist dieß letztere bey der

Erwähnung der einzelnen Lehren gelegentlich geschehen, mit denen sich der Geist jener Theologie am meisten beschäftigte. In der neuesten Periode der Dogmen-Geschichte, in der Umbildungsgeschichte unserer Theologie, bekommt man dafür am häufigsten Gelegenheit, sich über das bedachtsame, und daher meistens treffende, aber immer gemäsierte, Urtheil des Verf. zu freuen, und bloß um diese Freude einmahl weiter zu haben, hätte Rec. gewünscht, daß er sich S. 177 auf eine etwas genauere Zeichnung der verschiedenen neuen Principien unserer Theologie, unsers Christlichen Naturalismus, Rationalismus und formalen Supernaturalismus eingelassen haben möchte. — Als litterarische Kleinigkeit mag noch zu S. 20 bemerkt werden, daß die hier ohne Jahrzahl angeführte Abhandlung von Hrn. Engelstoft im J. 1797 erschienen ist, und zu S. 28, daß die *Historia succincta dogmatis de poenarum infernalium duratione* in der Form einer Dissertation unter dem Vorsitze des Dr. Cotta zu Tübingen vertheidigt, aber nicht von diesem, sondern von dem Respondenten, dem nachmaligen Württembergischen geh. Rath und Minister, Freyherrn v. Lang, verfaßt worden ist.

*Liehhorn*

Leipzig.

Ben-Götschen: *Der Staat und die Schule, oder Politik und Pädagogik in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zur Begründung einer Staatspädagogik*, dargestellt von Wilhelm Traugott Krug, Prof. der Philosophie. 1810. 151 Seiten in Octav.

Das Thema, welches der Titel sehr bestimmt bezeichnet, ist mit Klarheit und in einem sehr methodischen Gange ausgeführt. Nach einer vorausgeschickten genauen Entwicklung dessen, was unter Staat und Schule zu verstehen ist, erweist der Verf.,



daß beide einander unentbehrlich sind. Die Schule, unter welcher er alle Erziehungs-, folglich alle Unterrichts- und Lehranstalten, versteht, ist für den Staat ein notwendiges Mittel zur vollständigen Erreichung seiner gesammten Zwecke, des Schutzes der Rechte, und des daraus entspringenden allgemeinen Wohls unter der Herrschaft der Gesetze; und umgekehrt ist wieder der Staat für die Schule eine äußere Bedingung, unter welcher allein ihre auf Entwicklung und Bildung der Menschheit überhaupt gerichtete Thätigkeit volle Wirkung gewinnen kann. Die Politik muß daher die Pädagogik in sich aufnehmen, und die Pädagogik sich an die Politik anschließen. Dem Staate gebührt die oberste Aufsicht über die Privat-erziehung, selbst die häusliche nicht ausgeschlossen; darneben muß er aber auch für brauchbare öffentliche Erziehungsanstalten, für Volks-, Kunst- und gelehrte Schulen sorgen, und die Aufsicht über sie im Großen führen, hauptsächlich durch Anstalten zur Bildung tauglicher Lehrer, durch Sorge für ihre hinreichenden Besoldungen und ihren schicklichen Rang; nicht aber sich zu tief ins Einzelne mischen, und der Tauglichkeit seiner Lehrer auch Etwas überlassen. Daraus ergibt sich dann von selbst, daß dem Staate obliegt, in die öffentliche Erziehungs- und Lehrweise systematische Einheit und Zusammenhang zu bringen; alle Theile des öffentlichen Erziehungs- und Lehrwesens, in Volksschulen sowohl, als in Kunst- und gelehrten Schulen (die auch die Universitäten begreifen), in jeder nach ihren Grenzen, zu begünstigen und zu berücksichtigen, doch so, daß keine der andern vorgehe; keine Erziehungs- und Bildungssperre zu dulden; Reformen, wo sie nöthig sind, zu befördern, und die Schwierigkeiten, die ihnen entgegen stehen, aus dem Wege zu räumen, doch ohne gerade jede wechselnde, noch so laut gepriesene, Erziehungsme-

thode sogleich im Allgemeinen zu begünstigen u. s. w. Am besten werde der Staat diese oberste Aufsicht und Leitung durch ein eignes Ministerium der Volksbildung führen. Da der Vf. kein System der Staatspädagogik geben, sondern nur die allgemeinen Principien, die einem solchen Systeme zur Unterlage dienen müssen, für Staatsbeamte aufstellen wollte, so steht alles, wie es der Geschäftsmann, dem ein großes Buch ein großes Uebel ist, verlangt, nur wie in Masse da; aber wird den allgemeinen Grundsätzen nur nachgegangen, so ergibt sich die Anwendung auf das Einzelne ohne große Schwierigkeit. In Anmerkungen ist auf diese hier und da der Erläuterung wegen hingewiesen, und darin steht Manches, das besondere Beherzigung verdient. Wir geben einige Beispiele. S. 108: Der Staat soll seine Aufsicht auf die häusliche Erziehung durch eine strenge Prüfung aller Hauslehrer, ehe sie von Hausvätern angenommen werden dürfen, ausüben. Dieser Vorschlag könnte vielleicht (wenn es die Verarmung der Familien nicht früher thut) der unfeligen Mode endlich einmahl Grenzen setzen, die Erziehung (mit Uebergehung der öffentlichen Schulen, die doch geübte Lehrer haben können) durch halbgebildete Hauslehrer, oft durch solche, die noch weniger als dieses sind, vollenden zu lassen. S. 132 wird gegen die Polymathie und Polyhistorie, durch welche die neueren Zeiten viele Schulen so verbessert haben, daß sie wenig mehr taugen, mit Recht geeifert. S. 117 wird mit einem Worte berührt, was Prediger für Volksschulen, besonders auf dem Lande, thun könnten, wovon dem Rec. einzelne Beispiele bekannt sind, die ins Unglaubliche fallen, und doch wahr sind: nur, wie erweckt man den guten Willen dazu? Denn Befehle richten wenig oder nichts aus.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. u. 114. St.

Den 16. Julius 1812.

Weimar.

*Delius*

Auf Kosten des Verfassers (Leipzig bey Märker):  
Chronik des fürstlichen Hauses der Reußen von  
Plauen. Von Friedrich Majer, der Weltweisheit  
Dr. fürstl. Reuß-Schleizischem Rathe, correspon-  
direndem Mitgliede der königl. Academie der Wissen-  
schaften zu München. 1811. XIV u. 198 S. Octav.

Schon lange war man darüber einig, eine neue  
Durchsicht und Zusammenstellung der vorhandenen  
Nachrichten über die Geschichte des Vogtlandes und  
des edeln Hauses der Reußen von Plauen, begleitet  
von einer Bereicherung von bisher unbekanntem No-  
tizen, sey sehr wünschenswerth; das Hauptwerk —  
Beckler — war selten geworden, und nicht bloß in  
Form und Total-Ansicht zu sehr veraltet, um jetzt  
noch zu genügen, und zu mehr, als einem Magazine,  
zu dienen; was seitdem in vielen Puncten weiter  
aufgeklärt und jenen Nachrichten hinzugegeben war,  
lag zu zerstreut und in kein leicht-benutzbares Gan-  
zes geordnet. Das vorstehende Werk erfüllt nicht  
nur zum Theil diesen Wunsch, sondern gibt auch

N (5)

Hoffnung zur Erreichung eines andern Theils — nicht des vollständigen, da die Landesgeschichte weniger zum unmittelbaren Zweck zu gehören scheint — als ein Grundriß und eine Uebersicht einer künftigen vollständigen diplomatischen Geschichte jenes Hauses (wozu der Verf. schon von früh an sammelte und wirkte, und die er im Auge behielt, "als seine litterarische Thätigkeit sich mit ganz andern Gegenständen beschäftigte; bald mit den Geschichten der Merowingischen Könige und des großen Helden Du-Guesclin, oder mit den Sagen der Isländer; bald mit den Lehren, Sitten und Gebräuchen der Brahmanen Sindhustans, oder mit dem Gottesdienst der Nordamericanischen Wilden," S. X), welche in vier Bänden in einem Zwischenraum mehrerer Jahre erscheinen soll, von fünf hundert und mehr, meist noch ungedruckten, Urkunden begleitet. (Was versprechen die nicht: es wäre Schade, wenn wir sie verlieren sollten! Das fürstl. Haus, welches sonst für seine Geschichte nicht gleichgültig gewesen ist (s. Heinrich XIII. [daß er Verfasser der Genealogia Ruthenorum comitum et dominorum de Plauen war, hätte S. 141 billig nicht übergangen werden sollen] Heinrich XXVI. Borr. IX), macht vielleicht uns dieses Geschenk, wodurch es sich ein unvergängliches Lob erwirbt.)

Also nur einen vorläufigen Auszug verspricht der Verf., und auch diesen nicht als zusammenhängende Darstellung, nicht als pragmatisch, wie sonst wohl Auszüge aus großen, mit kritischen Untersuchungen angefüllten, Werken zum Zweck haben; sondern nach der Jahresfolge und in schlichter Aneinanderreihung der Begebenheiten, als Chronik. Es gab eine Zeit, wo man, ermüdet von einem geschmack- und zwecklosen jahrweisen Aufsichten geschichtlicher

Bruchstücke, wie die Land-, Stadt- und Haus-Chroniken sie gaben, wo man endlich den Geist der großen Muster, die aus der Erbschaft der Vorwelt uns geblieben waren, ergreifend und sich aneignend, mit Unmuth den Abstand messend, der zwischen diesen und jenen vaterländischen Erzeugnissen Statt fand, kein geschichtliches Werk dulden wollte, das nicht jene pragmatische Verarbeitung der gefundenen Nachrichten gebe. Vielleicht stehen Manche noch in dem Wahn, daß nur, um uns dieses Bildes zu bedienen, das Product, nicht das rohe Erzeugniß, unsere Achtung verdiene. Allein das hieße die Begriffe verkehren, mit dem Schädlichen zugleich Nützlichendes aufgeben, und an die Stelle eines Uebels einem andern den Platz bereiten. Denn eines Theils reichen die Materialien bey weitem zur Verarbeitung, wie man sie fordert, gar nicht hin, und es müssen die widrigen Werke entstehen, in denen man Notizen, die ihrer Natur nach keine pragmatische Behandlung vertragen, in diese Form zwingen will, wobey man bey jeder Zeile dem Schriftsteller die Angst und die Manier ansteht, die ihn ergreift, um z. B. genealogischen Sätzen das Gewand einer Geschichte umzuhängen; Werke, wo man, um die eigene Blöße zu decken, Andern allerhand Lappen entgegenwenden muß, aus denen ein Feierkleid zusammengesetzt wird, wo man über fleischlose Rippe eine schöne Brühe gießen will, und so alle schöne Zuthaten umsonst verschwendet. Und wenn vollends auch die Brühe ein elendes Aufspühlen ist! Denn andern Theils besitzen, der Natur der Sache nach, viel zu Wenige die Kunst der geschichtlichen Bearbeitung — wie wir davon seit 20 Jahren in so mancher Landes- oder Stadtgeschichte die klaresten Beweise haben, die leidig genug anzusehen sind —;

und diese erfordert mehrere Mühe und Arbeit, als ein großer Theil der Geschäftsmänner, die aus Neigung oder Erforderniß ihrer Verhältnisse diesen Untersuchungen sich hingaben, darauf wenden konnte, oder wollte, und der Lohn war auch nicht einmahl aufmunternd: denn wer eine Geschichte ankündigte, der mußte nach den Regeln der Geschichtschreibung beurtheilt werden, und das war dann nicht immer zu seinem Vortheil. Hieraus entstand der offenbare Schade, daß Viele mit nützlichen Nachrichten zurückblieben, weil sie jenen Forderungen nicht genügen konnten, und in anderer Form sie nicht vorlegen durften, oder sich zu vornehm hielten, bloß Materialien zu geben. Die Geschichte hatte davon immer den augenscheinlichsten Nachtheil. Es ist daher sehr erfreulich, daß jetzt die richtigere Würdigung für diese Art der Zusammenstellung historischer Stoffe eintritt, und der Verf. verdient Dank, daß er durch ein einleuchtendes Beyspiel dem Verachteten wieder zu Ehren helfen wollte, daß er zeigte, der Fehler der chronikartigen Werke liege mehr in der Behandlung, und lasse sich also sehr wohl vermeiden, ohne in die Fehler zu fallen, welche wir eben angaben. Er erzählt seine Nachrichten, wie sie nach der Folge der Jahre sich darbieten, und gibt oft bloß den Inhalt der Urkunden. Was sich von den Ahnherrn des Neuhäuserischen Hauses bis etwa zum Anfange des 13. Jahrhunderts findet, um welche Zeit (1206 ist der äußerste Punct) wir die Bögte von Weida im Besitz des größten Theils des Vogtlandes sehen, ist Einleitung, so kurz, als die Armuth der Nachrichten verlangt. Von da an folgt die Geschichte der verschiedenen Linien der Bögte von Weida, Gera und Plauen

(deren einen Zweig die fürstlichen Burggrafen von Meißen, den andern alle jetzigen Meißner bilden, — ein Mahmen, den eines Heinrichs (Ende des 13. Jahrhunderts) Nachkommen tragen, welcher sich „der Kuyte“ nennen ließ, während man seinem gleichnamigen Bruder den Zusatz „des Böhmen“ gegeben hatte; nun ist er Geschlechtsbezeichnung geworden), und die mancherley Schicksale bis in unsere Zeiten, welche diesen Fürstenthümern neue große Vorzüge und neuen Glanz gegeben haben, während anderwärts Thronen und Fürsten verschwunden sind. Die ganze Erzählung ist anziehend genug, wegen des oft so schnellen Wechsels des Wohlstandes und des Herabsinkens von Größe, welche nicht immer auf feste Stützen gegründet war, da der Urheber zu früh dem Lobe der Menschen unterlag; anziehend, wenn man sieht, wie Zeit und Ausdauer wieder aus den verwickeltsten Lagen rettete, und bewahren half, was man allgemein als verloren ansehen mußte. Nicht weniger entwickelt sich hier in einem Theile die Bildungsgeschichte der großen Deutschen Landschaften und der Fürstenmacht; man sieht, wie ihnen die kleinen unmittelbaren Gebiete nach einander zufielen; hier die zahlreichen Erwerbungen des Sächsischen Hauses auf Kosten der Herren von Plauen, das selbst die Hand nach der Hoheit ihrer meisten Besitzungen ausstreckte, welche nur durch die Verhältnisse mit Böhmen und die glückliche Benutzung des Falles der Ernestinischen Linie dem Schicksal aller kleinen Nachbarn und Vasallen entzogen werden konnte. Churfürst Johann Friedrich ließ als Lehenherr schon Kirchensitationen zu Greiz ic. anstellen. Vor andern seines Geschlechts ragt Heinrich Posthumus (1572 . . . 1635) hervor,

dessen biederes Leben in dem Gewinn genealogischer Notizen, die, wie nützlich sie sind, doch dem Geiste wenig Nahrung geben, eine erfreuliche Erscheinung bleibt.

Denn, um ganz gerecht zu seyn, wahr ist es, die Nachrichten sind zuweilen doch zu summarisch, um nicht dann und wann ein mißbehagliches Gefühl hervorzubringen; die nackten Personalien von "Geborenwerden, Heirathen und Sterben" der vielen Glieder eines in mehreren Zweigen fruchtbaren Hauses kehren zu häufig wieder, und die Erweiterung unsers historischen Wissens durch das vorliegende Werk springt nicht bedeutend in die Augen, wie viele Untersuchungen und Arbeiten der Verf. auch dazu aufgewendet hat. Aber dieß kann kein Tadel des Werkes seyn: diese Folgen sind zu sehr mit der Natur einer Geschlechtshistorie verknüpft, zu sehr mit einem Grundriß aus einem größern Werke, mit dieser Form, als daß wir sie dem Verf. zurechnen dürften. Aber bedauern müssen wir, daß er sich streng an den Begriff eines Auszugs und einer Uebersicht hielt, daß er uns auch durchaus keine Beweise gegeben hat: ein Verfahren, das nie den Beifall des prüfenden Geschichtsfreundes erhalten kann, selbst wenn die größere Geschichte recht bald erscheint (wie vollends, wenn menschliche Ereignisse, wie so oft geschah, ihre Erscheinung verhindern!). Nun ist er ganz außer Stand gesetzt, dem Verf. zu folgen, wo ihm Etwas unbekannt, merkwürdig, vorkommt, selbst zu prüfen; er ist nicht im Stande, das erste Lob des Geschichtsforschers, das der Wahrhaftigkeit, auszusprechen. Wer unterrichtet sich nicht auch gern näher von diesem oder jenem Umstande? Der Rec. hält dieß für eine große Verminderung



des sonstigen Werthes der Arbeit. Freylich würden gegen das Hauptwerk, wie bey der Litteratur, Wiederholungen unvermeidlich geworden seyn: aber werden die andern Nachteile durch diese Vermeidung aufgewogen? und ist das Ganze nicht für sich bestehend, und doch auch eine Wiederholung jenes Werkes? Nun noch einige Bemerkungen aus der Geschichte selbst, die der Verfasser in dem größern Werke wohl beseitigt, oder durch nähere Erläuterungen in ihr rechtes Licht stellt. Gleich die Abstammung des Geschlechtes (S. 3) ist völlig ungenügend, und scheint uns verlassen werden zu müssen. Schon die Verwechselung des Stammhauses der Fürsten von Schwarzburg mit dem Schlosse Schwarzberg ist auffallend: jene Burg kann um so weniger verstanden werden, da das von ihr benahmte Haus von den Grafen von Käfernburg abstammt, und erst später von ihr sich schrieb, wo gibt es denn nachher Grafen von Osterode (S. 3)? Ueberhaupt hätte hierin nach Gebhardi (historisch-genealogische Abhandlungen II. S. 140 ff.), den der Verf. mittelbar benutzt zu haben scheint, bestimmter gesprochen werden können; in andern Punkten, die bey Gebhardi freylich die Hauptsache waren, hat ihn Wenc (Hess. Landesgeschichte III. S. 228 Note c) schon widerlegt. (Eine Anmerkung sey uns hier erlaubt. Möchten doch die Bearbeiter der Geschichte eines kleinen Theils des Reichsbodens und seiner Geschlechter die ins Allgemeine gehenden Forschungen so belesener, kenntnißreicher und vorsichtiger Männer, als die beiden Gebhardi, Vater und Sohn, und Wenc, mehr zu Rathe ziehen, obgleich alle, namentlich der jüngere Gebhardi, so weit von der Erreichung ihres Zieles entfernt

geblieben sind, so wird es doch selten fehlen, daß nicht wenigstens Etwas zur Aufklärung des zu bearbeitenden Stoffes sich in den reichen Sammlungen, oder wenigstens Spuren finden werden, die auf den gesuchten Pfad leiten. Dieß würde vor manchen Fehlschlüssen bewahren, die man in einem engen Kreise nicht immer vermeiden kann.) Der Graf Hermann von Glizberg (in Hessen, aus dem Luxemburgischen Hause), der Feldherr Heinrichs IV., ist noch immer mit den Grafen von Gleisberg bey Jena (jetzt Kunizburg) vermenget (S. 5); daß er auf der Stammtafel S. 18 Wilhelm heißt, ist ein Druckfehler, der Verwirrung geben kann. Am Ende sind wir in der Abstammung des Neußischen Hauses so weit, als bey andern Geschlechtern, wir können keinen hoch hinauf liegenden Ursprung angeben. Urkunden und Nachrichten schweigen; Namensgleichheiten der Personen und Orte haben ihre Wirksamkeit verloren: wir müssen stille stehen. Aber der Rec. bekennt, daß er über Manches noch eigenen Zweifel hegt. Daß die Bögte von Wida den ursprünglichen gräflichen Titel aufgegeben haben sollten (S. 7), ist ihm höchst unwahrscheinlich, und die ähnlichen Vorgänge, welche man von den Grafen von Weltheim, Alvensleben u. s. w. vorbringt, verschwinden zu schnell im Feuer einer sorgfältigen und genauen Critik. Dazu kommen Heinrichs von Wida Ministerialitäts-Verhältnisse gegen Heinrich den Löwen, und diese geben der Vermuthung, er sey aus keinem so hohen Stamme gewesen, könne nicht zu den edeln Häusern gehört haben, die höchste Wahrscheinlichkeit. Ob ein Jahrhundert früher oder später die Dunkelheit des Ursprungs verschwindet, ob der erste Bogt von Wida sich

von einer niedern Stufe auf eine höhere geschwun-  
gen, kann das wohl (soll man es hinzufügen?)  
dem Ansehen und dem Ruhm seiner Enkel scha-  
den? Wie, wenn man das Dorf Weida bey  
Mühlhausen (S. 9) als Stammhaus annähme?  
Es ist wenigstens der Schluß, daß die in dieser  
Gegend urkundlich nachzuweisenden alten Besitzun-  
gen der Bögte von Weida ihre Stammälder sind,  
eben so gegründet, als der, welcher sich für spä-  
tere Erwerbungen erklärt. Aber schon 1154 hat-  
ten sie hier Güter (S. 8), die Lehen Herzog Hein-  
richs waren, und die Verbindung mit diesem Für-  
sten läßt sich bey ihrer Wohnung an den Quellen  
der Unstrut leichter, als an denen der Saale, be-  
greifen, und zu dieser Zeit wissen wir noch nichts  
von ihrer Ansiedelung im Vogtlande. In der  
Geschichte desselben (S. 15) hat der Verfasser zu  
sehr bloß die kaiserlichen Rechte im Auge gehabt  
und darauf zu viel bezogen; waren die von Weida  
nicht auch wohl Bögte des Stifts Quedlinburg,  
dessen Lehen Gera noch viel später genannt wird? —  
Den Modeausfall S. 26 hätten wir um so mehr  
weggewünscht, da die Burggrafen von Nürnberg  
keinen Adler im Wapen führen. — Aus einer  
Verlage sehen wir, daß es bloß von der Sub-  
scription abhängt, ob Ostern 1812 die diploma-  
tische Geschichte der Bögte von Weida erscheinen  
soll. Möchte sie erschienen seyn! wie es der  
Recensent aufrichtig wünscht.

Leipzig. *Benecke*

In Commission bey P. G. Kummer (1811):  
Die Sprachreinigkeit von Seiten ihres för-  
derlichen Einflusses auf Sprachbereicherung.  
Eine Schulschrift zc. von M. Christian Moritz

**Pauli, zweytem Lehrer bey der Schule zu Lübben.** 100 Seiten in Octav.

Nichts beschränkt verhältnißmäßig in so hohem Grade den Reichthum einer Sprache, als willkührliche Vermengung derselben mit ausländischen Zeichen. Dieß gilt indeß vorzüglich von mehrsylbigen ausländischen Wörtern; Wörter, wie **Ton, Form, Pilger**, werden nicht nur leicht verständiglich, sondern zeigen sich auch bey Ableitungen nicht spröde; nicht so der mehrsylbige Ausländer. Es ist also Pflicht, bey Bezeichnung eines Begriffes, für den in der Sprache sich kein Wort vorfinden will, aus den Bestandtheilen der Sprache, in der man spricht, den nöthigen Ausdruck durch Ableitung oder Zusammensetzung sprachgemäß zu bilden. Dadurch erhalten wir ein innen bedeutsames Wort, und zugleich auch ein Muster für ähnliche Wortbildungen, eine fortgehende Veranlassung zu neuen Bereicherungen. Wir bewahren überdieß den großen Vorzug, der in dieser innern Bedeutsamkeit der Wörter liegt, und der z. B. unsere Deutsche Sprache so weit über die meisten andern neuern Sprachen erhebt. — Dieß sind die Hauptgedanken, die in dieser kleinen Schrift lehrreich entwickelt, ausgeführt und mit einer Menge von Beyspielen belegt werden. Unter diesen Beyspielen finden sich mehrere gelungenene neue Wortbildungen, die sich, in sinnvoller Verbindung gebraucht, noch mehr empfehlen werden. — Die von dem Verfasser mit großem Eifer verfochtenen Vorschläge orthographischer Verbesserungen lassen wir auf sich beruhen, da er sie ohne Zweifel, so wie seine Sprachkenntniß mehr Tiefe und Umfang gewinnt, von selbst zurücknehmen wird.

Frankfurt am Mayn. *Gräffe*

Von Barrentrapp und Sohn: *Mnemonik, oder praktische Gedächtniskunst*, nach den Vorlesungen des Herrn von Feinaigle. Mit vielen Kupfern und Holzstichen. 1811. VIII und 174 Seiten in groß Octav.

Wer die Acten, was in Ansehung der Mnemonik geschehen ist, vollständig übersehen will, muß auch diese Schrift vergleichen. Aus allen Umständen ergibt sich, daß der anonyme Verfasser ein treuer und zuverlässiger Referent ist, der bey aller Vorliebe für die Feinaigle'sche Methode sich nicht abhalten ließ, auch ihre Mängel bemerklich zu machen. — Von den 14 Vorlesungen, in welche das Ganze eingetheilt ist, beschäftigt sich die erste gleich mit der Anlage der Gedächtnisplätze. Der Raum gestattet nicht, jede Vorlesung einzeln durchzugehen; und derjenige, der sich eine deutliche Vorstellung von allem machen will, muß doch das Buch selbst in den Händen haben, wenigstens die vierzehnte Vorlesung einsehen, die eine kurze Wiederholung des Ganzen ist.

Die Vergleichung der Feinaigle'schen Mnemonik mit den Methoden der frühern Gedächtniskünstler führt zu folgendem Resultate. Die mnemonischen Versuche und Methoden, von Schenkel an (geboren 1547) bis auf unsere Zeiten, haben uns in der Urtheilung dessen, wie man dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen kann, zu einer festern und sicherern Kenntniß gebracht. Jede neue Methode, auch die Feinaigle'sche, liefert dazu einen nicht unwichtigen Beytrag. Alle bekannt gewordenen Mnemoniker haben durch öffentliche Proben Beweise gegeben, daß ihre Methode manches Merk-

würdige zu leisten im Stande sey. Dasjenige nun, worin alle Mnemoniker übereinkommen, und was also für eine feste Grundlage der Gedächtniskunst angenommen werden muß, ist Raum, Bild, Zahl und Reflexion. Daß aus diesen Quellen jede Erleichterung geschöpft werden muß, ist nunmehr eine entschiedene Sache, und damit ist nicht wenig gewonnen. Auch Hr. von Feinaigle hat sich an diese Hülfsmittel gehalten. Das Eigenthümliche seiner Methode besteht darin, daß er mehr, als seine Vorgänger, auf die Eintheilung des Raums Rücksicht nahm, indem er die Anlegung der Wände für das Behalten der Zahlen, für Geographie, für Historie, für das wörtliche Memoriren und für die Kopfrechnung durchzuführen suchte. Allein seine Methode erkrankt an zu vielen Mängeln, als daß sie zur Anwendung empfohlen werden könnte. Die Benutzung des Raums wird durch zu viele Abänderungen und durch die daher entstehenden Verwirrungen wieder erschwert. So hat Feinaigle zuerst auf vier Wänden 50 Plätze, dann in der Historie auf drey Wänden 100 Plätze, dann wieder in der Geographie auf Einer Wand 9 Leitern mit 9 Sprossen. Die Wahl der Buchstaben zu den Zahlen, so wie die Anwendung der Reflexion, hat zu viel Willkürliches und Gezwungenes. Die Zusammensetzung des Ganzen besteht aus einer Menge von Operationen, zu deren vertrauterer Bekanntschaft eine zu große Anstrengung des Gedächtnisses erfordert wird. Außerdem würden die gebrauchten Verbindungen, Associationen und Bilder durch ihre Geschmacklosigkeit das ästhetische Gefühl der Kinder verderben. Man muß sich in dem Be-

streben, dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, vor Künsteley und Uebertreibung hüten, weil das Mittel nicht kostbarer seyn darf, als der Zweck; jede zu weit getriebene Künsteley bringt statt der vermeinten Erleichterung nur Schwächung des Gedächtnisses hervor. Die wahre und einzig richtige Methode, dem Gedächtnisse eine Erleichterung zu geben, bleibt diese: daß man Raum, Bild, Zahl, Begriff, Association und Reflexion benutze, aber dieß alles auf eine solche Art verrichte, welche der Gedächtniskraft eine angemessene Thätigkeit in der leichtern Uebersicht der Operationen sichert.

Erlangen. Dr Meyer in Altd<sup>o</sup>

Bev Palm: Leitfaden zur Verwaltung des Pfarramts in seinen Dienstverhältnissen gegen den Staat im Königreiche Baiern, nebst einem Anhange von Formularen pfarramtlicher Ausfertigungen. Mit allerhöchster königlicher Genehmigung (entworfen) von D. Andreas Schellhorn, königl. Bairischem Schulen-Inspector des Landgerichts Höchstädt und Stadtpfarrer zu Höchstädt an der Aisch im Rezat-Kreise. 1811. XXII und 320 S. in groß Octav, nebst drey Tabellen.

Je mehr in unsern Tagen in mehreren Deutschen Staaten der Geschäftskreis der Geistlichen sich erweitert hat, und je entschiedener ihnen außer ihren bisherigen bloß geistlichen Functionen auch gewisse weltliche Functionen zur Pflicht gemacht sind, wofür der Staat ihre Dienste in Anspruch nimmt: desto fühlbarer ward auch nicht bloß für angehende Geistliche, sondern auch für die Veteranen, die mit Geschäften dieser Art

noch zu wenig vertraut waren, eine besondere Anweisung, die nach den Umständen das ergänzte, was eine Pastoral-Theologie nach dem bisherigen Zuschnitte entweder gar nicht, oder nur in ganz allgemeinen Umrissen, geben konnte. Eine Anweisung dieser Art, zur Führung des Pfarramtes in seinen neuen Dienstverhältnissen gegen den Staat, wie sie, wenigstens einem Theile nach, für die Königreiche Westfalen und Württemberg bereits erschienen ist, liefert der vorliegende Leitfaden, mit besonderer Beziehung auf das Königreich Baiern. Die hauptsächlichste Grundlage desselben mußten nothwendiger Weise die landesherrlichen Verordnungen ausmachen, die in dem königl. Baierschen Regierungsblatte enthalten sind, und von der gepriesenen Weisheit und Milde dieser Regierung zeugen. Indess begnügte sich der Verfasser nicht mit einer bloßen Zusammenstellung dieser Verordnungen, sondern er suchte sie lieber, mit möglichst getreuen Beibehaltung der eigenthümlichen Worte der Gesetze und Bezeichnung ihrer Stellen im Regierungsblatte, zu einem geordneten Handbuche zu verarbeiten; wobei er, wenn es nöthig war, eine practische Anleitung zu den einzelnen, zum Theil neuen, dem Pfarramte obliegenden, Geschäften hinzufügte. Wir begnügen uns mit der allgemeinen Versicherung, daß dieses Handbuch, welches für den katholischen wie für den protestantischen Geistlichen im Königreiche Baiern gleich brauchbar ist, seinem Zwecke gar wohl entspricht; und fügen bloß eine Uebersicht des Inhalts hinzu, die auf die große Reichhaltigkeit dieses Leitfadens hinweisen kann, wodurch er auch für



Ausländer instructiv wird. Die Einleitung bemerkt, wie das Pfarramt mit seiner obersten Behörde, nämlich dem königlichen geheimen Ministerium des Innern, namentlich der Kirchen-Section, in keiner unmittelbaren Verbindung stehe; wie dagegen die königl. General-Kriegs-Commissariate die eigentliche Ober-Behörde seyen, welcher das Pfarramt in seinen Dienstverhältnissen gegen den Staat untergeordnet sey. Mit diesen stehe es zum Theil in unmittelbarer Verbindung, zum Theil aber (und vorzüglich) in mittelbarer Verbindung durch die königl. Mittelbehörden, zu welchen die königl. Polizey-Stellen, das Decanat in Kirchensachen, das Districts-Schul-Inspectorat im Schulfache, die allgemeine Stiftungs-Administration in Hinsicht auf die milden Stiftungsangelegenheiten, und das Physicat in der medicinischen Polizey, gehöre. Der darnach sich arrangirende Wirkungskreis des Pfarramtes wird vorgezeichnet; und es wird gehandelt: 1) von practischen Vorkenntnissen zur Verwaltung des Pfarramtes, woben von amtlichen Schreiben, Berichten und Protocollen, vom Tagebuche des Pfarramtes und von der Pfarramts-Repository die Rede ist; 2) vom Notariats-Geschäfte des Pfarramtes, von Pfarr-Matrikeln und den daraus zu fertigenden Acten (Scheinen); 3) von den Bevölkerungsverzeichnissen; 4) von dem äußern Kirchenwesen; 5) vom Schulwesen, woben S. 198 f. der ganze Lehrplan für die königl. Baiertischen Elementarschulen, nebst der Instruction für die Elementarlehrer, eingewebt ist; 6) vom Armenwesen, und 7) vom Impfwesen. Ein Anhang

1136 G. g. A. 113. u. 114. St., den 16. Jul. 1812.

von instructiven Formularen pfarramtlicher Ausfertigungen macht den Beschluß.

*Hausmann* Heiligenstadt.

Beiträge zu Verbesserungen der Oefen und Beförderung des Rauchzuges, von Joseph Klinkhard, pensionirtem Senator zu Duderstadt. 48 Seiten in Octav.

Noch immer sieht man bey uns viel zu wenig auf eine zweckmäßige, holzersparende Einrichtung der Stubenöfen und anderer Feuerungs-vorrichtungen, so sehr man auch dazu durch die Kostbarkeit des Brennmaterials aufgefordert werden sollte; noch immer lassen wir uns in Ansehung der Construction der Stubenöfen von Andern, wie z. B. von Schweden und Russen, die ungleich reicher an Brennmaterial sind, als wir, übertreffen. An Schriften über holzersparende Einrichtungen haben wir keinen Mangel: aber nicht groß ist die Anzahl derjenigen, welche eine auf richtige Erfahrungen gegründete Theorie populär vortragen. Jeder Beitrag zur Sammlung solcher Erfahrungen muß willkommen seyn. Angenehm waren uns daher auch die vorliegenden kleinen Beiträge, die mit bescheidenem Vortrage manche gute Bemerkung über die Construction der Stubenöfen mittheilen. Besonders scheint uns unter andern Berücksichtigung zu verdienen, was darin über die Entfernung des Brennmaterials vom obern Platte des Unterofens und über den Gebrauch der Roste in den Oefen gesagt worden.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 18. Julius 1812.

Paris.

*Heyne*

Es ist nicht zu läugnen, wir haben in dem Fache der gemahlten Gefäße, als einer eigenen Classe der Antike, in den neueren Zeiten ganz andere Einsichten erlangt, als sich der Recensent von den ersten Anfängen her erinnert. Wie arm und eingeschränkt waren die Kenntnisse von den Etruskern, ihrer Volks- und Kunstgeschichte! wenn man an Demster, Gori, Passeri u. A. zurückdenkt. Nur erst die leitende Idee von der Griechischen Sabel und Kunst in Unteritalien und Großgriechenland, die von Deutschen verbreitet ward, öffnete die Augen. Erst durch eine größere bekannt gemachte Anzahl von Vasengemälden bildete sich eine bessere Ansicht, Kenntniß und Beurtheilung dieser Kunstwerke. Noch aber fehlte es an besserer Kenntniß der Griechischen Colonien in Großgriechenland und Sicilien, welche kritisches Nachforschen, Aufsuchen und Zusammenstellen der Bruchstücke von den frühesten Zeitaltern erfor-

D (5)

derte; es erhellete endlich, daß die Fabel dieser Colonien viel Eigenes und von der spätern Mythologie Verschiedenes enthalte, und daß sich eine Mythenclasse der ältern Griechen in diesem westlichen Griechenlande erkennen läßt, die auch die Etrusker sich zugeeignet haben. Nun ließen sich Zeitbestimmungen ihrer Kunst angeben. Gelehrte und gründliche Forschungen des Etruskischen und Pelasgischen Alterthums, mit der Sprache und Schrift insonderheit, brachte Lanzi hinzu, den man als den ersten classischen Schriftsteller dieses Faches betrachten kann. Fortbauen auf gutem Grunde war nun leichter. So schwärmerisch Hamilton, und so wüzig Italski war: so brachten sie doch Ideen, welche Andere berichtigen, und dadurch den Boden reinigen konnten. Den größten Dank verdienen aber doch die aus Licht gestellten großen Kupferwerke, unter denen nun das Clener'sche Werk mit Hrn. Millin's antiquarischen Erläuterungen oben an steht; unter unsern Deutschen Kunstkennern und Forschern der Antike hat Hr. Böttiger bereits seinen Beruf zu diesem blumenreichen Felde der Antike beurfundet, und berechtigt uns zu hohen Erwartungen.

Wir gedachten bereits einmahl einer Introduction des Hrn. Millin, welche auch einzeln in kleinem Format abgedruckt ist. Hr. Millin hat sich auch um diesen Theil des Studiums der alten Kunstwerke ein großes Verdienst erworben, und es besonders den Liebhabern durch gegenwärtige Einleitung sehr erleichtert; sie begreift alles, was zur Vasenkunde gehört: das Litterarische und Bibliographische der gemahlten Gefäße, mit Beurtheilung der Hauptwerke, vorzüglich der Hamilton'schen Vasen durch d'Hancarville (nur desselben

unhistorische Grillen sind nicht genug gerügt), und Tischbein, die ehemalige irrige Meinung, daß man sie für Etruskisch hielt; aber behaupten muß man auch nicht, daß sich gar keine in Etrurien finden sollten: doch sind sie nicht so schön, auch von mehr gelber Erde, als von rother. S. 26 f. Die Gräber, worin die Gefäße gefunden werden, nebst andern Dingen. Aber noch kein Aufschluß, in welcher Absicht so viele fremde Dinge mit ins Grab gegeben wurden. Masse der Gefäße. Farben. Gefäße von Nola mit schwarzen Figuren. Formen; überhaupt abgeleitet vom Etr. Zierathen. Gebrauch, zum Prunk. Künstlernahmen. Schrift, also auch über das Wort *καλος*. — Daß Etruskische Schrift auf keiner Vase vorkomme, wird von Lanzi versichert, S. 48. Nun folgen §. XIX. allgemeine Uebersichten; Registrirung und summarisches Verzeichniß von allem, was auf den Gefäßen vorkommt, oder sie angehet. Also: Vorstellungen, mythische, Bacchische, historische, d. i. aus der Heldenzeit. Gegenstände aus dem gemeinen Leben der Griechen und der Römer (d. i. vermuthlich, solcher, die auch bey den Römern üblich geblieben waren). Bereits aus den hier angeführten Beyspielen läßt sich das, was wir auch in diesen Blättern als einen wichtigen Gegenstand des antiquarischen Studiums angeregt haben, ein Umriß von einer alten Mythologie oder Kunstfabel, entwerfen, welche von dem spätern Fabel-Cyclus, der durch die Dramatiker, andere Dichter, Künstler und Mystiker, in Umlauf gekommen ist, den wir etwa den Neuattischen nennen würden, abzufondern ist. Vorzüglich aber wird in jenem frühern der Bacchische Cyclus genauer zu bestimmen seyn, welches Hr. Creuzer am besten leisten

könnte. Noch einige practische Bemerkungen über die Behandlung des Aufgefundenen. Verzeichniß der jetzt bekannten oder neu angefangenen Sammlungen: für uns eine sehr schätzbare Notiz; die noch zu erwartenden Kunst- und Kupferwerke von der Sammlung Vivenzio in Neapel, und vom Grafen Lamberg in Wien. Das ganze Vasenstudium kann sich noch zu einem großen Umfange erweitern, wenn — die Zeiten darnach seyn werden.

Mit der Anzeige der letzten Hefte des classischen Werkes im Fache der Vasengemälde sind wir bisher zurückgeblieben, nicht durch Schuld des Recensenten. Wir hatten bis zu Ende des ersten Bandes die nach und nach erschienenen Hefte sorgfältig angezeigt, und wollen auch jetzt noch das Rückständige nachhohlen, so viel es die kleine Zahl unserer Blätter, und die Ueberladung der Materialien, welche sich gehäuft haben, erlaubt: aus welchen diejenigen einen Vorzug verdienen, welche in das Fach glänzender Kunstwerke gehören, und nicht überall in Deutschland anzutreffen sind. Da unsere Gelehrte Anzeigen keine andere Regel befolgen, als das *Nisi utile est, quod feceris*, — so tragen wir auch, so weit es in des Redacteurs Gewalt steht, in unsere Blätter nicht mehr ein, als was zu jenem Zwecke dient und führt. Wäre dieser Zweck nicht, wozu würde man sonst seine Zeit aufwenden, um für Andere zu lesen, damit man die neuen Ansichten oder Fortschritte in den wissenschaftlichen und Kunstkenntnissen Andern bekannt mache, die den Zugang zu solchen Kenntnissen, durch bereitete Hülfsmittel, nicht haben. Wie oft würde man lieber ein Buch für sich selbst, für seinen eigenen Nutzen, Belehrung und Vergnügen lesen!

Peintures des Vases antiques, vulgairement appellés Etrusques; tirées de différentes collections et gravées par *A. Clener*, accompagnées d'Explications par *A. L. Millin* — publiées par *Dubois Maison-neuve*, de l'Imprimerie de Didot l'aîné. Der erste Hest erschien 1808 (Gött. gel. Anz. 1808 177. St. S. 1764 . . . 1768), I. . . V Kupfer; der zweyte und dritte Hest (angezeigt G. g. A. 1809 2.9 St. S. 281 . . . 284, und 289 . . . 292) enthalten VI. . . XII und XIII . . . XVII Blatt; vierter bis sechster Hest, XVIII. . . XXXVI Kupferblatt (G. g. A. 1810 1. 2. 3. St. S. 14 . . . 23); siebenter Hest XXXVII . . . XLII (eben das. S. 278 . . . 280); achter, neunter, zehnter Hest Kupferblatt XLIII . . . LX (eben das. S. 300 . . . 304); elfter Hest LXI . . . LVI (eben das. 35. St. S. 337 . . . 341); zwölfter Hest LXVII . . . LXXII (eben das. 44. St. S. 425, 26, 27). So weit wird dieses nunmehr als Ingegriff des ersten Bandes angesehen, von welchem überhaupt gesprochen ist eben das. S. 428 . . . 432. Im dreyzehnten Heste kam gleichwohl Verschiedenes noch nach, was zum ersten Bande gehört. Nämlich außer den Titelblättern noch ein Titeltupfer, Avertissement de l'Éditeur. Introduction auf 20 Seiten. Erst nun fängt die Beschreibung an auf 1 . . . 124 Seiten. So weit der erste Band. Description des Vases S. 1 . . . 124 im ersten Bande, und Kupferblätter I . . . LXXII. Von der Introduction versuchten wir vorhin S. 1138 eine besondere Nachricht zu geben, da sie auch einzeln in Octav gedruckt und ausgegeben ist.

Den dem Schlusse des ersten Bandes blieb un-  
 fere Anzeig stehen (1810 44. St. S. 427, 28).

Es bleibt also die Anzeige des zweyten Bandes jetzt nachzuholen. Auch dieser ward in Heften oder Lieferungen ausgegeben, XIV . . . XXV. Da wir das ganze Werk vor uns haben, so verlassen wir die unbequeme Anzeige nach den Heften, und geben bloß die Kupferblätter an, Nr. I . . . LXXVIII., die der zweyte Band enthält, und den Text I . . . 146 Seiten. Auch dem zweyten Bande ist, nebst dem Titelblatt, ein Titeltupfer vorgelegt, mit einer Vignette am Anfange des Drucks. Damit wir unsere Leser nicht ermüden, und uns auch der Raum fehlt, so wollen wir uns bloß auf das Vorzügliche und Denkwürdige einschränken: denn, wie aus vorigen Anzeigen erinnerlich seyn kann, es besteht ein großer Theil der Vasengemälde in Wiederholungen von einerley Gegenständen, besonders der Bacchischen Classe: für den Kunstkenner und Antiquar findet sich immer etwas Besonderes, an jeder vielleicht, zu bemerken; ohne doch die Zeichnungen selbst vor sich zu haben, kann eine solche kahle Anführung nichts fruchten. Dazu kommt, daß bey weitem der größte Theil der Gefäße bereits in frühern Sammlungen standen; nur richtiger und schöner hier wiederholt sind, nach den Gefäßen selbst, oder guten Zeichnungen; und wer sie vor den Augen hat, sieht selbst. Dagegen sind die merkwürdigen Stücke zugleich diejenigen, welche dem Hrn. Willin Veranlassung und Stoff zu ausführlichen Erklärungen und Abhandlungen gegeben haben; worin er zugleich ganze Kunstmythen mit umfassender mythologischer Gelehrsamkeit und Velefenheit in ausländischen, besonders auch Deutschen, Schriften abgehandelt hat, wodurch diese Sammlung theils für Sachkundige ihren Werth hat, theils aber vor-



zöglich für diejenigen erfreulich seyn muß, welche mit der Kunstfabel weniger bekannt sind. — Ein paar Blätter mit Formen und Zierathen von Vasen gehen voraus. Die erste Vase, pl. III. IV., bereits aus d'Hancarville bekannt, aber hier weit richtiger in Umriß gegeben, stellt Perseus mit dem Medusenkopfe vor, wie er vor dem Cepheus steht (der Kopf verfeinert diesen also nicht); Andromeda, die er befreiet hat, sitzt gegen über. Weiter hin, oder vorher, ist Neptun zwischen den übrigen zwey Gorgonen und eine Nymphe, die ihm vom Aufenthalt der Gorgonen Nachricht zu geben scheint. Dieses erste Gemählde gibt gleich eine lange Ausführung der ganzen Perseide ab. V. Drithyie, die vor dem Boreas flieht (der Gegenstand findet sich auch in den Vasen von Tischbein); so auch VI. Europa, auf dem Stier sitzend. VII. Cadmus erlegt die Schlange (bereits von Millin in den *Monumens antiques inédits*). X. Hercules trägt den bezechten härtigen Bacchus auf seinem Rücken (bereits auch unter uns durch Böttiger'n bekannt). XI. Ein Jagdstück. XII. Europa auf dem schön bekränzten Stier, aber mit Nebenfiguren, welche den Hrn. Millin auf den mystischen Bacchus-Stier leiten, auf welchem eine Eingeweihte sitzt. XIII. Mercur übergibt den neugebornen Dionysus der Nymphe (aus der Hamiltonschen Sammlung): durch die bezechten Mahnen bekannt. XVI. Liber, sein Genius, und Libera, mit dem Instrumente in der Hand, das man für eine Webemaschine hält. XVIII. Vergötterung des Hercules, von der Nice geführt; Andere glaubten, von Theseus, weil die Löwenhaut fehlt: ein Glockengefäß in der kaiserl. Bibliothek. XIX. Ein Amazonengefecht. XXV. VI.

XXVII. Ein anderes Amazonengefecht: ein prächtiges Stück, vorhin zu Neapel, jetzt in England. XXXI. II. dem Fürsten Poniatowski zuständig (uns bereits durch eine Abhandlung von Visconti bekannt); Triptolemus auf einem mit geflügelten Drachen bespannten Wagen. XXXIV. V. Die weibliche besügelte Figur, die einen Fliehenden verfolgt, welche man auf mehreren Vasen fand, durch die beygesetzte Schrift erklärt, daß es Eos, oder Aurora, ist, die den Cephalus zu entführen sucht. XXXVII bis XL. Das berühmte Gefäß, vorhin im Vatican, jetzt in der kaiserl. Bibliothek, mit der Schrift *Λαοίμος σπαρψ* (schon aus Passeri bekannt), für Thetis angesehen, die den verwundeten Achill hält, nachher für Andromache mit dem Astyanax: auch dieß kommt mit dem bekannten Tode des Knabens nicht überein; besser ist die Vermuthung des Hrn. Millin, daß Hecuba den vom Thurm gestürzten aufgehobenen Körper zurück erhalten hat, und nimmt die letzten Verse in Euripides Troaden zu Hülfe. Die Hauptfigur ist eine weibliche sitzende Figur, mit einem verwundeten Kinde auf dem Schoße; vor ihr ein Krieger. XLI. Die Vase von Mengs, auf welcher Winkelmann den von Minerven in einen armen Alten verwandelten Ulyß ansah; glücklicher ist die Erklärung, daß es der vergötterte, von Mercur nach dem Olymp geführte, Hercules ist, welchem Minerva den Nectar darreicht. Ein Gemälde im ältesten Stil, mit der Schrift *πεπυσο* und *δσπας*. — Wir übergehen mehrere Blätter, zu deren Erklärung Hr. Millin viel Wiß, Scharfsinn und Gelehrsamkeit verwendet, deren bloße Anführung unsere Leser wenig befriedigen könnte; so ist XLIV, vielleicht Antiope mit ihren Söhnen. —

XLIX. der Fürstinn Gallizin zuständig: der Knabe Dionysus, auf dem Schoße seiner Erzieherinn; und auf dem andern Felde, Phöbus, der Ansicht nach, oder Helios, der auf seinem Wagen aus dem Meere steigt. Hr. Millin sieht aber in ihm den Dionysus selbst, als welcher auch auf die Sonne u. d. den Regierer des Sonnenwagens ist gedeutet worden (wenigstens in der spätern Zeit). LI. Ein Grabmahl (cippus): zur Seite zwey Vasen, als dem Verstorbenen geweiht, vielleicht als einem Eingeweihten; folglich eine Bestätigung, daß die Vasen für diese Verhältnisse gehörten. LIII. IV. in der Sammlung der Kaiserinn: zwey Gemälde, das erste eine gewöhnliche Bacchische Vorstellung; das andere eine weibliche Figur, auf einem Schwan getragen, der aber wenig naturhistorisch gezeichnet ist; sie wird für eine mystische Vorstellung der Venus Aphrodite gehalten, da unten das Meer angedeutet ist. LV. LVI. gehört einem Hrn. Scrofani, der sie schon in einer Schrift erklärt habe; der Inhalt von dieser ist beygebracht, mit critischen Anmerkungen von Hrn. Millin, denen man beytreten muß. Der erste Anblick leitet allerdings auf den am Caucasus angefesselten Prometheus, und truft zum Aeschylus; man erkennt aber bald Verschiedenheiten in mehreren Stücken, besonders, daß das Ungeheuer, auf welchem Oceanus getragen wird, eine geflügelte Schlange ist; man müßte also annehmen, daß die Fabel verschiedentlich ist vorgetragen worden, vielleicht selbst vom Aeschylus in den verlorenen Dramen. Aber noch weniger entsprechen die andern drey Felder, in welche das Gemälde eingetheilt ist: hier ist die Acropolis Athens deutlich vorgestellt, mit dem Theater, dessen Sitz mit Damen besetzt

sind, welche, wie Hr. Millin erinnert, gegen die Behauptung zeugen, daß das andere Geschlecht zu Athen vom Theater ausgeschlossen war. Daß eine alte Atrische Fabel zum Grunde liege, läßt sich wohl vermuthen. Die Schlange läßt an den Erichthonius, der Felsen an die in Stein verwandelte Aglauros, denken; wer weiß, wie verschieden die Fabel von jenem γηγενης von den Theaterdichtern behandelt worden sehn mag! — LXI. Das Gefäß war zu Agrigent gefunden, und gehörte einem D. Felice Nicolas; denn von ihm hat es Hr. Hope gekauft und nach England mitgenommen; es ist bekannt, daß dieser die zweite Hamiltonsche Vasensammlung um 4,500 Guineen an sich gebracht hat. Die Figuren sind schwarz auf einem gelben Grunde, im ältesten Stil, hier und da Roth dazwischen. Theseus erlegt den Minotaur; in dem Nebenselde ist eine Abwägung der Todeschicksale, eine Psychostasie (I. Band pl. 19), vorgestellt, wie die vom Schicksale der beiden Fechtenden, Achill und Memnon, und vermuthlich vom Künstler hier auf das ähnliche Verhältniß der beiden Streitenden angewendet (vergl. Gött. gel. Anz. 1810 S. 19). Noch eine andere Merkwürdigkeit hat die Vase; es steht Griechische Schrift darauf: Ταλειςος εποισον, und: Κλειαρχος καλος. Der letztere, dem das Gefäß bestimmt war; der erstere der unbekannte Name des Künstlers. Hr. Millin nimmt hier Anlaß, sich in mehreren Blättern über den ganzen Mythos von Theseus zu verbreiten, mit Aufzählung der Kunstwerke, welche sich auf ihn beziehen. Auf LXVI, wo man in einem Bacchischen Aufzug den auf dem Maulesel Sitzenden für den Dionysus halten würde, erkennt Hr. Millin den Vulcan,

durch Vergleichung eines andern Gemähltes im I. Bande pl. IX. (s. Gött. gel. Anz. 1809 S. 282, 283), wo Bacchus den Vulcan nach dem Himmel zurückbringt. LXVIII. Das prächtige und merkwürdige, bereits in den *Monumens inédits* (To. I. p. 267) erklärte, Gefäß, Orest, von Apollo und Minerva gegen die Furien geschützt: hier mit einer noch ausführlicheren Erklärung, zugleich mit dem Verfolg der ganzen Fabel, bereichert. — LXXV. Ein merkwürdiges Gemählde, schwarz gemahlt: Hercules, der die Hydra erlegt. Die Vase ist zu Malmaison; die berühmte Actrice Raucourt hatte dieselbe zum Geschenke vom Könige von Neapel erhalten. Auf zwey neben einander stehenden Feldern drückt Hercules den Pfeil vom Bogen auf sie ab, auf dem andern schneidet er ihr mit einem krummen Schwerte die Köpfe ab; unten liegt die weggeworfene Keule. Auf jenem erstgenannten Felde steht hinter ihm Minerva, die den Krebs abhält, welcher der Hydra zu Hülfe kam. Hr. Millin hat auch diese Fabel sehr gelehrte ausführlich erläutert. LXXVI. Ein Triclinium von Liber und Libera, wie es oft vorkommt, das sich aber durch die schöne Anordnung auszeichnet. LXXVII. Diana, mit fünf andern Nymphen; zwey halten Tauben in Händen, auch oben ist eine Taube: dadurch bekräftiget sich Hr. Millin's mehrmalen geäußerte Meinung, daß die Venus an den Bacchischen Orgien Antheil gehabt habe. Das letzte Blatt LXXVIII. ist nicht zu übersehen, und man sollte voraus davon unterrichtet seyn; es enthält einige in den Anmerkungen hin und wieder zur Erläuterung antiquarischer Gegenstände angeführte Alterthümer und Kunstwerke, auch Erläuterung von den vorgeseh-

ten Bignetten, von denen man gern unterrichtet gewesen wäre. Wohlthätig ist noch für den Gebrauch des Werks S. 62 . . . 73 eine Table générale des matières beygefügt, die für die mythischen Gegenstände und Anmerkungen dem Nachschlagenden willkommen seyn wird. Ueberhaupt hat Hr. Millin seine Verdienste um das immer fortschreitende und reifere Kunststudium durch dieses Werk dauernd gegründet.

Heyne

Leipzig.

Von Vogel 1812: *Epistola critica de C. Valerii Flacci Argonauticis ad Virum Ill. et Doct. H. C. A. Eichstädt* — scripsit *Jonathan Augustus Weichert*, Philol. D. Lycei Viteb. Rector. 96 Seiten in Octav. Durch diese Schrift lernen wir einen Humanisten zuerst kennen, der sich zu seinem Vortheile auszeichnet. Er hat sich einen der schweresten Römischen Dichter aus der Classe derer, die sich nach Virgil gebildet haben, gewählt, der den poetischen Ausdruck durch Nachbildung Griechischer Wortfügungen, Wortstellungen und gesuchte Dichterwendungen zu einer stürzten Kunst erhoben, aber dadurch auch sich den Vorwurf eines gezwungenen Stils zugezogen hat, und daher dem Leser für Interpretation und Critik nicht wenig zu schaffen macht. Aber eben dadurch gewinnt der Verfasser dieses Sendschreibens an Achtung, da er beides ausübt, und sich nicht in die Reihe der meisten Humanisten stellt, welche zu glauben scheinen, durch ein halbes Duzend so genannter Conjecturen ihren Veruf zu den humanistischen Studien vollkommen beglaubigt zu haben. Hr. Dr. Weichert theilt uns eine Zahl Versuche von Verbesserungen mit, die

sich theils durch Scharfsinn und Kunde der Dichtersprache, und durch mehr und weniger Wahrscheinlichkeit, empfehlen. Wir verweisen auf I, 826 sub manibus, d. i. sub manes, für sub nubibus. II, 439. 440. IV, 85. VIII, 285. 286. 445 f. Er beweiset aber dabey auch gute Beurtheilung der von Andern vorgeschlagenen Verbesserungen, wie I, 330. 31., da er des Mase-nius Conjectur pontumque Cytamque (gewöhnlich Cytaea, in Colchis) billiget, statt pontumque polumque, weil in vielen Handschriften pontumque Cretamque steht; zeigt, wie fern sie unzulänglich, oder durch gute Interpretation unstatthaft sind (wie III, 572 f.). Ein paar Verbesserungen in Stellen anderer Dichter sind uns auch aufgefallen, wie S. 45 im Seneca Oedip. 230 Incipit Lethea vates: die Rede ist von der Pythia zu Delphi. Hr. Dr. Weichert verbessert: Cirrhaea. Sollte aber nicht Laëa gestanden haben? die Variante loeta führt auch dahin. Den Latous Apollo kennen wir aus Horaz.

## Stuttgart.

Heyne

Von Steinkopf 1812, in groß Octav: **Elementar-Uebungen für das frühere Knabenalter**, von M. Jeremias Friedrich Reuß, Rector des Pädagogiums in Eßlingen. **Erster Cursus:** Uebung der Declinationen und Conjugationen, und der zu ihrer Anwendung gehörigen Grundregeln. 301 Seiten.

**Zweiter Cursus:** enthaltend die, durch die Declinations- und Conjugations-Praxis des ersten Cursus begründeten, weitem Uebungen, die dem Lesen der Römischen Classiker vorangehen müssen. 256 Seiten.

**Beiträge zu einer Methodologie des lateinischen Elementar-Unterrichts**, herausgegeben von M. Jerem. Friedr. Keuß — als eine Zugabe für die Lehrer, zu dessen lateinisch-deutschen Elementar-Übungen. 167 Seiten.

Bei dem ersten Anblick dieser drey gepreßte gedruckten, und mit Wortabkürzungen, um Raum zu ersparen, erschwerten Bände, der Frucht eines seltenen gelehrten Fleißes eines Schulmannes, möchte es wohl scheinen, daß des Guten eher zu viel, als zu wenig geschehen sey. Man muß voraussehen, daß an vielen Orten der alte Schlenkerian eines mechanischen, gedankenlosen Elementar-Unterrichts noch im Gange seyn muß, wo noch von grammatischen Regeln ausgegangen wird, die man zuerst dem Gedächtniß der Knaben einprägen will, ehe sie selbige noch fassen und verstehen können; alsdann zum Neros, ohne Wort- und Sachkenntniß, übergeheth, exponirt und vertirt, ohne Etwas von Allem gründlich und richtig zu verstehen, oder angeleitet zu werden, um es zu verstehen; wo das bessere Verfahren noch wenig befolgt wird, in welchem, bey oder nach dem Auffassen einiger Lateinischen Wörter und ihrer Flexionen, sofort Lateinische kurze, leichte Sätze analysirt, und daraus die Regeln gezogen und durch mehrere Beispiele deutlich und anschaulich gemacht werden; auf welchem Wege, gewisser Maßen gleich synthetisch, die Sprachformen, Wortfügungen und Satzverbindungen beygebracht werden; welches eigentlich das ist, worauf dasjenige hinausläuft, was der Verfasser Methodologie nennt. Auf diesem Wege wird sowohl Vieles erleichtert, zugleich der Verstand beschäftigt, und in den zweckmäßig ausgewählten Formeln und



Sägen mancher guter Gedanke, Ansicht und Lehre dem jungen Gemüthe beigebracht. Es ist erfreulich, einen Schulmann zu sehen, der mit allem Eifer die bessere Methode zu begründen, zu befestigen und zu erweitern sucht: denn es ist ihm nicht genug gewesen, den Elementar-Unterricht durch zahlreiche Beispiele, in zusammengesuchten und eigens erfundenen Elementar-Übungen, die in zwey Cursus vertheilt sind, dem Knaben zu erleichtern, sondern der Verfasser hat sich auch angelegen seyn lassen, durch besondere Beiträge die Lehrer selbst zu unterrichten, auf welche Weise sie im Gebrauche verfahren sollen. Es mag freylich Schullehrer geben, denen man alles einprägen muß; aber selbst diesen kann durch die gar zu große Menge von Belehrungen die Sache wieder erschwert werden, schon durch die Schwierigkeit der Anwendung auf den einzelnen vorliegenden Fall; so wird dem Mühescheuenden die Mühe noch vergrößert erscheinen. Fähigere und selbstdenkende Lehrer verlangen nur auf den Weg geleitet zu werden, und eignes Nachdenken führt sie dann weiter; dann sucht jeder auch das Begriffene den Lehrlingen immer begreiflicher zu machen.

Paris.

Himly

*Moyens de remedier aux poisons végétaux à ceux, qui sont produits par les substances métalliques, et au venin des animaux. Par B. G. SAGE. 1811. 83 Seiten in Octav.*

Der Verfasser ist bejahrt, blind, sucht Beruhigung und Erheiterung in den Wissenschaften, und so erweckt der Schluß dieser Abhandlung: "tout, ce qui m'est arrivé, prouve, qu'il est

dangereux avoir raison, quand des gens en credit veulent qu'on ait tort," natürliches Mitleiden. Sehr gern möchte Recensent deshalb recht viel an dieser Abhandlung loben, verhehlen darf er aber nicht, daß dem Verfasser zu sehr Bekanntschaft mit den neueren Schriften über diesen Gegenstand abseht, wie er schon dadurch verräth, daß er sich entschuldigt, nach Mead und Coste noch über diesen Gegenstand zu schreiben. Das Gegengift beschränkt sich, nach seiner eignen Angabe, auf zwey Substanzen, nämlich vegetabilische Säuren, und alcali volatile fluor. Von den Säuren räth er nicht selten Gebrauch zu machen, wo die Aerzte allgemein mit dem besten Erfolge entgegengesetzte Substanzen, Kalien, geben, und Rec. wünscht, die Leser mögen nicht vergessen, daß der Verfasser kein practischer Arzt ist, wenn er gegen Arsenik und Kupfer Weinessig als Gegenmittel empfiehlt. So soll auch der Weinessig ein Mittel gegen die Salivation seyn, die durch Quecksilber entstand; denn hierdurch werde das flüchtige Laugensalz neutralisirt, welches die Speicheldrüsen entzündet, indem es durch das Quecksilber aus dem Salmiak des Speichels entbunden sey. — Uebrigens kommen hier und da kleine interessante Vergiftungsfälle vor. Auch erstrecken sich die Untersuchungen über viele Gegenstände, z. B. auch über die Barbeneyer; wenn der Verfasser aber besondere Zufälle von der Milch eines großen Karpfen an sich selbst will wahrgenommen haben, so steht eine solche Beobachtung doch zu einzeln, als daß wir glauben könnten, diese Substanz habe eine so nachtheilige Qualität.

---

—

## Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

116. Stück.

Den 20. Julius 1812.

---

Paris.

*Heyne*

Histoire de l'Art par les Monumens depuis sa decadence au IV<sup>me</sup> Siècle jusqu' à son renouvellement au XVI<sup>me</sup> Siècle pour servir de suite à l'histoire des Arts chez les anciens. Par Mr. Séroux d'Agincourt. Kunst und Kunstwerke in einem Zeitlauf von mehr als tausend Jahren, die sonst meist unbekannt waren, gesammelt und geordnet zu einer Uebersicht des Falls der Kunst bis zur widrigsten Entstellung, war ein großes, umfassendes, für einen einzelnen Privatmann, bey den größten Reichthümern, kaum auszuführendes Unternehmen; und doch ausgeführt in Zeiten des Drucks von einem seines Vermögens beraubten Flüchtlinge: welche Beharrlichkeit! wie achtungswürdig! Allerdings würde bey einem Ueberfluß an Glücksgütern oder durch Frengelbigkeit eines Mächtigen das Werk einen andern Glanz der Pracht haben erhalten können; aber, bestimmt für stilles, gründliches Studium ist Alles nur auf das wesentlich Nöthige und Unentbehrliche berech-

P (5)

net, Alles nur in einem kleinen Maßstab, aber doch in richtigen Zeichnungen und Umrissen, dargestellt, um hinlänglich die Composition des Künstlers daraus erkennen zu können.

Das Werk ist eingetheilt in drey Classen und drey Zeitperioden. Die Classen sind: Architectur, Bildnerey, Malherey; die Perioden: vom Jahrb. IV. bis VI. — vom VII. . . XI. — vom XII. . . XVI. Jahrhundert.

Wir haben die ersten drey Hefte, die zur ersten Periode gehören, bereits angezeigt (Gött. gel. Anz. 1811 31. St. S. 297, St. 35 S. 341, St. 43 S. 417). Der Rec. hatte längst die Anzeige der folgenden liegen, und wollte den Raum unserer Blätter nicht andern Zeit-Producten verengen. Aber er sieht, daß in Frankreich und Italien auch andere Gelehrte, durch das Werk des d'Agincourt gereizt, anfangen, von der Kunst des Mittelalters zu sprechen; vornehmlich Hr. d'Artaud in seinen *Considérations* 1811, und Paillot de Montabert, welcher sogar die Malherey des Mittelalters der neuern an die Seite setzt. — Wer bloß auf Vergnügen der Augen durch die schönen Kunstwerke achtet, kann uns wohl einer zu großen Begeisterung beschuldigen, mit welcher der Recensent für das Werk eingenommen ist. Allein Kunstgeschichte, bey welcher der Verstand auch seine Nahrung findet, und Kunst, welche Seelengefühle erwecket, wirkt stärker. Und was dringt wohl mehr auf uns ein, als religiöse Gegenstände, fromme Handlungen und Gesinnungen einer reinen, sanften, duldbenden Gottergebenheit, wohlgemeinte Milde und Gutthätigkeit, eine für Menschenwohl sich aufopfernde Tugend, ein bey allen Gefahren, Sturm des Glücks und dauerndem Druck, unter

welchem die Menschheit feufzet, unerschütterter Muth, welcher gewiß nicht weniger geachtet und bewundert zu werden verdient, als der Muth und die Entschlossenheit jener Heroen, welche sich in Gefahren begaben, um die Menschheit zu beglücken, und von Nebeln und Gefahren zu befreien. Man rechne dazu das Belehrende dieser Kunstwerke durch eine solche Reihe von Jahrhunderten, und die zu erwartende Aufklärung der Kunstgeschichte der Mittelalter selbst, die uns der würdige Verfasser einst am Schluß, nach Vorausschickung der Kupfertafeln, geben wird.

Diese zweite Periode und Series von Kunstwerken des Mittelalters ist nun mit dem vierten, fünften und sechsten Hefte erschienen.

Der vierte Hest, um auf diesen zu kommen, schließt sich an unsere Anzeige 1811 21. St. an, und bearbeitet die Baukunst: von Kupfertafel XIX. an bis XXXIV.; der Text von S. 13. . . 28, worin noch die Erläuterung von Tafel XVII. und XVIII. im ersten Hefte (s. Gött. gel. Anz. 1811 S. 305), also von dem Pallaste und andern Gebäuden des Gothischen Königes Theodorich zu Terracina und Ravenna im V. und VI. Jahrh. gegeben ist; es findet sich dabey zur Vergleichung Nr. 10. die Ansicht des Tempels Odins bey Upsala in Schweden; ferner das Mausoleum R. Theodorichs zu Ravenna, hier zuerst gezeichnet, jetzt eine Kirche der heil. Maria della Rotonda. Bey dem Mausoleum erinnert d'A. bereits so viel: Man bemerkt an demselben so wenig, als an andern Gebäuden Theodorichs, irgend eine Spur von dem spizigen Bogen (arc ogive), welches der vorzügliche Character der so genannten Gothischen Bauart ist: welches also beweiset, daß man mit

Unrecht den Gothen die Erfindung oder Einführung dieses Systems der Baukunst beymißt; und so kämen wir auf den Zeitpunkt, welcher den Nahmen des Gothischen Geschmacks begründen müßte. Sehr begierig sind wir also auf den Aufschluß, den wir einst zu erwarten haben, ob diese Bauart vom Norden nach Italien, oder aus Italien nach dem Norden gewandert ist.

Nach diesen auf den ersten Heft noch sich beziehenden Indicationen folget in dem neuen, dem vierten, Hefte: XIX. die Brücke Salaro über den Teverone (Anio), drey Meilen (Ital.) nordwärts von Rom, welche vom Narses im sechsten Jahrhundert wieder hergestellt worden ist. Ein großer gewölbter Bogen, auf dessen Mitte ein Thurm stehet; er war von Totila niedergedrückt, von Narses wieder aufgebauet im Jahre 565, zweyen Inschriften zufolge. XX. Der alte Tempel della Caffarella nahe bey Rom, einer der ersten zu einer Christlichen Kirche geweihten heidnischen Tempel im vierten Jahrhundert. Piranesi hat ihn bereits bekannt gemacht in *Raccolta de' Tempj antichi* (Rom 1780 P. I.); er hielt ihn für einen Tempel der Ehre und der Tugend. XXI. Die Kirche St. Pauls in Banden (S. Pauli in vinculis) zu Rom: Beyspiel einer Kirche, mit alten Säulen erbauet, im fünften Jahrhundert. Der Säulen sind zwanzig, aus weißem Marmor, nach der Dorischen Ordnung, die im Schiff stehen; sie sind gereift und ohne Basis, und werden verglichen mit Säulen im Tempel zu Pästum, im Dorischen Tempel des Theseus zu Athen: aber auch Beyspiel von dem leichtesten Verhältniß, das die Römer der Dorischen Säule gaben, wie am Tempel zu Cori, und am Tempel Augusts zu

Athen. XXII. Kirche des heil. Stephan la Rotunda zu Rom: Beyspiel eines alten Gebäudes, das in eine Kirche verwandelt worden, im fünften und sechsten Jahrhundert, nachher einige Male wieder ausgebessert. Man zählt darin bis 60 Säulen, meist aus Granit, aber von verschiedenen Verhältnissen. Der Verfasser gibt den allgemeinen Plan des Gebäudes, wie es in seinem frühern Zustande kann gewesen seyn, und bestätiget, selbst durch Nachgraben, daß es ein öffentlicher Platz (forum) mit einer Colonnade, die zugleich nach einem runden Tempel führte, gewesen seyn muß; wie Nardini bereits, mit Hülfe einer Münze von Nero, wahrscheinlich gemacht hatte. XXIII. Die Kirche des heil. Vitalis zu Ravenna, gebauet unter Justinian, nach Rissen von Gebäuden im Orient, im Anfange des sechsten Jahrhunderts, in Gestalt eines Octogons von außen, und inwendig durch eine eigene Construction der Kuppel merkwürdig. XXIV. Formen von Kirchen, Styl der Bauart in Italien unter den Longobarden im sechsten, siebenten, achten Jahrhundert. Die Abweichungen von den guten Formen werden immer merklicher; so ist Nr. 15. die Vorderseite des Haupteinganges der Kirche des heil. Michaels zu Pavia, mit Säulen oder Bündeln von verdünnten Säulen, die bis an das Dach gehen. — XXV. Die verbesserte Bauart unter Carln dem Großen und durch die Pisaner im zehnten und elften Jahrhundert: darunter ist die Kirche der Apostel zu Florenz, deren Verhältnisse Brunelleschi bereits werth hielt, zu studiren. Die Basilica, oder Kirche der heil. Jungfrau zu Aachen, von K. Carln gebauet 802; die Domkirche zu Pola in

Istrien; die Kirche S. Miniato bey Florenz, worin zu Fenstern Steinplatten von einem durchsichtigen Marmor verwendet sind, vermuthlich der Phengites bey Plinius. Die Platten sind bis 10 Fuß hoch, 2½ Fuß breit, und einige Zolle dick. Es kommen dergleichen Fenster noch in einigen andern Kirchen in Toscana vor, und häufig in Kirchen des Orients, vermuthlich aus Nachahmung der Alten; so auch Nr. 30. in der Domkirche zu Torcello. Diese Kirche hat vermittlest achtzehn schöner Griechischen Säulen ein dreyfaches Schiff. Die Domkirche zu Pisa, gebauet im elften Jahrhundert von Buschetto, einem Griechen aus der Insel Dullchium; diese Kirche, die durch ihren Taufstein, ihren hangenden Thurm, und ihren Kirchhof mit Wandgemälden (s. oben St. 69 S. 681) so berühmt ist. Nr. 31. 32. 33. — Nr. 42 ff. Kirchen in Griechenland. — pl. XXVI. Die Sophienkirche zu Constantinopel, unter Justinian im sechsten Jahrhundert gebauet, mit ihren Veränderungen. Nach ihr ist die St. Marcuskirche in Venedig erbauet, und wird mit ihr verglichen. Kirche der heil. Foscia zu Torcello, einer der Inseln in den Lagunen von Venedig. — XXVII. Allgemeiner Plan des Verfalls der Architectur im Orient. Voran der Tempel der Sonne zu Palmyra, erbauet im dritten Jahrhundert, als Anfang des Verfalls der Architectur im Orient: Kirche des Klosters auf dem Berge Sinai — zu Bethlehem, beide unter Constantin. — Nr. 6 und folg. begreifen das, was noch zu Constantinopel von alten Gebäuden vorhanden, und bereits aus andern Werken bekannt ist: die verbrannte Säule; der große Wasserbehälter;



Piscina basilica, welche noch die Piscina admirabilis bey Pozzuolo übertrifft; das goldene Thor, und andere; das noch Uebrige von einem Siegesbogen Constantins zu Salonichi. Griechische Kirchen, wie sie jetzt sind; Coptische, Armenische. — XXVIII. Vexter Verfall der Architectur im Occident, und zwar in Italien im dreyzehnten Jahrhundert. Die sechs Kirchen zu Bologna, die Basilica S. Laurentius außerhalb Rom. Viele geschmacklose Zierathen der Säulen. — XXIX. Klostergebäude. Das Kloster der heil. Scholastica zu Subiaco bey Rom, aus dem dreyzehnten Jahrhundert. — Noch folgen Tafeln XXX. bis XXXIII. die Klöster St. Johannes Lateranensis und St. Paul außerhalb Rom, aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, und auf pl. XXXIV. das so genannte Haus Pilatus zu Rom; das Haus des Crescenzo, oder Cola di Rienzo, aus dem elften Jahrhundert, von denen die Nachrichten erst der Text des folgenden Heftes der Bauarten enthalten wird: dieß wird der siebente seyn. — (Von der fünften und sechsten Lieferung in den nächstfolgenden Blättern.)

## Jena.

*Heeren*

Historische Darstellungen. Erste Versuche der historischen Gesellschaft zu Jena; herausgegeben vom Professor Koethe. 1812. 270 Seiten in Octav. Die vorliegende kleine Sammlung rechnen wir zu den erfreulichen Erscheinungen, da sie einen Beweis von dem Eifer für historische Studien unter der academischen Jugend gibt. Seit dem Februar 1811 hat sich in Jena eine historische Gesellschaft unter dem Vorsitz des Hrn. Pro-

1160 G. g. A. 116. St., den 20. Jul. 1812.

fessor Goethe gebildet, die zugleich der Geschichtsforschung und der Geschichtschreibung sich widmet. Bey den wöchentlichen Zusammenkünften werden historische Aufsätze vorgelesen und beurtheilt, bey denen es Gesetz ist, daß sie unmittelbar aus den Quellen gearbeitet, nicht aber aus vorhandenen Geschichtswerken zusammengetragen seyn dürfen. Uebrigens ist das ganze weite Gebiet der Geschichte dafür freigegeben: Wie zweckmäßig dieser Plan angelegt ist, fällt in die Augen. Eine Auswahl dieser Aufsätze, an der Zahl sechs, sind hier dem Druck übergeben; über welche der Herausgeber mit vieler Bescheidenheit urtheilt. Einer der Verfasser hat selbst die Nennung seines Namens verboten. Es sind folgende: Pausanias, von G. J. W. Grosch. Numan-  
tia's Fall, von C. G. Schulze. Der Krieg der Hunnen gegen die Westgothen und Römer in den Jahren nach Christo 451 und 452. Vorzüglich gut erzählt. Lebensbeschreibung Gottfrieds von Bouillon, von Chr. Schubart. Zur Geschichte des Theophrastus Paracelsus, von St. Amberg. Der Schilderung des Paracelsus wird auch eine Darstellung seiner theosophischen Lehren im Abriss beygefügt. Phil. J. Spener, von J. W. C. E. Pfranger. Mit Liebe geschrieben. — Wenn diese Aufsätze die Forderung erfüllen; aus den Quellen geschöpft zu seyn, so sehen wir auch mit Vergnügen, daß die Verfasser sich in der Schreibart weder vernachlässigt haben, noch in das andere Extrem, das Gesuchte und Gefünstelte, verfallen sind, wie es jetzt so oft geschieht.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1812.

Paris.

*Heyne*

Histoire de l'Art par les monumens depuis la decadence au IV<sup>me</sup> Siècle von Hrn. Serour d'Agincourt (s. oben S. 1153 f.).

Fünfte Lieferung. Sculpture. Dieser Hest schließt sich an den zweyten Hest, folglich auch an die Anzeige des zweyten Hestes (Gött. gel. Anz. 1811 35. St. S. 341 bis 346) an. Der Text gehet von S. 13 . . . 28 fort, und die Kupfer- tafeln von pl. XVII . . . XXXII.

Im Texte wird voraus die Erklärung oder Indication der im zweyten Heste bereits aus Licht gestellten pl. XIII . . . XVI. nachgehohlt; sie enthalten die bekannten bronzenen Sculpturen an der Hauptthüre der Kirche St. Paul außer Rom, vertieft gearbeitet und mit Silber ausgelegt, im elften Jahrhundert zu Constantinopel verfertigt. Die Thürflügel sind zwar aus Holz, aber mit Platten von Bronze belegt, worin die gravirten Figuren in 54 Felder vertheilt sind, welche die Geschichten des Neuen Testaments darstellen: von dem Gruf an die Jungfrau durch den Engel, bis auf die Ergie-

Q (5)

ſung des heil. Geiſtes, dann die Apoſtel und Propheten mit ihrem Märtyrertode, überall mit be-  
 gegfügter Griechiſcher Schrift. Alles ſteht bereits im Ciampini (Vet. Monumenta To. I. pl. 18 f.):  
 aber Hr. d'A. fand viele Unrichtigkeiten; er hat  
 ſie alſo noch einmahl zeichnen laſſen, und acht  
 Blätter (pl. XIII . . . XX.) auf dieſes merkwür-  
 dige Kunſtwerk verwendet. Die erſte Tafel ſtellt  
 die ganze Platte, die übrigen einzelne Felder, dar,  
 mit Figuren und begeſetzten, die Gegenſtände  
 andeutenden, Schriften. Dieſe letztern haben  
 dieſe Thürflügel auch im Litterariſchen berühmt  
 gemacht, als Schrift ihrer Form wegen, und als  
 Sprache. Dieſe iſt größten Theils Griechiſch, an-  
 dere Lateiniſch, bloß Eine iſt Syriſch. Aus dieſen  
 Inſchriften erhellet, der Künſtler hieß **Stauracius**  
**Tychites**. Eine Zeitangabe findet ſich pl. XX.  
 Das Jahr 1070 unter Papſt Alexander IV. fehler-  
 haft für II.) und Archidiaconus Hildebrand (nach-  
 herigem Gregor VII.) und Pantaleon Conſul. —  
 XXI. Vasreliefs und Sculpturen in Marmor, ein-  
 gegrabene oder getriebene Arbeiten (ciselures) in  
 Bronze oder Silber aus dem XII. Jahrh. in 13  
 Nummern, heilige oder kirchliche Geſchichten auf  
 Kirchthürmen, Taufſteinen, verſchiedenem Geräthe,  
 und von verſchiedenen Gegenden her. — XXII.  
 Schnitzwerk in Holz an der Thüre der Kirche der  
 heil. Sabina zu Rom, aus dem XIII. Jahrh., bibli-  
 ſche Geſchichten. — XXIII. Tabernakel (ciborium)  
 (ein Ineditum) in der Kirche S. Paul außer Rom,  
 XIII. Jahrh. (1285). Der Künſtler iſt genannt  
 Arnolf, mit ſeinem Gehülſen Petrus. Hr. d'A.  
 muthmaſet, es könne der Florentiner Arnolpho di  
 Lapo ſeyn. — XXIV. Mausoleum des Cardinals  
 Gonſalvo, Biſchofs zu Albano, in der Kirche S.  
 Maria Maggiore zu Rom, XIII. Jahrh. Er ſtarb

1299. Der Künstler nennt sich Johannes Magister Cosmas (auch ein Ineditum). — XXV. Die schon einzeln von Simone Assemano 1790 an das Licht gestellte Kufisch-Arabische Himmelstugel im Museo Vorgia zu Velletri, XIII. Jahrhundert. — XXVI. Verschiedene Sculpturen. Nummern, in Italien vom fünften bis dreizehnten Jahrhundert zusammengestellt. Unter diesen ist die Krone des Longobardischen Königes Agilulf Nr. 7., und 9. die eiserne Krone, beide verwahrt zu Monza. 19. zwey Paladins von Karl dem Großen, aus dem neunten Jahrhundert. Nr. 30. 31. 34. Beispiele von Caricaturen: ein Fuchs mit einem Buche s. w. Spottbilder auf Mönche und Pfaffen.

Nummehr aber nähert sich die Kunst ihrer Verbesserung. Mit pl. XXVII. und S. 22 erfreute den Rec. der Anblick von Seconde partie. Renaissance de la sculpture au XIII. Siècle. Es folgen angenehmere und gefälligere Figuren, und selbst die Zeiten, Nahmen und Gegenstände ziehen mehr an sich.

Pl. XXVII. Statuen, Basreliefs und Medaillen aus dem vierzehnten Jahrhundert. Nr. 1. die drey Weisen aus Morgenland. Relief über der Kirchthüre St. Andreas zu Pistoja, mit Inschrift 1166, mit Nahmen der Künstler Gruamons und Adeodatus, Gebrüder. Nr. 2. Grabmahl des Guido Tarlati, Bischofs zu Arezzo. Die Krönung Kaiser Ludwigs von Baiern und seiner Gemahlinn. Die Künstler Agostino und Angelo di Siena. Statue eines Bischofs, und Statue Kaiser Friedrichs II. zu Capua (beides Inedita). Einige Goldmünzen seiner Zeit, unter dem Nahmen monetae Augustales begriffen. — XXVIII. Grabmahl der Familie Savelli in der Kirche der Maria d'Arabeli zu Rom, XIII. u. XIV. Jahrh., errichtet für Pandulfus de

Sabello. — XXIX. in 41 Nummern noch Sculpturen außerhalb Italien seit dem Anfange des Verfalls der Kunst bis ins XIV. Jahrh., gesammelt aus dem Norden, mit Runen 1. . . 4. Alte Sculpturen in Frankreich, schon vorhin von Montfaucon u. A. bekannt gemacht, 5. . . 41., darunter ist aber 28. der Kelch zu Weingarten, mit vielen Figuren, Büsten, Medaillons, besetzt, bekannt aus dem Prälaten Martin Gerbert; Hr. d'A. setzt sein Alter in das X. Jahrh.; des Künstlers Name ist Magister Cuonradus de Huse argentarius. 33. Rudolf von Habsburg, an der Domkirche zu Straßburg, nach Schöpflin. 36. 37. Nordische, aus Monumenta Uplandica. 39. und 41. aus dem Dom zu Ely in England. — XXX. Mausoleum des Königes Robert zu Neapel, mit einigen andern Denkmählern des Hauses Anjou aus dem XIII. u. XIV. Jahrh. darunter Nr. 4. die Statue der Königin Marguerite, mit dem Beutel, wie sie ihrem Sohne Conradin das Leben zu retten gedachte, und 9. 10. Relief am Grabmahl Karls, Herzogs von Calabrien, an dessen Throne unten zwei Thiere aus Einer Schüssel fressen, ein Wolf, und ein Schaf: entweder den Frieden, oder die Gerechtigkeit dieses Fürsten anzuzeigen (oder daß endlich eins das andere, wenn die Schüssel leer seyn wird, selbst frisst). — XXXI. Grabmahl der Königin Sanche d'Arragon zu Neapel, aus dem XIV. Jahrh.; sie war die zweite Gemahlinn des K. Robert, stiftete das Kloster della Croce, und ging selbst in dasselbe.

Endlich enthält dieser Hest noch ein Blatt XXXII., welches den Anfang von den Werken des Nicolas von Pisa und seine Schüler, XIII. XIV. Jahrh., macht. Mit diesem geht aber ein neuer Abschnitt des Werks an: Troisième Partie. Renouveau de la Sculpture de la fin du XIII. au Com-

mencement du XIV. Siècle. *Première Epoque.*  
Wir versparen es also bis in den noch zu erwartenden  
letzten Hest von der Sculptur, davon zu sprechen. —  
(Die 6. Lieferung im folgenden Blatt.)

Eben daselbst. *Scaalfeld*

Vey Durand: *Elémens de jurisprudence commerciale*, par *J. M. Pardessus*, Avocat à la cour impériale, Professeur du code de commerce à la faculté de droit de Paris. 1811. 6. XX und 668 in groß Octav.

Der durch mehrere schätzbare Schriften, vorzüglich durch sein Handbuch sur les servitudes, rühmlich bekannte Verf. macht durch vorliegendes Werk dem gelehrten Publicum ein sehr angenehmes Geschenk. Ueber die Entstehung und den Zweck desselben hat er sich in der Vorrede selbst erklärt. Als Professor des Code de commerce fühlte er das Bedürfniß, seinen Zuhörern ein vollständiges Lehrbuch in die Hände zu geben, welches die Stelle der wegen der Kürze der Zeit nothwendig mangelhaft bleibenden Dictaten ersetzen könnte, zugleich wünschte er aber auch, unterrichteten Männern seine Arbeit gleichsam als ein Manuscript mitzutheilen, und ihre Bemerkungen darüber zu erhalten. So entstand dieses Werk, welches der Verf. schneller, als er wünschte, auszuarbeiten genöthigt war. Um desto angenehmer überraschte es den Rec., hier ein sehr brauchbares Handbuch über den Code de commerce anzutreffen, welches einen zwar kurzen, aber zweckmäßig eingerichteten, Commentar über denselben enthält, und in mehr als Einer Rücksicht empfohlen zu werden verdient. Die Ordnung des Werks ist im Ganzen dieselbe, wie die bey dem Code de commerce befolgte, und es zerfällt, dem zufolge, in 5 Theile, von denen der erste von den Handelsfrei-

benden handelt. In vier Titeln wird nach einander gesprochen: Tit. I von den Handelsoperationen und den Handeltreibenden; Tit. II. von den Personen, welche Handel treiben dürfen oder nicht, und zwar Ch. 1. von den Personen, welchen der Handel untersagt ist, und Ch. 2. von denjenigen, welche unfähig sind, Handel zu treiben. Tit. III. Von den besondern, den Handeltreibenden auferlegten, Verpflichtungen, und zwar Ch. 1. von den Eheverträgen und der Trennung der Güter der Handeltreibenden, Ch. 2. von den Büchern, der Correspondenz und den Inventarien derselben. Tit. IV. Von den Börsen, den Wechsel-Agenten und Mäklern, und zwar Ch. 1. von den Börsen, Ch. 2. von den Wechsel-Agenten und Mäklern. Der zweyte Theil umfaßt in 6 Titeln die verschiedenen Handels-Contracte, nämlich Tit. I. Anwendung und Modificationen, welche die allgemeinen Grundsätze über die Obligationen in den Handels-Contracten erhalten, und zwar Ch. 1. über die Handelsverträge im Allgemeinen, Ch. 2. über die wesentlichen Bedingungen der Gültigkeit derselben, Ch. 3. über ihre Wirkung, Ch. 4. über die verschiedenen Handelsverpflichtungen, Ch. 5. deren Erlöschung, Ch. 6. über die Beweise in Handelsfachen. Tit. II. Von den wechselseitigen Verpflichtungen der Herren, Lehrlinge und Gesellen. Ch. 1. Verpflichtungen der Herren und Lehrlinge, Ch. 2. der Meister und Gesellen. Tit. III. Von den Societäten. Ch. 1. allgemeine Grundsätze über den Handels-Societäts-Contract und die daraus entspringenden Verpflichtungen, Ch. 2. von den verschiedenen Arten der Handels-Societäten, Ch. 3. von der Aufhebung der Societäten, Ch. 4. von den Associationen mit Theilnahme. Tit. IV. Von den Wechsel-Contracten und den Wechselbriefen. Ch. 1. von den Wechsel-Contracten, Ch. 2. von den Wechselbriefen, Ch. 3. von der Pro-



vision der Wechselbriefe, Ch. 4. von den Indossirungen, Ch. 5. von der Acceptation, Ch. 6. von der Bürgschaft für Wechselbriefe, Ch. 7. von der Erlöschung der aus den Wechsel-Contracten und den Wechselbriefen entspringenden Verpflichtungen, Ch. 8. von den Klagen wegen Nichtzahlung der Wechselbriefe, Ch. 9. von den Wechsel-Negotiationen in fremden Ländern. Tit. V. Von den Darlehen und Vorschüssen der Handeltreibenden unter einander. Tit. VI. Von den Commissions-Contracten. Ch. 1. Grundsätze über den Commissions-Contract, Ch. 2. von den Kauf- und Verkaufs-Commissionären, Ch. 3. von den Commissionären zur Negotiation von Handels-Effecten und Veytreibung ausstehender Gelder, Ch. 4. von Commissionären für Niederlagen, Ch. 5. von den Commissionären für den Transport zu Wasser und zu Lande. Der dritte Theil handelt im Allgemeinen von dem Seehandel, und zerfällt in 6 Titel, diese wiederum in mehrere Kapitel und Sectionen. Tit. I. Von dem Eigenthume der Schiffe und den besondern Regeln, denen dasselbe unterworfen ist. Ch. 1. wie dasselbe erlangt wird, Ch. 2. von den Rechten, welche die Gläubiger über die ihren Schuldnern gehörigen Schiffe üben können, Ch. 3. von einigen besondern Regeln über die Wirkungen des Eigenthums der Schiffe. Tit. II. Von den Anwerbungen der Seeleute. Ch. 1. im Allgemeinen, Ch. 2. von dem Capitän, Ch. 3. von der Mannschaft, Ch. 4. von der Anwerbung auf Fracht und Profit. Tit. III. Von dem Vermiethen der Schiffe. Ch. 1. von der Certepartie, Ch. 2. von dem Connossemente. Tit. IV. Von den Großaventur-Contracten. Tit. V. Von den Assuranz-Contracten. Ch. 1. von dem Assuranz-Contracte, seiner Form und seinem Objecte, Ch. 2. Verbindlichkeiten der Assurirten, Ch. 3. Verpflichtungen der Versicherer. Tit. VI. Von den Quasi-See-Contracten. Ch. 1. von der Veysteuer zu den Have-

reihen, Ch. 2. von dem Aneinandersegen — abordage. Viertes Theil. Von dem unverschuldeten und verschuldeten Bankerotte. Tit. I. Von der unverschuldeten Zahlungsunfähigkeit. Ch. 1. von der Erklärung der Zahlungsunfähigkeit, Ch. 2. von den provisorischen Agenten der Fallitmasse und der Bilanz, Ch. 3. von den provisorischen Syndiken und ihren Operationen, Ch. 4. von dem Concordat, Ch. 5. von der Cession der Güter, Ch. 6. von den definitiven Syndiken und der Vereinigung der Gläubiger, Ch. 7. von der Revindication, Ch. 8. von den Acten, welche als zum Nachtheile der Gläubiger vorgenommen präsumirt werden, Ch. 9. von den verschiedenen Arten der Gläubiger und ihren Rechten. Tit. II. Von den Bankerotten. Ch. 1. von dem einfachen, Ch. 2. von dem boshafsten Bankerotte. Tit. III. Von der Rehabilitation. Der fünfte Theil umfaßt die Handelsgerichtsbarkeit in 5 Titeln. Tit. I. Von der Errichtung und der Organisation der Handels-Tribunäle. Tit. II. Deren Competenz Ch. 1. in Rücksicht der Materie, Ch. 2. in Rücksicht der Personen, Ch. 3. in Rücksicht der Verurtheilungen. Tit. III. Von dem Verfahren vor denselben. Tit. IV. Von dem persönlichen Zwange in Handelsangelegenheiten. Tit. V. Von der schiedsrichterlichen Entscheidung. — Aus dieser kurzen Anzeige des Inhalts der Titel und Kapitel gehet schon hinlänglich die Vollständigkeit des vorliegenden Werks hervor, worin wir keine hieher gehörende Materie vermißt haben. Der Vortrag ist klar, deutlich und bestimmt, ganz wie er sich für ein Werk, welches zum Lehrbuche für die Jugend bestimmt ist, eignet, und dem Verf. gebührt zugleich das Lob, daß er auf ältere und neuere Gesetze, worauf sich theils die Bestimmungen des Code de commerce gründen, oder wodurch sie abgeändert und ergänzt worden, durchaus sehr genaue Rücksicht genommen hat.

—

## Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

118. Stück.

Den 25. Julius 1812.

---

Paris.

*Heyne*

Histoire de l'Art par les Monumens depuis sa decadence au IV. Siècle jusqu' à son renouvellement au XVI. von Hrn. Seroug d'Agincourt (s. oben S. 1153 f., S. 1161).

**Sechste Lieferung: Peinture.** Dieser Hest ist eine Fortsetzung des dritten, und so gehet auch unsere Anzeige mit der Anzeige des dritten Hestes, der die Mahlerey und Mosaik betraf (Gött. gel. Anz. 1811 S. 417. . . 426) in Einem fort. Der Text ist fortgesetzt von S. 17. . . 44, und die Kupferblätter gehen von pl. XIX. bis XXXVI.

Der Text gibt noch eine Erklärung von den zwey in voriger Lieferung bereits eingerückten Tafeln, XVII. XVIII., welche Mosaiken aus dem sieben- ten und folgenden Jahrhunderten (von einigen sind auch die Nahmen beygesetzt, worunter *Gias como da Turrira* ist) enthalten, die mit Gegenständen aus der Bibel, Heiligen- und Märtyrergeschichten, angefüllt sind. Sehr bewundert haben wir immer, und auch wieder in diesen Blättern, mit welchem Scharfblick der würdige

R (5)

d'Agincourt die oft so undeutlichen Darstellungen der zahllosen Heiligengeschichten beider Art wahrnimmt, erklärt und verdeutlicht. In vielen Fällen würde der Recensent, und mit ihm vermuthlich andere Leser mehr, sich sehr verlegen befunden haben.

Mit der Tafel XIX. verhält es sich nicht viel anders. Die Sammlung von alten Gemälden aus dem vierten bis sechzehnten Jahrhundert schreitet nun zu den Miniaturgemälden in den alten Pergament-Handschriften fort. Schon vor Jahren war ein besonderes Werk (von einem Abbé Rives) von Paris aus angekündigt über diese Classe von Miniaturen. Es gibt einige alte Codices vom größten Werth, die nebst der alten Schrift auch durch die Gemälde berühmt sind. Von diesen haben wir bereits litterarische Kenntniß in den gelehrten Werken über die Diplomatik. Willkommen sind uns also die gegenwärtig gegebenen Zeichnungen und Kunstnotizen, wenn gleich viele bereits in Kupfer gestochen worden sind: aber nicht in Beziehung auf Kunst, und nicht in einer solchen Verbindung mit den übrigen Kunstwerken und Kunstvorstellungen aus der spätern Zeit, und zwar mit den gleichzeitigen zusammengestellt. Wie oft waren wir verlegen, wenn wir z. B. den Vaticanischen Codex vom Virgil vor uns hatten (man sehe nur die Tafel mit dem Laocoon und dem hölzernen Pferde an) und die eben so geschmacklosen als unpoetischen Kupfer betrachteten: wie war es doch möglich, dachte man bey sich, daß alles so gar ohne Kunstsinne vorgestellt seyn kann! und doch erkennt man Spuren und Züge von alter Römischer Zeichnung und Stil! Aber aus Vergleichung mit andern Werken der Zeit sieht man wohl, daß es Stil der Zeit war, der sich weiter hin immer mehr verschlechterte durch

die Wiederholung geistlicher Gegenstände aus der Bibel und Legende, welche zu einer slavischen Nachahmung der nächsten Zeitgenossen führte, so daß immer das Folgende ungeschickter ausfiel, als das nächst vorige, weil der Künstler nur dieses vor Augen hatte, aber an die ältern Kunstwerke gar nicht dachte, noch sie achtete. Wehe den Künsten aller Art, poetischen und artistischen, wenn sie einmahl anfangen, innerhalb ihres Zeitgeistes und Zeitgeschmacks eingeschränkt zu werden. Der Weg zum Mittelmäßigen, von diesem zum Schlechten, und von diesem zum Grotesken und Barbarischen, ist, wie bey dem Dichter, *facilis descensus averni*. So erfolgte in der Kunst die unrichtige Zeichnung, die abgeschmackte Haltung des Körpers, des Kopfes, die Stellung, Gebehrde, die Frömmigkeit und Heiligkeit. Die schiefen Köpfe, die erst allein den letztern eigen seyn konnten, wurden allgemeine Vorstellung, bis zur Caricatur. Die Gestus des gemeinen Lebens wurden herrschend. Da die alten Werke, als heidnische, den Augen ganz entrückt, und wohl gar verabscheuet, hingegen die neuchristlichen, die herrschende Muster wurden, selbst im schlechten Geschmack erfunden waren, so ward der schlechte Geschmack bald allgemein. Es mußten aber doch gewisse Stellungen und Gebehrden, z. B. der Sprechenden, der Lehrenden, damahls gebräuchlich seyn, da man sie annahm und einführte, z. B. die beiden Vorderfinger aufgehoben.

Die Gemählde nach den Miniaturen, durch welche die alten Codices sich auszeichnen, lassen sich kürzer anzeigen, als es in den vorigen Heften möglich war. Denn jene Codices sind, wie bereits gedacht ward, schon für sich selbst den Literatoren aus den Schriftstellern über die Diplo-

matif und Paläographie, besonders Montfaucon, Bianchi und andern Gelehrten, welche die Griechischen und Lateinischen Codices des Neuen und Alten Testaments beschrieben haben, bekannt, und die darin befindlichen Vorstellungen dadurch zugleich. Erst wird vom Verf. die ganze Folge der Miniaturen, in kleinen Quadraten gezeichnet und gestochen, dann ausgehobene Figuren aus den Membranen selbst, ausgezeichnet oder calquirt. So ist zuerst pl. XIX. der Wiener Codex vorangeschickt, welcher Bruchstücke aus der Genesis der LXX enthält, und vom Lambecius bereits bekannt gemacht worden; er ist aus dem vierten oder fünften Jahrhundert; die Figuren sind Geschichten aus dem alten Testamente, das letzte der sterbende Jacob, von Joseph umarmt und begraben. — Nun folgen XX. . . XXV. die Miniaturen aus dem Vaticanischen Virgil, erst in 45 kleinen Feldern (es waren ihrer 50, aber fünf sind verdorben und unkenntlich). Einzelne, auf das genaueste calquirte, Figuren, aus denen sich von dem Kunstmäßigen ein Begriff machen läßt, sind auf den andern Kupfertafeln genau dargestellt. Der Codex enthält eigentlich nur noch Fragmente, mit Versen Virgils, die zu den Gemälden gehören; sie sind bekannt durch den Druck des Codex mit den Kupfern, gestochen von P. S. Bartoli, herausgegeben von Bottari 1741, und seitdem mehrmahls; von den Ausgaben ist ausführlich gehandelt S. 29, und so auch von dem ganzen Codex vollständiger, als wir es anderwärts gefunden haben. Was uns aber mehr als alles anzog, war das treffende Urtheil von den Kupfern, und dem Werth der Zeichnung und des Stichs von Bartoli, der alle alte Werke zwar in seinem trefflichen Römischen

Stil zeichnete, aber besser, als wirklich die Originale waren. Aus den calquirten Blättern erhellet deutlich, und d'A. hat Recht, zu sagen, Bartoli habe dadurch der Geschichte der Kunst mehr geschadet als genutzt; dieß Urtheil gilt auch für andere, sonst kräftige, Vorstellungen der Alterthümer, die wir von ihm haben, besonders seine *Admiranda Romae*. — XXVI. Miniaturen, zum Theil calquirt, aus dem nicht weniger berühmten Wienerischen Coder des *Dioscorides* aus dem VI. Jahrh.: ein sehr unterrichtendes, treffliches Blatt, mit einer meisterhaften Notiz und mit Vergleichung eines Kalkgemähldes aus Pompeji in *Antichità d'Ercol. To. V. pl. I.* Noch sind beygefügt Pflanzen aus dem zween Wienerischen Coder von *Dioscorides*, der aus Neapel nach Wien kam. Beide sind von *Lambecius* beschrieben. Immer hat man auf eine Ausgabe beider gewartet, da 1773 (*Gött. gel. Anz. 1773 S. 10*) bereits 490 Platten gestochen waren. — XXVII. Miniaturen aus einer Syrischen Handschrift der Bibliothek zu Florenz, aus dem VI. Jahrh.: sie ist von *Assemani* und *Biscioni* gelehrt beschrieben; eine der wichtigsten Handschriften, welche sich erhalten haben; sie enthält das Alte Testament Syrisch, mit runder Chaldäischer Schrift, aus dem VI. Jahrh. Calquirt ist die Himmelfahrt Christi auf einem Wagen, der von den vier Symbolen der Evangelisten gezogen wird. Lesenswürdig sind die gegebenen Notizen. — XXVIII. Miniaturen aus dem Vaticanischen Griechischen Coder des Buchs *Josua*, aus dem VII. oder VIII. Jahrh. Es sind Vorstellungen der einzelnen Geschichten des Buchs *Josua* in 23 Nummern, mit zwey calquirten Blättern, die Beschneidung des Volks, und das Treffen bey

Gabaon bey stillstehender Sonne und Mond. Die Stadt ist als eine weibliche sitzende Figur vorgestellt; der Künstler hatte also noch Kenntniß von alter Kunst. Unbegreiflich ist es, wie dieser Vaticanische Codex so wenig bekannt geblieben ist. Dieser Artikel von d'Agincourt ist also sehr wichtig. — XXIX. XXX. XXXI. Ausgesuchte Gegenstände aus einem Griechischen Menologium in der Vaticanischen Bibliothek vom IX. u. X. Jahrh. Meist sind es Märtyrergeschichten in 34 Nummern, darunter auch Schriftproben befindlich sind. Auf den folgenden beiden Blättern XXXII. III. sind einige Felder und Figuren calquirt vorgestellt in der Größe des Originals. Der Codex ist einer der schönsten; es ist eben das Menologium graecum, jussu Basilii imp. graec. — das unter Benedict XIV. zu Urbino gedruckt ist. — XXXIV. Miniaturen, darunter Elias Himmelfahrt auf einem Feuerwagen, und Elisa, der den Mantel erhascht (sieben Rahmen von Malern sind gemeldet, welche an den Miniaturen gearbeitet haben) aus der Christlichen Topographie von Cosmas, aus dem IX. Jahrh., in der Vaticanischen Bibliothek. Dieß Griechische Werk ist von Montfaucon ans Licht gestellt, nach einem andern Codex in Florenz. Von dem Vaticanischen ist hier eine verständlichere Nachricht gegeben, als wir sie sonst haben. — XXXV. VI. Miniaturen aus dem bekannten Terenz in der Vaticana, jetzt in der Pariser Bibliothek, aus dem IX. Jahrh., welcher auch gedruckt ist zu Urbino 1736, und Rom 1767, aber die Zeichnungen sind, wie d'A. versichert, überall untreu, noch mehr, wie sie in dem Terenz der M. Dacier copirt sind; desto zuverlässiger seyen die hier gegebenen calquirten, mit den Schriftzügen. Es sind Masken,



und voran das Bildniß von Terenz. Hr. d'A. setzt das Alter des Codex ins IX. Jahrh. Der Codex hat mehrere berühmte Besizer gehabt, Bernhardus Bembus, P. Bembus, Angelus Politianus. Uebrigens kennt er vom Terenz noch zwey Codices in der Vaticana, einen mit Fragmenten von Persius, und Terenz aus dem XII. oder XIII. Jahrh., mit ungestalteten und lächerlichen Caricaturen, und einen andern Codex ohne Figuren, aber mit einer schönen Schrift, welche dem Vaticanischen Virgil gleich kommt. Dieser Codex 3226 sey von Gelehrten oft mit dem vorigen ersten verwechselt worden, selbst vom Abbé Rives.

Leipzig.

*Heeren*

Historisches Handbuch für die Jugend. Herausgegeben von J. G. Dyk. Sechster Theil. Das Zeitalter Napoleons des Großen, vom Titler bis zum Wiener Frieden. 1812. Octav 240 Seiten. Siebenter Theil. Die Jahre 1810 und 1811. 237 Seiten. Die früheren Theile dieses Handbuches haben wir zu seiner Zeit angezeigt (Bött. gel. Anz. 1811 Stück 196), und Plan und Absicht desselben bemerkt. Nach eben der Methode fährt der Verfasser auch hier fort, und beendiget es, wie schon die Angaben des Titels zeigen. Bekanntlich befolgt er keine schulgerechte Methode, sondern läßt ohne strenge Ordnung die Gegenstände in einzelnen Abschnitten auf einander folgen. Nicht selten mischt er auch Erzählungen ein, die nur im weitern Sinne hieher gerechnet werden konnten, unter denen aber mehrere für uns unterhaltend und selbst belehrend waren. Daß er die Geschichte unserer Tage etwas ausführlicher behandelt, werden die Leser nicht miß-

1176 G. g. A. 118. St., den 25. Jul. 1812.

billigen. Wenn also der Verfasser sein Werk ein Handbuch nennt; so wird man sich darunter nicht ein Lehrbuch, sondern vielmehr ein historisches Lesebuch denken; und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, zweifeln wir nicht, daß er seinen Zweck erreichen werde.

Leipzig

Halle.

J. A. Remer's Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für Schulen und Gymnasien. Aufs neue bearbeitet und bis zum Ende des Jahres 1810 fortgesetzt von Tr. G. Voigtel. 1811. 662 Seiten in Octav. — Bey einem so bekannten Lehrbuche, als das Remersche, bedarf es bey dieser neuen Ausgabe nur einer Anzeige, was der Herausgeber dabey gethan hat. Er hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Ganze scharf zu revidiren, das Fehlerhafte zu verbessern, und nach seiner eigenen Angabe durch mehrere hundert größere oder kleinere Einschaltungen zu ergänzen; dagegen aber auch durch Wegschneidung dessen, was er für überflüssig hielt, wiederum abzukürzen. Die Fortsetzung ist völlig in dem Geiste seines Vorgängers, bloße Angaben der Begebenheiten, ohne alles politische Raisonnement. Die Gelehrsamkeit und Genauigkeit des Herausgebers sind aus seinen andern Schriften zu bekannt, als daß wir hier sie erst zu empfehlen nöthig hätten. Wir zweifeln daher nicht, er werde Manchen, besonders denen, die sich an den Gebrauch des Remerschen Handbuches bereits gewöhnt haben, mit dieser verbesserten Ausgabe und Fortsetzung ein angenehmes Geschenk machen.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 25. Julius 1812.

## Göttingen.

*Heere.*

Am 14. Julius erlitt unsere Universität einen zwar lange gefürchteten, aber doch noch immer unerwarteten, Verlust durch den Tod ihres ältesten Mitgliedes, Herrn Professor Christian Gottlob Heyne, Ritters der Westfälischen Krone. Ein Schlagfluß riß ihn mitten aus dem Kreise seiner Geschäfte, denen er auch noch in seinem erreichten 83<sup>ten</sup> Jahre bis auf den letzten Tag vorstand. Bis ins 50<sup>te</sup> Jahr diente er der Universität, deren Wohl seine erste und letzte Sorge war, mit ununterbrochenem Eifer. Sein Andenken wird lange unvergeßlich seyn.

## Paris.

*Butterw.*

Bei den Gebrüdern Michaud: *Histoire littéraire d'Italie*, par P. L. Ginguené, Membre de l'Institut de France etc. 1811. Tome premier 504 Seiten. Tome second 592 Seiten. Tome troisième 612 Seiten in groß Octav.

Nach dem trefflichen, bekannten Werke von Tiraboschi die Geschichte der gesammten Italiäni-

Ⓒ (5)

schen Litteratur noch ein Mahl ausführlich zu be-  
 arbeiten, scheint bey dem ersten Anblicke ein Unterneh-  
 men zu seyn, das wenig Ruhm verspricht. Nur zu  
 einzelnen Berichtigungen und Ergänzungen scheint  
 der eben so fleißige als verständige Italiänische  
 Litterator Raum gelassen zu haben. Aber ein  
 freyer Blick auf das Gebiet der Litteratur lehrt  
 uns die Sache, auch schon von weitem, anders be-  
 urtheilen. Wenn Tiraboschi auch denen, die sein  
 Werk benutzen können, wenig zu wünschen übrig  
 ließe, so würde es doch ein Verdienst seyn, die  
 Italiänische Litteratur in Frankreich bekannter zu  
 machen. Dem Hrn. Ginguenè, als Franzosen,  
 würde zum besondern Lobe gereichen, daß er die  
 Litteratur einer andern Nation derselben Aufmerk-  
 samkeit würdigt, die der Französische Litteratur  
 außerhalb Frankreich zu Theil geworden ist. So  
 würde sich dieses Werk durch seinen Zweck und  
 Geist empfehlen, auch wenn es nichts enthielte,  
 als was man, auf eine andere Art zusammenge-  
 stellt, längst bey Tiraboschi finden konnte. Aber  
 es empfiehlt sich noch mehr durch denjenigen Theil  
 seines Inhalts, der von Tiraboschi's Arbeit un-  
 abhängig ist. Mit Recht nennt es sich eine Lit-  
 terär-Geschichte Italiens, nicht eine Geschichte  
 der Italiänischen Litteratur. Denn wenn gleich  
 diese beiden Titel in einem gewissen Sinne Eines  
 und dasselbe bedeuten, so drückt doch der erste  
 mehr das Allgemeine der Verhältnisse aus, durch  
 welche die Litteratur mit den Schicksalen der gan-  
 zen Nation verbunden ist. Tiraboschi beschäftigt  
 sich mehr mit dem Einzelnen, als mit dem Allge-  
 meinen. Hr. Ginguenè sucht vorzüglich zu zei-  
 gen, welchen Gang die Litteratur überhaupt seit  
 dem Zeitalter Constantins in Italien genommen,  
 und wie die Umstände mit den Bestrebungen der

Schriftsteller zusammen wirkten. Das Interessanteste im Einzelnen sucht er durch ausführlichere Darstellung hervorzuheben. Nach diesem Plane ist das Werk des Verf. nicht bloß für Gelehrte bestimmt, wie das von Tiraboschi; es ist für jeden gebildeten Leser geschrieben, der wissenschaftliche Belehrung ohne die steifen Formen einer trockenen Gelehrsamkeit sucht. Nach der ersten Anlage sollte es nur eine Abtheilung eines noch größern Werkes seyn, das die ganze neuere Litteratur zu umfassen bestimmt war. Jetzt, da der Verf. sich auf die Litteratur Italiens beschränkt hat, ist das Werk doch auf acht bis neun Bände angelegt, wovon wir die drey ersten, die vor uns liegen, genauer anzeigen wollen. Vorher müssen wir noch über das Ganze bemerken, daß es in jeder Hinsicht eine ehrenvolle Auszeichnung verdient. Ueberall scheint der Verf. aus den Quellen geschöpft zu haben. Daß er eine Vorliebe für die Litteratur Italiens habe, gesteht er selbst; aber ungeachtet dieser, bey einem Französischen Schriftsteller schon an sich merkwürdigen, Vorliebe für die Litteratur einer andern Nation, erzählt und urtheilt er mit der ruhigsten Unparteylichkeit. Weder die Gedanken, noch der Styl, haben etwas Blendendes; aber man folgt dem Verf. mit Vergnügen; man wird angezogen durch den anspruchlosen gesunden Verstand, der in dem ganzen Werke herrscht; durch die treffende Characteristik des Einzelnen, und durch eine edle Sprache, die, ungeachtet einer gewissen Monotonie der Wendungen, sich den Gegenständen gehörig anpaßt. Citate sind beygefügt, aber nicht im Uebermaße, und gerade da, wo sie dem Dilettanten so nützlich werden können, als dem Gelehrten.

Der erste Band umfaßt das Zeitalter vom Untergange der alten Litteratur in Italien bis auf

Dante, und den Anfang der Notizen und Urtheile über diesen großen Dichter. Die Verlegung der kaiserlichen Residenz von Rom nach Constantinopel wird auch vom Verf. als eine der Hauptursachen angesehen, die den Untergang der Aufklärung und wissenschaftlichen Bildung in Europa beschleunigten, aber ihn nicht veranlaßten. Schon vor Constantin war die schöne Litteratur der Römer ausgeartet; und nur die Jurisprudenz blühte auf, während alle übrigen Wissenschaften sanken. Die wenigen Lateinischen Autoren aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung kommen gegen die früheren kaum in Betracht. Aber noch trüber und dunkler wurde es in Italien, als der Hof, die ersten Beamten des Staats und der Armee, und andere Große mit ihren Reichthümern, Klienten und Sklaven dem Kaiser nach Constantinopel folgten. In Constantinopel faßte nun die neue Litteratur Wurzel, die aus dem Christenthume entstanden war, eine theologische Litteratur, wie sie die Vorwelt nicht kannte. Für diese Litteratur vorzüglich wurden Bibliotheken, auch in den Morgenländischen Provinzen des Kaiserreichs, in Aegypten, Persien, Palästina und Africa, gestiftet. Und diese neue Litteratur wurde immer barbarischer, je eifriger man den Einfluß der alten Classiker abwehrte, um sich gegen die Wiederkehr des ausgerotteten Heidenthums zu sichern. Damahls, bey der Zerstörung des prächtigen Serapistempels in Alexandrien, wurde die berühmte, zu diesem Tempel gehörende, Alexandrinische Bibliothek so verwüstet, daß nachher dem Califen Omar nur Weniges davon zu verbrennen übrig blieb. Bald gab es auch keine Lehrbücher mehr für die Schulen. Die Bemühungen des Aelius Donatus und einiger andern Grammatiker hielten den Untergang

dieses Theils des öffentlichen Unterrichts noch ein wenig auf. Wie es kam, daß in der Poesie, z. B. sogar bey Martianus Capella, sich mehr Geist und Geschmack erhielt, als in der Prosa, hätte verdient, genauer untersucht zu werden. Avicennus, der Fabeldichter, Ausonius und Claudian, werden vom Verf. mit Recht ausgezeichnet. Aber Italien wurde eine Beute barbarischer Völker. Und doch dauerte ununterbrochen in diesem Lande die Lateinische Litteratur, wenn gleich in tiefer Erniedrigung, fort, während die Volkssprache sich völlig umänderte, und nach und nach in das neuere Italiänisch verwandelte. — Aber wir dürfen nicht fortfahren, bekannte historische Facta nach der Erzählung des Verfassers zu wiederholen. Wir wollten nur zeigen, wie der Verf. sein Werk einleitet, und wie er die Begebenheiten zusammenstellt. Die Barbaren, sagt er, denen man gewöhnlich den Untergang der alten Litteratur zur Last legt, waren in kurzem nicht viel barbarischer, als die ausgearteten Nachkommen der Eroberer der Welt. Vom Theodorich spricht er mit der verdienten Achtung; aber er characterisirt ihn doch als einen großen Fürsten, in dessen Natur, besonders zuletzt, der Barbar vor dem gebildeten Manne hervorstach. Ausgezeichnet wird Cassiodor unter den Wenigen, die mit Eifer einige wissenschaftliche Bildung in Italien unterhielten. Gegen Denina nimmt der Verf. mit Tiraboschi die Parthey des Papstes Gregor I. in litterarischer Hinsicht. Ein Französisches National-Vorurtheil bemerkten wir aber doch bey dem Verfasser, wo die Rede auf Carl den Großen kommt. Dieser Fürst, sagt er S. 74, gehöre vorzüglich der Französischen Litteratur an. Dachte Hr. Ginguéné nicht daran, daß zur Zeit Carls des Großen noch nicht

einmahl ein Keim von Französischer Litteratur vorhanden war? daß damahls selbst die Franzosen als Nation noch nicht existirten? daß die Deutschen Franken in dem eroberten Gallien damahls auch bey Hofe noch die Sprache ihrer Väter redeten? daß Carl der Große mit Eifer die Cultur der Deutschen Sprache und Poesie beförderte, um das Romanische Patois aber, aus dem nachher die Französische Sprache entstand, sich, so viel man weiß, gar nicht bekümmert hat? Gerade diese Notizen, die beweisen, daß Carl der Große der Deutschen Litteratur, wie der Deutschen Nation, angehört, werden bald darauf (S. 80) vom Verfasser selbst angeführt. — Zu den Ursachen, welche die Verfinsternung der Köpfe im zehnten Jahrhunderte beförderten, zählt der Verfasser auch die damahls verbreitete Meinung, daß mit dem Jahre 1000 die Welt untergehen werde. Auffallend ist es allerdings, daß wenigstens die Italiäner von diesem Jahre (il Mille) an die Wiederkehr der bessern Zeit zu rechnen pflegen, obgleich diese Zeit erst gegen das Ende des eilften Jahrhunderts anfang. Wir übergehen, was der Verfasser über die Entstehung der medicinischen Schule zu Salerno, und über die erste Verbreitung der scholastischen Philosophie bemerkt. Es findet sich vollständiger bey andern Schriftstellern. Auch hätten wir gewünscht, die ewigen Klagen über den Nachtheil, den die scholastische Philosophie den Wissenschaften gebracht, nicht noch ein Mahl ohne Beschränkung wiederholt zu sehen; denn diese, nachher nicht mit Unrecht so verschriene, Philosophie zündete doch zuerst wieder das Licht der wissenschaftlichen Forschung in den Köpfen an. Angenehmer wäre uns gewesen, weiter aufgeklärt



zu sehen, wie es kam, daß die scholastische Philosophie auf den Italiänischen Universitäten sich nicht früher erhob, als zu Paris, da doch übrigens die Wiederherstellung der Wissenschaft und Litteratur in Europa vorzüglich von Italien ausging. Von den scholastischen Nominalisten und Realisten nur im Allgemeinen zu sagen, daß sie sämmtlich unversöhnliche Feinde der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes gewesen (S. 151), heißt doch wohl nicht, der Sache Genüge thun. Sehr gut aber hat der Verfasser die Ursachen aus einander gesetzt, die das Studium der Jurisprudenz auf der Universität zu Bologna empor brachten, und es zu einem Modestudium des Zeitalters machten. Ueber die Cultur der historischen Wissenschaften in Italien während des eilften und zwölften Jahrhunderts sind gute Notizen mitgetheilt. In der Erzählung der Geschichte der ersten Bildung der Italiänischen Sprache folgt der Verf. meistens Muratori und Tiraboschi. Wie die schöne Litteratur in Italien wieder aufblühete, wird am ausführlichsten erzählt. Aber viel zu lange, wie uns dünkt, für den Plan eines Werks, das die Litteratur Italiens zum besondern Gegenstande hat, verweilt der Verfasser bey den Nachrichten von der Poesie der Araber und der Provenzalischen Troubadours. Eine falsche Notiz hat sich bey dieser Gelegenheit eingeschlichen. Der Verfasser meldet S. 217 von dem bekannten Meineke Fuchs, Hr. von Göthe habe diesen ursprünglich Französischen Roman in Deutsche Verse übersetzt, und die Uebersetzung auf eine Art an das Licht gestellt, als ob das Original ein Deutsches Product wäre. Ehe ein Litterator einen großen Dichter, dessen Sprache er nicht versteht, eines solchen

Betrugs beschuldigt, sollte er doch nähere Erkundigung einziehen. Jeder Deutsche Litterator würde dem Verfasser haben sagen können, daß der alte, Niederdeutsch geschriebene, Meineke Fuchs, den Hr. von Göthe in Hochdeutsche Hexameter umgearbeitet hat, dem funfzehnten Jahrhunderte angehört, und daß der Französische Roman, aus welchem der alte Deutsche Dichter geschöpft zu haben selbst bekennt, noch nicht wieder aufgefunden ist, wenigstens so viel man davon in Deutschland weiß. — S. 254 finden wir bey Gelegenheit der Untersuchungen über die Entstehung des Reims in der neueren Poesie noch ein Mal die alte Fränkisch-Deutsche Sprache mit der Französischen verwechselt. Freylich haben zwey Französische Litteratoren, die der Verfasser anführt, die Worte des Fränkischen Mönches Otiefried, *Frankisga zungun*, übersetzt: *langage françois* oder *langue françoise*. — Ueber die Poesie der Troubadours und ihr Verhältniß zur Italiänischen Poesie theilt der Verfasser die bekannten Notizen mit. Unter denen, die er hinzufügt, möchten einige wohl der Berichtigung bedürfen. So bemerkt er z. B. über das Provenzalische Sonett, daß es nur dem Nahmen nach dem Italiänischen ähnlich sey; daß die Erfindung des eigentlichen Sonetts mit seinen bestimmten Reimzeilen und Verflechtungen des Reims eine Italiänische Erfindung sey. Aber wer wäre denn der Erfinder? Und wie kommt es, daß die Grundlage zum metrischen Bau des Sonetts, wenn gleich unvollkommen, sich sogar schon bey den alten Deutschen Minnesingern findet, die ihn doch vermuthlich von den Provenzalen lernten? Eine gründliche Geschichte der Provenzal-Poesie fehlt

uns noch immer; und so lange diese fehlt, ist auch an keine befriedigende Geschichte der alten romantischen Poesie der Italiäner und der Deutschen zu denken. Daß die Provenzalen die erzählende Poesie nicht vernachlässigten, bemerkt auch der Verfasser S. 306, aber, leider! nur nach den flüchtigen Nachrichten bey Millot. Um so interessanter ist die Notiz S. 329 von dem Troubadour Izara, der ein Dominicanermönch und eifriger Kegerbrater war. Eine Probe ist mitgetheilt aus einem auf der kaisertl. Bibliothek zu Paris befindlichen Gedichte dieses Fanatikers. Das Gedicht ist gegen die Keger gerichtet. — Wo die Geschichte der Italiänischen Poesie eigentlich anfängt, trifft der Verfasser auf seinem Wege zusammen mit unserm Bousterwek, dessen Geschichte der Italiänischen Poesie und Beredsamkeit ihm aber nicht bekannt geworden zu seyn scheint. Wir sahen uns um nach genaueren Nachrichten von den Sicilianischen Dichtern, deren Dante an einer den Litteratoren hinlänglich bekannten Stelle erwähnt. Aber auch über diese Dichter, die, nach Dante's unbestimmter Erwähnung, die ältesten am Italiänischen Parnasse seyn sollen, finden wir bey Hrn. Ginguéné nur wiederholt, was aus Tiraboschi und Crescimbeni bekannt ist. Die Sache scheint sich nicht weiter aufklären zu lassen. — Zum Beschlusse der Nachrichten über die Italiänischen Dichter, die vor Dante lebten, vergleicht der Verfasser noch ein Mahl im Ganzen die älteste Poesie der Italiäner mit der Arabischen und Provenzalischen. Merkwürdig ist es allerdings, daß die ersten Italiänischen Nachahmer der Provenzalen sich fast ganz auf Poesie der schwärmerischen Frauenliebe in

Sonnetten, Canzonen, Sestinen und ähnlichen metrischen Formen beschränkten; daß sie von gar keiner Heldenpoesie etwas zu wissen scheinen, die sie doch von den Provenzalen so leicht kennen lernen konnten. Aber woher diese Einseitigkeit der ältesten Italiänischen Poesie? Der Verfasser gibt uns keinen Schlüssel zum Räthsel. Er hätte nur erwähnen dürfen, daß das echte und eigentliche Ritterthum nie in Italien tiefe Wurzeln schlug; daß es dort sogar schon lächerlich wurde, als es in Frankreich, Spanien, Deutschland und England noch in hohem Flor und Ansehen stand; daß eben deswegen die ersten Italiänischen Epiker, Bojardo und Pulci, der Ritterpoesie sogleich einen comischen Anstrich gaben; daß Ariost den Ton verfeinerte, den Bojardo und Pulci angestimmt hatten, und daß das ernsthafte romantische Epos, als es endlich durch Torquato Tasso in die Italiänische Litteratur eingeführt wurde, dem Geschmack der Nation anfangs gar nicht zusagen wollte. — Den Beschluß dieses Bandes macht der Anfang der sehr ausführlichen Nachrichten über Dante und seine Gedichte. Es muß Jeden freuen, wer diesen großen Dichter zu schätzen weiß, ihn endlich ein Mahl auch von einem Französischen Critiker mit der Verehrung, die er verdient, analysirt und gewürdigt zu sehen. Eben so große Ehre, als diese Gerechtigkeitsliebe, macht Hrn. Vinguene die Bescheidenheit, mit der er über seine eigene Ansicht des Dante urtheilt; man müsse, sagt er, immer, wenn man über einen berühmten Autor urtheile, mißtrauisch gegen sich selbst seyn, besonders wenn dieser Autor ein Ausländer sey. Mit solcher Liberalität urtheilte man über

ausländische Schriftsteller vor kurzem noch nicht in Frankreich. Unter den Quellen, aus denen Dante die Idee zu seiner *Divina commedia* geschöpft haben soll, findet der Verf. besonders ein bis dahin wenig beachtetes Werkchen des Brunetto Latini wichtig. Latini war Dante's Lehrer. Mehr darüber zu sagen, versparen wir bis zur nächstens folgenden Anzeige des zweyten Bandes.

### München. *Delius*

Statt des erwarteten ersten Bandes Augsburger Urkunden, der eine bedeutende und merkbare Lücke ausfüllen wird, und deshalb sehr gewünscht wird, zeigen wir vorerst den noch im vorigen Jahre erschienenen zwanzigsten Band der *Monumenta Boica* an (737 Seiten in Quart, ohne Register und Vorrede, auch drey Platten mit Siegelabdrücken), bloß die Fortsetzung der Urkunden der Pfarrkirche Unserer lieben Frauen zu München von 1358 . . . 1495 enthaltend, in welchem Jahre die Stifter Schliersee und Jilmünster, zur größern Verherrlichung der Residenz, sich mit ihm vereinigen lassen mußten. (Leichter hat man es freylich oft gehalten, fremde Ersparnisse für seine Lieblingswünsche zu verwenden, und über die Bestimmungen vergangener Geschlechter undankbar anders zu verfügen, als zur bessern Ausführung selbst erst zu sparen, und sie sich selbst etwas kosten zu lassen!) Große und wichtige Entdeckungen wird Niemand (er müßte denn über den Inhalt solcher Papiere völlig ununterrichtet seyn) in den Urkunden einer Pfarrkirche aus diesen Zeiten, wenn gleich in einer kleinen Residenz gelegen, suchen; aber mehr als 300 Stücke müssen manche erwünschte Nachricht

geben, und gewähren für den Ort selbst und seinen Umkreis geschichtliche Vortheile vielerley Art, und oft selbst Befriedigung, sind schätzbar und anziehend.

Aber eben bey einer solchen Menge immer wiederkehrender Käufe von Häusern, Aeckern, Gütern, Gärten und wiederkäuflichen Zinsen, Stiftungen von Messen und Jahrtagen, ist es doppelt nöthig, das Ueberflüssige abzuschneiden, um den Forscher nicht zu ermüden, und den Käufer nicht unwillig zu machen. Recensent ist aufs innigste überzeugt, daß über die Brauchbarkeit einer Urkunde, den Nachhall vergangener und uns entfremdeter Jahrhunderte, im Allgemeinen gar nicht so leicht abgesprochen werden kann, wie es wohl geschieht; sieht man (besonders jetzt, wo man mühsame Untersuchungen nicht mehr schätzt, wenn sie keine große neue Resultate liefern, die man wieder an den Mann bringen kann) nicht gleich ein Eingreifen, wenigstens in die allgemeine Landesgeschichte, bemerkt man keinen Einfluß in seine eigenen, gerade vorliegenden, Untersuchungen: so ist das Urtheil, sie hätte ungedruckt bleiben können, leicht gemacht, und wird so kräftig ausgesprochen, daß der arme Mittheiler zu jeder weitern Berufung den Muth verliert; — und doch ist eine solche anscheinend unwichtige Nachricht für den Bearbeiter örtlicher Verhältnisse oft so erstaunend wichtig; und was sie für Zeitbestimmung, Geschlechtsreihen, Besitztitel, und wer weiß im voraus, für was noch, seyn kann, wähnt der Herausgeber und der Beurtheiler oft nicht: es ist eine Saat für die Zukunft. Mag daher immerhin bekannt werden, was noch ungedruckt liegt, wie groß auch die Last sey, es werden

schon fleißige Menschen kommen, die das Aufsuchen für Jeden erleichtern. Doch damit ist durchaus nicht gemeint, daß gar nichts zurückgelassen werden dürfte, was in voriger Zeit zur Nachricht niedergeschrieben worden, besonders vom 14. Jahrhunderte an; von hier, wo die Urkunden häufiger sind, und derselbe Gegenstand in so vielen völlig gleichmäßig behandelt und ausge- druckt wird, kann ohne allen Schaden manches Blatt ausgemerzt werden, und Auszüge sind mindestens auch bey solchen, die durch den Druck gemeinnützig gemacht werden, völlig hinreichend. Fromme Stiftungen und Schenkungen (die das jezige Geschlecht nicht in dem Umfange unternehmen kann, weil der Sinn für den Nutzen, und das Bedürfniß und der Lohn dahin ist, und der Quell dazu durch hundert viel wichtigere und nothwendigere Dinge völlig erschöpft wird), der immer erfreuende Beweis der Denkart und des Sinnes der Vorfahren, die Nachweisung wohlthätiger Tüchte des Characters, dürfen nicht vergessen werden; und wenn auch die spätern Geschlechter das, was jene gaben, verschleuderten: so soll wenigstens der Name der Wohlthäter und Besserdenkenden bleiben, das ist das Wenigste, was sie fordern können; zur Nachahmung, zum Beyspiel, sollen die bekannt bleiben, welche sich auf irgend eine Art verdient gemacht haben. Dazu reicht ein Auszug der Verhandlungen schon hin, wenn die Form mit vorhergehenden völlig gleich ist. (So die immer wiederkehrenden Formeln über Gewährleistung nach Wairischem Rechte, wo in den späteren Urkunden nur auf die frühern hätte verwiesen, und damit viel Raum erspart werden können.) Manches ist gar zu

örtlich (S. 7 ein Revers über eine Wassertraufe), um die Aufnahme zu verdienen, und wird der Sammlung nur bey Andersdenkenden einen übeln Ruf zuziehen. Möchte daher das, was dießmahl, nach der Vorrede, einstweilen, der mindern Wichtigkeit wegen, zur Seite gelegt ist, bey dem Supplement-Bande in der Hinsicht nochmahls genau geprüft werden!

Unsere Wünsche, die wir bey der Anzeige des 19. Bandes (Jahrgang 1811 S. 1755) äußerten, müssen wir nochmahls wiederholen, da sich ihre Nothwendigkeit bey diesem Bande aufs neue bestätigt hat. Auch hier ist wieder das Zeugniß genauer Vergleichung mit den Urschriften beygefügt. In einzelnen Buchstaben zweifeln wir doch; z. B. die öftere wiederkehrende Verwechslung des w in der bekannten Form mit den langgezogenen Schenkeln, besonders des linken, mit einem bb, die freylich oft völlig gleich aussehen: aber zbbischen und zbbayr, für zwischen und zweyer, hat doch schwerlich Jemand sprechen und schreiben wollen, wie oft auch b und w verwechselt sind. (In einem Werke, wo von diplomatischer Genauigkeit die Rede ist, werden auch solche Kleinigkeiten beachtet werden dürfen.)

Daß die Lesung solcher Urkunden bloß örtlichen Inhalts Ausbeute genug für den Forscher in andern Gegenden, für den Bearbeiter allgemeiner Geschichten, liefere, deßhalb verweisen wir nur auf die sich daraus ergebenden Verhältnisse des Zinsfußes, der dort schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts allgemein 5 Procent war, da er in Niedersachsen mindestens 10 Procent stand; ferner auf die dort, aus Grundsatz, vorgezogene Erwerbung von Grundeigenthum (nach einer Urkunde



von 1438 S. 283: daß den Dürftigen — milden Stiftungen — nuzer ist Erbe und Eigenthum, daß Korn zinsset, denn baar Geld), während hier, eben auch der höhern Benuzung der Capitale wegen, weit mehr ausgeliehen wurde: daher enthält diese Sammlung mehr Kaufbriefe, und eine Niedersächsische gleicher Art würde meist bloß Rentenkäufe auf Wiederkauf liefern. Woher dieser Unterschied? Auch das neue Geld lief früher in München mit den alten Sorten um, als hier; dort kommen schon vielfach Rheinische Gulden, Ungrische Ducaten, vor, während sie hier eine seltene Ausnahme sind. Auch der andere Zustand der Verfassung in der so spät herabgehenden Erwähnung der Grafschaften als großer Gerichtsbarkeitsprengel, der kleinen Vogteyen über einzelne Höfe, welches alles sich in Niedersachsen so viel früher verliert und ausgleicht. Mehr erlauben diese Blätter nicht von dem Nutzen der Durchlesung und zum Beweise unserer genaueren anzuführen. Möchten wir bald wieder einen neuen Band ankündigen können!

### Gröningen.

*Richter*

Dissertatio chirurgica de articulis extirpandis. Auctor *Georgius Henricus Wachter*. 1810. Octav 160 Seiten.

Eine kleine, sehr lesenswürdige, Schrift. Ihr Verfasser beschreibt die Geschichte einer Exstirpation des Kniegelenkes, die der Professor *Mulder*, wegen eines Weinfraßes am Kopfe des Schenkel- und Schinnsbeins, an einer Frau verrichtete. Da sich der Weinfraß nicht über das Gelenk erstreckte, glaubte er, daß das Glied erhalten werden könnte, und entschloß sich, bloß

den cariösen Knochen, nach Park's Methode, auszunehmen. Er sägte den Kopf des Schenkelbeins 2 Zoll über den Condylis, und den Kopf des Schinnbeins nahe über der Stelle, wo sich die Fibula mit derselben vereinigt, ab. Die Handgriffe, die Hr. Mulder dabey anwendete, und den Verband, beschreibt der Verfasser sehr genau. Die Blutung bey der Operation war unbedeutend, auch die Zufälle waren unerheblich. Alles schien einen glücklichen Erfolg zu versprechen, als die Frau, acht Wochen nach der Operation, ganz unvermuthet von einer unreifen Frucht entbunden wurde, wornach sich Alles verschlimmerte, und in der fünften Woche darauf der Tod erfolgte. — Den übrigen Theil dieser Schrift nehmen Nachrichten von Versuchen an Thieren ein, denen der Verfasser verschiedene Gelenke exstirpirte. Einem Hunde sägte er den Kopf des Schulterknochen ab. Der Erfolg war so glücklich, daß das neue Gelenk seine vorige Festigkeit und Beweglichkeit wieder erhielt. Nur war das Glied um drey Viertelzoll kürzer. Als man nach erfolgter Heilung das Thier tödtete und untersuchte, fand man nicht allein einen neuen Kopf, sondern auch eine neue Gelenkkapsel. — Von der Exstirpation des Gelenks des Oberarms mit dem Vorderarm. Eine der schwierigern. — Von der Exstirpation des Kopfs des Schenkelknochen. An Hunden hat man sie mit glücklichem Erfolge verrichtet. Auch der Verfasser stellte an Hunden ein paar Versuche an, wovon er Nachricht gibt. — Den untern Theil der Tibia und Fibula hat Hr. Prof. Mulder mit glücklichem Erfolge exstirpirt.

—

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

120. Stück.

Den 27. Julius 1812.

---

Göttingen.

*Jycksen*

Von der stets wachsamem Aufmerksamkeit unserer Regierung auf alles, was zur Beförderung der Wissenschaften und zum Wohl unserer Universität beitragen kann, so wie von der Vorforge des Hrn. Staatsraths General-Directors von Leist für unsere Universität und ihre Institute, zeugt unter andern auch eine vor kurzem getroffene Verfügung, von der wir um so mehr uns aufgefordert fühlen, einen öffentlichen Bericht mitzutheilen, da sie nicht nur für unsere Universität, sondern auch für unser ganzes Land, so wie für die Wissenschaften überhaupt, höchst wohlthätig und wichtig ist.

Da durch das königl. Decret vom 1. December 1810 die sämtlichen Stifter und Klöster des Königreichs aufgehoben wurden, so war zu besorgen, daß die, zum Theil bedeutenden, litterarischen und archivalischen Schätze, die sie in ihrem Innern verwahrten, und die bisher zum Gebrauche dieser Corporationen gedient hatten, in der Folge zer-

Z (5)

streut und vernachlässigt werden möchten. Es wurden daher, auf Veranlassung des Hrn. Staatsraths General-Directors von Leist, von Sr. Excellenz dem Hrn. Minister der Finanzen sämtliche litterarische Nachlässe der aufgehobenen Stifter und Klöster der General-Direction des öffentlichen Unterrichts überlassen, und der Hr. Staatsrath General-Director beschloß, diese Schätze in Göttingen zu vereinigen, um theils eine Sammlung von historisch-interessanten Urkunden, und zugleich auch einen diplomatischen Apparat, anzulegen, theils die Universitäts-Bibliothek, welche, als ein neues Institut, in Betreff der Handschriften mancher weit kleineren, aber in frühern Zeiten angelegten, Bibliothek nachstand, auch in dieser Hinsicht zu bereichern.

Zur schleunigen und sorgfältigen Ausführung dieses für unsere Universität so wohlthätigen Beschlusses wurde, auf Antrag des zeitigen Hrn. Prorectors Dr. Pott, den Professoren Tychsen, Becke und Bunsen der Auftrag ertheilt, die aufgehobenen Stifter und Klöster zu bereisen; und sie erhielten zu diesem Zwecke eine offene Ordre von Sr. Excellenz dem Hrn. Minister der Finanzen für die Herren Domainen-Directoren, Inspectoren und Administratoren zu Magdeburg, Braunschweig, Halberstadt, Hildesheim, Paderborn und Goslar, ihnen zur Untersuchung und Auswahl der in den Bibliotheken und Archiven vorhandenen Urkunden, Bücher u. den Zutritt in die Stifts- und Kloster-Archive und Bibliotheken zu gestatten, und ihnen die Werke, Kupfer, Diplome, Codices, auch kunst- und naturhistorische Gegenstände, welche sie für den Unterricht und die Universitäts-Bibliothek nützlich erachten würden, verabsolgen zu lassen, mit Ausnahme der für die Administration notwendigen Besitztitel.

Die erste Reise wurde in den vorigen Osterferien von den Professoren Tytchen und Benecke nach Paderborn, Hildesheim und Gandersheim gemacht. In Paderborn bot das wohlgeordnete und an wichtigen Urkunden reiche Archiv des Domstiftes, und das ehemalige Kloster Abdinghof, eine beträchtliche Anzahl wissenschaftlich interessanter Urkunden dar. Von Handschriften oder Büchern war in dem Domstifte durchaus nichts vorhanden, und die Bibliothek des bereits von der Preussischen Regierung aufgehobenen Klosters Abdinghof befindet sich, so viel davon noch übrig ist, in der Büchersammlung des Collegii; es konnte daher von den wenigen und ziemlich unbedeutenden Handschriften dieser Bibliothek nur eine vorläufige literarische Notiz aufgenommen, und der General-Direction des öffentlichen Unterrichts vorgelegt werden. — Zu Hildesheim zeichnete sich das Archiv des Domstiftes durch Reichthum und gute Ordnung vorzüglich aus; und auch in der Dom-Bibliothek, die späterhin durch das Bevernsche Vermächtniß einigen Zuwachs erhielt, fanden sich einige Handschriften, so wie auch einige ältere typographische Denkmahle, nebst einer bedeutenden Anzahl neuerer und allgemein brauchbarer Werke. Nur jene Handschriften und alte Drucke, so wie die wichtigern Urkunden, konnten von den Commissarien als Gegenstand ihrer Auswahl angesehen werden, und die persönliche Gegenwart Sr. Excellenz des Hrn. Ministers der Finanzen leitete und begünstigte hier das Geschäft der Commissarien auf eine für sie eben so ehrenvolle als willkommene Weise. — Auch aus dem Nachlasse der Stifter St. Crucis, St. Mauritii und Reichenberg wurden mehr oder weniger Urkunden ausgewählt; von Handschriften und Büchern war aber hier nichts

mehr vorhanden. — Zu Gandersheim, dessen aufgehobenes Stift zu den Kron-Domänen gehört, konnten nur einige Urkunden ausgezeichnet werden.

Eine zweite Reise ward in den Pfingst-Ferien von den Professoren Tychsen und Bunsen nach Goslar, Quedlinburg, Helmstädt, Magdeburg, Braunschweig, unternommen. Zu Goslar fanden sie das Stifts-Archiv nicht mehr in dem Domgebäude, sondern mit dem Stadt-Archiv gewisser Maßen vereinigt; es ist aber Hoffnung, daß die historisch-merkwürdigen Archiv-Stücke werden verabfolgt werden. Ähnliche Hoffnungen dürfen wir von Quedlinburg hegen. — In Halberstadt, wo das Dom-Archiv nur Ueberbleibsel einer ehemahligen Sammlung darbot, fanden sich mehrere nicht unbedeutende Handschriften und alte Drucke. So auch in dem Liebenfrauen-Stifte. In den Stiftern St. Pauli und St. Mauritii glauben die Commissarien durch Rettung der ihrem Verderbniß nahen Urkunden sich ein Verdienst erworben zu haben. In Magdeburg gab nur das Domstift einige alte Urkunden, und mehrere Manuscripte und alte Drucke, her, und zu Braunschweig das St. Blasiusstift. Aus den übrigen war nur ein altes, nicht unbedeutendes, Copialbuch die ganze Ausbeute.

Die Anzahl der Urkunden, Handschriften und Bücher, welche durch diese Auswahl für die Universitäts-Bibliothek gewonnen worden, läßt sich noch nicht bestimmt angeben. Doch sind der erstern mehrere hundert zusammengebracht, der letztern etwa 200. — Die Urkunden sind alle theils in Rücksicht auf die Geschichte, theils für einen diplomatischen Apparat gewählt, um Briefe von allen Zeitaltern, Schriftarten und Formen, auch von den verschiedenen Dialecten des nördlichen Deutschlands, darbieten zu können. Besonders

merkwürdig sind ein Confirmations-Brief vom Papst Stephan VI. auf Aegyptischem Papyrus aus der Abtey Neubeerse vom Jahre 887, der erst vor einigen Tagen durch unmittelbare Verwendung des Hrn. Staatsraths General-Directors des öffentlichen Unterrichts uns zugekommen ist, und eine Bestätigungsurkunde für Paderborn von Ludwig dem Frommen vom Jahre 822, mit Carolingischer Schrift; ferner eine Reihe von Urkunden Deutscher Kaiser und Könige, die jedoch nicht vollständig gemacht werden konnte, weil in den Archiven fast überall mehrere Urkunden schon nicht mehr vorhanden waren.

Bei den Handschriften läßt sich nicht erwarten, daß noch unedirte Stücke oder auch nur unbenutzte Codices classischer Schriftsteller aufgefunden wären. Die größere Zahl sind Evangelarien, biblische Handschriften, Homilien, Missale, canonisches Recht, philosophische Schriften, besonders über Aristotelische Philosophie. Das Wichtigere wird in der Folge durch die Benutzung dieser Schätze, zu welcher sich mehrere hiesige Gelehrte aufgefordert fühlen, dem Publicum auf eine Art bekannt werden, die lehrreicher und zweckmäßiger seyn wird, als ein trockenes Verzeichniß von Titeln.

Von Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst hat sich äußerst wenig vorgefunden; über einige Reliquien-Verhältnisse und ähnliche Stücke war bereits anders disponirt.

Wenn diese von königl. Regierung getroffene Maßregel, die litterarischen Denkmahle aufgehobener Institute auf der Bibliothek einer bestehenden blühenden Lehranstalt zu vereinigen, wo sie Jedermann, der sie zu benutzen vermag, zum Gebrauche offen stehen, schon dadurch ihre Weisheit und Zweckmäßigkeit ausspricht, so ward sie auch für

viele dieser Denkmahle selbst wohlthätig, die zum Theil an den Orten ihrer Aufbewahrung durch die Beschaffenheit des Locals, und durch Nichtbeachtung, ihrem Untergange entgegen sahen.

Eine erfreuliche Erinnerung bleibt übrigens für die Commissarien die ehrenvolle, zuvorkommende und dienffertige Aufnahme und Unterstützung bey ihrem Geschäfte, die sie allenthalben zu finden das Glück hatten. Die Dankbarkeit, wozu sie sich so vielen durch Geburt, Rang und Geistesbildung ausgezeichneten Personen verpflichtet fühlen, wird nie aus ihren Herzen verschwinden, und sie können es sich nicht versagen, die Erklärung ihrer Empfindungen hier öffentlich darzulegen.

*Planck* Leipzig.

Jesu Universal-Religion. Ein Seitenstück zu des Hrn. Ober-Hofpredigers Dr. Franz Volkmar Reinhard's Schrift: Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf. 1811. S. 200 in Octav. Die Haupt-Idee der bekannten Reinhardischen Schrift soll in dieser, nach der ausdrücklichen Erklärung des Verf. in der Vorrede, weder bestritten, noch widerlegt, sondern nur gleichsam in einen andern Boden verpflanzt werden, "in welchem sie doch, wenn es anders" — nach seinem etwas pretiösen Ausdruck — "diesem Boden nicht an Grund und Kraft, an Licht und Wärme fehlt," eine Gestalt, Farbe und Frucht bekommen haben soll, wodurch sie sich noch hinlänglich von jener unterscheiden, und als ein für sich bestehendes unabhängiges Gewächs erscheinen mag. Dieß letzte wird man gewiß auch darin erkennen, aber Rec. kann nicht verhehlen, daß es ihm geschienen hat, als ob das Gewächs in dem neuen Boden noch nicht ganz gereift wäre, und er



ist sehr geneigt, zu vermuthen, daß dieß vorzüglich daher kommen mag, weil es an der neuen Stelle, wohin es verpflanzt wurde, nicht Licht genug hatte. In den Ideen des Verf. scheint nämlich hin und wieder einige Dunkelheit zu herrschen, ja diese mag es vielleicht allein veranlaßt haben, daß ihm die Reinhardische Schrift eine Erweiterung, und in einigen Puncten eine schärfere Bestimmung wegen mancher Fragen und Zweifel, die sich noch dabey erheben ließen, zu bedürfen schien. Am nöthigsten fand er es, jenem Zweifel zu begegnen, oder sie gegen jenen Einwurf zu decken, der gegen den großen Plan und gegen die göttliche Verheißung Jesu, daß seine Lehre in der ganzen Welt verbreitet werden, und sich bis zu dem Ende von dieser als Universal-Religion erhalten sollte, von ihrer notorischen Nichterfüllung hergenommen werden könnte. Er fürchtete, daß dieser Zweifel jetzt zu unserer Zeit beunruhigender, als jemahls, werden möchte, da so viele Erscheinungen unserer Lage auch keine Hoffnung ihrer künftigen Erfüllung mehr übrig zu lassen schienen; daher führte er dagegen in einem eigenen Abschnitt S. 156 . . . 198 die Gründe der Hoffnung aus, welche man doch noch für die längere Erhaltung und weitere Verbreitung des Christenthums fassen könne. Er muß jedoch für seine eigene Hoffnung kein ganz unerschütterliches Fundament in diesen Gründen gefunden haben, denn er "möchte noch immer Hrn. Reinhard um den Vorzug jener hohen Begeisterung und Unerfrodenheit beneiden, womit dieser, nachdem er sich einmahl überzeugt hatte, was Jesus gewollt habe, auch gar nicht mehr frage, wie sich ein so erhabenes Wollen durch die Wirklichkeit bewähre und bewährt habe, sondern dieselbe als unausbleiblich hoffe, und als lebendig voraussehe." Aber darüber wird man sich auch nicht wundern,

wenn man seine Hoffnungsgründe selbst kennen lernt, die wir allein aus der Schrift abzulehen dürfen. Sie sind nämlich davon hergenommen, weil doch erstens der Wohlstand der Völker so sichtbar im Zunehmen sey — weil zweytens der Unterricht der Zeitgenossen jetzt so viel zweckmäßiger, als ehemahls, betrieben werde — und weil drittens selbst die gegenwärtigen Weltverwirrungen ein so wirksames Mittel zu der Beförderung des Christenthums werden könnten. Bey den ersten wird richtig bemerkt, daß das Christenthum, wenn es allgemein wohlthätig werden soll, nicht nur die höheren Stände durch die niederen, sondern auch die niederen durch die höheren beglücken müsse; der Hauptbeweis von dem zunehmenden Wohlstande der Völker soll aber daraus hervorgehen, weil jetzt Sklaven und Leibeigene so viel menschlicher behandelt, und der Sonntag dem Volke überall zur Ruhe und zum Vergnügen gelassen werde. S. 161 . . . 164. Bey dem zweyten Grunde hat der Verf. das Bessere und Zweckmäßigere des jetzigen Religions-Unterrichts sehr gut herausgehoben, aber nur dabey S. 169 . . . 174 der älteren Unterrichts-Methode Manches aufgebürdet, was nur ihrem Mißbrauch oder ihrem verkehrten Gebrauch zur Last gelegt werden kann. Bey dem dritten Grunde schien es hingegen dem Verf. nur darum zu thun zu seyn, der Beziehungen recht viele bemerklich zu machen, nach welchen die große Welt-Revolution unserer Tage die Ausbreitung des Christenthums befördern könnte, wobey er dann unter und über dem Haschen nach entfernteren mehrere sehr nahe liegende übersehen hat. Wenigstens anstatt der S. 196 . . . 198 bemerklich gemachten hätten gewiß mehrere eben sowohl nähere als beachtungswerthere angeführt werden können.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1812.

Göttingen.

*Neuen*

Nachdem wir im 119. Stück dieser Blätter den am 14. Julius im 83<sup>ten</sup> Lebensjahre an einem Schlagflusse erfolgten Todesfall des verehrten Seniors unserer Universität, des Professors Christian Gottlob Zeyne, Ritters der Westfälischen Krone, unsern Lesern angezeigt haben, halten wir uns verpflichtet, auch von seiner Leichenfeier, welche am Morgen des 17. Julius Statt fand, einige Nachricht zu geben. Wo wäre dafür ein schicklicherer Platz als in diesen Blättern, deren Redaction Er seit 42 Jahren vorgestanden hat? Machten auch nicht seine unsterblichen Verdienste um die Universität, der Er seit fast 50 Jahren diente (der bevorstehende 24. März 1813 würde der Tag seines Amts-Jubiläi gewesen seyn), es uns zur Pflicht: so würde Sein so weit im Auslande verbreiteter Ruhm es thun. — Man ging von dem Gedanken aus, die Feier möglichst in dem Geiste des Verewigten zu veranstalten, der, kein Freund von Prunk, dennoch das zu schätzen wußte, was das Herz that, und sie zu einer freywilligen

II (5)

Feier zu machen. Die Besorgung der nothwendigen Einrichtungen hatte der Hr. Prorector Abt **Pott** übernommen. Selten hat sich wohl die allgemeine Verehrung nicht nur der Mitglieder einer Academie gegen ihren Collegen, der Studirenden gegen ihren Lehrer, sondern auch der Behörden und der sämtlichen Bewohner einer Stadt gegen ihren Mitbürger, so laut und rührend ausgesprochen, als bey dieser Gelegenheit.

Nachdem am Abend des 16. Julius die Leiche in der Wohnung des Verewigten ausgestellt worden war, wurde sie am andern Morgen sehr frühe in das Erdgeschos der Bibliothek gebracht: denn von hier aus, der wahren Heimath des Verewigten, sollte die ganze Feier ausgehen. Nach 7 Uhr versammelte sich in dem obern großen Saale das Trauergefolge. Hier lagen auf einem schwarz behangenen Tische auf drey weißen, mit Gold besetzten, Atlaskissen, auf dem mittlern das Ordenszeichen der Westfälischen Krone, womit die Gnade Seiner Majestät des Königes den Verewigten geziert hatte, mit einem Eichenkranze, auf den beiden andern sein Virgil und sein Homer, mit Lorberkränzen umwunden. Zu gleicher Zeit kam in der Allee der größere Theil unserer Studirenden, welche aus ihrer Mitte ihre Anführer, Marschälle und übrigen Ehrenbegleiter, wie die Würde und die Ordnung des Zuges es erforderte, gewählt hatten, zusammen. Um 8 Uhr begann der Zug, mit einer Trauermusik, die vor dem Leichenwagen, umgeben von den Ehrenträgern aus den Studirenden, herging. Hinter demselben ward von dem Herrn Grafen **Schulenburg-Wolffsburg** das Kissen mit dem Ordenszeichen getragen. Ihm zur Seite gingen die Herren Professoren **Tychsen** und **Mirscherlich** mit den beiden andern Kissen, auf

denen die beiden Hauptwerke des Verewigten lagen. Das Gefolge selbst, durchaus zu Fuß, ward durch den Herrn Präfecten des Seine-Departements Delius, durch den Herrn Prorector Abt Pott, und die nächsten, hier gegenwärtigen, Verwandten des Verewigten, die Professoren Blumenbach, Keuß und Heeren, eröffnet; ihnen folgten die übrigen Professoren, die Geistlichen aller drey Confectionen und die Lehrer des Gymnastii, gemischt mit den sämtlichen Behörden des Departements und der Stadt, so wie mehrere Einheimische und Fremde; und an diese schloß sich jener engere Kreis der Zuhörer des Verewigten, die Mitglieder des philologischen Seminarii, die, immer ein Hauptgegenstand seiner väterlichen Fürsorge, noch am Tage vor seinem Tode seines Unterrichts genossen hatten. In stiller und einsamer Trauer hatten sie sich, noch vor dem Anfange des Begräbnisses, in dem nun verödeten Hörsaale versammelt, und durch eine Rede, gehalten von Hrn. Bunsen aus dem Waldeckischen, Collaborator am hiesigen Gymnasto, das Andenken ihres verehrten Lehrers gefeyert. Auf sie folgte, unter ihren Anführern, der lange Zug der übrigen Studirenden, und an diese schloß sich endlich das zahlreiche Gefolge der Verehrer des Verewigten aus der hiesigen Bürgerschaft. Der Zug ging vor dem Hause des Verewigten vorbei, über die Pauliner und Weender Straße nach dem Kirchhofe vor dem Weender Thore, wo seine Grabstätte neben denen der verewigten Meister und v. Schödzer ihm bereitet war. Freundliche Hände hatten sie im voraus mit Rosen und andern Blumen bestreuet. Das sämtliche Gefolge, aus 600 bis 700 Personen bestehend, bildete auf dem Kirchhofe einen doppel-

ten Kreis; und vor der Einsenkung des Sarges ertönte Klopstock's erhabener Hymnus: "Auferstehn, ja auferstehn wirst Du!" nach einer von Herrn Dr. Forkel neu gesetzten herzerhebenden Melodie, von einer Zahl von Studirenden gefühlvoll gesungen. Dann trat der Herr Prorector an das Grab, und hielt eine kurze, der Würde des feierlichen Augenblicks gemäße, Rede. Eine ernste Stille hatte sich über die ganze Versammlung, sowohl das Gefolge, als die Menge der Zuschauer, verbreitet. Die Rede selbst war mehr ein Dankopfer, der Gottheit dargebracht, die den Unvergesslichen uns schenkte, und bis ins hohe Greisenalter, bey ungeschwächter Kraft seines Geistes, im vollen Kreise seines vielfachen Wirkens bis zum letzten Augenblicke erhielt, als eine Trauerrede. Der Zug ging hierauf in derselben Ordnung wieder nach dem Bibliotheks-Saale zurück, wo, nach Niederlegung des Ordenszeichens und der Schriften des Verewigten auf ihren vorigen Platz (an dem sie, unter der Ehrenwache seiner Seminaristen, noch einige Tage zur Schau ausgestellt blieben), Herr Professor Benecke, als einer der Vorsteher der Bibliothek, einige wenige, aber erhebende und kraftvolle, Worte sprach, nach welchen das Gefolge sich trennte.

Gleich nachher ward ein im Nahmen der Academie von unserm Herrn Professor Mitscherlich gefertigtes Lateinisches Gedicht ausgetheilt: *Pietas Georgiae Augustae in funere Viri summi CHRISTIANI GOTTLOB HEYNE, Ordinis Coronae Westphalicae Equitis, Eloquentiae et Poeseos Professoris Publici Ordinarii*, dessen innern Gehalt und classische Sprache wir nicht erst zu erwähnen brauchen. Auch einer unserer

gelehrten Mitbürger, Herr Dr. Keisig aus Sachsen, hatte durch ein Griechisches Gedicht einen rühmlichen Beweis seiner Kenntnisse und seiner Verehrung des Verewigten gegeben.

Jene Starcken aus dem schwachen Haufen,  
Wann sie glorreich ihre Bahn durchlaufen  
In der Kraft, die ihnen Gott verlieh,  
Sinken bey dem Klange hoher Lieder  
In die Kühlung der Cypresse nieder,  
Um sie weinet nicht die Elegie!

Leipzig. Gräffe

Bei Johann Ambrosius Barth: Christliche religiöse Reden, an verschiedenen Sonn- und Festtagen gehalten, und herausgegeben von D. Heinrich August Schott, Professor der Theologie zu Wittenberg. 1811. XIV u. 314 S. in groß Octav.

Diese Sammlung besteht aus 17 Predigten, von denen die ersten dreyzehn in der Universitätskirche zu Leipzig, und die übrigen viere in der Universitätskirche zu Wittenberg gehalten worden sind. Sie haben das Eigenthümliche, daß sie die Belebung Christlicher Religiosität sich zur Hauptsache machen, und insbesondere unsern positiven Glauben in seiner ganzen Würde darzustellen streben. Der Verfasser verkennt zwar keinesweges die Nothwendigkeit, auch über einzelne Pflichten, Tugenden und Fehler, ihre Quellen und Folgen, und die Mittel, jene zu üben, diesen zu entgehen, oft und ausführlich auf der Kanzel zu sprechen; aber er hält es doch (und Jeder, der die Beschaffenheit unsers Zeitalters kennt, wird ihm hierin Recht geben) für eine unerläßliche Forderung, daß sich der Inhalt der Predigten zunächst und vorzüglich mit Gegenständen des Christlichen

Glaubens und ihrem practischen Einflusse beschäftigen solle. Die Themata sind sehr interessant, z. B. I. am ersten Ostertage, über Marci 16, 1-8. die Herrschaft, welche uns der Christenglaube an ein besseres Leben jenseit des Grabes über den flüchtigen Wechsel des Irdischen gewähret; II. am ersten Pfingstfeiertage, über Job. 14, 23-31., wie sehr unsere Thätigkeit für das Gute durch den Glauben gewinne, daß wir als Werkzeuge Gottes handeln; XIV. am Sonntage Septuagesimä, über Job. Evangel. 4, 1-14. über die Wichtigkeit der Wahrheit: in jedem Menschengeiste liegt ein heiliges Bedürfnis für Religion. — Die Ausführung der gewählten Themate ist mit einem großen Reichthume edler und erhebender Gedanken, so wie auch mit einer schönen würdigen Sprache ausgestattet, in welcher, um nur Eines zu nennen, die Fülle des Periodenbaues jedem Leser sogleich bemerklich werden wird. Der Ort, wo diese Predigten gehalten wurden, und das Auditorium, vor welchem der Verfasser redete, haben ihn veranlaßt, seinen Reden eine Form zu geben, welche bloß auf die nächsten Umgebungen Rücksicht nahm, und daher, was Eintheilung, Ausführung und den Styl betrifft, von der Popularität sich etwas weiter entfernt. Diese Predigten erfordern daher einen gebildeten Leser; aber für diesen sind sie auch unterrichtend, eindrücklich und erbauend. Da jeder Stand seine besondern Bedürfnisse hat, so wird es Niemand tadeln können, daß besonders auch für die gebildeteren Stände Predigten herausgegeben werden. Aber die Krone der Kanzelberedsamkeit bleibt es doch immer, wenn die Predigten so abgefaßt sind, daß der Gelehrte und der Ungelehrte, der Gebil-



dete und der weniger Gebildete zugleich in ihnen Nahrung des Verstandes und des Herzens finden können. Da der Verfasser mehrere Predigten herausgeben wird: so möchten wohl Viele, welche die großen Talente desselben kennen, den Wunsch äußern, daß er sie mit solchen Predigten beschenke, welche nicht bloß für ein gelehrtes Auditorium berechnet sind, sondern auf eine allgemeinere Wirksamkeit hinarbeiten. — Auch möchte noch wohl angezeigt werden müssen, daß alle Predigten dieser Sammlung einen doppelten Eingang haben, nämlich den ersten vor dem Texte, und den zweyten vor dem Thema.

Paris. *Richter*

**Nouvelle doctrine chirurgicale, ou Traité complet de Pathologie, de Thérapeutique et d'Opérations chirurgicales, par J. B. F. Leveillé, Médecin des pauvres du deuxième arrondissement municipal de Paris etc. Tome premier. Chez Danto. Octav 510 Seiten.**

Die Absicht des Verfassers ist, in diesem Werke die Wundarzneykunst in ihrem ganzen Umfange aufs vollständigste vorzutragen. Er hat vor vielen seiner Landsleute den Vorzug, daß er die vorzüglicheren Ausländer kennt, und ihre Schriften benutzen kann. Indessen scheint dennoch die Vollständigkeit, wornach der Verfasser strebt, sich vorzüglich aufs Allgemeine, nicht immer aufs Einzelne, zu erstrecken: das ist, man wird nicht leicht eine chirurgische Krankheit oder Art von Verletzung finden, von welcher der Verfasser nicht handelt, aber bey manchen einzelnen Krankheiten doch Manches vermissen, was im Auslande so ziemlich allgemein bekannt ist. Uebrigens ist sein Vortrag

deutlich, practisch, ohne unnütze Weitläufigkeit. Freylich wird manche Beschreibung der Verbandstücke und Werkzeuge ohne Hülfe einer Abbildung manchem Leser undeutlich bleiben. Es ist daher sehr zu bedauern, daß das Werk ohne alle Kupferstiche ist. Schwere und seltene Fälle werden durch Wahrnehmungen erläutert.

Der Verfasser theilt das ganze Werk in fünf Hauptabschnitte. Der erste enthält die physischen Verletzungen; der zweyte, Verletzungen der vitalen Eigenschaften (*propriétés vitales*); der dritte, die fremden Körper; der vierte, organische Verletzungen; der fünfte, Schwächen. Ob nicht eine bessere, zweckmäßigere Eintheilung hätte Statt finden können, will Rec. nicht untersuchen. — Der Inhalt des angezeigten ersten Bandes ist kurz folgender: Prolegomena. Von den Krankheiten und der Arzneywissenschaft überhaupt. Von dem chirurgischen Verbands und den Operationen überhaupt. Von den äußerlichen topischen Mitteln. Von den künstlichen Geschwüren. Vom Aderlasse. — Erster Abschnitt. Von den physischen Verletzungen. Von den widernatürlichen Verschliefungen der Nase, des Gehörganges, der Harnröhre, der Mutterscheide, des Hintern. Von widernatürlichen Vereinigungen. Von den Fehlern der ersten Bildung. Vom Hinken. Widernatürliche Trennungen. Von den Wunden der Haut, der Muskeln, des Herzens und der Pulsadern; des Gehirns und der Nerven; der Respirations-Organen; der Verdauungswerkzeuge; der Geschlechtstheile und Urinwege. Von den Schußwunden. Von den Blutergießungen in die größern Höhlen. Von der Vernarbung der Wunden.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 1. August 1812.

Göttingen.

*Prof. Planck*

Das diesjährige Oster-Programm führt die Ueberschrift: Exponuntur quaedam de fundamento theologiae recentioris, ejusque cum doctrina Novi Testamenti consensu. Particula prior. S. 27 in Quart. Der Verfasser desselben, der jüngere Prof. Planck, wählte absichtlich diesen Gegenstand, um dadurch einen Punct zur Sprache zu bringen, dessen genauere Erörterung am kürzesten über die Rechtmäßigkeit der Anwendung entscheiden läßt, die man in unsern Tagen von der Naturphilosophie auf die Christliche Theologie gemacht hat. Soll diese Anwendung, von der man sich nichts weniger, als eine ganz neue Begründung aller Christlichen Religionswissenschaft versprach, nur einiger Maßen gerechtfertigt werden, so muß durchaus die Gleichheit und Uebereinstimmung der religiösen Principien jenes Systems mit den Grund-Ideen der Christlichen Offenbarung streng erwiesen seyn. Hier ist der Ort, von welchem alle Critik ausgehen muß, so bald dergleichen Versuche, das Christenthum nach den Grundsätzen einer besondern Philosophie darzu-

K (5)

stellen, ihr Gegenstand werden. Der Verf. ist bey seiner Prüfung des neuesten theologischen Systems Hrn. Kirchenraths Daub's Schriften gefolgt, weil dieser Gelehrte, so viel ihm bekannt ist, allein auf eine Beweisführung der Uebereinstimmung seiner philosophisch-religiösen Ideen mit dem Inhalt der neutestamentlichen Religions-Urkunden sich eingelassen hat. Auch mag das jüngste Ereigniß unserer Litteratur, bey welchem harte Worte über den Besitz des wahren oder eingebildeten Theismus gewechselt worden, Jedem zur Warnung dienen, sich nicht an die Meister der Schule selbst zu wenden, die, um jeder Erneuerung desto sicherer zuvor zu kommen, nicht bloß den Zweifel, sondern oft auch den Zweifelnden zu vernichten kein Bedenken tragen. Doch zur Sache. Da eine neue Begründung der Christlichen Offenbarung, als göttlicher Wahrheit, versucht werden sollte, so war es billig, das Unzureichende in der Begründungsart des alten Systems kurz anzuzeigen. Nach Hrn. Daub beruhete jene, ihrem letzten Grunde nach, auf einem reinhistorischen Fundamente, nämlich auf dem Erweis von der Authentie und Integrität der biblischen Bücher; denn von dieser, als Thatsache, hing die Glaubwürdigkeit der Geschichte und des Zeugnisses Jesu und der Apostel für den göttlichen Ursprung der neuen Religion ab, auf welches beides die alte Dogmatik den Glauben an ihre Wahrheit und Göttlichkeit gegründet hatte. Zeitliche Wahrheiten können aber nicht den Erkenntnißgrund der ewigen Wahrheit enthalten. Mit Recht konnte gegen diese Deduction erinnert werden, daß, so bald man Offenbarung, als Lehre, von Offenbarung, als äußerer Erscheinung, oder, mit andern Worten, den doctrinellen Inhalt derselben von ihrer äußern Geschichte unterscheidet, das alte System diesen Vorwurf gar nicht verdiene. Den Glauben an

diesen stützte es allerdings auf den Erweis der Echtheit und Unversehrtheit der neutestamentlichen Bücher, weil der Gegenstand des Glaubens ein historischer war, und auf keine andere Art die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses für denselben dem Zweifel entnommen werden konnte. Für jene aber, die Göttlichkeit der Lehre, hatte das alte System ein ganz anderes Fundament, den unmittelbaren göttlichen Einfluß, unter welchem Jesus und die Apostel bey ihrem Lehrgeschäfte standen, und der sich bey letzteren auch noch durch die Inspiration ihrer Schriften zu erkennen gab. Ist freylich dieser, als äußerer Act, nicht weniger einem historischen Zeugniß unterworfen, so gehört er doch, nur als solcher, zur Geschichte der Offenbarung, ist seiner innern Bedeutung nach völlig von derselben unabhängig. Er steht und fällt mit dieser Geschichte, kann aber nicht seinem innern Wesen nach durch sie und den Erweis ihrer Glaubwürdigkeit begründet werden. Was sich von andern Seiten her gegen dieß Fundament der ältern Dogmatik einwenden ließ, war hier nur einer Andeutung, keiner Ausführung, fähig. — Die neue Begründung, die unser Verf. der Christlichen Theologie, als Wissenschaft, zu geben sucht, stützt sich nicht auf die Bibel, sondern ist auf das religiöse Bewußtseyn im Menschen selbst zurückgeführt. Hier wird der Quell nachgewiesen, aus welchem alle Wahrheit ausfließt, und nichts weniger, als ein gleiches göttliches Princip — aber, leider! nur durch Selbsttäuschung — gewonnen. Eben dieß machte es nothwendig, vor allem andern dasjenige zu prüfen, was über Religion und deren Bedeutung in der neuen Theorie behauptet ist. Mit dieser Prüfung hat es daher die gegenwärtige Abhandlung zu thun; in wie fern, und mit welchem Rechte dieß religiöse Bewußtseyn das Princip für die Wahrheit

und Göttlichkeit des Christenthums, als Lehre, in sich fasse, bleibt einer künftigen Untersuchung vorbehalten. Religion heißt dem Verf. das Bewußtseyn von Gott, als dem einzig wahrhaft Sendenden, verbunden mit dem Bewußtseyn von der Eitelkeit aller Dinge, welcher Erkenntniß, so bald sie rein im Gemüthe hervortritt, eine Frömmigkeit sich zugesellen muß, die ihren Befenner auf alle Persönlichkeit und Verrachtung seiner selbst, als selbstständiges Wesen, verzichten, und nur in der Vereinigung mit Gott leben läßt. Es ist nicht schwer, einzusehen, was dieser Erklärung vom Wesen der Religion als Hauptirrtum zum Grunde liegt. Offenbar werden Inhalt und Gegenstand der Religion mit einander verwechselt. Ersterer ist ursprünglich da im Bewußtseyn, ohne erzeugt zu werden, und von ihm gilt es, wenn die Religion als ursprünglich ewiges und gleiches Gemeingut aller Menschen dargestellt wird. Letzteren allein bestimmt sich die menschliche Erkenntniß, verschieden nach den verschiedenen Graden der Geistes-Cultur. Die Erklärung des Verf. gibt unverkennbar nur ein Wissen von dem Gegenstande der Religion; ob wahr, oder unwahr, ist hier noch nicht zu untersuchen; das Wesen der Religion selbst, ihr Inhalt, bleibt in ihr unberührt. Dieser Inhalt beruht nicht auf der Erkenntniß, wer Gott sey, sondern einzig auf der Vorstellung des Verhältnisses zwischen Gott und Menschen. Dieß Verhältniß wird auf doppelte Art gedacht, des Menschen zu Gott, und Gottes zu dem Menschen. Im ersten Fall gibt es allenthalben, in jedem menschlichen Bewußtseyn, nur Eine Form des Ausdrucks, das Gefühl der Abhängigkeit von etwas Höherem, dem sich weder der Barbar, noch der Gebildete entziehen kann, und in Beziehung worauf die Urtheile von der Allgemeinheit der Religion, von der Unmöglichkeit eines theoreti-

schen Atheismus, Gältigkeit haben. Im letztern Fall, bey der Vorstellung des Verhältnisses Gottes zu dem Menschen, beginnt die Geistesthätigkeit ihr freyes Spiel. Hier findet die Verschiedenheit der Religionen ihre Erklärung, weil die Bestimmung dieses Verhältnisses von den verschiedenen Begriffen abhängt, die sich der Mensch von dem Gegenstande aller Religion, der Gottheit, bildet. Der Atheismus läugnet ganz das Daseyn eines moralischen Gottes, erkennt in jenem Höheren nichts, als blinde Nothwendigkeit, blindes Schicksal. Der Aberglaube in seinen mannigfaltigen Gestalten faßt das Göttliche eben so sinnlich auf, als er selbst ist, und erzeugt darum lauter Abgötter, deren Cultus nur von sinnlichen Beweggründen ausgehen kann. Nur in der echten Religion wird der Begriff Gottes nach Vernunft-Ideen aufgefaßt, und ein moralisches Verhältniß desselben zu dem Menschen als nothwendig angenommen, das, wie sich von selbst versteht, nicht ohne Einfluß auf die weitere Bestimmung des Verhältnisses des Menschen zu Gott bleibt. Unter allen moralischen Ideen, die für Vernunftwesen, so bald sie in Gemeinschaft mit einander treten, gültig sind, ist die erste das Gesetz des Wohlwollens, das nicht bloß auf den wirklichen Willen der fremden Intelligenz beschränkt ist, der oft schlecht seyn kann, und deßhalb das Handeln für sich unmöglich macht, sondern auch das Objectivgute, als die Summe alles Wollens aller vernünftigen, mit Besonnenheit handelnder, Wesen sich zum Gegenstande vorstellt. Für eine endliche Vernunft ist freylich die Erkenntniß dieses Objectivguten in dieser Ausdehnung unmöglich; wohl aber ist sie bey der Gottheit, und bestimmt das Verhältniß derselben zur Gesamtheit aller wollenden Wesen. Hier hängt die Religion mit der Moral zusammen, und ganz über-

flüchtig wird nun die Frage erscheinen, ob die Religion auf die Moral, oder umgekehrt, diese auf jene begründet werden müsse. Religion, einem wesentlichen Theile ihres Inhalts nach, besteht selbstständig für sich; nur ihr Gegenstand, das Göttliche, wird in seinem Verhältniß zum Menschen nach moralischen Ideen gedacht. Es war nun noch kurz anzuzeigen, wie genau das N. L. mit der angeführten Ansicht übereinstimme, in so fern dort das ganze Verhältniß Gottes zu dem Menschen von der *Χριστιανική* ausfließt, und das Christenthum sowohl als Lehre, als auch als Anstalt, nur diese Haupt-Idee ausdrückt. Eben damit war schon positive der Versuch zurückgewiesen, den der Verf. gemacht hatte, um den von ihm aufgestellten Begriff der Religion als übereinstimmend mit der Lehre Jesu und der Apostel nachzuweisen. Nichts desto weniger mußten indeß alle diejenigen Stellen besonders geprüft werden, die zum Erweis dieser Uebereinstimmung angeführt waren. Diese exegetische Untersuchung füllt den letzten Theil der Abhandlung, ist aber ihrem Inhalte nach nicht dazu geeignet, in einen Auszug gebracht zu werden, weshalb wir sie dem eigenen Nachlesen überlassen müssen.

Richter

Paris.

Mémoire qui a remporté le Prix au jugement de la Société de Médecine pratique de Montpellier sur les *Maladies chroniques*, par J. Poieroux, Docteur en Médecine etc. 1812. Octav 230 Seiten.

Es ist schwer, den Unterschied zwischen den heftigen und chronischen Krankheiten genau zu bestimmen. Der Verfasser bestimmt ihn zwar auf folgende Art: Die chronischen Krankheiten ver-



laufen langsam; sind meistens Theils ohne Fieber; haben selten Crisen; hängen selten von der Witterung oder von der epidemischen Constitution ab; entstehen größten Theils in schwachen Körpern, und erfordern meistens Theils eine stärkende Curmethode; und haben ihren Sitz meistens Theils im lymphatischen, drüsichten und Nervensystem. Aber der Verfasser gesteht selbst, daß nach dieser Bestimmung es Krankheiten gibt, die zum Theil einen chronischen, zum Theil einen hitzigen Character haben. (Uebrigens ist dem practischen Arzte dieser Unterschied von weniger Wichtigkeit. Bey der Cur einer Krankheit kommt es selten darauf an, zu bestimmen, ob sie hitzig oder chronisch ist. Es gibt keine allgemeine Curmethode der hitzigen und chronischen Krankheiten. Weiderley Krankheiten können von sehr verschiedenen Ursachen entstehen, und in ihrem Character sehr verschieden seyn. Auf diese muß der Arzt sehen, wenn er die Curmethode bestimmen will.)

Beobachtet man bey chronischen Krankheiten ganz und gar keine critische Erscheinungen? Da die Natur bey allen Krankheiten gegen die Krankheitsursache wirksam ist, beobachtet man allerdings auch bey chronischen Krankheiten Fälle, wo die Natur durch Abscesse, Hautausschläge, Ausleerungen und andere Crisen die Heilung bewirkt. Der Verfasser erzählt mehrere Fälle dieser Art, zum Theil auch aus eigener Erfahrung. Aber da bey chronischen Krankheiten die Kräfte der Natur gemeiniglich geschwächt sind, und der Hindernisse, welche die glückliche Wirkung ihrer Heilkräfte erschweren, mehrere sind, als bey hitzigen Krankheiten, beobachtet man bey jenen weit seltener und unvollkommener Crisen, als bey diesen.

Welches sind die Ursachen des langsamen Verlaufs und der Schwierigkeit der Heilung der chronischen Krankheiten? Die vorzüglichste Ursache, sagt der Verfasser, ist Schwäche, welche bey den meisten chronischen Krankheiten zum Grunde liegt. Indessen können auch andere Ursachen daran Antheil haben, namentlich der Sitz der Krankheit in einem Theile, der wenig Einwirkung auf das ganze System hat; die Beschaffenheit der Ursachen, welche langsam wirken u. s. w.

Welches sind die diätetischen und pharmaceutischen Mittel, wodurch man die Dauer der chronischen Krankheiten verkürzen, und ihre Endigung befördern kann? Es ist leicht einzusehen, daß es unmöglich ist, hier eine allgemeine Curmethode zu bestimmen, da der Character und die Ursachen dieser Krankheiten so sehr verschieden sind. Im Allgemeinen kommt es vorzüglich darauf an, die Kräfte der Natur zu erregen und zu unterstützen. Wenn der Arzt bey hitzigen Krankheiten gar oft bloß einen Zuschauer abgeben darf, so muß er bey den chronischen Krankheiten thätig seyn, da er hier wenig von der Natur erwarten kann. Um aber diese Fragen bestimmter zu beantworten, theilt der Verfasser die chronischen Krankheiten in verschiedene Classen ein, und zeigt bey jeder Classe die allgemeine Curmethode. Die Classen sind folgende: gastrische, lymphatische, seröse, entzündliche, purulente, und passive Blutungen. (Ohne zu beurtheilen, ob diese Eintheilung practisch ist, bemerken wir nur, daß auch in jeder dieser Classen die Fälle sehr verschieden sind, und daß sich daher von keiner derselben im Allgemeinen etwas Bestimmtes sagen läßt.)

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 1. August 1812.

Görlitz.

*Delius*

Ben Anton: Vertraute Briefe eines schwedischen Offiziers an einen Freund in Wien. Als ein Beitrag zur Geschichte damaliger Zeiten und der Feldzüge Karl des Zwölften. Erster Theil. 1811. 285 und XIII Seiten in Octav.

Briefe eines Augenzeugen über Karl XII. und dessen Thaten, jetzt erst aufgefunden, werden immer, und in jeder Zeit, die Aufmerksamkeit vieler Menschen erregen und sie antreiben, begierig darnach zu greifen. Denn wie man auch über Karls Character, und Fehler, und seine spätern Verirrungen denken mag, immer wird er zu den Heroen der neuern Europäischen Geschichte gehören; stets wird er zu großer Theilnahme bewegen; mit bewegter Seele wird man sein Schicksal, woran das seines Reiches hing, verfolgen, und gern wird man über diesen oder jenen besprochenen Umstand neue Bestätigung oder neue Aufschlüsse, und von noch unbekanntem Ereignissen die Kunde, wünschen. Aber eben bey dem allgemeinen Antheile, bey diesen Er-

Y (5)

wartungen, wird es immer die erste Frage sehn, sind diese Briefe echt? Der Herausgeber hat sich eine solche aber gar nicht aufgeworfen, wenigstens deren Beantwortung für völlig überflüssig gehalten. Er erwähnt sie gar nicht. Nur so viel wird (S. X) nach dem Titelblatte wiederholt: die Urschrift sey Lateinisch geschrieben von Karl v. K. . an Franz v. A. . b. . g zu Wien; man sey bey der Bekanntmachung gewissenhaft zu Werke gegangen, und auf die ehrlichste Weise von der Welt dazu gekommen (soll vielleicht heißen: in den Besitz des Manuscripts). Dieses Stillschweigen über die wichtigsten hier eintretenden Punkte, diese Umgehung dessen, was gesagt werden mußte, ist schon ganz geeignet, Verdacht zu erwecken, oder wenigstens im voraus gegen einen Herausgeber einzunehmen, und einen übeln Eindruck zu bewirken, der dann zu manchem Zweifel die Veranlassung wird. Wußte denn dieser nicht, welche Pflichten ihm oblagen, welche Nachweisungen und Beweise man von ihm zu verlangen berechtiget ist? Hat er doch nicht einmahl den Verfasser genannt, als ob noch jetzt, selbst wenn der Inhalt der Schreiben von der allerwichtigsten Art wäre, die völlige Bekanntmachung auch nur den geringsten Nachtheil haben könnte, während sie so Vieles beyträgt, die Glaubwürdigkeit zu prüfen, und oft im voraus zu bestimmen, mit welchen Hoffnungen wir zu dem Dargebotenen treten können. Wir bleiben also, um jene Frage zu beantworten, gänzlich auf die inneren Gründe für oder wider beschränkt. Sind diese da, so können sie freylich, auch allein stehend, eine sehr feste und wahre Ueberzeugung bewirken: aber es ist doch nicht zu läugnen, wie sehr individuell sie oft sind — was hat gerade unser Zeitalter nicht

alles aus innern Gründen bald widerlegt, bald vertheidigt gesehen! — und wie wenig diese oder jene einem Andern, als uns zusagen, folglich ist die Ueberzeugung bisweilen nicht weniger trieglich und täuschend. Recensent muß, dem Total-Eindruck nach, die Frage verneinend beantworten, und die dazu tretenden einzelnen Umstände, von denen er nachher noch einige aufstellen wird, dünken ihm doch hinreichend, einem großen Theil der Leser dieselbe Ansicht mitzutheilen. Es läßt sich zwar nicht verkennen, daß sehr Vieles für die Abfassung in der angegebenen Zeit spricht, und daß, wenn die Briefe nicht echt wären, mehr Kunst auf ihre Anlegung und Bildung verwandt, und mit größerer Anstrengung eine, wie man glauben wird, nutzlose Täuschung bezweckt seyn würde, als man anzunehmen Grund hat, die man daher auch Niemanden zutrauen will. Allein über die Zweckmäßigkeit und die Absichten können wir doch einmahl nicht urtheilen, weil der Verf. uns darüber im Dunkel lassen mußte, und für den künstlichen Schleier lassen sich auch Gründe denken, die dem Rec. wenigstens bald klar waren, und welche er völlig unbedingt als die richtigen annehmen würde, wenn er nur eine Spur hätte, daß die Briefe, statt aus dem Lateinischen, aus dem Schwedischen übersetzt wären. Doch wenn der Rec. auch hier irrt, kann es dem Verf., da er einmahl das Leben Karls in dieser Form bearbeiten wollte, nicht Vergnügen gemacht haben, die Täuschung mit möglichster Kunst, so weit als er es immer konnte, zu treiben? Könnte ihm die Uebung nicht lieb geworden seyn? — Schon das Abschöpfen von dem Allgemeinen in Erzählung und Urtheil, die oft so unbestimmten Bemerkungen und

Declamationen, welche ein Augenzeuge, Theilnehmer, sich am wenigsten zu Schulden kommen läßt, wodurch es aber leicht wird, sich einen Anstrich von Vertrautheit mit jenen Zeiten zu geben, ohne daß man Gefahr liefe, sich bloß zu stellen; daß sogar Nichts vorkommt, was dem Schreiber wirklich eigenthümlich wäre, und nicht von anderwärts her, aus den zahlreichen Lebensbeschreibungen des Königes, eben so gut zusammengetragen, als selbst gesehen seyn könnte; daß der Verfasser in jeder Hinsicht sich in gar kein Detail einläßt, wo wir es nicht sonst schon haben, macht bald aufmerksamer. Achtet man nun genauer auf, und findet so manche Urtheile unsers Zeitalters und unserer Menschen auch ein volles Jahrhundert früher, schon eben so schön aufgestuzt (wenn auch die Form dem Uebersetzer zur Last fallen sollte, die Ideen sind doch vorhanden, die es damahls noch nicht waren): so muß man immer wankender werden; und gelingt es endlich, an einem der wenigen Punkte, wo er nicht aufmerksam genug war, den Briefsteller genau zu fassen, so wird unsere Ueberzeugung fest seyn. So dankt der Schreiber seinem Freunde in Oestreich, einem Katholiken, gleich im zweyten Briefe (December 1698) für die übersandten Geisteswerke der trefflichen Leibniz und Thomassus, die auf seiner Reise von Mexicö bis Stockholm eine wahre Seelenspeise für ihn gewesen, und ihn oft auch körperlich erwärmt hätten — ohne sie weiter anzugeben, oder sich über den Inhalt zu verbreiten, der ihm doch so werth war. Doch der Weg war weit, das Postgeld am Ende schon damahls hoch, und es gab wichtigere Angelegenheiten abzuhandeln, als über gelesene Bücher zu sprechen! Doch weiter. Etwa

im Junius des Jahres 1698 war der Schreiber in Merid angekommen, nach einer dreijährigen Abwesenheit vom Vaterlande, meist auf der Universität Leipzig zugebracht, wo er seinen Freund kennen gelernt hatte, und ein Freymaurer geworden war (S. 119); außer Deutschland kennt er keine Länder (S. 239). Von einem Manne, der also für Leibniz und Thomasius erwärmt war, dürfen wir doch wohl annehmen, er werde vor seiner Abreise das gelesen oder mitgenommen haben, was damahls bereits heraus war, und ihn interessirte. Nur das Neue, sollte man glauben, könnte ihm nachgeschickt seyn. Unglücklicher Weise ist nun aber Alles, was Leibniz 1698 herausgab, in den Actis eruditorum zu finden, denn die Access. histor. kommen aus mehr als Einem Grunde gar nicht in Betracht; und nun zeigt sich der Brieffsteller nirgends mit so tiefen Untersuchungen bekannt, oder mit den Gegenständen, die hier abgehandelt werden, auch läßt sich in dem Ton von ihnen gar nicht sprechen, als hier geschieht. Und wie Thomasius juristische Dissertationen aus dieser Zeit, oder der Streit über die landesherrlichen Episcopal-Rechte, Seelenspeise seyn und körperlich erwärmen mögen, mag er vielleicht besser gewußt haben. — Als der Verf. 1706 mit dem Heere in Sachsen ist, kauft er, da er zur Bereicherung seiner Classiker mit vorzüglichen Ausgaben keinen Platz hat, — den Froschmäusler und Reineke Wof; er, der Lateinisch schreibt, um seinem Freunde das Erröthen wegen Deutscher Sprachschnitzer zu ersparen (S. 5), hofft von diesen eine angenehme und unterhaltende Lectüre! — Von Peter dem Großen heißt es S. 16 (Jänner 1699), er lasse sich die Organisation des Militärs und die

Schaffung einer Flotte angelegen seyn: allein erst 1699, nach Unterdrückung der Strelitzen, wurde das erstere bewirkt, und von dem letztern ließ dieser Ausdruck sich damahls auch noch nicht brauchen, weil das, was am Afowschen Meere geschah, mit dem Türkenkriege zu nahe in Verbindung stand, als daß man es für mehr, als von den Zeitumständen abhängig, hätte halten können, und Peters Vorliebe ausgenommen, von seinen Plänen nichts bekannt war. Von den Unruhen in Rußland wußten die Schwedischen Müßiggänger in Stockholm das nicht, was der Verfasser schreibt. Dagegen sind zwey wichtige Gegenstände übergangen, die damahls gewiß nicht vergessen seyn könnten, in Anschlag zu bringen, Peters Krieg gegen die Türken, dessen am 25. December 1698 erfolgte Beendigung man wohl kaum am 20. Januar 1699 in Stockholm wußte, und Peters damahlige große Reise durch Europa, so wie (S. 25) der dabei so nothwendige Altonaer Vertrag. — Rhevenhüller's Annalen nicht zu lesen, gab es 1699 einen andern Grund, als ihre Dickleibigkeit, — die Seltenheit. — S. 24 äußert er (1699), der Streit zwischen Dänemark und Holstein könne nicht anders, als durch Kanonen und Bayonnette beygelegt werden: so druckte man sich damahls nicht aus. Auch bey Narwa läßt er (S. 46) die Infanterie mit den Bayonetten würgen. So sagt freylich Voltaire, und ihm nach seitdem gar Viele: aber worauf gründet sich diese Angabe? die gleichzeitigen Berichte, welche Rec. nachgesehen hat im *Theatrum Europ.*, im Adlerfeld, wissen davon nichts! — Wie viele Unterlassungen dagegen! Keiner aus der Menge von Berührungspunkten, die der Mann, der so viel von neuer Litteratur



spricht, der Soldat, aus den Begebenheiten jener Tage begierig aufgenommen haben würde, auch nur erwähnt. Sollte man es glauben, der Verfasser schreibt seinem Freunde in Wien auch nicht ein Wort von dem gleichzeitigen großen Kriege um die Spanische Erbschaft; nicht mit Einem Worte hat er auf die großen Helden Eugen und Marlborough Bezug genommen; keine Vergleichung, die doch so natürlich war, angestellt. — Daß Karl sich der Protestanten in Schlessien annehmen werde, erfahren wir, aber auch dieß leitete ihn, den Freund Leibnizens, nicht zu Einer Bemerkung über das damalige Lieblingsgespräch von Vereinigung der verschiedenen Religionsparteyen: doch über die Religion ist er so indifferent, wie damals der Zeitgeist noch nicht war. Ist es ferner möglich, so gegen diesen Freund über die Herstellung jener Rechte zu sprechen, als hier (S. 132, 134) geschieht? Wie würde der gelacht haben, wenn der Verf. ihm gesagt hätte: der Kaiser sey vermocht, "den Schlessiern alle Freyheiten (!), welche ihnen im Westphälischen Frieden vergönnt, durch den Kyßwitzker aber wieder entzogen oder verkürzt worden" (Schade, daß Schlessien nicht am linken Rheinufer liegt!), "wieder zu ertheilen!!" — Kurz, je mehr man nachforscht, je mehr findet man die Beweise der Unechtheit. Ueberhaupt hat das Ganze ein viel zu modernes Ansehen; Gedanken, Ansichten, Manier, sind zu neu, wie Feder gestehen wird, der das Buch nicht bloß der Unterhaltung wegen rasch wegtiefet. Es darf nicht täuschen, daß mehrere seynsollende Stellen des Originals angeführt sind: die Kunst ist die kleinste. (Gäbe es ein Original in diesem Geist und Stil, so würden

wir uns über die große Vertrautheit mit Latiums Alterthum freuen.)

Dann aber, und wenn die Briefe echt wären, hätten wir einen zweyten großen Fehler des Herausgebers zu rügen, den nämlich, das Werk nicht im Original herausgegeben, und sich dabey so erstaunende Freyheiten erlaubt zu haben. Ist die Verdeutschung auch — mehrere Härten, Sprachunrichtigkeiten und örtliche Spracheigenheiten abgerechnet — fließend und leicht, so ist sie auf der andern Seite so ungebunden, daß man an gar kein Original denken kann, und sie verlor also den höchsten Vorzug, den der Treue, und wurde unbrauchbar für wissenschaftliche Benutzung. Nur Ein Beyspiel hiervon. S. 4 sagt der Schreiber: "nur Dir theile ich sie (die künftigen Reisebemerkungen) mit, in Abndung der süßen Sympathie, und in dem Vertrauen, daß dadurch Deiner Freundschaftsmaschine (ein edles Bild!) einige electrischen Funken durch mich entlockt werden möchten." (Im Jahr ein tausend sechs hundert acht und neunzig! was mag wohl im Lateinischen stehen?)

Einen Grund könnte der Herausgeber freylich gehabt haben, das Werk nicht im Original herauszugeben: die hohe Dürftigkeit dessen, was man darin Neues oder neu dargestellt antrifft. Auch nicht Einen neuen Zug, nicht Eine neue Ansicht hat Rec. darin gefunden; alles schon, nach den mancherley Lebensbeschreibungen Karls, bekannte Sachen. Nur ein einziger Zusatz ist uns vorgekommen S. 187 in einer Note, daß Herr von Im(m)hof, der für August von Polen den Altranstädter Frieden schloß, und nach der Schlacht von Pultawa, weil er die Vollmacht überschritten haben sollte, gefangen gesetzt wurde, schwerlich,

wie man sagte, 1715 am Blutsurz gestorben sey, da man bey der Eröffnung seiner Gruft 1793 den Hals mit einem goldenen Drath angeheftet fand. Also weder die Neugierde, noch der wissenschaftliche Forscher werden bey diesem Werke befriedigt, und so dürfte sich das Original eben nicht verkauft haben: aber eine Deutsche Uebersetzung, wie diese zugestuzt, ließ dazu eher Hoffnungen übrig.

Doch, wir bleiben bey unserer Ansicht, daß hier keine Uebersetzung echter, in jenem Zeitraum geschriebener, Briefe vorhanden sey; und wenn wir dann das Werk bloß aus diesem Gesichtspuncte betrachten: so läßt sich, bey allen jenen Mängeln, gern zugeben, es sey anziehend (schon die gewählte Briefform trägt dazu etwas bey), und für viele Leser passend; und wie der Inhalt sie anlocke, so verdiene es Beyfall durch die Grundsätze, welche hier ausgesprochen sind, und die Behandlung, der es überdieß an Abwechslung nicht fehlt, die bald Schilderungen Schwedens, bald Constantinopels, bald die Unterhaltungen über die Litteratur, verschaffen. Könnten wir einen oben angeedeuteten höhern Gesichtspunct bey der Abfassung, und einen würdigern Zweck, als den bloßer Unterhaltung, gewiß annehmen: so würden wir mit Vergnügen ein geistreiches Werk ankündigen, und die Kunst des Verfassers bewundern, mit der er Alles zu diesem Zweck hinführte, und eine Wärme der Darstellung, wo es galt, erzeugte, die uns eben so sehr anzieht, und den Verf. davon durchdrungen zeigt, als sie uns abermahls in der Richtigkeit unserer Ansicht des Ganzen bestärkt, und, wenn wir uns über den Zweck des Ganzen täuschen sollten, von dem geringen Gehalt desselben vollständig überführt.

Unter die nicht angezeigten zahlreichen Druckfehler gehört noch S. 137, Karl habe aus Sachsen 494 Tonnen Goldes gezogen, und S. 43, wo der Verf. 1700 schreibt, er lebe im 18. Jahrhundert.

Vestfeld

Jena.

**Jahrbuch der Landwirtschaft und der damit verbundenen Wissenschaften**, herausgegeben von Dr. K. Ch. G. Sturm, ordentl. Prof. der Oeconomie und Cameralwissenschaft etc. In Commission der Eröferschen Buchhandlung. Vierten Bandes, erstes und zweytes Heft. 1811. 260 Seiten in Octav, mit 3 Kupfern.

In keiner Wissenschaft haben Zeitschriften mehr dazu beygetragen, nützliche Kenntnisse zu verbreiten, den Geist der Speculation zu wecken, und die Ausführung von Verbesserungen zu befördern, als in der Oeconomie. Wir zeigen daher auch dergleichen Schriften immer mit einer Art von Vorliebe an, zumahl wenn sie sich in der Wahl und Behandlung der Gegenstände so auszeichnen, wie die gegenwärtige.

Der erste Heft enthält acht Aufsätze: 1. Beschreibung der Landwirtschaft des Königl. Sächsischen Erzgebirges. Von Gottfried Reinhold. Hr. R. gibt uns hier nur eine einfache, aber treue, Darstellung der Feldarbeiten von Scharfenstein unweit Zschoppau, so wie sie gewöhnlich auf einander folgen. Die Gegend trägt kein Winterkorn mehr, und hat mit der von Elbingerode vor dem Harze große Aehnlichkeit. Der Wirthschaftsbetrieb ist aber hier ganz anders, als dort. Eine Vergleichung würde die Landwirthe an beiden Orten von verschiedenen Vorurtheilen gegenseitig zurückbrin-

gen, und zu einer bessern Modification ihrer Maßregeln führen. — 2. Ueber das beste Verfahren beyrn Bierbrauen. Von Friedrich. Eine gute, ziemlich vollständige, Anweisung zum Brauen, besonders von braunen Bieren, nach populären, aber doch sehr richtigen physicalischen, Grundsätzen. Nur Einer Behauptung des Verfassers müssen wir widersprechen, nämlich der, daß das Bier von Luftmalz nicht lieblich schmecken könne, weil von solchem Malze sich die Wurzelfasern nicht trennen lassen. Eines unserer lieblichsten Biere ist das Wittenburger, und dieses wird in der Regel ganz von Luftmalz, das seine Wurzelfasern behält, gebrauet. Aber es ist auch nicht die Wurzelfaser, welche schadet, sondern der Grasteim, und bis zum Ausbrechen von diesem läßt man das Malz nicht wachsen. — 3. Ueber Werth, Aufbewahrung und Benugung der Kohl- und Kunkelrüben. Von Friedr. Schmalz. Der Verf. thut hier aus Erfahrung und mit Berechnung dar, daß, wenn Kartoffeln, Kohl- und Kunkelrüben allein für das Vieh gebauet werden, die Kohl- und Kunkelrüben viel einträglicher sind, als die Kartoffeln. Wir stimmen ihm darin völlig bey, ob wir gleich einige Data, worauf er sich dabei gründet, für unrichtig halten. Um die Kohlrüben gut zu erhalten, will er sie eingeschlagen wissen — was aber doch im Großen nicht thunlich seyn würde. — 4. Nachtrag zu dem Aufsatze im zweyten Hefte des dritten Bandes, betitelt: Bemerkungen auf einer öconomischen Reise. Dieser Aufsatz macht der Bescheidenheit des Herausgebers Ehre, hat aber für das Publicum der Zeitschrift keinen sonderlichen Werth. — 5. Blicke in die Landwirtschaft der letzten Hälfte des 18. Jahr

hundreds bis auf gegenwärtige Zeiten. Vom Herausgeber. Eine kurze, lehrreiche Uebersicht der Geschichte jener Zeit: aber wie will der Verfasser die Manen eines gewiß mit Unrecht übergangenen Zink's, Schreber's, Schumacher's, Maier's, Guggenmuses und der Beförderer der Wechsel- und Koppelwirthschaft wieder ausföhnen? — 6. Die Schäfer und Schaffknechte und deren Ablohnung Von Friedr. Schmalz. Der Verfasser schlägt hier die Art der Lohnung, die in Niedersachsen nun schon gewöhnlich ist, vor — nämlich mit den Schäfern zu setzen, den Einsatz aber nur in Gelde anzunehmen, und den Ertrag auch nur in Gelde zu theilen. Aber mit 3 Procent, die er selbst nur gibt, würde sich ein Schäfer in Niedersachsen schwerlich begnügen. — 7. Kurze Aufsätze und Notizen. a. Hr. Schmalz rühmt einen Syrup sehr an, den er aus Kürbissen bereitet. b. Der Herausgeber empfiehlt gegen das Rückenblut der Schafe Klystiere und Aderlaß unter dem Auge. Beides kann wohl die Krankheit lindern, und der Natur Zeit verschaffen, sich selbst zu helfen: aber heben kann es an sich das Uebel nicht. c. Eben derselbe muntert zu Versuchen auf, bey niedrigen Fruchtpreisen Getreide in Brot zu verwandeln, um es zum Branntweinbrennen, ja auch zum Brauen, aufzubewahren. Der Vorschlag befremdet uns, da sich Getreide besser hält, als Brot, und dazu noch die auf die Gewinnung des Brotes zu wendenden Kosten ganz vergebens verwandt werden würden. d. Eben so wenig können wir dem Vorschlage des Hrn. Prof. Dohereiner unsern Beyfall geben, daß man bey niedrigen Fruchtpreisen die Früchte in Branntwein verwandeln möge, um

damit den Runkelrübenzucker leichter zu gewinnen. — 8. Landwirthschaftlicher Bericht. Vom Herausgeber. So nützlich eine eigentlich landwirthschaftliche Zeitung seyn würde, die uns alle interessante Neuigkeiten immer recht geschwind gäbe, so wenig haben dergleichen landwirthschaftliche Berichte, die eine große Gegend umfassen wollen, und also selten ganz richtig seyn können, nach der Natur der Zeitschriften auch immer zu spät kommen, bis jetzt ihren Nutzen bewährt.

Im dem zweyten Hefte befinden sich fünf Aufsätze: 1. Ueber die Verpachtung der Rittergüter im Einzelnen. Von Friedr. Teichmann. Der Verfasser zählt hier die Vortheile und Nachteile, welche die Vereinzlung der Rittergüter für das Privat-Interesse der Eigenthümer hat, sorgfältig gegen einander ab. Sichtbar neigt sich doch das Uebergewicht auf die Seite der Vereinzlung. Wenn man aber bedenkt, daß dann, was im Allgemeinen gewiß nicht zugegeben werden kann, folgen würde, daß nämlich große Güter sich überhaupt nicht mit Vortheile bewirthschaften lassen: so sieht man auch ein, daß jenes Resultat nur relativ ist, nur da Statt hat, wo die großen Güter schlecht, und die kleinen besser bewirthschaftet werden. Auch gewinnt die Sache ein ganz anderes Ansehen, wenn man das Interesse des Staats dabey mit in Erwägung zieht. — 2. Barruel und Tenard über den Anbau der Runkelrüben, und die Bereitung des Zuckers aus denselben. Eine Uebersetzung der bekannten Französischen Schrift. — 3. Beschreibung eines Versuches mit der Stallfütterung der Schafe. Vom Herausgeber. Aus dem Erfolge, meins

der Verfasser, gehe hervor, daß die Schafe die Abwechslung der Weide mit der Stallfütterung, so wie die mit grünem und dürrer Futter, vertragen, und daß ein altes Schaf täglich 10 Pfund grünes Futter nöthig habe. Wir nehmen den Aufsatz als einen guten Beytrag zu den Erfahrungen an, die wir von der Sache schon haben, glauben aber noch immer, zur Entscheidung der Frage mehrerer Erfahrungen zu bedürfen, welche unter andern Umständen und von einer längern Zeit abstrahirt seyen. Indessen kann auch Rec. aus mehreren und längeren Versuchen die Unschädlichkeit der Abwechslung der Stallfütterung mit der Weide, und des grünen Futters mit dem dürrer, bestätigen; den Futterbedarf von allen Schafen durch einander hat er aber nur 8 Pfund im Mittel groß gefunden. — 4. Andeutungen der wichtigsten Kennzeichen bey verschiedenen Hausthieren. Vom Herausgeber. Unstreitig der wichtigste Aufsatz in diesem ganzen Hefte! Der Verfasser ist, nach des Recensenten Entfinnen, der Erste, der eine Menge richtiger, lehrreicher Beobachtungen und Erfahrungen über die Sache glücklich zusammengereihet hat; nur schade, daß ihm die Vorarbeiten der Engländer, und besonders Cullen's Aufsatz on the nature and management of domestic animals or Livestock in dem New farmer's Calendar by a farmer and breeder unbekannt geblieben sind! Gewiß können Landwirthe nicht genug aufgemuntert werden, diesen für sie so interessanten Gegenstand zu studiren, um sich die Vortheile, die ihnen eine weitere Aufklärung darüber gewährt, in ihrer Wirthschaft zu Nutzen zu machen. Nach des Recensenten Ueberzeugung sind wir vom



Ziele nicht mehr so fern, nachdem die Grundsätze offen da liegen: 1. daß alle Rassenänderung vom Vater ausgeht; 2. die Eigenheit der Mutter sich nach und nach verliert; 3. daß Kreuzung die Rassenveränderung überträgt; 4. Zeugung in und in sie aber festhält und vervollkommenet. — 5. Ueber die Spanntraupen und die zweckmäßigen Mittel, sie zu vertilgen. Vom Herausgeber. Zur Vertilgung der Raupen soll, so bald sie sich eingesponnen haben, die Erde um dem Baum aufgegraben, tüchtig gestampft, und die Raupe damit getödtet werden; gegen die Phalänen soll becheertes Papier in Streifen im Herbst um den Baum gelegt werden, damit die Weibchen beim Hinauffricchen daran kleben bleiben. Beide, auch bisher schon nicht unbekante, Mittel sind unläugbar wirksam; schwerlich werden sie aber den Zweck erfüllen.

### Magdeburg.

*Saalfeld*

Notices topographiques et statistiques sur l'Empire de Russie par G. B. de Gall, Chef de Bataillon à la suite de l'armée de Sa Maj. le Roi de Westphalie. 1812. S. VI u. 134 in klein Octav.

Den Zweck seiner Schrift gibt der Verfasser in der Vorrede selbst an; sie soll nämlich, da die meisten statistischen Werke über Rußland zum Handgebrauche zu weitläufig und zu voluminös sind, dazu dienen, Officiere näher mit einem Lande bekannt zu machen, wohin die Ehre sie ruft, und welches allerdings noch unter die weniger bekannten gerechnet werden muß. So entstand vorliegende Schrift, welche der Verf. zunächst nur zu seiner eigenen Belehrung ausgearbeitet hatte, und welche

aus den besten gedruckten Quellen über Rußland, z. B. aus den Schriften von Storch, Hermann, Henm, Jupel, Hassel, Schäfer u. A. geschöpft ist. In der That hätte sie nicht leicht passender für den Zweck, für welchen der Verf. sie zunächst bestimmte, ausgearbeitet werden können, wie dieß aus einer genauern Angabe der einzelnen Abschnitte selbst deutlich hervorgehen wird. Das Büchlein zerfällt nämlich in folgende 13 Abschnitte: 1. Lage und Grenzen im Allgemeinen. Der Flächeninhalt, mit Einschluß des vormahls Schwedischen Finnlands, wird auf mehr als 338,489 Quadratmeilen geschätzt. 2. Gebirgsketten. 3. Steppen. 4. Seen. 5. Vornehmste Flüsse. 6. Canäle. 7. Mineralwasser. 8. Klima. 9. Cultur des Bodens und seine Producte. 10. Bevölkerung. Unser Verf. setzt sie auf etwa 40 Millionen Menschen. 11. Gewichte, Maße und Münzen. 12. Bewaffnete Macht. Nach einem hinzugefügten Etat bestand die Armee im J. 1804 aus 493,959 Mann; seit der Zeit ist sie, wie unser Verf. anführt, auf 612,703 Mann vermehrt. Nach den neuesten Angaben haben bekanntlich öffentliche Blätter den Bestand der Russ. Landmacht, mit Einschluß der neu errichteten Reserve-Armeen, über 800,000 Mann, wahrscheinlich übertrieben hoch angezettelt. 13. Eintheilung des Russ. Reichs, und kurze Beschreibung seiner einzelnen Provinzen; bekanntlich gegenwärtig 50 Gouvernements und verschiedene noch nicht als solche organisirte Provinzen. Aus dieser kurzen Inhaltsanzeige geht schon von selbst die Zweckmäßigkeit dieser Schrift hervor, welche zugleich von dem wissenschaftlichen Sinne des Verf., der sich so gut mit dem Berufe des Kriegers verträgt, einen schönen Beweis gibt.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 3. August 1812.

Berlin.

*Cichhorn*

In Commission der Nicolai'schen Buchhandlung:  
Denkwürdigkeiten von Asien in Künsten und Wis-  
senschaften, Sitten, Gebräuchen und Alterthümern,  
Religion und Regierungsverfassung, aus Hand-  
schriften und eigenen Erfahrungen gesammelt von  
Heinr. Friedr. von Diez. Erster Theil. Auf  
eigene Kosten. 1811. 314 S. in Octav.

Eine merkwürdige Sammlung vermischter Auf-  
sätze und Uebersetzungen aus dem Fache der Morgen-  
ländischen Litteratur, von der wir eine lange unun-  
terbrochene Fortsetzung hoffen dürfen. Es ist nicht  
von Forschungen die Rede, welche erst angestellt  
werden sollen, sondern von bereits vollendeten, von  
der bloßen Bekanntmachung einer großen Menge  
von Ausarbeitungen, welche schon seit Jahren  
zum Drucke fertig lagen. Da der Stoff dazu  
nicht aus gedruckten Büchern genommen, sondern  
aus mehr denn 800 Handschriften, worunter über  
400 in Arabischer, Persischer, Türkischer, Tataris-  
cher, Mongolischer, Schigataischer, Koptischer,  
Syrischer und Aethiopischer Sprache geschrieben

3 (5)

sind, in dem Laufe von 27 Jahren gesammelt, erwogen und geordnet worden ist: Welch einer Bereicherung unserer noch immer sehr mangelhaften Kenntnisse von Asien dürfen wir, sogar aus unserm Vaterlande, entgegen sehen, aus dem man es bey der Armuth seiner reichsten öffentlichen Bibliotheken an bedeutenden Morgenländischen Manuscripten am wenigsten hätte erwarten mögen! Desto mehr Ehre und Preis dem Manne, der alles zugleich ist, Sammler, Ordner und Verarbeiter eines solchen Manuscriptenschatzes, und nun auch Beförderer zum Druck auf eigene Kosten.

Wie bey den vor kurzem von uns angezeigten Uebersetzungen berühmter Morgenländischer Schriften, so sicht auch in dieser Sammlung die Rücksicht auf das Moralisches hervor. Gleich die ersten Numern zeugen davon. I. Betrachtungen über des Propheten Ausspruch: "wer sich selbst erkennt, der erkennt auch seinen Gott," und II. 400 Sprüche der vier ersten Chalifen, Abubecr, Omar, Osman und Aly, nach der Sammlung Mustafa's, des Sohnes Mohammed, aus Kastamuni (geb. A. Ehr. 1570), die er auf Verlangen des Großwesirs Mohammed Pascha zusammengetragen und mit einem Commentar begleitet hat. Die Sprüche selbst in Arabischer Sprache, der Commentar bloß in einer Deutschen Uebersetzung. Dieses Mahl die ersten 50; die Fortsetzung ist in den folgenden Theilen der Denkwürdigkeiten zu erwarten. Ob auch die bereits mehrmahls gedruckten Sentenzen Aly's nach Mustafa's Sammlung vollständig, oder nur mit Auswahl der noch nicht gedruckten, gegeben werden sollen, ist nicht ausdrücklich gesagt; wir vermuthen aber das erstere, weil der Commentar wenigstens bisher nicht bekannt war. Doch webt dieser, wie in solchen Fällen häufig geschieht, nicht

felten Ideen ein, die der Sentenz fremd sind. Der Setzer des Arabischen war in seinem Geschäfte noch nicht ganz geübt; daher die Wortabtheilung im Druck mehrmahls nicht genau ist; auch die Handschrift scheint nicht fehlerfrey zu seyn, da Nr. 2 ال for all, Nr. 6 اء for اءء u. s. w. steht. Zuweilen gehen die Fehler weiter, wie Nr. 10 und Nr. 29. الحزق (Nr. 5) würden wir lieber von Ungeduld, als von Traurigkeit; غيبة الاهداء (Nr. 28) lieber vom Trug des Heidenthums, als vom Hochmuth der Unwissenheit, nehmen u. s. w.

III. Die Herrschaft der Liebe, aus dem Persischen Dichter Dschami, im Original, mit einer Deutschen Uebersetzung. Die Liebe, im mystischen Sinn, wird gepriesen. IV. Beschreibung eines Seeatlases von 25 geschriebenen Türkischen Karten, mit Erklärungen in Türkischer Sprache: eine große Seltenheit! Die Türken bedienen sich, der Regel nach, Europäischer Karten; hier und da findet man wohl eine von Türken selbst gezeichnete Seekarte: es ist aber zu zweifeln, ob noch ein anderes Exemplar eines solchen Seeatlases vorhanden ist. Er stammt aus den Zeiten her, da die Türken die erste Seemacht in Europa waren; nach der Beschreibung, die sein unbekannter Verfasser von Rhodus gibt, hat er im J. 1521 daran gearbeitet. Astronomische Kenntnisse sind nicht dabey gebraucht; die Karten sind nicht mit Länge- und Breitemerkungen versehen; auch ist bey keiner Karte ein Maßstab verzeichnet, wornach man die Entfernung der Dörter messen könnte. Dagegen ist die Zahl der Meilen, welche die Dörter von einander scheiden, angegeben. Nach allen Umständen war der Verfasser ein erfahrener Seemann, der seine eigenen Erforschungen in die Karten eingetragen hat; wahrscheinlich hat er den Atlas

nach seiner Vollendung Soliman I. überreicht; wahrscheinlich ist er im Gebrauch der Sultane gewesen, bis ihn Abdul Hamid, nebst andern Zeichnungen, seinen Weibern zum Zeitvertreib ins Harem gegeben hat. Als sie nach seinem Tode das Harem räumen mußten, und alles, was in ihren Händen war, zu Geld machten, veräußerten sie auch diesen Seeatlas. Um ihn dem gänzlichen Untergange zu entreißen, kaufte ihn der Hr. v. Diez während seines sechsjährigen Aufenthalts zu Constantinopel. V. **Kühnliche Denkmähler der Jonier.** Es sind Lebensumstände der Griechischen Philosophen nach den Sagen, die von ihnen im Morgenlande im Umlauf sind, und einzelne, meist moralische, Aussprüche, die aus der frühern Beschäftigung der Araber mit Werken Griechischer Philosophen nach Uebersetzungen übrig geblieben sind. Die Namen der Philosophen sind zum Theil entstellter, als bey andern Arabischen Schriftstellern, und wohl nur Fehler der Handschrift, aus welcher dieser Abschnitt genommen ist, die sich leicht durch Aenderung einzelner Consonanten heben lassen. Abulfaradsch kann dabey zum Hülfsmittel dienen, so wie er wieder aus diesem Abschnitt Erläuterung erhalten kann. VI. Unter der Aufschrift: **Landesgebräuche,** werden zwey Inventarien der Verlassenschaft von zwey berühmten Großwesiren, von Rustem Pascha (unter Soliman I.), und von Sinan Pascha (unter Mohammed III.), gegeben, mit erläuternden Anmerkungen und Betrachtungen über die Art der Aufnahme solcher Inventarien und ihres Inhalts. VII. Zu Prediger II, 1. Aus dem Buche Rabus (dessen Uebersetzung wir neulich angezeigt haben) wird erwiesen, daß unter den Arabern das Sprichwort üblich ist: "thue Gutes, wirf das Brot ins Wasser, eines Tages wirds dir vergolten

werden," welches schon der Prediger in der angeführten Stelle als Ermahnung zur Wohlthätigkeit braucht. Die Türken haben daselbe Sprichwort, mit einer kleinen Abänderung: "thue Gutes, wirf das Brot ins Wasser; wenn es der Fisch nicht weiß, so weiß es doch der Schöpfer." VIII. Unter der Aufschrift: **Kriegskunst**, wird Nachricht von der Arabischen Uebersetzung oder vielmehr Umarbeitung der *Tactica*, welche Griechen und Morgenländer dem Aristoteles beylegen, gegeben. Eine Türkische Umarbeitung ist in des Verf. Händen. Man darf nicht etwa hoffen, den Griechen aus den Morgenländern wieder herzustellen. Es ist alles den Griechen Eigenthümliche weggelassen, und Vieles nach der Denkart und den Gebräuchen der Morgenländer zugesetzt: der ganze Griechische Character ist vermischt, wie sich aus der mitgetheilten vollständigen Uebersetzung des Türkischen Aufsatzes ergibt.

**IX. Sprichwörter**, aus dem Tatarisch-Türkischen übersezt. Die Sprache ist für Sprachforscher besonders merkwürdig: sie ist voll Altatarischer Wörter, welche nicht nur in dem heutigen Türkischen außer Umlauf gekommen, sondern die sich selbst in Schriften nicht mehr finden, welche der Entsehung der Osmanischen Dynastie gleichzeitig sind.

**X. Dynastie der Kainiten vor der Sündfluth**, mit einer vorausgeschickten Bestreitung derer, welche in der ältesten Menschengeschichte nichts als Sagen finden. Es werden darin Sagen mit Erdichtungen für gleichbedeutend genommen; und es mag seyn, daß Manche, welche die älteste Menschengeschichte bestreiten, beide gleich gelten. Der Fall ist aber bey denen nicht, welche Sagen aus ganz verschiedenen Quellen ableiten, und ihnen daher auch eine sehr verschiedene Natur beylegen. Von Erdichtungen ist bey diesen nur selten die Rede, sondern von dem,

was der Verf. selbst im Folgenden zugibt, von Unrichtigkeiten, welche Zeit, Uebergang von einem Mund in den andern, auch wohl von einer Sprache in die andere, Mangelhaftigkeit des Gedächtnisses u. s. w. herbeigeführt haben; daß daher nicht das Einzelne, sondern bloß das Haupt-Factum, richtig seyn kann. Es paßt daher gegen diese Beurtheiler der Sagen Geschichte nicht, was der Verf. zur Rectification der Nachrichten von der Dynastie der Raiten bey den Morgenländern sagt: "Araber und andere Asiatische Völker, welche sich nie zum Judenthum oder Christenthum bekannten, hätten nie die geringste Ursache gehabt, Dinge jener Art zu erdichten" u. s. w. Die Kenntniß jener Arabischen Sagen kann (den geringen Werth, den ihre späte Aufzeichnung ihnen gibt, abgerechnet) bloß dazu nützlich seyn, wozu wir die Sagen bey Sanchoniathon, Verofus und Manethon auch nur brauchen können (wenn wir critisch verfahren wollen), zur Auffassung allgemeiner Ideen; das Einzelne muß man auf sich beruhen lassen. XI. Gesetzfragen, aus dem Türkischen: ein kurzer Inbegriff der Mohammedanischen Religion, oder eine Sammlung der Fragen, welche ein Imam studirt haben muß, der als Vorbeter der Gemeine in einer Moschee angestellt werden will. XII. Selim I., als Dichter und Mann von Geist, als Regent und Mensch, theils aus Latifi, theils aus einem Zeitgenossen, der Anekdoten von ihm, bis auf sein Todtenbett, gesammelt hat. Sie stellen den Sultan in seinen häuslichen und freundschaftlichen Verhältnissen dar, wo er milder und freundlicher erscheint, als in unsern Geschichtsbüchern, die ihn bloß als rauhen Krieger schildern. XIII. Die Stufen des menschlichen Alters, aus dem Türkischen; zur Vergleichung mit ähnlichen Vorstellungen anderer Morgen- und Abendländischer Dichter brauchbar.



XIV. Was ist der Mensch? ein Türkisches Gedicht: über menschliche Gebrechlichkeit und Schwäche durch alle Lebensalter, über die Verkehrtheit der Urtheile über Menschen und ihr Benehmen u. s. w. Wie der Verf. diesen ersten Theil seiner Denkwürdigkeiten mit moralischen Betrachtungen angefangen hat, so endet er ihn auch.

Wir schließen mit einem Wunsch. So wenig wir den Werth der Arabischen Sagen über die ältere Welt- und Menschengeschichte verkennen, oder ihrer Bekanntmachung allen Nutzen absprechen; so dünkt er uns doch viel geringer, als der Werth ihrer Nachrichten vom Asiatischen Mittelalter. Wir sind nicht in Abrede, daß in jenen Sagen einzelne Goldkörner unter vielem Schlamm die Zeit überlebt haben, die verdienen, aufgesucht, ausgewaschen und gereinigt zu werden. Es mag auch seyn, daß wir uns in dem iren, worin wir von dem gelehrten und scharfsinnigen Verf. verschieden denken: wenn wir weniger Werth auf die Sagen des Morgenlandes legen, mögen sie die älteste und ältere Welt, oder Griechenland, oder Europa überhaupt betreffen; oder wenn wir zweifeln, daß die gefunden moralischen Ideen gerade ihren Ursprung aus der Ueberlieferung von Abraham haben u. s. w. Aber denken wir an die Resultate, welche die Forschungen des Verf. über das königliche Buch, und das Buch Kabus gegeben haben, wie an die Geschichte von Dilem, die in letzterem enthalten ist; so glauben wir doch, die Gelehrsamkeit überhaupt, und das Geschichtsstudium und die Erdbeschreibung insbesondere, würden noch mehr gewinnen, wenn es ihm gefällig wäre, mehr das Mittelalter zum Gegenstande seiner Bearbeitung aus dem Reichthume der Quellen zu machen, in deren Besitz ihn ein günstiges Geschick und seine Liebe zu echter Gelehrsamkeit gebracht hat.

1240 G. g. A. 124. St., den 3. Aug. 1812.

Bouterwek

Paris.

Ben Renard und Michaud: Histoire de la littérature espagnole, traduite de l'Allemand de Mr. Bouterwek etc. par le traducteur des lettres de Jean Muller. 1812. Tome I. 387 S. Tome II. 278 Seiten in groß Octav.

Wir glauben diese Französische Uebersetzung einer Abtheilung von unserm Prof. Bouterwek Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit als einen Beweis der Aufmerksamkeit anzeigen zu dürfen, die man in Frankreich den Bemühungen Deutscher Gelehrten immer mehr gönnen zu wollen scheint. Der ungenannte Uebersetzer scheint mit Liebe zur Sache die Arbeit übernommen zu haben. Ungenannt hat auch der vom Uebersetzer verschiedene Herausgeber bleiben wollen, der die Uebersetzung mit einer lesenswerthen gelehrten Vorrede von 55 S. ausgestattet hat. Nach seiner Versicherung gibt es in Französ. Sprache noch kein Buch, aus dem man die Spanische Litteratur auch nur einiger Maßen genau, oder gründlich, kennen lernen könnte. Die Uebersetzung ist im Ganzen treu. Hier und da hat sich die Originalschrift einige kleine Umänderungen gefallen lassen müssen, um nicht durch Aeußerungen, die den Grundsätzen der Französ. Critik nicht ganz angemessen sind, Anstoß zu geben, oder die Leser gegen das Buch einzunehmen. Wer könnte einen solchen Liebesdienst, der einem Buche erwiesen wird, unter gewissen Umständen mißbilligen? Die von Bouterwek angeführten Beispiele aus den Spanischen Dichtern u. geistreichen Schriftstellern sind zugleich mit in das Französische übersetzt. Dadurch hat das Buch für Französ. Leser noch gewonnen. Als Anhang ist ein kleiner Aufsatz von J. J. Engel, überschrieben: **Der Traum des Las Casas**, in der Uebersetzung mitgetheilt, oder gleich mit der Geschichte der Span. Poesie und Beredsamkeit in gar keiner Verbindung steht.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1812.

Göttingen.

*Hausmann*

Am 11. Julius hielt die königl. Societät ihre Versammlung (es war die letzte, in welcher unser vereinigter Heyne, als perpetueller Secretär, Vorträge that). Zu der darin zu haltenden Vorlesung kamen noch die Ankündigung sowohl der Beantwortung der für den Julius aufgestellten öconomischen Preisaufgabe, als auch die Preisfragen für die folgende Zeit hinzu.

Die Vorlesung hielt unser Professor Blumenbach: de anomalis et vitiosis quibusdam nilus formativi aberrationibus, von welcher der Inhalt zunächst in diesen Blättern bekannt gemacht, auch Nachricht von einigen andern der Societät vorgelegten wissenschaftlichen Gegenständen gegeben werden soll; von den Preisaufgaben aber wollen wir sogleich einen ausführlichen Bericht ertheilen.

Die bereits für den Julius 1810 aufgegeben öconomische Frage:

Welche Wirkungen auf die Beschaffenheit und Menge des Honigs und Wachses hat man bisher von der Verschiedenheit der Pflanz

H (6)

zen, des Clima und der Witterung sicher bemerkt?

war, da sie damahls nicht genügend beantwortet worden, für den Julius 1812 aufs neue aufgegeben. Es leuchtet ein, daß der Wunsch der Societät dahin ging, eine, wo möglich durch eigne sorgfältige Beobachtungen vermehrte, Sammlung der in den verschiedenen Gegenden über den Einfluß der Pflanzen, des Clima und der Witterung auf die Qualität und Quantität des Honigs und Wachses gemachten zuverlässigen Erfahrungen, nebst den aus der Zusammenstellung derselben durch richtige Schlüsse gezogenen Resultaten zu erhalten. Bis zum gesetzmäßigen Termine waren zwey Schriften eingelaufen; die erste mit dem Motto: *Siccine terricolis mellificatis apes!* die zweyte, mit dem Denkspruche: *Concordia res parvae crescunt;* aber beide entsprachen, leider! eben so wenig, als die früher eingegangenen, den Absichten der Aufgabe. Die erstere hat unter allen eingesandten Abhandlungen den wenigsten Werth; sie ist sehr kurz, und enthält über den Gegenstand der Preisfrage weder etwas Neues, noch Befriedigendes. Die zweyte Schrift widmet der Aufgabe größere Aufmerksamkeit. Die Beantwortung ist in zwey Hauptabschnitte getheilt, von denen der erste von der verschiedenen Beschaffenheit des Honigs und Wachses, der zweyte von dem Einflusse der Pflanzen, des Clima und der Witterung auf die Menge des Honigs und Wachses handelt. Diesem ist dann noch eine starke Zugabe beygefügt, nämlich die Beantwortung der Frage: "wie man mit vielem Vortheile die Bienen-Cultur erheben, und sich eine Menge Honig und Wachs verschaffen könne?" Was nun den ersten Abschnitt betrifft, so enthält er hauptsächlich nur einige Notizen über die verschie-

dene Beschaffenheit des Honigs und Wachses, wobei auch Einiges von dem hergebracht wird, was frühere Schriftsteller darüber gesagt haben. Dieses ist aber sehr unvollständig, und in dem, was über die Verschiedenheiten des Honigs und Wachses gesagt worden, ist viel Unbestimmtes, so wie auch eine Berücksichtigung des chemischen Verhaltens, welches doch vielleicht einigen Aufschluß geben könnte, ganz vermisst wird. Besonders ist aber zu tadeln, daß der eigentliche Gegenstand der Frage, die Wirkung der Pflanzen, des Clima und der Witterung auf die Beschaffenheit des Honigs und Wachses, nur unvollkommen beseitigt ist, dagegen aber manche Bemerkungen über die Oeconomie der Bienen mitgetheilt sind, welche nicht gefordert wurden.

Erst nach dem bekannten gesetzmäßigen Termine sind noch zwei Abhandlungen über obige Preisfrage eingegangen; eine mit dem Motto: *videamus quid humeri valeant*; und eine andere mit dem Wahlsprüche: **Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln?** Der erstern von diesen hat die königl. Societät vor allen früher und später eingelaufenen Concurrenz-Schriften den Vorzug zuerkannt, obgleich auch sie keinesweges den Gegenstand erschöpft, und Vieles zu wünschen übrig läßt, was hätte geleistet werden können, und was die Aufgabe zu leisten verlangte. Sie zeichnet sich aus durch gute Ordnung, Bündigkeit und Correctheit des Vortrages, und verräth einen Verfasser, der mit guten Kenntnissen von der Bienenzucht auch andere wissenschaftliche Einsichten verbindet. Dagegen aber läßt sie nicht allein eine vollständige Benutzung der von Andern über den betreffenden Gegenstand angestellten zuverlässigen Beobachtungen, so wie eine sorgfältige

Vergleichung und Ermägung der verschiedenen Einflüsse, welche in verschiedenen Gegenden Pflanzen, Clima und Witterung auf Honig- und Wachsbildung äußern, vermiffen; sondern sie enthält auch manche theoretische Behauptungen, welche nicht hinlänglich durch Erfahrung und Versuche belegt sind. Schon aus diesen Gründen allein würde daher jene Abhandlung keine Ansprüche auf die Anerkennung des Preises haben können, selbst wenn sie zum gesetzmäßigen Termine eingelaufen wäre. Die königl. Societät ergreift aber gern diese Gelegenheit, den Verfasser aufzumuntern, die von ihm aufgestellte Theorie durch fortgesetzte genaue Beobachtungen und Versuche weiter zu prüfen; mit den anzustellenden eignen Beobachtungen die von Andern in andern Gegenden gesammelten zu vergleichen, um dann vielleicht in der Folge einmal die daraus gezogenen Resultate in einer mehr gereiften Arbeit dem Publicum mitzutheilen.

Von dem Vielen, was sich gegen einzelne, in jener Abhandlung enthaltene, Bemerkungen und Behauptungen sagen ließe, heben wir hier, um den Verfasser darauf aufmerksam zu machen, nur Folgendes aus. Wenn der Verf. die Winterrübsaat gegen die Sommerrübsaat in Ansehung der Nahrung für die Bienen so sehr zurücksetzt, so widerspricht diesem die Erfahrung, welche man im Großen darüber gemacht hat. — Daß die Bienen auf dem Klee keinen Honig sammeln können, muß nur von dem gemeinen Klee (*Trifolium pratense*) verstanden werden. Die Esparcette (*Hedysarum onobrychis*) ist gewiß eines der nahrhaftesten Bienenkräuter. Der Einfluß des gemeinen Heidekrautes (*Erica vulgaris*), dieser wichtigen Bienenpflanze, von welchem der Verfasser nichts sagt, hätte besonders berücksichtigt zu wer-

den verdient. — Der Verfasser meint, daß der Honig in seiner Beschaffenheit verschieden seyn müsse, je nachdem bey den Pflanzen die Aussonderung des vegetabilischen Schleims des Zuckers und des eigenthümlichen flüchtigen balsamischen Princips verschieden sey. Sollte aber wohl dieß letztere mit eingefogen werden? Wenn es der Fall wäre, so würde es sich bey dem Honig durch den Geruch verrathen, welches man aber nicht findet. — Die Theorie macht es allerdings wahrscheinlich, daß die Bienen bey kalter Witterung wenig oder gar kein Wachs ausschwißen können; dennoch bauen sie aber im Frühjahr so stark, wie die Erfahrung lehrt. — Der Verfasser behauptet, daß nach der von ihm aufgestellten Theorie eine Verschiedenheit des Wachses sich nicht wohl denken lasse; daß man bey den genauesten chemischen Untersuchungen keinen Unterschied unter dem von verschiedenen Pflanzen hervorgebrachten Wachse entdecken würde. Wo ist dieses aber durch chemische Untersuchungen des Wachses, gegen die Versicherung der Wachsbleicher, daß das Wachs große Verschiedenheiten zeige, bewiesen? Wo ist, wie der Verfasser ferner zur Unterstützung seiner Hypothese behauptet, durch Versuche dargethan, daß der Blumenstaub in Rücksicht seiner Bestandtheile keine bedeutende Verschiedenheiten zeige, sondern sich bey verschiedenen Pflanzen größten Theils nur durch die Farbe unterscheide? Der Verfasser, welcher, nach seiner Anführung, sich mit dem Studium der Chemie beschäftigt, würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er durch eine Reihe sorgfältiger Versuche jene noch sehr im Dunkel liegenden Gegenstände in ein helleres Licht zu stellen sich bemühen wollte. —

Die zweite noch nach dem gesetzmäßigen Termine eingelaufene Abhandlung mit dem Motto: **Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln?** entspricht den Absichten der Preisfrage nur sehr unvollkommen.

Folgende öconomische Preisfragen sind für die künftigen Termine theils schon früher, theils jetzt neu, aufgegeben.

Für den November 1812:

**Wie können die Nachteile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gilden entstehen, verhütet oder vermindert werden?**  
(f. Göt. gel. Anz. 1811 S. 1868).

Für den Julius 1813:

**Welches sind die sichersten Mittel, den Rübsamen (*Brassica napus silvestris* und *Brassica campestris*) auf den Aeckern wider die schädlichen Insecten zu sichern?**  
(f. Göt. gel. Anz. 1809 S. 1807, 1810 S. 1122, 1811 S. 1868).

Für den November 1813:

Da die geringen Linnen, welche aus Niedersachsen auswärts hauptsächlich doch nur in den Handel kommen, schon seit vielen Jahren in einem so niedrigen Preise gestanden haben, so wünscht man eine, so viel möglich, auf Erfahrung gegründete Untersuchung, was der Producent der ersten Materie, der Versarbeiter jeder Art, und der Kaufmann daran wirklich verdient haben, um darnach beurtheilen zu können, ob dieser Zweig der National-Production mit wahrem Vortheile für die Nation verbunden, oder nur ein Mittel geworden ist, eine



gewisse Summe Geldes aus dem Auslande zu ziehen.

Dieser Untersuchung bittet man die Betrachtung hinzu zu fügen, was in dem Falle, da der auswärts gehende Linnenhandel aufgehören müßte, die daraus entstehende Verminderung des Flachsbauens und der Flachsarbeit aller Art für den Ackerbau und die ländliche Industrie für Folgen haben würde, und wie diese Lücken am zweckmäßigsten wieder auszufüllen wären.

(f. Gött. gel. Anz. 1811 S. 1868, 1869 u. 1953).

Für den Julius 1814:

Welches sind in gebirgigen Gegenden die zweckmäßigsten Vorrichtungen, das Abfließen der Aecker bey Regengüssen zu verhüten, ohne in den Grabenbetten, bey starkem Falle der Graben, das Ausreißen des Bodens zu sehr zu befördern?

Für den November 1814:

Man verlangt die Theorie der Viehmästung überhaupt, mit der Anwendung auf die Mästung des eßbaren vierfüßigen Hausviehes insbesondere.

Der auf jede dieser Preisfragen ausgelegte Preis ist von 139 Franken 56 Centimen als Werth von zwölf Ducaten, und der gesetzliche Termin zur Concurrenz das Ende des Mayes und des Septembers jedes Jahres.

Paris.

*Richter*

Observations, faites à l'Hôpital militaire de Strasbourg sur la maladie dite *Fièvre des Hôpitaux*, par M. *Majuyer*, Prof. à la Faculté de Médecine de Strasbourg etc. 1811. Octav 109 Seiten.

Die Krankheit, von welcher der Verf. unter dem Nahmen Hospitalfieber handelt, ist der Typhus des Hrn. Hildebrand, eine eigene Krankheit, die von einem eignen thierischen Gifte entsteht, das sich im menschlichen Körper erzeugt, jedoch auch durch Ansteckung Andern mitgetheilt werden kann. Der Vf. hatte im Hospitale zu Strassburg häufige Gelegenheiten, diese Krankheit zu sehen, und behandelte sie mit einem so glücklichen Erfolge, daß er von 63 Kranken nur drey verlor. Seine Behandlungsart ist folgende. Entkräftung und heftige Kopfschmerzen sind die beständigern Zufälle dieses Fiebers. Die übrigen variiren sehr. Zuweilen ist der Zustand des Kranken anfangs inflammatorisch, in welchem Falle der Vf. antiphlogistische Mittel, vorzüglich Cremor tartari und Salpeter, auch wohl ein Aderlaß, jedoch mit Behutsamkeit, verordnet. Gegen den vierten Tag, wenn kein Durchfall da und die Zunge feucht ist, gibt er ein Brechmittel; wenn die Zunge und Haut trocken ist, und der Kopf mehr eingenommen wird, gibt er den Mindererschen Geist, Morgens und Abends zu einer halben Unze, und legt Blasenpflaster auf die Waden. Dieß sind seine zwey Hauptmittel, jedoch dürfen die Blasenpflaster nicht eitern. Bleiben die Zufälle bis zum achten Tage heftig, so gibt er vom Mindererschen Spiritus Morgens und Abends eine Unze, und legt Blasenpflaster auf den Nacken. Selten widersteht die Krankheit dieser Behandlung. Ist nun die Zunge feucht, so gibt er ein gelindes Purgirmittel. Uebrigens sind Käucherungen mit oxydirter Salzsäure von großem Nutzen. (Dieß ist in der Hauptsache dieselbe Behandlungsart, die auch Hr. Hildebrand empfiehlt; nur wäre zu wünschen, daß der Vf. die Indicationen zum Gebrauch dieser verschiedenen kühlenden, excitirenden und ausleerenden Mittel genauer bestimmt hätte.)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 8. August 1812.

Göttingen.

*Eichhorn*

Am Morgen des 23. Julius hat unsere Universität durch den Tod ihres ältesten Lehrers, des um seine Wissenschaft unsterblich verdienten August Gottlieb Richter's, ordentl. Professors der Medicin und Chirurgie, einen empfindlichen Verlust erlitten. Er starb in seinem 71<sup>ten</sup> Lebensjahre. Was er durch seine vortrefflichen Lehrgaben 46 Jahre über der Universität war, ist in und außer Deutschland durch die große Menge von Schülern, die er zu practischen Aerzten und Wundärzten gebildet hat, allgemein bekannt; und wenn sich einst bey den folgenden Geschlechtern die Kenntniß dieser seiner ausgezeichneten, seltenen Seite nach und nach im Dunkel der Vergangenheit wird verloren haben, so wird doch bey der spätern Nachwelt noch sein Gedächtniß als Vater der Chirurgie in Deutschland, und als wahres practisches Genie in der Medicin, durch seine classischen Schriften unvergänglich dauern.

Paris.

*Langer*

Bey Colas 1811: Eloge historique de Jean Gensfleisch, dit Gutenberg, premier inventeur

B (6)

de l'art typographique à Mayence, par M. F. Née de la Rochelle, Juge de paix à la Charité sur Loire. VIII u. 158 S. gr. Octav. Mit dem von Coucté, dem Sohne, wenigstens sauber gestochenen Bildnisse Guttenberg's.

Daß Hr. Née de la R. ehemals Buchhändler in Paris gewesen, gibt sein Werkchen zwar nirgend bestimmt an, sondern im Eingange wird bloß erwähnt, daß die Bücherliebe des Verf. auch den Wohlstand desselben befördert habe, ist aber durch mehrere unter eben diesem Vor- und Zunahmen seiner Zeit erschienene Verlagsartikel hinlänglich bekannt. Durch allerhand historische Compilationen und ins Fach der Bücherkunde einschlagende Beyträge hatte Hr. Née auch als Schriftsteller sich versucht, weshalb auf seine eignen Landsleute, und wem diese nicht zur Hand sind, auf unsers Ersch France littéraire und deren Supplemente zu verweisen ist. Wie er indeß nach allem, was von Oberlin, Fischer, Daunou, Janssen und Lambinet, auch seit zehn Jahren nur, über Guttenberg und seine Druckversuche bereits mitgetheilt worden, noch auf den Einfall gerieth, sich an eben diesen Gegenstand zu wagen, ohne, was wohl zu merken, durch die mindeste neue Aufklärung oder Entdeckung dazu veranlaßt zu seyn, ließe sich schwer genug errathen, gäbe seine Vorrede nicht hierüber einige Auskunft.

Außer andern zur Verherrlichung ihres Mitbürgers vor mehreren Jahren schon von der guten Stadt Mainz beschlossenen weitgreifenden Anstalten, hatte solche auch auf Lobschriften Preise gesetzt. Aus Dankbarkeit gegen eine Erfindung, die für ihn selbst so ersprießlich geworden, mißcht Hr. N. sich gleichfalls unter die Bewerber, sandte die von ihm gefertigte Denkschrift früher noch, als verlangt worden, ein, hat aber so wenig, als Rec., von wirklich er-

folgter Preisvertheilung seitdem das geringste zu hören bekommen: so daß es mit diesen Mainzer Vorkehrungen keine günstigere Bewandniß zu haben scheint, als mit denen der Stadt Haerlem, welche bekantlich zu Ehren ihres Lorenz Coster neue und sehr dringende Aufforderungen zu besserer Begründung des Factums an kunstverständige Gelehrte des Vaterlandes ebenfalls hat ergehen lassen, ohne daß hierüber etwas den unparteyischen Geschichtsforscher Befriedigendes, bis jetzt wenigstens, zum Vorschein kommen will. Die Schwierigkeit stecke, wo sie will: Hr. N. wollte seine Abhandlung doch nicht vergeblich eingesandt haben, durchsah die Abschrift daher von neuem, und da er wahrnahm, daß, um über Guttenberg's Erfindungsantheil bestimmter urtheilen zu können, noch weit mehr Druckerstlinge, als bisher von ihm geschehen, untersucht werden müßten, so ward von ihm eine Reise nach Paris benützt (wie lange sein dasiger Aufenthalt gedauert, ist nicht erwähnt), um in der auch an Druckseltenheiten dieser Art nunmehr so reich gewordenen Kaiserstadt das Versäumte nachzuhohlen.

Die in drey Abschnitte gebrachte Denkschrift hat es in dem ersten, zum Glück nur 18 S. füllenden, hauptsächlich mit dem Lobe der Kunst zu thun. Freylich sehr oft schon wiederholte Dinge, die jedoch auch hier sich nicht unangenehm lesen lassen, weil Manches darunter immer noch neue Nebensichten erlaubt. Auf die Schattenseite seines Gegenstandes hat jedoch auch Er keinen Blick geworfen, so wie auf die Frage: was aus der längst schon unübersehbar gewordenen Bücherfluth endlich entstehen wird und muß? Der zweyte, bis S. 98 reichende, Abschnitt enthält, was über G's. Leben und Schicksale aus bereits bekannten Quellen sich schöpfen ließ. Lateinisch scheint Hr. N. so viel, als hierzu nöthig war, zu ver-

stehen, nicht aber Deutsch. Schon ein schlimmer Umstand! und ein eben so bedenklicher, daß er sogar Fischer's schon 1802 erschienenen und noch dazu Französisch geschriebenen Versuch über G's. Leben sich nicht verschaffen konnte!! Wesentliches ließ sich jedoch eben nicht vermessen, und aus den Unter- oder Nachschriften Joh. Schoiffer's, Fusi's Enkel, worauf man bisher weniger Rücksicht genommen, hat er zu Ehren seines Helden Manches bemerklich zu machen gewußt, das weiterer Untersuchung gar nicht unwerth ist. Wie lange G's. Aufenthalt zu Straßburg gedauert haben könne, wird von ihm genau erörtert, und bey aller seiner Vorliebe für G., als den er überall zum schon vollständigen Buchdrucker erheben, Schoiffer's Erfindungsantheil aber nur in Nebendinge beschränken will, ist er doch noch so billig, aus dem zu Straßburg 1439 abgehaltenen berühmten Verhör noch nicht geradezu schließen zu wollen, daß G. bereits damals bewegliche Lettern, gleichviel, aus welchem Material, mit einigem Erfolge gebraucht gehabt. Wozu aber die gleichfalls vorgefundne Presse sodann nutzen sollen, ist doch auch schwer zu begreifen; denn zu bloß xylographischen Abdrucken war der damals übliche Keiber schon hinreichend. Hätte Schoiffer's Erfindungsgeist, was Hr. N. ganz unberührt läßt, auch den Parzivalschnitt nur hervorgebracht, als der bekanntlich der neuen Kunst erst die Krone aufsetzte, so bliebe der Ruhm eines Miterfinders diesem noch immer vollkommen gesichert.

Im dritten Abschnitte — wo es, wie sich erwarten ließ, nicht ohne Wiederholung des bereits Erzählten abließ — wird bis S. 148 von größern und kleinern Druckstücken gehandelt, die aus G's. Officin vor und nach seinem Tode erschienen seyn sollen, deren hier 16 aufgeführt werden. Nur einige davon hat Hr. N. selber gesehen, und da bekanntlich kein einziges

den Nahmen des Künstlers anzeigt, auch mehrere darunter mit ganz andern Typen als denen des Catholicon von 1460 sich gedruckt finden, so bleibt die Sache so ungewiß, wie vorher, und was Hr. N. darüber bloß nurh mast von der Beschaffenheit, daß solches zu widerlegen, oder auch nur zu erzählen, es hier gänzlich an Raum gebracht. Daß alles, was Trittenheim aus Schoiffer's eignem Munde über die Druckerfindung gehört haben will, unglücklicher Weise aber 30 Jahre früher, als er es niederzuschreiben Anlaß fand, zu Aufhellung derselben bey weitem nicht hinreiche, ist, leider! mehr als zu gewiß; eben so gewiß aber auch, daß die Hypothesen dieses neuesten Lobredners G's. uns gleichfalls nicht weiter gebracht haben. Da Hr. N. einen nur kleinen Theil der frühesten Druckerzeugnisse aus eigener Ansicht kennt, von dem mit Schoiffer's Unterschrift versehenen und mit den Typen der 42zeiligen Latein. Bibel gedruckten Donat noch gar nichts weiß, den Teuerdank noch immer für Holzschnitt, den so merkwürdigen Albr. Pfister aber für bloßen Formschneider hält, und was dergl. mehr ist: so ergibt sich hieraus allein schon, daß es dem übrigens bescheidenen und fleißigen Manne doch in vielen Stücken an gehöriger Umsicht und Erfahrung noch gefehlt habe, so gut ihm seine Buchhändlerkenntnisse auch in anderm Betracht mögen zu statten gekommen seyn. Die benutzten Hülfsmittel werden überall genau genug von ihm angegeben, theils in der Vobschrift selbst, theils in der von S. 149 bis Ende beygefügtten umständlichern Nachweisung; und wenn man z. B. unser Deutsches Kloster Hirschau auch mehrmahls in Hirsauge umgewandelt findet, die Bibliothek des Stiftes Rebdorf in einem Mr. Rebdorf, oder der längst verstorbene Leipziger Buchdrucker Breitkopf als noch lebend in Berlin gesucht wird, so sind seine eignen Landesleute an dergleichen Versehen Schuld, als die mit dem übeln Bey-

spiel ihm häufig vorangegangen waren. Mit Einem Worte, wer von der Druckerfindung noch gar nichts weiß, würde nicht wohl thun, mit vorliegendem, ob schon correct und sauber gedruckten, Werkchen seine Belehrung anzufangen; da hingegen der mit diesem Gegenstande schon Vertrautere doch allerhand darin antreffen wird, das ihn für ein paar darauf verwandte Stunden schadlos halten dürfte. Wenigstens unterscheidet es sich sehr zu seinem Vortheil von dem gleichfalls über Druckgeschichte aus der Feder eines Pariser Buchdruckers gekommenen und im 205. Stücke des Jahrganges 1810 unserer Anzeigen beurtheilten ganz werthlosen Nachwerke.

*usmann* Heidelberg.

Von Mohr und Zimmer: Geist der englischen Manufakturen. Ein Wort an die Deutschen um ihre Manufakturen jetzt möglichst zu beleben und zu vervollkommen, mit Zergliederung der Mittel, welche zu diesem Zweck führen können. Von Johann Heinrich Moritz Poppe, Prof. der Mathematik und Physik am großherzogl. Gymnasio zu Frankfurth am Main u. s. w. 1812. 50 S. in Octav.

Der Flor der Fabriken und Manufacturen eines Staats ist von so unendlich vielen und mannigfaltigen, inneren und äußeren, Verhältnissen desselben abhängig, wird durch das Zusammentreffen und Ineinandergreifen so unendlich vieler Umstände bewirkt und modificirt, welche in der natürlichen Beschaffenheit des Landes, in dem physischen und moralischen Zustande der Bewohner, in dem Zustande ihrer übrigen Gewerbe, in den Absichten der Regierung, und den Mitteln, deren sie sich zur Erreichung derselben bedient, in den Verhältnissen des einen Staats zu andern Staaten u. s. w. liegen, daß nothwendig die genaueste und umfassendste Kennt-



nif und Erwägung aller dieser Umstände dazu gehört, um richtig und mit Nutzen sagen zu können, wodurch Fabriken und Manufacturen in jenem Staate blühen, und was zu thun ist, um Fabriken und Manufacturen in diesem Staate, in welchem sie nicht in dem Grade blühen, zu heben und jenen ähnlich zu machen. Daß es übrigens Kurzsichtigkeit verrathen würde, wenn man die Vorzüglichkeit einer Fabrik nach der großen Stück- oder Centnerzahl eines Products, welches sie in einem gewissen Zeitraume erzeugt, oder nach dem Besitze gewisser einzelner Hand- und Kunstgriffe allein schätzen wollte, versteht sich von selbst.

Der Inbegriff der Eigenthümlichkeiten, welche die Fabriken und Manufacturen eines Staats characterisiren, das Product aller auf den Zustand der Manufacturen und Fabriken eines Staats einwirkenden Umstände, scheint dasjenige zu seyn, was Hr. Prof. Poppe in vorliegender Schrift "Geist der Manufacturen" nennt; — ein ungewöhnlicher und, wie es uns scheint, nicht ganz passender Ausdruck, den der Verf. nicht weiter erläutert. Auf eine kurze Einleitung folgt: **I. Größe und Trefflichkeit der Englischen Manufacturen.** S. 2 . . . 39. Hier werden die Englischen Fabricate aufgeführt, welche bisher die Englischen Manufacturen in vorzüglicherer Güte lieferten, als die Deutschen; es werden dann und wann Notizen über die colossale Größe Englischer Manufacturen beigebracht, und kurze Beschreibungen von einigen Maschinen, Verfahrensarten, Kunst- und Handgriffen geliefert, die in Englischen Manufacturen üblich sind, und welche bey uns Nachahmung verdienen, wodurch, wie nicht erinnert zu werden braucht, der Verfasser nur aufmerksam machen,

nicht aber in den Vortheilen der Englischen Fabricanten seine Landsleute unterrichten wollte, wozu bloße Beschreibungen, selbst wenn sie ausführlicher und genauer als die hier gelieferten sind, doch nur sehr unvollkommen dienen können. Dazu kommt dann noch, daß wir bis jetzt von einem großen Theile der Maschinen, Verfahrensarten und Kunstgriffe, welche für manche der Englischen Fabricanten reichste Quelle des Erwerbes geworden sind, kaum mehr als die Rahmen kennen.

Der zweyte Abschnitt obiger Schrift enthält auf 11 S. die Angabe der Mittel, die Deutschen Manufacturen zu demselben Flor zu bringen, wie die Englischen. — Wir sind darin mit dem Verf. vollkommen einverstanden, daß Bildung im Allgemeinen, und nahmentlich besonders rationelle Kenntnisse der Gewerbe, von günstigster Einwirkung auf die Verbesserung derselben seyn können. Ob aber technologische Lehranstalten, Lehrvorträge über allgemeine Technologie, Geschichte der Erfindungen u. s. w., etwa nach den Methoden, welchen unser Verf. in seinem Lehrbuche der allgemeinen Technologie und in seiner Geschichte der Technologie gefolgt ist, je den großen Einfluß auf die Vervollkommnung der Manufacturen und Fabriken haben werden, welchen Hr. Prof. Poppe davon zu erwarten scheint, möchten wir doch bezweifeln.

Der Fleiß in der Benützung der wichtigsten Hülfsmittel und im Sammeln einzelner Notizen, den sämtliche Werke des Hrn. Prof. Poppe bemerken lassen, ist auch in der vorliegenden kleinen Schrift, die gewiß Manchem angenehm seyn wird, der mit dem Zustande der Englischen Manufacturen noch unbekannt ist, nicht zu verkennen.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 8. August 1812.

Göttingen. *Gauß*

Im 67. St. dieser Blätter ist bereits die erste Auffindung der Pallas in diesem Jahre und die schöne Uebereinstimmung ihrer Stellung mit der nach der Störungstheorie berechneten Ephemeride angezeigt. Die Anzahl der seitdem auf der hiesigen Sternwarte angestellten Beobachtungen ist nur klein, und besonders verstattete um die Zeit der Opposition ungünstiges Wetter, Mondschein und der hohe, für das Local unbequeme, Stand des Planeten nur eine einzige. Die sämmtlichen in diesem Jahre vom Prof. Gauß auf unserer Sternwarte gemachten Beobachtungen sind folgende:

	1812	Mittl. Z.	Gerade Aufst.	Nördl. Abw.
April 9.	11 <sup>h</sup> 32' 27"	269° 5' 58" 4	16° 38' 0"	
May 2.	10 36 6	268 42 5,3	21 4 31,7	
— 4.	10 44 44	268 31 38,0	21 25 4,3	
Jun. 7.	11 13 51	262 50 51,1	25 2 56,6	

Bei der letzten Beobachtung hatte der Planet die zehnte Größe.

Prof. Gauß hatte mehrere seiner auswärtigen astronomischen Freunde, denen bessere Hülfsmittel

zu Gebote stehen, zur Beobachtung der Pallas um die Zeit der Opposition eingeladen: den bereits eingegangenen Nachrichten zufolge ist dieß indes weder auf der kaiserl. Sternwarte in Paris, noch in Marseille und Berlin geglückt: man darf sich darüber nicht wundern, da der dieß Jahr so lichtschwache Planet an den fixen Instrumenten kaum die geringste Beleuchtung verträgt. Bloß Hr. **Burckhardt** war so glücklich, auf der Sternwarte der Militärschule in Paris folgende Meridian-Beobachtungen zu erhalten:

	1812	Mittl. Z.	Gerade Aufst.	Nördl. Abw.
Jun. 5.	12 <sup>h</sup> 35' 57" 4	263° 15' 24" 0	24° 58' 28" 5	
6.	12 33 10,5	263 2 35	25 0 30	
8.	12 21 37,0	262 37 6,5	25 3 57,7	
11.	12 7 15,7	261 58 37,8	25 6 29,3	

Prof. **Gauß** übergab diese Beobachtungen Hrn. **Nicolai**, um daraus die Opposition zu berechnen. Sein Resultat ist folgendes:

Opposition der Pallas	1812 Jun. 10. 3 <sup>h</sup> 2'
48" mittl. Z. im Meridian von Göttingen	
Wahre Länge . . . . .	259° 27' 51" 7
Wahre geocentrische Breite	48 16 26,1 N.

Dieß ist nunmehr die achte beobachtete Opposition der Pallas seit ihrer Entdeckung. Von der vor einem Jahre von Hrn. **Nicolai** im voraus geführten Rechnung weicht das Resultat um 29 Min. in der Zeit, 1 Min. in der Länge, und 10 Sec. in der Breite ab (s. Götting. gel. Anz. 1811 S. 1292). Prof. **Gauß** glaubt in diesen, obwohl geringen, Unterschieden schon ganz sicher den Einfluß der bisher noch nicht untersuchten Störungen durch den Saturn und Mars zu erkennen: zur Berechnung der erstern sind bereits alle Einleitungen getroffen, und wir werden davon zu seiner Zeit umständlicher

Rechenschaft geben. Einstweilen hat Prof. Gauß untersucht, wie genau die sämtlichen acht bisher beobachteten Oppositionen sich noch darstellen lassen, wenn bloß die Störungen durch den Jupiter in Betracht gezogen werden. Das Resultat ist, daß man, um die möglichste Uebereinstimmung zu erhalten, die Epoche der mittlern Länge am

10. Jun. 1812 um . . . . .	— 26" 95
die tägliche mittlere Bewegung um	— 0" 01225
den Logarithm der halben Ape um	+ 0,0000046
die Länge des Perihels um . . . . .	— 18" 84
den Excentricitätswinkel um . . . . .	— 3" 92
die Länge des Knoten um . . . . .	+ 0" 80
die Neigung der Bahn um . . . . .	— 1" 21

ändern müsse. Die Uebereinstimmung der beobachteten und berechneten Opposition ist dann folgende:

Opposition	Unterschied in	
	mittlere Länge	heliocentr. Breite
1803	+ 6" 4	— 2" 8
1804	— 10,9	— 9,7
1805	— 13,8	— 0,7
1807	+ 10,2	— 5,8
1808	+ 19,1	+ 11,7
1809	+ 16,1	— 1,5
1811	+ 14,2	— 9,5
1812	— 22,3	+ 6,1

Die neunte Opposition wird, nach Hrn. Nicolai's Rechnung, eintreten 1813 Aug. 18. 9<sup>h</sup>, in 325° 24' Länge, 24° 37' N. geocentr. Breite.

Nürnberg. *Lactorius*

Von J. E. Schrag: Handels- und Finanz-Pandora der neuesten Zeit, von Georgius, 1810. S. VI und 350 in Octav.

Hey eben demselben: Geschichts-, Finanz- und Handels-Ansichten, von Georgius. Erstes Bändchen S. IV und 144. Zweytes Bändchen S. 187 in Octav.

Indem wir früher (Jahrg. 1811 S. 618 f.) ein anderes Werk desselben Verfassers über den Adel in diesen Blättern anzeigten, versprachen wir, zu einer andern Zeit der damahls bereits erschienenen Pandora zu gedenken; zufällig hat sich diese Anzeige verspätet; nun verbinden wir damit die Nachricht von einer andern Schrift desselben Verfassers, welche uns während der Zeit zugekommen ist. Wir finden denselben, früher bemerkten, Character auch hier vorherrschend; dasselbe Haschen nach Witz; dieselbe Ironie, von der man oft nicht weiß, wo sie anfängt, noch wo sie aufhört, und bey vieler Verschrobenheit dennoch Beweise, daß er Besseres leisten könnte. Jene, uns nicht zusagende, Manier hat sich der Verfasser, wie wir jetzt gewahr werden, nun bereits seit vielen Jahren so zu eigen gemacht, daß ihn weder die freundschaftliche Warnung, noch der geäußerte Widerwille eines grämlichen Recensenten davon abbringen werden. Durch das Beharren bey dieser Manier schadet er aber sich und seinen Schriften offenbar am meisten; man wird vom Lesen abgeschreckt, man wird schwindelich, man fragt sich am Ende, was er denn eigentlich wolle, und findet bey der Antwort auf die Frage sich in nicht geringer Verlegenheit. Dieß alles sagen wir sine ira et studio, quorum causas procul habemus: denn wir kennen den Verfasser so wenig, daß wir nicht einmahl mit Gewißheit sagen können, ob der Nahme, welcher auf dem Titel steht, ein wirklicher oder ein fingirter sey. Wer aber einen Wanderer auf einem Irrwege erblickt, der deu-

tet ihm billig den rechten an; folgt er nicht, ist ihm der Irrweg in seinen Phantasien gemüthlicher, wie man jetzt sagt, so ist dieß seine Sache.

Die Geschichts-, Finanz- und Handelsansichten enthalten fünf Abhandlungen: Parallelismus der Kreuzzüge, der Reformation und Revolution; Fragmente aus der Geschichte des Deutschen Niederlags- und Stapelrechts; Einleitung zur Geschichte des Europäischen Gleichgewichts; Bericht von den Deutschen Ehren-Medailen, und endlich von der Littauischen Sprache. Die drey ersten Aufsätze sind bereits vor elf Jahren in bekannten Zeitschriften erschienen, weshalb wir sie übergehen können. Die Abhandlung über die Ehren-Medailen enthält zum Theil viel gesuchten Witz und schwerfälligen Scherz. Ein Urtheil über den Aufsatz, die Littauische Sprache betreffend, müssen wir Andern überlassen; frey von der dem Verf. eigenthümlichen Spielerey scheint er auch nicht. Wir wenden uns zum andern und größern Werke.

Die Handels- und Finanz-Pandora zerfällt in zwey Abtheilungen, welche Handels-Summarien (S. 1 . . . 94), und Finanz-Summarien (S. 95 . . . 350) überschrieben sind. In der ersten Abtheilung wird von der Störung des Verkehrs und deren Folgen gesprochen, welche Störung durch die von England und Frankreich ergriffenen Maßregeln herbey geführt wurde, besonders in so fern sie im Jahre 1809 Statt fand. — Jedes Kauffahrteyschiff ist dem Verf. ein Haus, welches zu dem Lande gehört, dessen Bürger es ausrüsteten und bemanneten. Er hält dafür, daß die Störung des Seehandels, während eines Seekriegs, vorzüglich daher komme, weil es noch Niemanden eingefallen sey, den Landkrieg mit dem Seekriege zu vergleichen. Bey dem erstern sey bereits längst unter

den civilisirten Völkern die Schonung des Privat-Eigenthums eingeführt, die Plünderung untersagt oder sehr beschränkt, indem statt ihrer Kriegs-Contributionen und andere geregelte Lasten eingeführt worden seyen; daselbe müsse auch zur See gelten. Eben aus diesem Grunde will ihm das Princip: Frey Schiff, frey Gut, oder die neutrale Flagge deckt Schiff und Ladung, nur als halbes Recht, oder als verschleiertes Unrecht, erscheinen, während der sel. Väsch nicht einmahl dieses Grundsatzes Ausführbarkeit bey den einmahl gegebenen Verhältnissen der Völker, der Seemächte und der Art, wie die Seekriege geführt werden, für möglich hielt, wiewohl er sie als Hamburger von Herzen wünschen mußte. Unser Verf. ist weit kühner in seinen Ideen. Daß indeß Niemand vor ihm an eine Vergleichung des Land- und Seekrieges gedacht habe, können wir nicht zugeben; unter andern war, um anderer zu geschweigen, in der National-Versammlung die Rede davon, als man die Raperen abgeschafft wissen wollte. Aber wenn man sich die Frage aufwirft, woher es komme, daß die civilisirten Völker so verschieden in Hinsicht auf das Privat-Eigenthum bey einem Land- und einem Seekriege verfahren: so ergibt sich bald, daß die Vergleichung nicht ganz paßt. Der freye feindliche Seehandel gibt dem Feinde ganz andere Mittel, den Seekrieg mit Glück ferner zu führen, als der geschützte Landhandel bey einem Landkriege. Aus den Fuhrleuten z. B. wird man selten oder nie Krieger bilden, aber die geübten Matrosen auf den Kauffahrern können aufs trefflichste sogleich zur Bemannung der Kriegeschiffe gebraucht werden; mancher Kampf zur See würde bald ganz anders entschieden werden, wenn jener Grundsatz gälte, als jetzt möglich ist. So gibt



es viel Anderes, welches wir der Kürze wegen übergehen. — Nachher wird gezeigt, wie die Kaufleute, besonders in dem Jahre 1809, um den Beschränkungen des freyen Verkehrs zu entgehen, die seltsamsten und gesetzwidrigsten Mittel und Wege eingeschlagen haben, um den Handel fortzusetzen: dieß geschieht auf eine Weise, welche für mehrere Leser manches Neue enthält, für alle belehrend ist, wie denn der Verf. hier gute Kenntnisse zeigt. Dieß alles wird man gern lesen, und man würde es um so lieber lesen, wenn der Verf. nicht immer wieder in seine beliebte Manier verfiel, und z. B., indem er erzählt, wie, als für Schiffe und Frachtwagen keine Freyheit mehr war, Packträger entstanden seyen, welche sich durch die Douanen-Linien durchzuschleichen bemüht gewesen, Folgendes hinzusetzt: "Packträger, welche theils für Andere zu Lastträgern, theils zugleich für sich sowohl zu Speculanten, als für diese Speculanten zu Frachträgern wurden; so daß nun ihr Rücken freudig trug, was ihr Kopf begierig und anstellig erfunden hatte" u. s. w. Oder noch besser, wenn erwähnt wird, daß industriöse Nachbarn den verarmten Ländern bronzirte Zinnwaren, zugeführt hätten, in der Hoffnung, für die hübsche und wohlfeile Ware noch Abnehmer zu finden, es ferner also heißt: "Wie die Statue der Religion am Grabmahle des Papstes Pauls III. minder religiös als sinnlich vor einem Spanier umarmt und deßhalb bronzirt wurde" (Jean Paul's Dämmerungen S. 234): "so sollte durch bronzirtes Zinn der Luxus gleichsam religiös gemacht, und der niedrigen sinnlichen Werthschätzung des innern Gehalts seine vielfältigen Artikel ganz entzogen werden."

In der zweyten Abtheilung, Finanz-Summarien überschrieben, wird der schlechte Zustand der Finanzen der meisten Europäischen Staaten dargestellt; sie werden sämmtlich gemustert, auch der Nordamericanische Freystaat. Ganz deutlich hat uns aber der Zweck des Verf. nicht werden wollen. Es wird das Uebermaß der öffentlichen Papiere, die Begünstigung der einen vor den andern, gerügt, der Untergang den Staaten verkündigt, welche bey zerrütteten Finanzen und mangelndem Credit die Papiere vermehren, und diese Hülfe so lange benutzen, bis sie auch versagt; es wird die Oeffentlichkeit bey den Finanzen gefordert, eine gleiche Vertheilung der Lasten, die Cession der Domainen u. s. w. Daß man in diesem Allen meist dem Verf. beystimmen werde, ist nicht nöthig zu erwähnen. Wir sind aber in Verlegenheit, zu sagen, welche Hülfe sonst hier empfohlen werde. Gleich vorn wird das Britische und Französische Verfahren als Muster aufgestellt, welche beide doch schwer mit einander zu verbinden sind. Besonders scheint die Reduction von zwey Dritteln der Staatsschuld durch das Directorium unsers Verf. Beyfall zu haben, nebst der Einführung eines großen Schuldbuches; indeß wird auch Sachsen ehrenvoll erwähnt, welches jedoch keine solche Reduction der Schuld vorgenommen, welches keine Publicität der Finanzen kennt, wenigstens keine solche, wie sie in England und Frankreich üblich ist, welches keinen Britischen Tilgungs-Fonds besitzt, alle Neuerungen von sich gestoßen hat, und dessen Steuer-scheine und Schuldbriefe gleichwohl bisher so wenig unter dem Nennwerthe standen, als nicht leicht bey andern Papieren anderer Staaten der Fall war.

Die historische Entwicklung des Finanzzustandes so vieler Völker auf einem so engen Raum konnte nicht wohl anders, als unvollkommen ausfallen; bey vielen gehen uns auch die nöthigen Kenntnisse ab. Befriedigender würde jene ausgefallen seyn, wenn der Verfasser sich auf einige Staaten beschränkt hätte, von denen wir besser unterrichtet sind: denn offenbar wird hier nicht viel mehr, als ein Raisonnement über das gegeben, was eben die öffentlichen Blätter enthielten, dagegen denn ein nicht immer befriedigendes Raisonnement über die Finanzen selbst solcher Staaten vorkommt, von deren Zustande man gleichwohl nähere Kenntnisse hatte. Am meisten werden wohl die Leser durch das befriedigt werden, was über die Preussischen Papiere gesagt wird. — Der Verf. ist in den Curszetteln wohl bewandert: wir müssen aber doch dem Leser rathen, bey den historischen Angaben, die sonst vorkommen, mit Vorsicht zu Werke zu gehen. Der jetzige Britische Tilgungs-Fonds z. B. ist nicht im Jahre 1792 durch Pitt gestiftet, sondern damals nur vervollkommnet worden; wenn im letzten Wiener Frieden Oestreich sich verbindlich gemacht haben soll, alle die den Französischen Unterthanen, den Einwohnern des Königreichs Italien und denen des Großherzogthums Berg zustehenden Oestreichischen Papiere dem Nennwerthe gemäß einzulösen: so finden wir im Abdruck des Friedens im Moniteur nicht nur nichts der Art, denn es ist daselbst nur von den rückständigen jährlichen Zinsen die Rede; sondern Jedermann weiß es auch, daß bis jetzt nichts dem Aehnliches erfolgt ist, daß vielmehr Oestreich die Zinsen, seit der Zeit, auf die Hälfte herabgesetzt hat, welche nach dem Nennwerthe der Einlösungsschei-

ne, also mit noch weit größerem Verluste, ausbezahlt werden. Aber es wäre noch viel Anderes zu berichtigen, wenn hier dazu Raum wäre.

Was des Verfassers Theorie sonst betrifft, so scheint er der Meinung zu seyn, daß man aus dem Course der öffentlichen Papiere in jedem Lande den Wohlstand oder die zunehmende Armut des Volks abnehmen könne; zuweilen braucht er eben diese Ausdrücke, zuweilen sagt er, daß daraus die vermehrte oder verminderte circulirende Geldmasse ausgemittelt werden könne. Allein weder das eine, noch das andere kann, nach unserm Ermessen, daraus allein mit Sicherheit abgenommen werden. Uns hat erschienen, bey dem Verfasser wohne im Hintergrunde die irrige Vorstellung, daß der Reichthum eines Volks im baren Gelde bestehe. Das Sinken des Courses der öffentlichen Papiere kann, bey gleichem National-Reichthume und bey gleicher circulirenderbarer Geldmasse, einzig und allein aus der vermehrten Menge dieser Papiere, aus dem mangelnden öffentlichen Credite und aus andern Ursachen entstehen, so wie das Steigen der Papiere aus den entgegengesetzten Gründen und andern hervorgehen kann, welche unabhängig von dem Reichthume des Volks und der vermehrten oder verminderten circulirenden Geldmasse wirken können. Wäre das begründet, was unser Verfasser zu wollen scheint, so müßten die Sachsen das reichste Volk der Welt seyn, oder es müßte angenommen werden, daß bey ihnen die größte circulirende Geldmasse zu finden wäre: allein beides wird auch der größte Verehrer Sachsens nicht zu behaupten wagen. — Ferner wirft unser Verfasser alle öffentliche und Privat-Papiere in Eine Classe, und nennt sie

Papiergeld: dieß aber führt zu Verwirrungen und Irrthümern. Eigentliches Papiergeld, welches das Metallgeld in jeder Hinsicht ersetzen soll, welches vom Staate ausgegeben wird, dem Inhaber keine Zinsen abwirft, mit oder ohne erzwungenem Course, immer aber nur dann erst dem Inhaber von Nutzen seyn kann, wenn er es ausgibt, oder an Andere übergehen läßt; solches Papiergeld darf mit zinsentragenden Papieren nicht vermengt werden. Wenn aber ferner, wie hier geschieht, aus dem Course dieser verschiedenen Papiere, aus dem Course der verschiedenartigsten Staats-Schuldscheine, die nicht bloß wegen der Größe der versprochenen Zinsen, oder weil diese bezahlt oder nicht bezahlt werden, sondern wegen vieler andern begünstigenden oder nachtheiligen Bedingungen, welche ihnen einen so verschiedenartigen Werth geben, ein Mittel-Cours gezogen wird, so gestehen wir, nicht weiter folgen zu können, da offenbar falsche Prämissen der Berechnung zum Grunde liegen. So wird auch der Wechsel-Cours mit dem Course der Staatspapiere synonym gebraucht: dieß ist dem Sprachgebrauche zuwider. Vieles Andere wäre anzumerken, aber wir eilen zum Schlusse. Die Darstellung, die Manier, bleibt sich auch hier gleich. Ein Beyspiel mag genügen. Der Verfasser ist bemüht, die zweifelhafte Kunst der Franzosen in Calembourgs mit dem Deutschen Witzspiele einiger Neueren, welche alles als männlich und weiblich zu betrachten streben, also zu vereinigen: "Der Weltlauf" (la course) "hat nämlich einen weiblichen Character angenommen, und ist mit dem Wechsel-Cours" (le cours) "vermählt; des letztern gehorchende Frau ist jene Männinn, und an ihr ist der Fluch

der Bibel erfüllt worden: Dein Wille soll deinem Manne unterthan, und er soll dein Herr seyn.“ — Wir können versichern, daß bey den Franzosen dieser Calembourg kein Glück machen wird; bey uns hat er auch keins gemacht. Wir sind nicht so grämliche Pedanten, daß wir keinen Wiß vertragen könnten, der die Probe hält, und da angebracht wird, wo er hin gehört; wir lesen Swift, Sterne und Voltaire mit Freuden: aber wenn von zerrütteten Finanzen und dem Unglücke, welches daraus über die Welt kam, die Rede ist, so wird unser Gefühl empört, wenn man obendrein durch solche Witzgeleyen, und das ganze Buch ist voll davon, gequält wird.

*Dr. Meyer, Altdorf Leipzig.*

Ben Barth: Prophetæ minores. Annotatione perpetua illustravit *Ern. Frid. Car. Rosenmüller*, Ling. Arab. in acad. Lips. Prof. *Volumen primum. Hoseas et Joel.* 1812. 511 S. in gr. Octav. (Auch unter dem Titel: *E. F. C. Rosenmülleri scholia in Vetus Testamentum. Partis septimæ, Prophetas minores continentis, Volumen primum.*)

Wir dürfen die Manier des gelehrten Verf. in Ausarbeitung dieser Scholien als bekannt voraussetzen; und beschränken uns daher bloß auf eine Anzeige des Eigenthümlichen der mit diesem Bande beginnenden Bearbeitung der kleinen Propheten, von denen hier nur erst die zwey ersten erläutert sind. Zunächst müssen wir es als einen wesentlichen Vorzug dieser Arbeit vor der Bearbeitung des Ezechiel (vgl. G. g. A. 1811 St. 169) rühmen, daß der Hr. Prof. außer dem gewöhnlichen Elenchus interpretum erstlich noch ein kurzes Prooemium über die zwölf kleinen Propheten überhaupt und deren Sammlung, und darauf ein

Prooemium über jeden einzelnen Propheten voranschickt. Aus dem Prooemium über die 12 kleinen Propheten überhaupt, worin über die Sammlung derselben zu Einem Buche, oder das Zusammenschreiben derselben auf Eine Rolle, über das Zeitalter und die Reiche, denen sie angehörten, und über ihre verschiedene Anordnung im Hebräisch und Griechischen Codex einige Bemerkungen mitgetheilt sind, können wir allein die S. 7 angegebene chronologische Ordnung derselben ausheben. Jonas wird gesetzt ins Jahr vor Chr. Geb. 800; Joel ins Jahr 790; Amos 788; Hoseas 780; Micha 754; Nahum 750; Sefhanias 625; Habakuk 585; Obadias 582; Haggai 527; Sacharias 526; Maleachi 435; und es wird dabei bemerkt, daß Hoseas, obgleich jünger, als die drey zuerst genannten Propheten, wahrscheinlich deswegen den ersten Platz in dieser Sammlung erhalten habe, weil er unter allen kleinen Propheten am längsten sein Amt verwaltet hat. — Das Zeitalter des Hoseas, als eines Propheten, der, nach überwiegenden Gründen, im Reiche Israel gelebt, und gegen dasselbe vorzüglich seine Strafpredigten gerichtet hat, wird nach der Ueberschrift Kap. I, 1., wenn sie gleich nicht von dem Propheten selbst, sondern von einer spätern Hand herrühren möchte, also bestimmt, daß er in der Zeit, da Jeroboam II. in Israel, und Uffias in Juda gleichzeitig herrschten, aufgetreten ist, und bis zu Anfang der Regierung des Hiskias in Juda, also ungefähr 40 Jahre lang, geweissaget hat; womit auch der Inhalt seiner Orakel, die sich auf sehr unruhige Zeiten und eine ausgeartete Generation beziehen, und größten Theils auf das eilfsjährige Interregnum nach Jeroboam's II. Tode zu gehen scheinen, vollkommen zusammenstimmt.

Um dieß darzuthun, werden sowohl die Hauptbegebenheiten jener unruhigen Zeiten kürzlich dargestellt, als die ganz darauf passenden Züge der Ausartung der Priester, der Angesehenen, wie des Volks, so wie sich solche aus den Schilderungen des Propheten ergeben, gut zusammengestellt. Darauf werden, nach kurzer Bemerkung des schriftstellerischen Characters des Hosesas, welcher nach Hieronymus *commaticus, et quasi per sententias loquens* ist, zwey Haupttheile des Buches unterschieden, Kap. I. . . 3., und 4. . . 14. — Deym Joel wird die große Ungewißheit seiner Lebensumstände bemerkt, und bloß dieß als wahrscheinlich angegeben, daß er im Reiche Juda gelebt hat; und in Ansehung seines sehr ungewissen Zeitalters wird, nach Vitringa, dahin entschieden, daß er ein Zeitgenosse des Hosesas und Amos gewesen ist, und nach Wahrscheinlichkeit kurz vor dem Amos seine Orakel publicirt hat. Als Haupt-Argument derselben wird richtig die doppelte Landplage angegeben, die das Reich Juda betraf, Dürre und Heuschrecken, wodurch die Felder mehrere Jahre verwüßet wurden. Sein dichterischer Character wird trefflich dargestellt. Zu der sonst reichen Litteratur möchten wir nur noch hinzufügen: Joel, übersetzt und erklärt von G. Wiggers, Göttingen bey Schröder 1799, 101 S. gr. Octav, obgleich wir selbst gern zugeben, daß diese Arbeit nicht viel Eignes hat. —

In Ansehung der Interpretation dieser beiden Propheten selbst bedarf es bey einem so geübten Ausleger, als Hr. Rosenmüller ist, nicht erst der Versicherung, daß wir die nämliche Gründlichkeit, Unbefangeneit und ausgebreitete Gelehrsamkeit, wovon seine bisherigen Scholien zeugen, auch hier wieder gewahr werden. Doch bemerken wir auch hier wieder, daß der Verf., besonders bey schwierigen



gen Stellen, oft mehr die Erklärungen älterer oder neuerer Ausleger bloß sammelt und wörtlich excerpirt, als selbst entscheidet. Unter diesen ältern Auslegern behauptet wieder Hieronymus eine vorzügliche Stelle; so wie besonders bey dem **Hoseas** die aus der Lateinischen poetischen, in Hexametern abgefaßten, Metaphrase des **Conrad Nittershuus** (Amberg 1604, Octav) öfter bengebrachten Stellen dem Rec. bey der Lectüre dieses Commentars über einen, ungeachtet seiner mannigfaltigen Bilder, doch nicht selten ermüdenden und dennoch oft so wenig lehrreichen Propheten zur angenehmen Abwechslung gereicht haben. Wir können, nach dem Plane dieser Blätter, nur etwas Weniges auszeichnen. Bey der symbolischen Handlung, womit **Hoseas** Kap. 1. anhebt, beurtheilt Hr. K. die verschiedenen Meinungen der Ausleger darüber, und entscheidet zuletzt für die sehr wahrscheinliche Meinung, daß der Prophet hier die Sitten und die Schicksale des Israelitischen Volks durch eine allegorische Erzählung oder eine Parabel von der ehelichen Verbindung mit einer Huhlerinn darstellt. — Kap. 3, 5. zieht der Verfasser auf die Hoffnung eines Messias, im Jüdischen Sinn, aus dem Hause Davids; mit Recht, wie wir glauben, so fern der Messias und die Messianische Zeit ein Jüdisches Ideal war. — Als Beispiel einer sorgfamen Interpretation einer grammatisch-schwierigen Stelle müssen wir Kap. 4, 18., und als Beispiel einer vom Verfasser behutsam geübten Critik müssen wir 9, 1. anführen; nur vermiffen wir ungern bey der erstern Stelle zum Schluß eine kurze Uebersicht über den ganzen Sinn eines solchen, mühselig nach seinen einzelnen Bestandtheilen durchgearbeiteten, Verses. — Bey Kap. 13, 14. wird, mit Berufung

auf die unbefangene Ansicht Calvin's von dieser Stelle, erinnert, wie wenig es dem ganzen Context angemessen sey, hier *ex abrupto* eine Weissagung auf Christi Auferstehung anzunehmen, wenn gleich Paulus 1. Kor. 15, 54 f. zu seiner Argumentation von diesen Worten des Propheten Gebrauch macht. — Beym Joel verweisen wir auf die befriedigende Beweisführung des Verfassers zu Kap. 1, 4., daß hier von einer eigentlichen Heuschreckenverwüstung die Rede ist, und auf die genaue Erklärung der vier Hebräischen Wörter, wodurch vier verschiedene Species von Heuschrecken angezeiget werden. — Zu Kap. 3, 1 f., wo Hr. N. vorzüglich von dem bekannten Tychsenschen Programm (Göttingen 1788) Gebrauch macht, und hier die Hoffnung einer bessern Religiosität und Gotteskenntniß erblickt, bemerkt er bloß: wenn diese Hoffnung je erfüllt ist, so ist es durch das geschehen, was Apostelgesch. 2. erzählt wird, worauf Petrus B. 17 f. diese Stelle bezieht. Nur auf die Frage: ob diese Stelle bestimmt auf jene Zeiten hinsehen möchte, und ob dieß wahrscheinlich sey? hat er sich nicht eingelassen. — Zu Kap. 4, 2. wird der Name Thal Josaphat bloß als allegorischer Name genommen, für den Ort, wo Jehovah über die Feinde seines Volks Gericht halten wird. — In folgender Stelle S. 404 dieses Commentars ist Rec. geneigt, bloß einen Druckfehler anzunehmen: *Dixerat deus, se, quem olim iratus eis (Ephraimitis) dedisset regem, eundem ipsis incensus (?) ablaturum.* — Wir wünschen diesen lehrreichen Scholien über die kleinen Propheten einen baldigen Fortgang, und eine nicht zu starke Ausdehnung.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 10. August 1812.

Göttingen.

*Mayer*

Gegen Ende der Ostermesse ist von unserm Hrn. Prof. Mayer's Anfangsgründen der Naturlehre zum Behuf der Vorlesungen über die Experimentalphysik die dritte, vermehrte und verbesserte Auflage auf 581 Octavf. in der Dieterich'schen Buchhandlung erschienen. Seit der zweyten Auflage 1805 ist die Naturlehre mit höchst wichtigen Entdeckungen bereichert worden, wohin insbesondere die Metallisation der Alkalien und Erden, die merkwürdigen Versuche von Malus über die Polarität des Lichtes, und mehr andere erhebliche Berichtigungen und Erweiterungen der Naturlehre zu zählen sind. Ungeachtet jede Ueberladung eines Lehrbuchs der Uebersicht einer Wissenschaft, auf die hauptsächlich der Lehrvortrag gerichtet seyn muß, höchst nachtheilig ist, so war es doch nöthig, von den wichtigsten neuern Entdeckungen das Unentbehrlichste auszuheben, um dadurch den Zuhörer zu veranlassen, sich das weitere Detail aus den überall angeführten Abhandlungen über diese Gegenstände, zumahl aus den vortrefflichen Annalen der Physik des Hrn. Prof. Gilbert,

D (6)

näher bekannt zu machen. Hin und wieder war es nöthig, einige Paragraphen ganz umzuändern, und einiges Unerheblichere ist weggelassen worden, um Raum zu wichtigeren Einschaltungen zu gewinnen. Die Grenzen zwischen Mathematik, Chemie und der allgemeinen Naturlehre glaubt der Verf. in diesem Lehrbuche weit sorgfältiger beobachtet zu haben, als dieß in mehreren seitdem erschienenen, zum Theil ziemlich voluminösen, Lehrbüchern geschehen ist.

*Piehhorn*

Halle.

Bei Hendel: Bibliotheca Arabica. Auctam nunc atque integram edidit D. Christianus Fredericus de Schnurrer. 1811. 529 S. in Octav.

Ein musterhaftes litterarisches Werk aus dem Fache der Bücherkunde, erwachsen aus einer Sammlung von Dissertationen, die vom Jahre 1799 bis 1806 unter des Verfassers Vorsitz vertheidigt worden. Schon waren sechs Classen von Schriften, theils in Arabischer Sprache, theils über sie, geschrieben (die Classis grammatica, historica, poetica, christiana, biblica und koranica), litterarisch und critisch, in eben so vielen Streit-schriften beschrieben worden, als der Verfasser, zur Canzlerwürde seiner Universität berufen, sich der Gelegenheit beraubt sah, die letzte Classe, welche vermischten Inhalts ist, auf demselben Wege in das Publicum zu bringen. Er entschloß sich daher, die frühern Gelegenheitschriften zu Einem Ganzen zu vereinigen, und sie (wie hier geschehen ist) mit der noch rückständigen Abtheilung, der Classis varia, zu vermehren.

Bibliographische Werke erhalten dann nur Unvergänglichkeit, wenn ihre Verfasser mehr von der Autopsie, als von Gewährsmännern abhängen: im ersten Falle kann die Beschreibung eines jeden

Werkes kritisch - genau ausfallen; im andern müssen nur zu häufig Fehler nachgeschrieben werden. Mit seltenem Glücke hat der Verfasser das Meiste, was seit der Erfindung der Buchdruckerkunst Arabisch, und über die Arabische Sprache gedruckt worden, zusammengebracht: es ist die Ausbeute einer auf diesen Theil der Litteratur gerichteten aufmerksamen Sammlung von mehr als 40 Jahren. Die Drucke selbst sind daher größten Theils des Verfassers Quelle. So konnte das Meiste nach eigener Ansicht geordnet, jede frühe Nachricht mit den Büchern selbst verglichen, geprüft und berichtigt werden; die äußere Beschaffenheit eines Buchs, vollständiger Titel, Druckort, Jahrzahl, Format und Seitenzahl, Beschaffenheit des Drucks, Veranstalter und Beförderer desselben, — dieses und Aehnliches, was, besonders bey frühen, seltenen und streitigen Drucken, die Hauptsache in Bibliographien ist, konnte in dieser Arabischen Bibliothek mit großer Genauigkeit gegeben werden. Schon bey ihrer ersten Erscheinung in academischen Streitschriften konnte man ihr dieses Lob ertheilen; der Fleiß des Verfassers ist aber auch nachher bey dem bereits Gegebenen nicht stille gestanden; in dieser ihrer Sammlung sind viele Artikel mit Zusätzen, zuweilen von beträchtlichem Umfange, vermehrt, und durch sie sind die frühern Angaben entweder noch mehr bestätigt, oder nach neu gefundenen Notizen abgeändert worden. Die innere Beschaffenheit eines jeden Buches, der zweyte Theil solcher litterarischen Recensionen, ist, wo sie nöthig schien, hinter seiner äußern Geschichte nicht versäumt. Hier, wo sich zuweilen verschiedene Gesichtspuncte fassen lassen, möchte vielleicht der Leser von dem Urtheil des Verfassers manchmahl abfallen, und die recensirte Schrift mehr oder weniger in Anspruch nehmen. Bey

den älteren Schriften hatte die Zeit längst entschieden; bey den neueren aber, über die sich erst ein festes Urtheil bilden muß, war die Sache, wenn gleich nicht schwieriger, so doch, wegen der Reizbarkeit der Schriftsteller, bedenklicher. Ganz abfälligen Urtheilen wich zwar der Verfasser, wo es thunlich war, aus; wo es aber auch nicht umgangen werden konnte, ist es doch so milde ausgedruckt, daß es selbst den, der sich nicht dadurch getroffen fühlt, schwerlich beleidigen wird. Mit Verbeugungen werden nur wenige Schriftsteller begrüßt: doch wird auch der, dem diese Auszeichnung nicht widerfährt, nicht in Abrede seyn, daß solche Huldigungen wirklich ausgezeichneten Männern widerfahren sind. Besonders wird das Ausland zugestehen müssen, daß der Deutsche Litterator neidlos dessen Verdienste anerkennt, zu welchen ihm sein Reichthum an Hülfsmitteln zur Bearbeitung der Arabischen Litteratur, welcher Deutschland abgeht, verholpen hat.

Ueber einzelne Auslassungen rechten wir mit dem Verfasser nicht. Wer kann alles zusammenbringen? und selbst von dem Neuen und Neuesten übersieht man am leichtesten Etwas, weil man bey demselben, im Vertrauen auf sein Gedächtniß, am ersten unterläßt, den Titel einer Abhandlung oder größern Schrift auf der Stelle auf das Papier zu werfen. Und manche Auslassung ist vielleicht absichtlich, wie, um ein Beyspiel zu geben, vielleicht der Fall bey den Schriften war, welche Erläuterungen Arabischer Münzen und Inschriften geben. Genug, daß der Verfasser seine Notizen innerhalb der Grenzen, welche er sich steckte, einer Vollständigkeit sehr nahe gebracht hat.

Wir möchten vielmehr unsere Wünsche auf einen andern Punct richten. Möchte der Hr. v. Schnurrer nun, nachdem das Einzelne von ihm

so genau und vollständig dargestellt ist, seine Blicke vom Einzelnen auf das Ganze werfen, und den Gang, den das Studium der Arabischen Sprache und Litteratur unter den Europäern genommen hat, im Großen zeichnen: wie und unter welchen Umständen das Studium der Arabischen Sprache begonnen; mit welchen Hindernissen es lange gekämpft, wie es sie nach und nach besiegt hat; durch welche Förderungsmittel es sich allmählich gehoben; was es bereits geleistet hat, und was jetzt vor allem zu leisten wäre, um auch diesen Theil gelehrter Kenntnisse zu immer höherer Vollkommenheit zu bringen! Den größern Theil der Materialien zu einem solchen Gemälde hat der Verfasser bereits beisammen: es sind lauter einzelne Bemerkungen und Beobachtungen, die mit musivischer Kunst zusammengesetzt werden müßten: was noch sonst zu sammeln wäre, wie z. B. über die Arabischen Druckereyen, über Anstalten zur Beförderung und Belebung der Arabischen Studien in einzelnen Ländern, über den Einfluß, den Zeitumstände, Religionseifer und National-Bedürfnisse auf sie hatten: dieses und dem Aehnliches nachzuhohlen und in der Zusammenstellung zu beleben, könnte der Gelehrsamkeit, der Belesenheit und dem philosophischen Geiste des Verf. nicht schwer fallen. So wie jene Bibliothek das Werk Deutscher Unverdroffenheit und Genauigkeit ist, so würde diese Uebersicht ein Denkmahl des Deutschen Genies werden.

München. *Delius*

Bei Lindauer: Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik &c., herausgegeben von Lorenz Westenrieder, königl. Baierschem wirklichem geistlichen Rathe und Canonicus. Neunter Band. — Auch mit dem Titel: Neue

Beiträge 2c. Erster Band. 1812. VIII und 440 Seiten in Octav.

Aus Zufall ist, seit der Erscheinung des ersten Bandes (1789, 60. St.), die Anzeige dieser gehaltvollen und schätzbaren Sammlung (andern Gebieten möchten wir wohl ähnliche wünschen) in unsern Blättern unterblieben; die neue Folge erinnert uns auf eine angenehme Weise, wenigstens von jetzt an uns keine Versäumniß zu Schulden kommen zu lassen, indem sie zugleich des Bedürfnisses überhebt, das Ganze nach einer so glücklichen Dauer erst bekannt zu machen. Gemäß dem Zwecke dieser Blätter also eine kurze Inhaltsanzeige dieses neuen Bandes, und den Wunsch, der Herausgeber möge unverdroffen fortfahren, und von der neuen Reihe eben so viele, oder, wenn es des Rec. Neigung nachgeht, noch zahlreichere Bände erleben!

I. Denkschrift auf Johann Nepomuk Mederer (dessen Ingolstädtische Geschichte zuletzt Jahrg. 1809 S. 1417 dieser Blätter angezeigt ist), vom Herausgeber selbst: ein eben so verdienstliches als gerechtes Unternehmen, meist nach M's. eigenen Papieren und mit Benutzung seines litterarischen Nachlasses. Zweckmäßig ist der Auszug aus den letztern, oder den kleinen Gelegenheitschriften, die sich so leicht verlieren, und ein Mittel, bey beiden wenigstens die Ansichten und Meinungen eines gründlichen Geschichtsforschers zu erhalten. Der Herausgeber hat dabey vom Eigenen sehr Vieles hinzugehan, oft nur zu gegründet, oft eine nothwendige Opposition gegen die Grundsätze und Thaten einer verkehrten Zeit. Wenn Niemand spricht, wie soll sie denn nur einmahl zum Gefühl des Unrechts kommen, da es so versteckt in der Brust liegt! (wir nehmen die vortheilhafteste Deutung, daß man es nur mit Mühe wecken kann). Aber auf der andern Seite tritt er auch wieder über die Grenze des vorurtheilsfreyen



Geschichtschreibers hinaus, wie in dem Meisten, was über Jesuiten und Jesuitismus gesagt wird; Manches mag für den (einseitigen) Zweck gar wohl berechnet gewesen seyn: aber wie sieht es der Geschichtschreiber an, der das große Ganze im Auge hat? Von den Nebenblicken auf das so genannte Norddeutschland — die bücherschreibenden Länder (S. 329 vergl. S. 107) — schweigen wir; nach gerade wird die Sache zum Ekel; wir werfen jenen Schleier über den Ausfall auf den Wieland (S. 18), und machen lieber auf das abgewogene, und daher gerechte, Urtheil über Aventin aufmerksam, wo wir den Geschichtsforscher Baierns wiederfinden. Etwas weniger umständlich könnte die Denkschrift, der Stif gefeilter und etwas weniger gesucht seyn, wie z. B. der Eingang. M's. Bildniß ist eine passende Zugabe. II. Wo lag die aus dem Eugippius bekannte Hauptstadt (Noricums) Tiburnia? von Roman Zirngibl. Die bisherigen Gründe sind nochmahls zusammengestellt, und ebenfalls für Kärnthn gegen Regensburg entschieden. III. Ueber den Verfasser der Peutingerischen Tafel, von Sebast Hünthner aus Tegernsee. Ein Mönch Wernher zu Tegernsee († 1197), nicht, nach Mannert, der Annalist von Colmar, sey der Abschreiber des noch vorhandenen Exemplars: denn so sollen wir ihn doch wohl nennen? Daraus erklärt sich Manches, z. B. die spätern Zusätze, von denen zur Zeit der Anfertigung freylich nicht die Rede seyn konnte, aus denen man aber ein so sehr viel späteres Alter für den ersten Entwurf herleiten, und den Werth dieses ehrwürdigen Denkmahls herabwürdigen wollte. Darauf hat der Verf. keinen Bezug genommen. IV. Ueber die Traditiones und Codices traditionum Von Placidus Braun, ehemahl. Bened. zu St. Ulrich in Augsburg. V. St. Emmeranische Klosterrechnung von 1325 bis 1326, von R. Zirngibl. Der Anfang,

interessant genug, und verständlich durch die mühsamen Erläuterungen. Möchte nur der Verf. nicht das alte Manuscript so diplomatisch-ängstlich, d. h. mit den Abkürzungen des Schreibers jener Zeit, haben abdrucken lassen, die das Lesen so erstaunend erschweren, und nun doch eine Erklärung hier und da durchaus nothwendig machen! Es ist wahr, man fängt jetzt diese Art an, die Urkunden drucken zu lassen: aber es ist die schlechteste, weil sie gar keinen Nutzen gewährt, den Mangel des Originals gar nicht ersetzt, wenn Zweifel entstehen sollten, und weil man beim Abdruck die Worte der alten Schrift, nicht ihre Form, verlangt. VI. Historische Denkwürdigkeiten. Nur eine einzige, das Verzeichniß der auf der Ritter-academie zu Ettal gebildeten adligen Jünglinge. VII. Fortsetzung des im 8. Bande angefangenen Versuchs einer Geschichte der Baierschen Generation in Hinsicht auf Polizeyverfügungen. Schade, daß auch hier die reichlichen Auszüge in der alten Schreibart gegeben sind! auch bey unserer bessern und verständlichern Art bleibt aller Nutzen, wenn die Worte nur nicht vertauscht werden; auf diese Weise wird die Gemeinnützigkeit ganz verfehlt. Lob und Tadel von Nr. I. müßten wir hier wiederholen. Eben das gilt von Nr. VIII. Erinnerungen auf die Aeußerungen eines denkenden Mannes "über die Hindernisse der Baierschen Industrie und Bevölkerung" (in v. Zach's monathl. Corresp. 1802 St. 1); IX. von einigen Kennzeichen des verfallenden wissenschaftlichen Geschmacks, und X. über das unzeitige Beurtheilen junger Köpfe (soll heißen, über das zu frühzeitige Urtheil über die Fähigkeiten junger Köpfe), die sich noch spät entwickeln können, wovon mehrere Beispiele gegeben sind: ein Aufsatz, der hier doch eigentlich nicht an seiner Stelle ist.

Ὡς φραθή δέ μολοῦσα ποτί με γάρ λιφι ποιοίσι  
κεκλετο τὰ δ' ἄρ' ἰσσαν καταστυγέρας  
ἠδὲ σοὶ κῆρ' ἰοῦσα παρ' ἵστατο φωριαῶσιν <sup>νόθος ἀγῆ</sup>  
ἐνθ' ἑσάνοι πέπλοισι πλοῖοι κίλοισι ἐργαγύνας  
σιδονίων ἄστυος ἀλεξάνδρος θεοείδης



—

Sättinaiſche  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufſicht der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

---

129. Stück.

Den 13. Auguſt 1812.

---

Mailand. *Tychsen*

Dafelbſt hat Hr. Profeſſor Mai in der Ambroſia- niſchen Bibliothek eine ſehr alte und merkwürdige Handschrift der Iliade mit Uncialschrift und Miniaturen entdeckt, deren Beſchreibung wir, weil eine Ueberſetzung ſie, bey ihrer Kürze, nicht treu darſtellen möchte, mit ſeinen eignen Worten herſetzen: Liber membranaceus, foliis minoribus Ll. conſtans, quorum pars antica coloratam picturam exhibet, Iliacum aliquod facinus repraeſentans, poſtica vero bombycinis chartis obtegebatur, quae aliquot rhapsodiarum argumenta plerumque tamen ſcholia Homerica graeca continent. Es iſt die nähmliche Handschrift, die Montfaucon (Diar. ital. p. 17) ſo beſchreibt: Hiſtoria Iliados Homeri in codice membranaceo XI. Saeculi, ſoluta oratione graece ſcripta, cum tabellis miniatis geſta repraeſentantibus, indem er nicht bemerkte, daß hinter den Gemälden (auf der Rückſeite) Homerische Verſe ſtehen, die Papierblätter nicht vom Pergamen unterſchied, und die

S (6)

Scholien, mit untermischten Inhaltsanzeigen der Rhapsodien, für eine Iliade in Prosa hielt. (Es scheint, daß dem, der dieser Handschrift ihre neuere Gestalt gab, es bloß um die Gemähde zu thun war. Diese schnitt er aus dem alten Coder heraus, der dadurch ganz verstümmelt ward, und klebte sie auf große Papierbogen. So erhielt sich vom Text der alten Handschrift nur so viel, als auf der Rückseite der Gemähde stand; dieser ward aber durch das Aufleben unsichtbar, daher auch der sonst genaue Montfaucon nichts davon bemerkte.) Hr. Mai hat nun die Pergamenblätter des alten Coder von dem Papier getrennt, und ungefähr 800 Verse der Iliade mit bedeutenden Varianten herausgebracht, und wird diese Fragmente, die wahrscheinlich der ältesten noch vorhandenen Handschrift der Iliade angehörten, nach folgender Einrichtung herausgeben. Auf eine allgemeine Einleitung von der Geschichte und Beschaffenheit der Handschrift, dem Texte und dessen Lesarten, der Schrift ic., auch von den übrigen Handschriften des Homer auf der Ambrosianischen Bibliothek, werden die 52 Fragmente der Iliade (das 25<sup>te</sup> enthält nämlich zwey) in Kupfer gestochen, nebst genauen Umrissen der Miniaturen, folgen. Darauf critische Bemerkungen zu den einzelnen Fragmenten. Ferner eine Sammlung unedirter Scholien zur Ilias aus den Papierblättern dieser und aus andern Handschriften der Ambrosianischen Bibliothek; und zuletzt eine Sammlung von Varianten zum Homer aus eben diesen Handschriften. Eine Abhandlung über die Beschaffenheit, den Werth und das Alter der alten Miniaturen, von einem geschickten Mahler, wird den Beschluß des Ganzen machen.

Wir verdanken diese Nachricht der Mittheilung des Hrn. Gaetano Cattaneo, Conservatore des

Königl. Medaillen-Cabinets zu Mailand, der mit dem Hrn. Grafen v. Scropoli, Staatsrath und General-Director des öffentlichen Unterrichts im Königreiche Italien, eine gelehrte Reise durch Deutschland machte, und eine schriftliche Ankündigung des Hrn. Prof. Mai, nebst einem Facsimile eines Fragmentes bey sich führte, um sie unserm verehrigten Heyne vorzulegen. Ihm war es nicht vergönnt, einen Anblick zu genießen, der ihm gewiß Freude gemacht hätte. Wir glauben aber seinem Willen gemäß zu handeln, wenn wir diese interessante Entdeckung zur Kenntniß unserer Leser bringen, und zugleich einen Abdruck der uns mitgetheilten Probe der Handschrift beylegen. Sie enthält die Stelle Pl. 6, 285 flg., wo gleich B. 288 sehr merkwürdig ist: ἡ δ' εἰς οἶνον ἰσχυρὰ παριστα-  
το Φωριαυοισιν. der auch in den Villoisioschen Scholien mit der Bemerkung: ἐν ταῖς Ἀριστο-  
χοῦ Φερταῖ (so muß wohl gelesen werden für Φερσ καὶ) ἐρερωσ, angeführt wird. Die Hand-  
schrift enthielt also, wie auch aus andern Fragmenten erhellen soll, die Aristarchische Recension. Die-  
ser Umstand, so wie die paläographischen Gründe,  
scheinen ein Merkmal anzugeben, das auf das Va-  
terland der Handschrift hinweist. Doch darüber,  
so wie über das gewiß sehr hohe Alter derselben,  
würde man sich jetzt noch nicht äußern können, ohne  
den Untersuchungen des Hrn. Herausgebers vor-  
zugreifen.

### Kopenhagen.

*Heeren*

Populäre Aufsätze, das Griechische, Römi-  
sche und Nordische Alterthum betreffend, von  
M. Birger Thorlacius, ordentl. Professor der La-  
teinischen Sprache bey der Universität zu Kopen-

hagen. Aus dem Dänischen übersezt von L. C. Sander, Professor der Pädagogik daselbst. 1812. 360 Seiten in Octav. Diese Aufsätze wurden in Dänischer Sprache, die fünf ersten der Scandinavischen litterarischen Gesellschaft, der letzte der Academie der Wissenschaften in Kopenhagen, vorgelegt, und erscheinen hier gesammelt und übersezt. Schon der Titel "populäre Aufsätze" erregte unsere Aufmerksamkeit, da die antiquarischen Gegenstände entweder gar nicht auf diese Weise, oder auch, wenn es geschieht, leicht in einem verkehrten Sinne behandelt werden. Wir haben die gegenwärtigen mit wahren Vergnügen gelesen. Wenn das Prunkten mit Gelehrsamkeit und Citaten vermieden ist, so fanden wir darum nicht weniger gründliche Kenntniß und Behandlung. Dabey manche eigenthümliche Ansichten, die den denkenden Forscher bezeichnen. I. Ueber die Chorgesänge im Griechischen Lustspiele, geschrieven 1810. Der Verf. verwirft die Meinung, daß die (alte) Comödie ein Sprößling der Tragödie, oder doch jünger, als sie sey. In einem gewissen Sinne hat er Recht, denn ursprünglich war tragisches und comisches Drama bey den Griechen gar nicht so scharf geschieden, wie nachher, als das letztere seinen politischen Character annahm. Der Gegenstand ist zu umfassend, um in einer Recension davon zu sprechen. Wir wollen nur auf manche treffende Bemerkung über Aristophanes, über die äußere Einrichtung der Chöre, aufmerksam machen. Auch Uebersetzungen beträchtlicher Stellen sind eingerückt. II. Die Erzenen, oder von den Beytrags- und Unterstützungs-gesellschaften des griechischen Alterthums, geschrieven 1807. Untersuchungen, welche sich auf die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens bey



einer Nation beziehen, sind in unsern Augen von desto größerer Wichtigkeit, je mehr diese übersehen werden. Ein schöner Beytrag dazu ist diese Untersuchung über die Eranen. Der Verf. unterscheidet sogleich die öffentlichen, als einzelne Abtheilungen der Bürgerschaft, und die privaten. Nur von den letztern ist hier eigentlich die Rede. Der Name Erane galt von allen Verbindungen, deren Kosten durch gemeinschaftliche Beyträge bestritten wurden; mochten es Gastmähler, oder Verbindungen zu andern Zwecken, wie besonders zu gemeinschaftlicher Hülfleistung, seyn. Sie gehen schon, wie der Verf. zeigt, bis in die mythische Periode zurück. Sie wurden durch die Gesetzgeber, in Athen selbst durch Solon, autorisirt. So bildete sich hier, so wie in andern Griechischen Städten, eine Menge solcher Verbindungen, zum Theil bloße Clubs und Gesprächzirkel; über einen eignen Witzclub, den auch Philipp von Macedonien begünstigte, hat uns Athenäus Nachricht aufbewahrt. Solche Institute gedeihen freylich wohl nur, wo das gefellige Leben schon sehr ausgeartet ist. Aber ausgesöhnt wird man wieder mit den Athenern, wenn man die Beyspiele von so manchen Eranen zu edlen Zwecken liest, die der Verf. gesammelt hat, selbst zu der Ausführung einer wissenschaftlichen Reise, wie bey dem Eudorus. Zusammenschüsse der Art wurden gemacht, wenn Einer in Verlegenheit war, unter der Voraussetzung der Wiedererstattung, ohne daß doch ein strenges Recht dabey obgewaltet hätte. Es lagen also dabey moralische Ideen von Rechtlichkeit zum Grunde. Aus Demosthenes, aus Theophrast u. A. hat der Verf. Beweise dafür gesammelt. Daß solche Verbindungen auch politisch gemißbraucht werden konnten, sieht man leicht ein,

und wenn wir nicht irren (wir hätten gewünscht, der Verf. hätte diesen Punct berührt), geschah dieß bey dem Ende des Peloponnesischen Krieges durch die Spartaner. III. Bemerkungen über das Schicksal des Freundschaftsbegriffs bey den Griechen; als ein kleiner Beitrag zur Moralgeschichte dieser Nation. Verwandten Inhalts mit dem vorigen Aufsatz, und nicht weniger interessant. Das Moralistren (Besprechen moralischer Gegenstände) wird als ein eigenthümlicher Zug in dem Character der Griechen bemerkt. Wie viel Moralisches liegt nicht schon in ihren Mythen! Auch die Idee der Freundschaft erscheint hier schon ausgebildet und dargestellt. Welche Freundschaft in dem Heldenalter, die eines Hercules und Jolaus, Theseus und Pirithous, Achilles und Patroclus, Orestes und Pylades! Diese Ideale konnten nach den Heldenzeiten nicht dieselben bleiben; allein in den Werken der alten Moralisten, Gesetzgeber und Weisen, von Hesiodus und Eurcug an gerechnet, lebt allenthalben die Idee der Freundschaft. In die Untersuchung der Männerliebe der Griechen tiefer hineinzugehen, lag nicht in dem Plan des Verf. Er spricht zuletzt von den Symbolen der Freundschaft. Kommen nicht als solches (wenn wir uns recht erinnern) zwey in einander geschlagne Hände auf Münzen oder geschnittenen Steinen vor? IV. Von der Natur und den Absichten der Römischen Volksfeste. Zu leichterer Uebersicht theilt sie der Verf. in fünf Classen: Historische, symbolische, politische, ländliche und Freudenfeste. Natürlich laufen diese bey den einzelnen oft in einander. Die meisten dieser Feste waren sehr alt. Eben deswegen mußten sie auch wohl großen Theils ihren Sinn verlieren. Die

ländlichen Feste z. B., die eine so bedeutende Classe ausmachten, konnten sie in den glänzenden Zeiten der Republik oder gar der Monarchie das bleiben, was sie in denen eines Cincinnatus gewesen waren? Viel Schönes über diese Gegenstände wird der Verf. in Moriz Römischen Alterthümern finden. — Die beiden letzten Aufsätze beziehen sich auf das Nordische Alterthum: V. Bemerkungen über die noch jetzt in Dänemark befindlichen Hügel und Steinkreise des Heidenalters. Die Zahl dieser Denkmähler ist viel größer, als man vielleicht glaubt. Noch jetzt beläuft sie sich auf mehr als 3 oder 4000. Der Verf. gibt nur Nachrichten und Beschreibungen, ohne sich auf Erklärungen einzulassen, die so leicht zu Hypothesen führen können. Daher spricht er zuerst von ihrer äußern Gestalt, die bey einigen rund, bey andern länglicht ist; zuweilen mit einem hohen Rücken oder andern Spizen in der Mitte. Die letztern haben eine solche Länge, daß sie gemeinschaftliche Begräbnißplätze für Familien, Dörfer oder selbst Districte gewesen zu seyn scheinen. Aber nach Verhältniß ihrer Länge sind sie immer sehr schmal. Sie haben gewöhnlich eine einfache, auch wohl doppelte, Einfassung, meistens Eine bis drittelhalb Ellen hoch, als Verzierungen. Die vier Ecksteine sind die größten. Oben haben die Hügel gewöhnlich zwey, auch drey Abtheilungen, durch Steinbefriedigungen abge sondert, auch nicht selten Vertiefungen. Die meisten dieser Hügel finden sich auf Seeland, und im nördlichen Jütland, weniger auf Fühnen. Oft findet man mehrere derselben, ja wohl ganze Reihen. Das Innere dieser Hügel zeigt klar, daß es Begräbniße sind; aber auch, daß beide Arten, des Ver-

brennens, und des Beerdigens, Sitte waren. Sie enthalten Kammern, zu denen der Zugang an der Ostseite zu seyn pflegt. Man findet darin bald Gerippe, bald Urnen. Bewundernswürdig sind die Steinbaue, die man auf dem Rücken der Hügel antrifft. Wie es möglich gewesen ist, die gewaltigen Steine auf einander zu thürmen, ist schwer zu begreifen. Sie mögen zum Theil bloße Altäre, zum Theil aber auch Heiligthümer oder Tempel gewesen seyn. Die weitere Beschreibung muß man bey dem Verf. selber nachlesen. Er unterscheidet diese Steinbaue über der Erde von den Kammern unter der Erde. Aber oft sind solche Anlagen halb über, halb unter der Erde, und daher ist deren Bestimmung oft schwer. Zuletzt noch etwas über die Thingstädte oder Versammlungsörter. VI. Ueber die Zweykämpfe im heionischen Norden. Man unterschied drey Arten: Einwig (Einzekampf), wo Einer gegen Einen, ohne Beobachtung der Formalitäten, kämpfte; Solmgang (Kreis- oder Inselgang), wo ausdrücklich das Local, meist auf einer Insel, bestimmt war; und Kargang, oder Kampf in einem Fasse, in welches die Streiter hinabstiegen (wenn nicht das einzige, von dem Verf. bemerkte, Beyspiel dieser Art eine poetische Fiction ist). Den Forschern des Nordischen Alterthums empfehlen wir diese Aufsätze um so mehr, da der Verf. noch ungedruckte Quellen dabey genutzt hat.

Die Sammlung ist unserm verewigten Heyne gewidmet. Das Schicksal vergönnete ihm noch, den Dankbrief, nicht aber mehr, die Anzeige für diese Blätter niederzuschreiben.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 15. August 1812.

Göttingen.

*Blumenbach*

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 11. Julius hielt der Hr. Prof. Blumenbach eine Vorlesung: de anomalis et vitiosis quibusdam nisus formativi aberrationibus.

Zuerst im Allgemeinen vom hohen Werthe der abnormen Gebilde an organisirten Körpern, zur nähern Bestimmung der Geseze des normalen Bildungstriebes. Dann von jenen Abweichungen insbesondere, nach ihren vier Hauptclassen, von I. eigentlich so genannten Mißgeburten; II. Zwittern; III. Bastarden, und IV. Rassen und Spielarten.

Vergleichung von mancherley thierischen und menschlichen Mißgeburten aus der Sammlung des Verf. zur Bestätigung des schon früher von ihm ausgeführten Satzes: daß sich wohl unter letztern welche mit mehr oder minder thierischer Gestalt, aber nimmermehr eine thierische mit einer wirklich menschenähnlichen, finde; so daß (wie er sich schon vor mehreren Jahren darüber auch in diesen Blät-

tern erklärt hat) es allerdings scheint, der Bildungstrieb müsse, um zur höchsten Stufe der reinen Ausbildung menschlicher Gestalt zu gelangen, erst durch die niedern Sprossen der bloß thierischen Formen gehen. Auf diesem Wege wird er zuweilen gehemmt, so daß er bey jener niedern thierischen Form stehen bleibt, ohne den Gipfel des menschlichen Typus zu erreichen. Aber nun und nimmermehr kann er bey der Bildung einer thierischen Leibesfrucht die Staffel von dieser ihrer Form überspringen, und ihre Thierform zur menschlichen erheben. Wiederum aber scheint der Bildungstrieb bey Formation der weiblichen Früchte minder firm, sondern leichter Abweichungen unterworfen, als bey den männlichen; womit denn auch mancherley Beobachtungen aus dem reifern Lebensalter übereinstimmen. Namentlich das merkwürdige Phänomen der so genannten *mutatio sexus*, da so viele Fälle bekannt sind, wo weibliche Geschöpfe in spätern Jahren männlichen Habitus angenommen haben: aber keines, wo etwa männliche (im freyen Naturzustande oder sich selbst überlassen) die bloß dem weiblichen Geschlechte zukommenden Organismen erhalten hätten. Von einer funfzehnjährigen Goldfasan-Henne, die der Verk. neuerlich geöffnet und die von ihrem siebenten Jahre an allgemach das prächtige Gefieder des Hahns bekommen hatte, gibt er die genaue Geschichte dieser ihrer Metamorphose; und untersucht bey dieser Gelegenheit auch die sehr verschiedenartigen Mißdeutungen, wodurch die Sage von Zahnevern veranlaßt worden. Gerade an eigentlichen zwitterartigen inneren Bau scheint dabey am wenigsten zu denken, da ihm

aus der ganzen Classe der Vögel auch nicht ein einziges unverdächtiges Beispiel der Art bekannt worden. — Zur Vergleichung mit jenen Phänomenen bey weiblichen Geschöpfen, die im Außern allgemach Manches von männlicher Gestalt angenommen, nun von den gegenseitigen Veränderungen des Habitus, welche die Castration sowohl im Menschengeschlechte, als bey andern männlichen Säugethieren hervorbringt. Unter diesen Beiträgen zur Physiologie der Verschnittenen besonders genaue Beobachtungen an einem Rehbock, der als Kalb gegen Ende seines ersten Lebensjahres castrirt worden, und dessen Gehörn in den folgenden Jahren zu einer solchen Unform und Schwere aufwucherte, daß das Thier zuletzt den Kopf nicht mehr aufrecht halten konnte, und dadurch auch am Wiederkauen behindert ward.

Hey der dritten von den obgedachten vier Haupt=Classen der Abweichungen des Bildungstriebes, nämlich durch Bastardzeugung, die doppelte Bemerkung, daß erstens dieselbe schwerlich je unter warmblütigen Thieren im freyen Naturzustande Statt habe; und zweitens, daß überhaupt die Zahl von Gattungen dieser Thiere, die wirklich mit einander Bastarde zeugen können, beträchtlich verringert werde, wenn man diejenigen davon rabattirt, die nach critischer Prüfung nicht dazu, sondern bloß in die Classe von monströsem Bau gehören. Sonderbar, daß manche dieser Monstrositäten, so viel bekannt, ausschließlich bloß bey gewissen Thiergattungen vorkommen; z. B. Rehén mit buschlich behaartem ganz kurzem Stummelschwanz und hohen Hinterbeinen ic., wodurch diese Thiere im Sitzen, Stehen und Laufen

allerdings den Kaninchen ähneln, und seit dem vorletzten Jahrhundert schon öfter als vermeinte Bastarde von weiblichen Kagen und männlichen Kaninchenböcken beschrieben worden. Der Verf. gibt Nachricht von einer solchen Mißgeburt, die er geraume Zeit lebendig besessen, und sowohl bey ihrem Leben, als nach dem Tode genau untersucht hat, und führt die Gründe an, welche eine fruchtbare Paarung zwischen jenen beiden Thieren undenkbar machen.

Von dergleichen monströsen Mißbildungen, wodurch manche Thiere der Einen Gattung einige Aehnlichkeit mit denen von einer andern, fremdartigen, erhalten, macht der Verf. den Uebergang zu einer andern Abweichung des Bildungstriebes, wo, bey übrigens vollkommen regelmäßiger Organisation, doch gewisse Spielarten von Thieren, oder einzelne Individuen, in der Bildung gewisser Theile denen von andern Thieren zu ähneln scheinen, woher z. B. bey den Pferden die allgemein bekannten Benennungen von Ramskopf, Hirschhals ic. entlehnt sind. So bey vielen Menschen die unverkennbare Aehnlichkeit ihrer Gesichtsbildung mit der von manchen Thieren, worauf sich die vergleichende Physiognomik gründet, welche, von Aristoteles bis auf den genialischen vortrefflichen Künstler, unsern Wilhelm Tischbein, auf vielartige Weise bearbeitet worden. Und daß sich diese Aehnlichkeit des physiognomischen Characters der menschlichen Gestalt nicht bloß in den beweglichen weichen Theilen, sondern selbst in der festen Grundlage derselben — dem Schedel — ausspreche, zeigte der Verfasser an zwey Mustern aus seiner anthropologischen



Sammlung, welche Tischbein als Repräsentanten der beiden von seinen vier Hauptclassen von Menschen-Physiognomien angesprochen hat, die er mit dem Nahmen von Carnivoren und Herbivoren bezeichnet. Jener ein Donischer Kosake mit gleichsam hyänenartiger Gedrängtheit; dieses ein Kasanischer Tatar mit widerwärtlich ausgeschweiftem Profil. — Beide übrigens in eben so vollkommenem normalem gesundem Zustande, als etwa Michelangelo und Salvator Rosa in Tischbein's berühmten Blättern; jener als Prototyp des Löwenartigen, und Rosa als der des bockähnlichen Antlitzes.

Aber eben diese Aehnlichkeit der menschlichen Schedel- und Gesichtsbildung mit manchen thierischen kann nun auch im widernatürlichen Zustande durch krankhafte Ausartung des Bildungstriebes bis zum Entsetzlichen der brutalesten Bestialitätsform gesteigert werden. Hiervon legte der Verfasser ein schaudererregendes Musterstück vor; — den Schedel eines dreißigjährigen, von Mutterleibe an blödsinnig gewesenen, Thiermenschen. Verglichen mit dem Schedel des Orang-outangs in seiner Sammlung, hat dieser bey weitem mehr Ausdruck von Humanität, als jener; so wie dieß auch mit dem Eretinschedel in eben dieser Sammlung, ungeachtet seiner gar traurigen Gestalt, der Fall ist. Der beiden von dem Verfasser derselben schon in den Commentationen beschriebenen und abgebildeten Caraibenschedel zu geschweigen, welche, trotz ihrer durch gewaltsames absichtliches Binden zurückgepreßten Stirne, sich doch gar nicht mit dem von jener schrecklichen Creatur vergleichen lassen. — Der roh-

thierische Character an diesem Thiermenschen drückt sich, so wie in seiner ganzen Form, so aber namentlich dadurch aus, daß die fast trianguläre Stirne oben in einen so schmalen Scheitel zuläuft, daß die oberen Ränder der kreisförmigen Bogen von der Anlage der Schläfemuskeln kaum daumenbreit von einander abstehen, und daß die große Oeffnung fürs Rückenmark weit mehr zurückliegt, als an irgend einem der zahlreichen Schedel von Affen oder Pavianen oder Meerkatzen, welche der Verfasser damit verglichen hat.

Der mächtige Antheil, den die gewaltige Anstrengung der Weismuskeln an der ungeheuren Entstellung dieses Schedels hat, gibt dem Verfasser Anlaß, zum Schluß von der merkwürdigen Spielart von Hullenhühnern zu handeln, bey welchen der vordere und größere Theil der Hirnschale zu einer theils ganz monströsen knöchernen Blase aufgetrieben ist, um zu zeigen, daß bey denselben die Form der Calvaria keinesweges durch die des Hirns gebildet, sondern umgekehrt der größere Vordertheil von diesem durch die feste Zusammenschnürung (wie man es nennen möchte), welche der Schedel von der darauf sitzenden Hüllenhaut erleidet, hervorgetrieben und mißgestaltet wird.

*Butterweck*      **Magdeburg.**

In der Creuzischen Buchhandlung: **Das Alexisbad am Unterharz mit seinen Umgebungen.** Von Johann Friedrich Krieger, königl. Westphälischem Domainendirector im Saaldepartement. 1812. 336 Octavseiten, mit einigen Kupferstichen.

Beschreibungen von Bädern und Badeanstalten gehören, der Regel nach, nicht zu denjenigen Schriften, welche in unsern Blättern anzuzeigen sind. Der nächste Zweck solcher Schriften ist gewöhnlich, das Publicum aufmerkamer auf die Badeanstalt zu machen, und zur Unterhaltung der Badegäste einen angenehmen und nützlichen Beitrag zu liefern. Das Wissenschaftliche, z. B. die chemische und medicinische Natur der Mineralquellen betreffend, wird in solchen Fällen nur so weit mitgenommen, als es das Interesse von Lesern verlangt, unter denen die wenigsten Gelehrte sind, oder Anspruch auf Gelehrsamkeit machen. Auch die vor uns liegende Beschreibung des neu angelegten Alexisbades im Anhalt-Vernburgischen Gebiete soll kein wissenschaftliches Werk seyn. Aber es zeichnet sich unter mehreren Werken ähnlicher Art sehr vortheilhaft aus. Es ist mit Geist und Gefühl geschrieben, stellt die nöthigsten Notizen gut zusammen, und erhält selbst ein wissenschaftliches Interesse durch die topographische Vollständigkeit, mit welcher es sich über die umliegende Gegend verbreitet. Das Selkerthal, von dem Flüsschen Selke so genannt, wo das neue Bad angelegt ist, gehört zu den schönsten Partien an der östlichen Grenze des Harzgebirges. Die eisenhaltige Heilquelle fließt aus der Oeffnung eines eingegangenen Stollens. Der Schwefelkies, dem das Wasser seine Heilkräfte verdankt, wurde ehemahls bergmännisch benugt. Die medicinischen Wirkungen der Quelle waren längst bemerkt. Auf Kosten des humanen Herzogs von Anhalt-Vernburg sind nun die nöthigen Gebäude aufgeführt, und überhaupt die

1296 G. g. A. 130. St., den 15. Aug. 1812.

zweckmäßigsten Anstalten zur Benutzung des Ba-  
des getroffen. Von der Beschreibung dieser Ein-  
richtungen und des damit verbundenen Gesell-  
schaftswesens wendet sich der Verfasser zu dem  
wissenschaftlichen und ästhetischen Interesse des  
Selke-thales und der umliegenden Gegend. Er  
liefert, unterstützt von Sachverständigen, ein  
Verzeichniß von der Flora des Thales und von  
den Fossilien desselben. Das Thal selbst zeich-  
net sich, außer seiner Naturschönheit, auch durch  
die musterhafte Industrie aus, mit welcher die  
in den benachbarten Bergwerken gewonnenen Me-  
talle, besonders Eisen, an den Ufern der Selke  
ausgeschmolzen und zu Fabricaten verarbeitet  
werden. Dann folgt die Beschreibung der um-  
liegenden Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst,  
der benachbarten Städte, Ruinen von Ritter-  
schlössern u. s. w. Gern wird man an der Hand  
des Verfassers einheimisch in diesen mahlerischen  
Gegenden. Wenn der Verfasser auch hier und  
da die Farben ein wenig zu stark aufgetragen  
haben sollte, so haben doch keine Gemälde im  
Ganzen das Gepräge der Wahrheit. Was sich  
gegen die Manier der Beschreibung an einigen  
Stellen erinnern läßt, betrifft keine Hauptsachen.  
Aus den moralischen Reflektionen, welche überall  
eingewebt sind, spricht der Geist der wahren  
Humanität. Da der Verfasser kein Schriftsteller  
von Profession ist, so wird das Verdienst, das  
er sich durch dieses Buch erworben hat, hoffent-  
lich um so liberaler geschätzt werden.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 15. August 1812.

Göttingen. *Bouterwek*

Der neunte Band der Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit von unserm Professor Bouterwek ist zur vorigen Ostermesse bey Römer erschienen. Er enthält auf 528 Octavf. die erste Hälfte der Geschichte der Deutschen Litteratur, so weit sie in den Plan gehörte. (s. die Anzeige des achten Bandes, der die Geschichte der Englischen Litteratur beschloß, in diesen gel. Anz. vom Jahre 1810 S. 1529).

Zwölf Jahre sind vergangen, seitdem der Verf. einen nicht geringen Theil der Zeit, die er schriftstellerischen Arbeiten widmen kann, an das Werk gewandt hat, das nun bis mitten in die Geschichte der Deutschen Litteratur vorgerückt ist. Während dieser zwölf Jahre haben sich die Grundsätze seiner Critik im Wesentlichen zwar nicht geändert, aber doch durch die Anwendung geläutert. Je mehr er der Aufgabe, die er sich selbst vorgelegt hatte, Genüge zu thun bemüht war, desto mehr bedauerte er,

G (6)

nicht schon früher, ehe er noch mit der Bearbeitung der Geschichte der Italiänischen Litteratur den Anfang machte, die alte romantische Litteratur in ihrem ganzen Umfange eines specielleren Studiums gewürdigt zu haben. Bey der Geschichte der Deutschen Poesie und Beredsamkeit zeigte sich die Nothwendigkeit, von der alten romantischen Litteratur nicht bloß im Allgemeinen zu reden, so klar, daß der Verf. deswegen lieber über die Schranken, die der Titel dem Buche setzt, hinausgehen, als das Ganze der schönen Litteratur seiner Nation wider natürlich zerstückeln wollte. In einer besondern Einleitung, und noch mehr durch die Ausführung selbst, glaubt er sich über diesen Punct hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Den Unterschied zwischen der romantischen Litteratur und der neueren dürfen wir nicht aufgeben, wenn die Critik mit den Zeitaltern Schritt halten soll. Die neuere Litteratur fängt nicht an mit der litterarischen Bildung der neueren Sprachen. Ihr Anfang fällt in die Zeit, als das erneuerte Studium des classischen Alterthums auf die Form und den Geist der Litteratur in den Sprachen wirkte, die wir jetzt die neueren nennen. Merkwürdig genug fällt in der Geschichte der Italiänischen Litteratur beides, die erste litterarische Bildung der Sprache, und die Entstehung einer neueren Poesie und Beredsamkeit, zusammen. Darüber mehr zu sagen, und zu erklären, wie es kam, daß die Italiänische Poesie sogleich bey ihrer Entstehung, obgleich übrigens der romantischen Poesie der mittlern Jahrhunderte, besonders der Provenzalischen, getreu, nach classischer Vollendung strebte, hat der Verf. bey seiner Bearbeitung der Geschichte der Italiänischen Litteratur versäumt.

Bey den übrigen neueren Nationen, zu denen ihn  
 sein litterarischer Weg führte, zeigte sich, wie nö-  
 thig es sey, Rücksicht auf die früheren Zeiten zu  
 nehmen, als bey diesen Nationen das Studium des  
 classischen Alterthums noch nicht erwacht war. In  
 der Deutschen Poesie und Beredsamkeit fällt die  
 Epoche, seit welcher von eigentlich neuerer Littera-  
 tur die Rede seyn kann, nicht früher, als in die  
 ersten Decennien des siebenzehnten Jahrhunderts,  
 oder in die Zeit der Entstehung der Opizischen  
 Schule. Bis dahin blieb die Deutsche Poesie ro-  
 mantisch, obgleich zuletzt fast nur noch im schlim-  
 men, nicht mehr im guten, Sinne des Worts. Das  
 oft gepriesene Verdienst der Opizischen Schule läßt  
 sich nur dann gehörig würdigen, wenn man die  
 ausgeartete romantische Natur der Deutschen Poe-  
 sie des sechszehnten Jahrhunderts vor Augen hat.  
 Aber es gab für die Deutsche Poesie eine bey wei-  
 tem schönere Zeit, gegen welche das Opizische Zeit-  
 alter, wenn wir nicht eine nüchterne Verständigkeit  
 und Correctheit in nachgeahmten Formen für das  
 Höchste in der Kunst halten wollen, gar dürftig er-  
 scheint. Das goldene Zeitalter des romantischen  
 Liebes- und Heldengesanges der Deutschen, das  
 Schwäbische, wie man es gewöhnlich nennt, aus  
 dem Gesichte verlieren, und die Geschichte der Deut-  
 schen Poesie mit Opiz anzufangen, wäre eine un-  
 verzeihliche Verfündigung gegen den Genius des  
 Schönen in einem Werke gewesen, das zwar auf  
 die eigentlich neuere Litteratur beschränkt, aber doch  
 auch bestimmt ist, die nöthigsten Data zu liefern,  
 um die Deutsche Poesie im Ganzen mit der Poesie  
 anderer Nationen vergleichen zu können. Auch  
 durfte ja die Geschichte, selbst dem Titel des Buchs

gemäß, bis zu den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts zurückgehen, also bis zu einer Zeit, da das goldene Zeitalter der alten Deutschen Ritterpösie noch nicht vorüber, und an Nachahmung des classischen Alterthums in der Deutschen Litteratur noch nicht zu denken war. Noch mehr. Nach dem Geist und Plane dieses Werks durfte der Verf. nicht vergessen, bey jeder Gelegenheit auf das wahrhaft Nationale der Deutschen Pösie und Beredsamkeit aufmerksam zu machen. Dieses war aber nicht möglich, wenn nicht auf die älteren Zeiten Rücksicht genommen werden sollte. In der Einleitung, wo alle diese Bemerkungen weiter ausgeführt sind, glaubt der Verf. auch vorläufig eine allgemeine Ansicht von dem Verhältnisse der Deutschen Litteratur zu der Litteratur anderer neueren Nationen geben zu müssen. Zugleich sucht er zu zeigen, warum man die Epochen der Deutschen Pösie unterscheiden muß von den Epochen der Deutschen Sprache und Litteratur überhaupt. Epochen der Deutschen Pösie glaubt er folgende sechs annehmen zu müssen. Erstes Zeitalter: Von der Entstehung der Deutschen Pösie bis auf den Schwäbischen Liebes- und Heldenepos seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Zweytes Zeitalter: von da bis in die erste Hälfte des vierzehnten. Drittes Zeitalter: von da, das vierzehnte, funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert hindurch bis auf Martin Opitz oder die erste Schlesi'sche Dichterschule in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhundert. Luther macht, nach dem Verf., durchaus keine Epoche in der Geschichte der Deutschen Pösie. Was durch ihn die Sprache gewann, kam der Pösie bis auf Opitz nicht im mindesten zu gute. Eben so wenig bemerkt man in der poetischen



Litteratur der Deutschen aus dem sechszehnten Jahrh. irgend eine wahrhaft geschmackvolle Annäherung zur alten classischen Litteratur. Es war und blieb, auch in den ungeschickten Nachahmungen einiger antiken Dichtungsarten, ausgeartete romantische Poesie, was die Deutschen vom vierzehnten bis zum siebenzehnten Jahrh. einiger Maßen Poetisches in ihrer Muttersprache hervorbrachten. Viertes Zeitalter: von Opitz bis auf die erste Regeneration der Deutschen Poesie gegen die Mitte des achtzehnten Jahrh. Anfang der Gallomanie und des Herabsinkens der Deutschen Poesie bis zur tiefsten Erschlaffung, besonders seit der Verbreitung des geschmacklosen, aus Französischen und Deutschen Wörtern zusammengekneteten, Kauderwelsch, das damahls galantes Deutsch hieß. Fünftes Zeitalter: von der ersten Regeneration der Deutschen Poesie, seit Hagedorn und Haller, bis gegen das Jahr 1770. Zeitalter Gellert's, Gleim's, Gessner's, Kamlér's, Lessing's, Klopstock's u. s. w. Sechstes Zeitalter: von der zweyten Regeneration der Deutschen Poesie bis auf uns. Zeitalter Göthe's und Schiller's. Nach diesen sechs Abtheilungen konnte aber der Verf. sein Werk nicht reguliren, weil er von der älteren Deutschen Poesie nur so Vieles sagen durfte, als man nothwendig wissen muß, wenn man die neuere gehörig würdigen will. Es mußte ein Ausweg gefunden werden, der Beschränkung, die der Titel angibt, so getreu zu bleiben, als es die Natur der Sache erlaubte. Der Verf. gibt also in dem ersten Buche, das freylich 166 S. einnimmt, eine summarische Uebersicht der älteren Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrh. Bey der Ausarbeitung dieses Buchs

hat er mit Vergnügen alle Materialien und Notizen benutzt, die in den letzten zehn Jahren durch die enthusiastischen Bemühungen mehrerer vaterländisch gesinnten Litteratoren herbeygeschafft sind. Es freuet ihn, daß das vernachlässigte Studium der älteren Deutschen Poesie jetzt ein Modestudium geworden ist. Möge es nur noch einige Zeit in der Mode bleiben, damit das Verkannte und Vergessene, dessen so viel war, zu Ehren gebracht und im lebendigen Andenken erhalten werde! Mit den Patrioten, die jetzt die litterarischen Alterthümer der Deutschen so rühmlich wieder an das Licht ziehen, zu wetzeln, lag eben so wenig im Plane des Verf., als in seiner Neigung. Er wünschte nur, in seinem Berufskreise zu benutzen, was jene Männer in dem ihrigen geleistet haben. Trifft sein Urtheil mit dem ihrigen nicht immer zusammen, so verkennt er darum nicht ihr Verdienst. Nach seiner Ueberzeugung wird die Bewunderung unserer alten romantischen Dichter jetzt beynahe eben so sehr übertrieben, als man vor noch nicht langer Zeit, nach Principien einer Critik, die Nebensachen für Hauptsachen ansehen lehrte, vom romantischen Geist und Style der mittleren Jahrhunderte überhaupt gering dachte. Dem Enthusiasten ist zu verzeihen, wenn er auch das Seltsame, Ungeheure und Phantastische in seiner Art classisch nennt, so bald es nur geistreich und im Reime poetisch ist; aber eine Critik, die es mit dem Begriffe des Classischen genauer nimmt, kann in diesen Ton nicht einstimmen. Eben so wenig kann sie die Phrasen vom Zelligen, und Höchsten, und Unendlichen, und was dahin gehört, im Geist und Style einer neuen Schulphilosophie wiederholen, um das Romantische zu preisen. — Mühsam auszuarbeiten

war das zweyte Buch, das die Geschichte der Deutschen Poesie und Beredsamkeit von dem letzten Viertel des dreyzehnten Jahrh. bis in die ersten Decennien des siebenzehnten enthält. Hier gab es eine Menge von Notizen zusammen zu tragen und zu ordnen, deren Interesse mehr auf ihrer Verbindung, als auf dem Großen und Anziehenden im Einzelnen, beruht. Die Deutschen wurden während dieses langen Zeitraums immer prosaischer. Um so sorgfältiger mußte Alles hervorgehoben werden, wodurch sich ein Rest des poetischen Geistes der Ritterzeit bis zum völligen Untergange des Ritterthums offenbart. Drey Abtheilungen schienen hier dem Verf. nothwendig. In der ersten erzählt er die Geschichte der letzten Blüthe und des Verfalls der ältern romantischen Ritterpoesie in Deutschland. Die zweyte Abtheilung enthält die Geschichte der Deutschen Poesie seit dem Emporkommen des bürgerlichen Meistergesanges im vierzehnten und funfzehnten Jahrh. Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit der Deutschen Poesie des sechszehnten Jahrhunderts. Den litterarischen Streit, der sich neuerlich erhoben hat, über den Unterschied zwischen Minnegefang und Meistergefang, konnte der Verfasser nicht in dem Sinne entscheiden, wie die streitenden Parteyen die Sache nehmen. Denn wenn nur von metrischen Formen, oder von dem Theile der Poesie die Rede ist, der an diesen Formen hängt, so ist historisch gewiß, daß sich zwischen dem so genannten Minnegefang des zwölften und dreyzehnten Jahrh. und dem Meistergefang der folgenden Jahrhunderte kein ursprünglicher Unterschied nachweisen läßt. Auch ist die Meinung gar nicht neu, daß der Minnegefang und der Meistergefang ur-

sprünglich eine und dieselbe Art von Deutscher Poesie sey. Schon Adelung hat vor vielen Jahren diese Meinung dogmatisch ausgesprochen. Sie ergibt sich auch aus der Natur der Sache. Dichter aus allen Ständen in Deutschland, so viele ihrer überhaupt poetische Talente fühlten, oder zu fühlen glaubten, folgten in der Ritterzeit einer gewissen Norm, die, vom Zeitalter herbeigeführt, ihnen allen gemeinschaftlich war. Das Wort Meister bezieht sich in der ursprünglichen Benennung der Meistersänger so wenig, als in der folgenden Bedeutung, auf Handwerksinnungen und Gebräuche, und eben so wenig auf den Magistertitel einiger Dichter vom gelehrten Stande. Es bezieht sich entweder auf die Vollkommenheit in der Kunst, oder es ist ein Ehrentitel, der in diesem Sinne dem Nahmen der Dichter vorgesetzt wurde, die nicht Herr betitelt werden konnten, weil sie nicht ritterbürtig waren. Und so wurde auch wohl mancher ritterbürtige Ehrenmann Meister genannt, wie Meister Hildebrand in den alten poetischen National sagen. Als nun der Deutsche Adel, nach dem Aussterben des Schwäbischen Kaiserstammes, verwilderte, und als die Geistes-Cultur sich in die Städte zog, wo sie von der bürgerlichen Industrie einiger Maßen geschützt, wenn auch nicht eigentlich begünstigt wurde, da fingen auch die gebildeten Handwerker fleißiger, als vorher, an, nach alter Art Verse zu machen. Die metrischen Formen dieses bürgerlichen Meistergesanges stammen sichtbar von denen ab, die in den Ritterzeiten bey den so genannten Minnesängern gebräuchlich waren. Den guten Handwerkern, die in ihren Singschulen die Nationalpoesie fortsetzten, so gut sie konnten, ist auch nie eingefallen, zwischen

ihrer Poesie, oder Reimerei, und der alten Deutschen Ritterpoesie einen Unterschied zu machen. In ihrer Unwissenheit rückten sie die Geschichte ihrer Singschulen bis in das zehnte Jahrh. hinauf. Zu den angeblichen Erfindern ihres Meistergesanges zählten sie ritterliche Dichter aus dem dreizehnten Jahrhundert. In ihre Meistergesangbücher nahmen sie alte Lieder auf, die eben so gut in der Manneslichen Sammlung von Minneliedern hätten Platz finden können. Aber aus allen diesen historisch erwiesenen Thatfachen folgt keinesweges, daß die metrischen Formen und die ganze poetische Norm des Deutschen Minne- und Meistergesanges von Originaldeutscher Erfindung, oder vielmehr kunstreicher Ausbildung eines uralten Deutschen Volksgesanges gewesen. Bis auf die Zeit, da die Provenzalische Poesie die Deutschen Ritter begeisterte, findet sich in der poetischen Litteratur der Deutschen nichts von jenen, nachher so allgemein beliebten, Formen. Man würde alle historische Wahrscheinlichkeit aufgeben müssen, wenn man, einer patriotischen Hypothese zu Gefallen, annehmen wollte, die Provenzalischen Dichter hätten die Formen ihrer Poesie von den Deutschen angenommen. Es ist bekannt, wie viel älter die Cultur der Provenzalen ist, als die der Deutschen; wie die Provenzalische Poesie immer das Vorbild und Muster der Deutschen Ritterpoesie blieb; wie Vieles die Deutschen Dichter aus dem Provenzalischen, oft nur als Uebersetzer, in ihre Sprache übertrugen. Provenzalischen Ursprunges ist also auch ohne allen Zweifel die ursprüngliche Form und Norm des Altdeutschen Minne- und Meistergesanges. Deshwegen

stand auch dieser Gesang ursprünglich mit dem Deutschen Ritterthum in so enger Verbindung, aber nicht mit dem Zunft- und Gildenwesen der Deutschen Handwerker. Also ist auch die, seit Bodmer'n eingeführte, Unterscheidung der so genannten Minnesinger von den Meistersängern nicht nur nicht zu verwerfen; sie gehört wesentlich zur Geschichte der Deutschen Poesie. Der bürgerliche Meistergesang, so wie er in den reichstädtischen Singschulen nach einer bekannten Tabulatur, meistens von cultivirten Handwerkern, betrieben wurde, ist ausgearteter Meister- und Minnegesang. Seitdem der ritterliche Geist dieses Gesanges, die schöne Schwärmeren des Heldenmuthes und der Liebe, entflohen war, hörte er wesentlich auf. Die leere Form, die vor ihm übrig geblieben war, wurde ausgefüllt mit guten und frommen, aber nüchternen und meistens platt profaischen, Gedanken und Gefühlen im Geist und Style rechtlicher Bürgerleute. Das war nun der bürgerliche Meistergesang, dessen Flor an die pedantischen und kleingeistlichen Singschulen gebunden war, wie der Flor des früheren, wahrhaft poetischen, Meister- und Minnegesanges an das freye und hochherzige Ritterthum. Einzig in seiner Art ist dieses Phänomen, daß Handwerker, der Poesie besessen, die Kunst der Musen zunft- und handwerksmäßig nach Statuten betrieben. Den Ursprung dieser Statuten zu erforschen, hat sich der Verfasser vergebens bemüht. Die bekannten Nachweisungen darüber bey Wagenheil, Spangenberg, Häßlein und Andern, führen noch lange nicht zum Ziele. — Mit dem Absterben des ritter-

lichen Liebes- und Heldengesanges, und dem Uebergange desselben in den bürgerlichen Meistergesang, hängt die Geschichte des Deutschen Volksliedes genau zusammen. Der Verfasser hat in diesem Theile der Deutschen Litteratur eine Lücke auszufüllen gesucht. Er hat gezeigt, wie das eigentliche Volkslied in Deutschland erst dann eine Art von Celebrität erhielt (man sehe die Limburgische Chronik), als die feineren und kunstreicheren Versarten von Provenzalischer Abkunft mit der echten Ritterpoesie aus der Mode kamen, und sich in die trockenen Formen oder so genannten Töne des bürgerlichen und statistischen Meistergesanges verwandelten. Bey dieser Gelegenheit sind Veit Weber's treffliche Kriegslieder besonders hervorgehoben. — Aber wir müssen die genauere Anzeige des Inhalts dieses Buchs, so wie die Beurtheilung des ganzen Werks, andern litterarischen Blättern überlassen. Nur Eine Anmerkung mag hier noch Platz finden. Der Verfasser hat in diesem Bande, wie in den vorigen, die Aufmerksamkeit vorzüglich auf das höhere Interesse der Litteratur-Geschichte zu richten gesucht. Die Kapitel, in welchen er von der geistigen Cultur der Nation, deren poetisches Verdienst erwogen werden soll, zuerst im Allgemeinen handelt, möchte er vorzüglich für diejenigen angesehen wissen, durch welche er mehr Licht in die Masse von Materialien zu bringen gesucht hat. Er kann nicht läugnen, daß ihn selbst gerade dieses Allgemeine bey der Ausarbeitung des ganzen Werks immer am meisten interessirte; denn dieses knüpfte vorzüglich das Band zwischen den litterarischen und philosophi-

schen Studien des Verfassers. Sollte ihm nun vorgeworfen werden, daß er auch dieses Mahl dem Geschichtschreiber der Staaten, der Kirche, und der Sitten, in das Amt gegriffen, und sich in die Darstellung der politischen, moralischen und religiösen Angelegenheiten der Deutschen zu weit eingelassen habe, so wollte er lieber diesen Vorwurf hören, als, das Amt eines Litterators auf Kosten seiner natürlichen Neigung und Bestimmung übernehmen. Dieses Mahl hat er sich aber gar bey seiner Darstellung der religiösen Angelegenheiten der Nation in dem besondern Falle befunden, als ob er gemeinschaftliche Sache machen wollte mit einer gewissen schwärmerischen Critik, mit welcher die seinige übrigens in offener Fehde begriffen ist. Nothwendig mußte von Luther und seiner Kirchen-Reformation die Rede seyn. Wie unsere neu-modisch-schwärmenden Critiker den Helden des Protestantismus herabwürdigen, ist bekannt. Dem Verfasser that es wirklich leid, sich über diesen großen Mann so äußern zu müssen, als ob auch er ihn herabwürdigen wollte. Mißverständnisse sind in solchen Fällen nicht zu vermeiden. Aber so sehr auch der Verfasser in Luther'n den großen Mann verehrt, so wenig kann er die Reformation in dem Sinne billigen, wie dieser Gewaltige sie betrieb. Das Unglück, das der Deutschen Nation durch die Trennung der Kirchen zugefügt wurde, muß, wie der Verfasser glaubt, Jedem, der kein parteyischer Protestant ist, in die Augen fallen. In der Geschichte der Deutschen Litteratur liegt es auffallend am Tage. Das Gute, das die Re-



formatoren den Deutschen brachten, kam, nach des Verfassers Ansicht, sehr spät, und hielt den traurigen Folgen der schwärmerischen Reformation, so weit sie ganz Deutschland trafen, nicht die Wage. Auch wird das Verdienst, welches sich Luther unstreitig um die Deutsche Sprache und Litteratur erworben hat, nach des Verfassers Ansicht, die sich auf mitgetheilte Beweise gründet, von den protestantischen Litteratoren gewöhnlich zu hoch angeschlagen.

### Paris.

*Saalfeld.*

Bey Garnery: Code administratif ou recueil par ordre alphabétique des matières de toutes les Lois nouvelles et anciennes, relatives aux fonctions administratives et de police, des Préfets. Sous-Préfets. Maires, Adjoints et Commissaires de Police; aux attributions des conseils de Préfecture, de Département, d'Arrondissement communal et de Municipalité, et à celles des Assemblées politiques, cantonales et des collèges électoraux d'Arrondissement et de Département jusqu'au 1<sup>er</sup> Avril 1809, avec les instructions et décisions des autorités supérieures, et la solution des principales difficultés, ou des doutes, relatifs à l'exécution des Lois et des Actes du Gouvernement, par Mr. *Fleurigeon*, Chef de Bureau au Ministère de l'Intérieur. 1809. Tome premier S. 584. Tome second S. 484. Tome troisième S. 484. Tome quatrième S. 474 in groß Octav.

Wir beeilen uns, die verspätete Anzeige eines der wichtigsten Werke, welche das Fran-

jösische administrative Recht betreffen, nachzuholen, zumahl da dieses Werk schon in so vielen Händen sich befindet, und seiner Vollständigkeit und vielfachen Brauchbarkeit wegen allgemein gekannt zu seyn verdient. Die vier ersten Bände dieser reichhaltigen Sammlung, welche bekannlich aus sechs Bänden besteht, von denen die beiden letzteren sich mit der Polizey beschäftigen, handeln ausschließlich von der Administration, und auf sie beschränken wir gegenwärtige Anzeige, indem die der beiden letzteren einem der nächstfolgenden Stücke unserer Blätter aufbehalten bleibt. Was bey einem Werke, wie das vorliegende, wo der Inhalt selbst weiter keine Beurtheilung zuläßt, unsere Aufmerksamkeit beschäftigen muß, sind vornehmlich zwey Stücke, nämlich erstens die gewählte Methode, und zweytens die größere oder geringere Vollständigkeit. Was einmahl die Methode betrifft, so hat der Verfasser in seinem Werke nach Art eines Wörterbuch die alphabetische Ordnung befolgt, und unter gewissen Haupt-Rubriken die verschiedenen Materien zu verzeichnen gesucht: eine Methode, welche aber auch selbst schon in Frankreich bitter geradelt worden ist. In der That sind dadurch nicht nur häufige Wiederholungen, sondern unangenehme Zerschneidungen unvermeidlich geworden, denn theils ließen sich die behandelten Materien nicht so streng von einander scheiden, daß nicht an manchem Orte ein Rückblick auf das, was schon anderswo gesagt war, nothwendig geworden wäre, wegen des engen Zusammenhanges, worin so oft die verschiedenen

behandelten Gegenstände unter einander stehen, theils aber erfolgte daraus auch nothwendig die Unbequemlichkeit, daß Punkte, welche streng zusammen gehören, und der Deutlichkeit wegen durchaus nicht hätten getrennt werden dürfen, nun vielleicht an mehreren verschiedenen Orten, nicht selten in verschiedenen Bänden, mühsam zusammengesucht werden müssen. Daben aber gewährt diese Methode keinesweges die Vortheile eines gut geordneten Wörterbuches. Manchen Artikel wird man vergebens suchen, weil ihn vielleicht der Verfasser unter einer andern Rubrik schon abhandelte, und dennoch beständige Zurückweisungen, wenn sich diese gleich nicht selten finden, oft unmöglich waren. Auch bey denjenigen Materien, welche man vielleicht unter der gesuchten Rubrik findet, wird man dennoch des Nachschlagens nicht immer überhoben, weil die gewählte Methode den Verfasser zwang, oft eng verwandte Materien unter einer andern Rubrik, vielleicht in einem verschiedenen Bande, vorzutragen. Dieß alles macht den Gebrauch des Werks sehr beschwerlich: ein Uebelstand, den der Verfasser dennoch sehr leicht hätte vermeiden können, wenn es ihm gefallen hätte, die verschiedenen Materien in einer systematischen, wenn auch immer mangelhaften, Ordnung, etwa nach der der einzelnen ministeriellen Departements, vorzutragen, und seinem Werke eine vollständige Inhaltsanzeige anzuhängen. Durch diese Bemerkungen wollen wir jedoch keineswegs den Werth dieses Werks herabsetzen, das vielmehr, was Vollständigkeit anbetrifft, allerdings vollen Beyfall verdient.

Außer den Gesetzen und Verordnungen, welche der Verfasser theils vollständig, theils im Auszuge, hat abdrucken lassen, je nachdem sie mehr oder weniger wichtig, und noch ganz oder nur zum Theil gültig sind, hat er auch sehr häufig bey den einzelnen Materien eine sehr brauchbare historische Einleitung und eigene lehrreiche Bemerkungen hinzugefügt, welche sich eben so sehr durch Einsicht, als durch Freymüthigkeit vortheilhaft auszeichnen. Dagegen aber ist freylich nicht zu läugnen, daß durch dieses Zusammenstellen der Gesetze, wo bey zugleich Wiederholungen nicht wohl zu vermeiden waren, nicht nur der Umfang des Werks gar beträchtlich vermehrt, sondern auch die Uebersicht des Ganzen oft äußerst erschwert worden ist. Dem auf dem Titel angegebenen Plane, nur administratives Recht geben zu wollen, ist der Verfasser nicht durchgehends treu geblieben, indem er auch manche die Verfassung des Reichs, das Civil- und Handelsrecht u. s. w. betreffende Materien mit aufgenommen hat: ein Fehler, den er jedoch mit manchen andern Schriftstellern seiner Nation über das administrative Recht theilt, welche oft selbst nicht recht zu wissen scheinen, was sie zu demselben rechnen sollen, oder nicht. Die Eintheilung der Bände selbst ist unter einander sehr ungleich ausgefallen, indem der erste Band nur die Buchstaben A bis C, der zweyte D und E, der dritte F und G, der vierte dagegen H bis V enthält.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 17. August 1812.

Göttingen.

*Stromeyer*

Den 11. Julius wurde der königl. Societät der Wiss. vom Hrn. Prof. Stromeyer die Analyse des am 15. April dieses Jahres bey Erleben zwischen Helmstädt und Magdeburg herabgefallenen Aerolithen vorgelegt. Die auffallende Aehnlichkeit, welche dieser Aerolith in seinem Gefüge und seinen Gemengtheilen, so wie auch in seinem ganzen physischen Verhalten, mit den Steinen von Aigle, Basence, Charsonville und mehreren andern der kürzlich herabgefallenen und chemisch untersuchten Aerolithen zeigte, und worüber der königl. Societät bereits vom Hrn. Prof. Zausmann Nachrichten ertheilt worden sind (man s. Göt. gel. Anz. St. 79 S. 777 von diesem Jahre), ließ schon im voraus erwarten, daß derselbe auch in seiner Mischung von jenen nicht bedeutend verschieden sey, wie solches dann auch aus der von Hrn. Prof. Stromeyer damit unternommenen chemischen Zergliederung hervorgeht. Indessen unterscheidet sich der Aerolith von Erleben in seiner Mischung doch sowohl von den er-

§ (6)

wähnten, als auch von allen bisher analysirten Meteorsteinen, durch einen, obgleich geringen, Gehalt an Natron (eine bis jetzt überhaupt in den Aerolithen noch nicht angetroffene Substanz), so daß nunmehr die Zahl der in den Aerolithen vorkommenden Substanzen, wenn das Oxygen und der von Einigen angegebene Kohlengehalt nicht mitgezählt werden, auf zehn steigt. Es werden demnach die Aerolithe auch auf diesen Bestandtheil zu untersuchen seyn. Zwar hat Klaproth schon einige Meteorsteine mit Hülfe von salpetersaurem Baryt zerlegt, um sie auf einen Alkaligehalt zu prüfen, aber keine Spur davon aufgefunden. Der große Gehalt an Talkerde in den Meteorsteinen macht indessen die Auffindung eines Alkaligehalts, so bald er nicht bedeutend ist, sehr schwierig, und läßt ihn leicht übersehen.

Der hier mitgetheilten Analyse zufolge, sind in hundert Theilen des Aerolithen von Exleben enthalten:

Eisen . . . . .	24,415
Nickel . . . . .	1,579
Schwefel . . . . .	2,952
Kieselerde . . . . .	36,320
Talkerde . . . . .	23,584
Alaunerde . . . . .	1,604
Kalk . . . . .	1,922
Eisenoxydul . . . . .	5,574
Magnesiumoxydul . . . . .	0,705
Chromoxyd . . . . .	0,246
Natron . . . . .	0,741
	<hr/>
	99,642
Verlust . . . . .	0,358
	<hr/>
	100,000

Diese Angabe ist nach dem Mittel mehrerer Analysen bestimmt. Durch die Güte der Herren Professoren Blumenbach und Hausmann, und des Hrn. Doctor Koloff in Magdeburg, ist der Hr. Prof. Stromeyer reichlich mit diesem Meteorstein versehen worden, um sowohl die Analyse wiederholen, als auch das Verfahren derselben genugsam abändern zu können; daher er auch glaubt sich schmeicheln zu dürfen, ein der Wahrheit sehr nahe kommendes Resultat erhalten zu haben. Hierdurch ist es ihm auch ferner geglückt, über die Art des Vorkommens der genannten Substanzen und die chemische Beschaffenheit der Gemengtheile dieses und wahrscheinlich auch der übrigen Aerolithe einige neue Aufschlüsse und Bestätigungen früherer Angaben zu geben.

So haben ihm seine Versuche auf das entschiedenste dargethan, daß das Chromium in diesem Stein nur als Oxyd enthalten ist, und vermuthlich in allen Meteorsteinen, in welchen man dieses Metall bis jetzt gefunden hat, bloß oxydirt vorkommt, und nicht als Metall, wie man dieses bisher fast durchgehends anzunehmen scheint. Dieser Umstand macht es dem Hrn. Prof. Stromeyer auch sehr wahrscheinlich, daß die kleinen, fast nur mit bewaffnetem Auge sichtbaren, schwarzen Körner, welche in diesen und auch in andern Aerolithen eingesprengt vorkommen, nichts anders, als wahres Chrom-Eisen sind, womit sie auch in der That einige Aehnlichkeit haben. Das Vorhandenseyn derselben kann demnach ein Merkmal für die Gegenwart dieses Metalls abgeben. Das Magnesium, welches von den meisten Chemikern als regulinisch in den Aerolithen angenommen wird, scheint gleichfalls nur als Oxydul darin vorzukommen, und nahment-

lich einen Bestandtheil des quarzähnlichen Gesteins, welches die Grundlage fast aller Aerolithe bildet, auszumachen, wie solches auch schon von Croust aus seinen Untersuchungen des Steins von Sigona gefolgert worden ist. In Ansehung des Eisens findet Hr. Prof. Stromeyer, in Folge seiner Analyse, sich gleichfalls veranlaßt, der Meinung des so eben genannten Chemikers beizutreten, und das Eisen in den Aerolithen in einem dreifachen Zustande anzunehmen, nämlich 1) im metallischen Zustande, mit Nickel legirt; 2) ebenfalls als Metall, mit Schwefel im Minimum der Schwefelung verbunden. Auch Hr. Prof. Stromeyer hat sich überzeugt, daß das Schwefel-Eisen der Meteorsteine vom Schwefelkies, wofür es gemeinlich noch gehalten wird, verschieden ist, und vollkommen mit dem Magnetkies übereinkommt. Berechnet man demnach, nach der Menge des aufgefundenen Schwefels und der von Berzelius gegebenen Bestimmung der Mischung des Schwefel-Eisens im Minimum, die Menge des in unserm Aerolithen mit dem Schwefel verbundenen metallischen Eisens, so beträgt diese im Hundert 5,025, und also die des Magnetkieses 7,977, so daß 19,396 metallisches Eisen darin mit 1,579 Nickel legirt sind. Außer dem metallischen Eisen enthalten die Aerolithe nun 3) dasselbe noch als Eisenorydul. Zwar führen mehrere Chemiker unter den von ihnen aufgefundenen Bestandtheilen der Aerolithe auch oxydirtes Eisen mit auf, lassen es aber zum Theil unentschieden, ob es in diesem Zustande wirklich in den Aerolithen enthalten ist, oder leiten es von einer späterhin erfolgten Oxydation des Nickel-Eisens ab. — Daß übrigens auch oxydulirtes Eisen in dem Aerolith von Exleben vorkommt, beweiset die zweyte Analyse, nach wel-



cher der zwey Mahl vier und zwanzig Stunden mit Salpeter-Salzsäure behandelte Stein nachgehends noch über 5 Procent Eisenorydul ausgab. Dasselbe scheint übrigens sowohl in dem quarzartigen Grundgestein, als auch in den schwarzen, von Hrn. Prof. Stromeyer für Chrom-Eisen gehaltenen, Körnern vorzukommen. Das quarzartige Grundgestein dieses Meteorsteins glaubt Hr. Prof. Stromeyer für eine Art Olivin halten zu dürfen, indem es auffallend sowohl der Qualität, als auch der Quantität seiner Bestandtheile nach mit diesen Fossil übereinstimmt, wofür auch selbst das körnige Gefüge und der hin und wieder deutlich zu bemerkende Stich der Farbe ins Grünliche zu sprechen scheint. Hierdurch würde sich dann abermahls eine Analogie zwischen der Pallas'schen Eisenmass und den wirklichen Aerolithen ergeben. Ob das Natron auch einen Bestandtheil dieses olivinartigen Gesteins ausmacht, oder zu dem blättrigen feldspathartigen Fossil gehört, welches sehr einzeln in diesem Aerolithen eingesprengt vorkommt, hat der Hr. Prof. Stromeyer nicht ausmitteln können. Da man übrigens die Vermuthung hegte, daß dieses feldspathartige Fossil vielleicht schwefelsaurer Baryt seyn könne, so ist der Aerolith von ihm auch auf einen Barytgehalt untersucht worden, ohne indeffen auch nur eine Spur davon aufzufinden. -- Noch werden von dem Hrn. Prof. Stromeyer zwey spätere, von ihm gemeinschaftlich mit Hrn. Professor Hausmann gemachte, Bestimmungen des eigenthümlichen Gewichts dieses Aerolithen mitgetheilt, wovon die eine dasselbe zu 3,6132, und die andere zu 3,61523 angibt, also mit der früher von Hrn. Prof. Hausmann in diesen Blättern gegebenen Bestimmung völlig übereinstimmend. Dagegen

weicht die von Hrn. Director Vieth in Gilbert's Annalen Band 40 S. 458 mitgetheilte Angabe zu bedeutend ab, als daß sie richtig seyn kann.

Noch müssen wir in Betreff dieses merkwürdigen Nörolithen dankbar erwähnen, daß der Hr. Friedensrichter Schneider zu Exleben ein instructives Stück desselben zugleich mit dem Protocoll über die deshalb vernommenen Augenzeugen, für die Naturaliensammlung des academischen Museums eingesandt, und der Hr. Dr. und Land-Physicus Koloff zu Magdeburg, Correspondent der königl. Societät, derselben seine Bemerkungen über dieses Phänomen gleichfalls mitgetheilt hat.

Gräffe

### Greifswald.

Von Ernst Mauritius: Dr. Gottlieb Schlegel's, zeitherigen Generalsuperintendentens von Schwedisch-Pommern und Rügen, Handbuch einer praktischen Pastoralwissenschaft, welche, außer den theoretischen Belehrungen, eine Sammlung von Materialien, Gedanken und Formen zu den Reden des Predigers in seinem Amte liefert, mit der Lebensbeschreibung des Verfassers, und einigen erläuternden Anmerkungen und literarischen Nachweisungen, herausgegeben von Dr. Johann Ernst Parow, Professor der Theologie und Philosophie. 1811. XXIII und 317 S. in Octav; Lebensbeschreibung 51 S. in Octav.

Treffend hat der Herausgeber den Werth dieser Schrift dahin bestimmt: — "Nicht gerade viel Neues, Seltenes und Außerordentliches, sondern nur etwas Gutes und ein in einem bestimmten Kreise brauchbares Lehrbuch zu liefern, war die Absicht des Verfassers. Er hatte es

zunächst für seine Zuhörer und andere angehende Religionslehrer bestimmt, welche keine ausführliche Pastoral-Anweisung auf der Academie zu hören Gelegenheit haben. Ihnen wollte er ein Werk zum Nachlesen in die Hände geben, woraus sie Alles, was einem Prediger bey Antritt seines Amtes zu wissen nöthig ist, und nicht in andern theologischen Wissenschaften vorkommt, so ziemlich zusammen fänden.“ Diesem angegebenen Zwecke entspricht diese Schrift, deren Titel Handbuch einer practischen Pastoral-Anweisung heißen sollte, vollkommen. In einem angenehmen Vortrage findet der Studirende oder der angehende Prediger alles beyammen, worauf es bey der Verwaltung des Predigtamtes ankommt. Das Ganze zerfällt in vier Abschnitte: vom Predigtamte überhaupt; von den allgemeinen Beschäftigungen des Predigtamtes, Predigen, Catechisiren, Taufhandlung, Confirmation, Beichthandlung, Abendmahlsbehandlung, von den Geschäften des Predigers bey den Ehen der Gemeindeglieder; von der Seelsorge; von den äußern Verhältnissen des Predigers. Die Zugabe enthält von S. 300 . . . 316 eine kurze Anweisung für die Land-Schullehrer. — Unter die besondern, vom Herausgeber aber nicht gebilligten, Meinungen des Verfassers gehört die Aeußerung S. 218: — “Personen, welche keinen Wein vertragen können, mögen sich des Weins enthalten, und nur das Brot gebrauchen. Eben dieß würde man anrathen, wenn kein Wein zu bekommen wäre, wosern man nicht die Christen ohne Anstoß überzeugen könnte, daß in solchem Fall auch ein anderes zum Trinken übliches, doch nicht berauschendes, Getränk, z. B. Bier

oder Most, genommen werde" (!!). — S. 241 sagt der Verfasser: — "Das Kreuzmachen ist bey der Weihung des Brotes und Weines aufgehoben, damit es nicht den Augenblick einer der Römischen Kirche zugehörenden Verwandlung andeute, und kann auch in dem Tauf=Act wegbleiben." Recensent kann in dieß Urtheil nicht einstimmen. Auf den Gedanken der Verwandlung wird wohl kein auch nur mittelmäßig unterrichteter Protestant gerathen. Von der einen Seite hat man in den neueren Zeiten darauf gedrungen, daß man den gottesdienstlichen Handlungen mehr Feierlichkeit geben soll; und von der andern Seite haben einige Schriftsteller daran gearbeitet, symbolische Handlungen abzuschaffen, welche das Alterthum geheiligt, und die anhängliche Liebe der Gemeinden von jeher begleitet hatte. Welch ein Widerspruch!

Einen größern Werth erhält die Arbeit des vereinigter Schlegel's durch die erläuternden Anmerkungen und litterarischen Nachweisungen des Herausgebers, dessen hinzugefügte Lebensbeschreibung wegen ihrer genaueren Darstellung allen denen willkommen seyn wird, welche den sel. Schlegel entweder persönlich, oder aus seinen Schriften kannten.

Der Herausgeber, Schwiegersohn des Verstorbenen, wird, laut der Vorrede S. XI, einen zweyten Theil zum Druck befördern, worin dem practischen Religionslehrer Probearbeiten aus allen Theilen der Amtsführung mitgetheilt werden sollen. Recensent sieht der Erscheinung dieses versprochenen zweyten Theils mit Verlangen entgegen:

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 20. August 1812.

Leipzig.

*Benecke*

Von Paul Gotthelf Kummer 1812: Beiträge zur Sprachwissenschaft, von M. Chr. Moriz Pauli, Conrector am Lyceo zu Lützen in der Niederlausiz. Ersten Bandes erstes Heft. L. u. 172 S. in Octav.

Diese Schrift ist der Deutschen Gesellschaft in Göttingen gewidmet, und wir würden also schon durch diese einer erloschenen Verbindung erwiesene Ehre uns zu einer Anzeige verpflichtet halten; allein wir fühlen uns auch durch den Inhalt des Buches dazu aufgefordert. Von einer frühern Schrift des Hrn. Conr. Pauli, "die Sprachreinigkeit von Seiten ihres förderlichen Einflusses auf Sprachbereicherung," ist oben (S. 1129) Nachricht gegeben worden. Derselbe Eifer für Klarheit der Vorstellungen und des Ausdrucks zeigt sich auch hier, und die Arbeit des Verf. verdient also, allen, welche die wichtigste Eigenschaft der Rede nicht für unwichtig halten, vorzüglich denkenden Lehrern der Jugend, empfohlen zu werden. Sie werden in der Vorrede sowohl, als in der Abhandlung, welche dieses erste Heft enthält, mehrere scharfsinnige und lehrreiche

J (6)

Bemerkungen finden, die mit Beyspielen aus alten und neuern Sprachen erläutert sind. Nur fürchten wir, daß der Verf. in seinem Eifer etwas zu weit geht, und durch neu erfundene Deutsche Kunstwörter und Eigenheiten seiner Sprache manchen Leser zurückschreckt. Auch in diesem Falle kann man, dünkt uns, des Guten zu viel thun; auch das Bessere muß allmählich an die Stelle des Schlechtern gesetzt werden. Verba valent sicut numi, und so könnte es wohl kommen, daß man selbst die Münze von beserm Gehalte, deren Gepräge fremd ist, im Handel und Wandel anzunehmen sich weigerte. Neuerungen im Schreiben der Wörter sind noch mehr bedenklich, da sie auf Etwas schon an sich nicht sehr wichtiges Bezug haben, und die Erfahrung aller Zeiten und Länder lehrt, daß niemahls gelungen sind. Wir sind daher der Meinung, daß jeder Schriftsteller um so ausgebreiteteren Nutzen stiftet, je weniger er sich in dergleichen Dingen von dem Gewöhnlichen und Eingeführten entfernt. Was dieser unserer Behauptung entgegen gesetzt werden kann, findet der Leser in der ersten Hälfte der Vorrede angeführt; die zweite Hälfte macht ihn mit den "sprachlichen Kunstwörtern" des Verf. bekannt. Genirio heißt ihm Beschränktsform, Ablativ der Lateiner Verbundenheitsform. (Daß der letztere dem Anfänger sehr ungeschicklich durch von übersezt wird, ist gut bemerkt, so wie auch die Anwendung, die der Verf. von seiner Ansicht auf den so genannten Ablativus absolut. macht, unsern Beyfall hat.) Gegenständlichkeit, unmittelbare, bezeichnet ihm accusativisches, mittelbare, dativisches Verhältniß, so wie das unter diesen Verhältnissen Befindliche; Rede-Verhältnißwort, Pronomen; Träger, Subject; Urweise, Infinitiv. Die Ueberschrift der Abhandlung selbst ist: Von den thümlicher Worteinung, so fern dar-

aus entspringen Mitherschaft und Mitunterwürfigkeit der Wörter; die Ueberschrift der beiden Abtheilungen der Abhandlung: I. Von Mitherschaft oder Gemeinschaft der Wörter, worin entwickelt werden einige der merkwürdigen Sprachercheinungen, die ihren Grund in dem Zusammenfassen mehrer Wörter zu einem einsigen Ganzen haben; II. von Mitunterthänigkeit oder Gemein- Gesamtunterthänigkeit (— unterwürfigkeit — bedingtheit) der Wörter, worin entwickelt werden einige Sprachercheinungen, die ihren Grund in dem Zusammenfassen mehrer Wörter zu einem einsigen beherrschten Ganzen haben. Doppelträger. (Auch wenn mehre vorhanden, lassen sie sich, wie das Entsprechende bei Gegenständlichkeiten geschehen konnte, auf zwei zurückführen). Mitträger. Verschmolzene Träger. Sachhaltige Aussagnisse (Prädicate). — Wem diese Aufschriften etwas räthselhaft klingen, der wird in der Ausführung den Aufschluß suchen, und finden. Eine Uebersetzung in die gewöhnliche Sprache würde also der Absicht des Verfassers, gelesen zu werden, gewisser Maßen entgegen sehn.

Amsterdam. Schrader

Bei Sepp und Sohn: *Flora Batava*, ou description des plantes, qui se trouvent dans les Pays-bas, avec des figures en taille douce dessinées, gravées et coloriées d'après nature, par et sous la direction de J. C. Sepp et Fils, et redigées par Jean Kops, Commissaire d'Agriculture etc. — Titel und Beschreibung auch in Holländischer Sprache: *Flora Batava*, of Afbeelding en Beschryving van Nederlandsche Gewassen enz. Uitgave XXIII... XXXVIII. Jede Lieferung mit 5 ausgemahlten Tafeln in gr. Quart.

Seitdem wir dieses Werkes in unsern Gel. Anz. (1807 St. 22) gedachten, sind wieder 15 Lieferungen erschienen, welche die königl. Societät der Wissenschaften der gefälligen Mittheilung, wie einst des Holländischen, so jetzt des Französ. Gouvernements, verdankt. Da wir Plan und Einrichtung nach den früheren Anzeigen als bekannt voraussetzen können, so wird es hinreichen, die abgebildeten Pflanzen namentlich aufzuführen, und zugleich einige Bemerkungen auszuheben. Den Anfang der XXIII. Lieferung macht eine *Cardamine*, welche *hirtuta* genannt ist, aber eher als eine Mittelart von *hirtuta* und *sylvatica* angesehen werden muß. Sie kommt in den Blättern mit der erstern, in der Beschaffenheit der Staubfäden mit der letztern überein; beide Arten verdienen daher eine nochmalige genaue Untersuchung. *Fumaria officinalis*. Wird zum Gelbfärben empfohlen, und selbst dem Bau vorgezogen. Es würde sich der Mühe verlohnen, wenn auch bey uns Versuche im Großen angestellt würden, da dieses Gewächs ein lästiges Unkraut in unsern Gärten ist. *Hieracium murorum*. Die Abbildung stellt die bey uns seltene Abart mit gefleckten Blättern vor. *Aster Tripolium*. *Ophrys spiralis*. — XXIV. Liefer. *Veronica Anagallis*. Es wird von dieser Pflanze eine Abart bemerkt, welche weit kleiner ist, schmalere, ungleich geferbte Blätter, und nur eine aus wenigen Blumen bestehende Traube hat. Man wird sie genauer prüfen. *Cornus sanguinea*. *Salsola Kali*. Sie ist häufig an den Seeküsten; *S. Soda*, welche nach *Boerhaave* auch in Holland wachsen soll, ist, wie man vermuthen konnte, nirgends wild gefunden. *Cerastium aquaticum*; auch am Seeufer nicht selten. *Comarum palustre*; wird von *Brugmans* für schädlich angesehen. — XXV. Liefer. enthält *Scutellaria gallericulata*, *Thlaspi Bursa Pa-*



storis, Bryonia dioica, Leontodon hispidum und Coronilla varia. Letztere wird auch hier, wie in allen öconomischen Schriften, für ein gutes Futterkraut gehalten, und zum Anbau empfohlen; nach neuern Beobachtungen ist sie hingegen mehr den schädlichen Gewächsen zuzuzählen, und eher auszurotten, als anzubauen. — XXVI. Liefer. Bromus giganteus. In Holland hat man den Anbau dieses Grases im Großen versucht. Sagina procumbens, Eryngium maritimum, Epilobium pubescens, Sedum Telephium. Die Vorstellg der letztern ist dem Künstler nicht sonderlich gelungen. — XXVII. Liefer. Myriophyllum spicatum. Nach den Verff. stehen die Blätter dieser Pflanze am häufigsten zu fünf um den Stängel: 4 oder 6 werden seltener bemerkt. Antirrhinum minus, Sinapis arvensis, Ulex europaeus. Würdigung desselben in Hinsicht der verschiedenen Benutzungen. Inula dysenterica. — XXVIII. Lief. Agrostis Spica Venti, Potamogeton maritimum. Es werden die Merkmale angegeben, wodurch sich diese Art von psillus und gramineus unterscheidet. Wir hätten gewünscht, daß die Verff. statt dessen die Charaktere bemerklich gemacht hätten, welche den bey weitem näher verwandten maritimum von pectinatus trennen sollen. Asperugo procumbens; variiert mit weißen Blumen. Datura Stramonium; ist nun auch in Holland allgemein verbreitet. Die Verff. finden es wahrscheinlicher, daß diese Pflanze aus America, und nicht aus Italien und Spanien, abstammt, wie Miller behauptete. Asparagus officinalis. Ist häufig an den Dünen, und die Blumen zeigen sich beständig als Zwitter. — XXIX. Liefer. Polygonum dumetorum. Von Gorter u. A. mit P. Convolvulus verwechselt. Daß die Frucht dieser Art gleichfalls als Getreide benutzt werden könne, ist wohl nicht zu bezweifeln; daß man aber, worüber sich die Verff. wundern, keine An-

wendung im Großen davon gemacht hat, davon ist ohne Zweifel der größere Ertrag von *Fagopyrum* die Ursache. Auch verdienen *tataricum* und *marginatum* in jeder Rücksicht, jenem vorgezogen zu werden. *Lepidium latifolium*, hin und wieder an den Dünen und den Canälen. *Malva rotundifolia*. *Carduus nutans*. *Aristolochia Clematitis*. Ist erst in späteren Zeiten einheimisch geworden.

XXX. Liefer. *Verbascum Thapsus*. Es werden zwey Abarten unterschieden: 1. mit einer zweyköpfigen Narbe (*Verbascum bicolle* Antor.), und 2. mit ästigem Stängel. Außerdem variiert die Pflanze, nach der Beobachtung der Verff., wie auch Rec. sehr oft zu bemerken Gelegenheit hatte, mit mehr oder weniger gedrängten, größeren oder kleinern und gesättigt oder blaßgelben Blumen. *Poa trivialis*. Wir wundern uns, daß die Verff. noch an der Verschiedenheit zweifeln können, welche zwischen *P. trivialis* und *pratensis* Statt findet, und daß sie *P. angustifolia* als Abart der *trivialis* anzusehen geneigt sind: eine genauere Prüfung dieser 3 Arten würde sie gewiß eines andern belehren. *Convallaria bifolia*; eine gute Vorstellung dieser Pflanze. *Rhamnus catharticus*. *Mentha aquatica*. — XXXI. Lief. *Senecio Jacobaea*. *Fumaria claviculata*; ist nach Brugmans ein schädliches Gewächs fürs Vieh. *Ononis spinosa*. *Leontodon Taraxacum*. *Holcus odoratus*, ist der *borealis* der Fl. Germ. — XXXII. Lief. *Elymus arenarius*; häufig an den Seeküsten, wo er, wie das Sandrohr, besonders zur Befestigung des Bodens dient. *Aira canescens*. *Berberis vulgaris*. Es ist nur von der Anwendung der verschiedenen Theile die Rede; von den nachtheiligen Eigenschaften, die man in neuern Zeiten, besonders in Deutschland, diesem Strauche zugeschrieben hat, scheint man in Holland bis jetzt noch nichts zu wissen. *Lysimachia vulgaris*. *Statice* *Armeria* (Ar-

meria vulgaris Willd. Enumer.). — XXXIII. Liefer. Antirrhinum Linaria Peloria. Eine sehr gute Vorstellung dieser sonderbaren Ausartung. In der Beschreibung sind die verschiedenen Beobachtungen gesammelt; doch keine weitere Aufklärung über die nähere Ursache dieser Ausartung mitgetheilt. Hieracium sylvaticum. Vicia Cracca. Als zunächst verwandte, und in Holland gleichfalls einheimische, Arten werden Vic. villosa, Gerardi u. multiflora erwähnt, und ihre Unterschiede bemerkt gemacht. Antirrhinum Linaria. Achillea Ptarmica. — XXXIV. Liefer. Außer Tanacetum vulgare, Bidens cernua, Sium latifolium und Milium effusum ist auch Lotus corniculatus in dieser Lieferung sehr gut abgebildet und beschrieben. Nach Brugmans's Erfahrung soll derselbe sich sehr vortheilhaft auf Indigo benutzen lassen. Da diese Pflanze sehr häufig bey uns wächst, so wäre zu wünschen, daß von sachkundigen Männern Versuche im Großen angestellt würden. — XXXV. Liefer. Melampyrum arvense. Ist auch in Holland ein so lästiges Unkraut der Getreidefelder, daß die öconomische Gesellschaft 1807 einen Preis aussetzte, um die Mittel anzugeben, wodurch dieses Gewächs am besten ausgerottet werden könne. Diplacus sylvestris. Was Gortter und Neese für Diplacus fullonum angesehen haben, soll sylvestris seyn: ein neuer Beweis, daß diese Art nur im südlichen Europa zu Hause ist. Schoenus nigricans. Anthyllis vulneraria. Daß diese Pflanze den Thon anzeigen, wie Beckmann behauptete, widersprechen die Verff., da sie in Holland nur auf Sandboden, und selbst häufig am Meere, vorkommt. Pyrola rotundifolia. Gleichfalls auf Sandboden, an schattigen Stellen. — XXXVI. Liefer. Galium Mollugo. Gortter's Mollugo montana angustifolia verdient kaum, als Abart angesehen zu werden. Mercurialis annua. Juncus campestris. Echium vulgare.

Euphrasia Odontides. — XXXVII. Lief. Tussilago hybrida. Die Verff. glauben diese Pflanze als eine besondere Art ansehen zu müssen. Die Gründe, welche sie anführen, verdienen berücksichtigt zu werden. Illecebrum verticillatum. Eine der besten Vorstellungen, welche wir kennen. Mit Recht sehen die Verff. diese Pflanze für jährlich an: Willdenowu. A. halten sie irrig für ausdauernd. Agrostemma Githago. Nach Linné u. A. haben die Kelcheinschnitte die Länge der Blume; die Verff. bemerkten den Kelch aber stets länger, als die Krone. Damit stimmt auch Persoon in seiner Synopsis überein. Polygala vulgaris. Nur diese wächst in Holland. v. Geuns's Vermuthung, daß die amara nicht hinlänglich von vulgaris verschieden sey, wird mit Recht verworfen. Senecio vulgaris. — XXXVIII. Liefer. Convolvulus sepium Die seltene, schon von Commelin bemerkte, Abart mit rothen Blumen wächst ohnweit Haarlem. Lathyrus tuberosus. Die an der Wurzel dieser Pflanzen befindlichen Knollen, Erdnüsse, auch wohl Erdmäuse, genannt, werden in ganz Holland verspeiset, weil sie sich durch einen angenehmen Geschmack und durch ernährende Eigenschaften empfehlen. Christ's Vorschlag, sie zum Kaffee zu benutzen, verwerfen die Vff. mit Recht. Lolium perenne. Die vielen Abarten, welche Gorter von diesem Grase aufzählt, begreifen wahrscheinlich, wie auch schon die Verff. vermuthen, mehrere ganz verschiedene u. zu andern Gattungen gehörige Arten in sich. Sparganium ramosum. Campanula perfoliata; würden wir eher für patula oder Rapunculus ansehen.

Der Fleiß, welcher sowohl von Seiten der Verff., als auch der Künstler, auf dieses Werk verwendet ist, zeugt von einem theilnehmenden Publico, und läßt eine ununterbrochene Fortsetzung hoffen, der wir mit Vergnügen entgegen sehen.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 22. August 1812.

Berlin.

*Mayer*

Bei Dunker und Humblot: Darstellung und Kritik der Verdunstungslehre nach den neuesten, besonders den Dalton'schen, Versuchen, von Ernst Gottfried Fischer, ordentl. Mitgliede der königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin. 86 Octavf. 1810.

Es habe bis jetzt an einer Schrift gefehlt, welche die neuern Untersuchungen über die Verdunstungslehre in einer gedrängten Kürze zusammenfasse, und manche bloß hypothetische oder erweislich unrichtige Ansichten einer genauen Critik unterwerfe. Dieß veranlaßte den Verf., der königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin eine Abhandlung über diesen Gegenstand vorzulesen. Da aber durch die Zeitumstände der Druck der academischen Schriften unterbrochen ist, so erscheint nunmehr diese Abhandlung besonders im Drucke, und zwar mit Erweiterungen und Zusätzen, die sich seitdem dem Verf. noch dargeboten haben. Sie hat zum Zweck, hauptsächlich die Dalton'sche Hypothese über den Zustand gemischter Gaskarren, und so auch der mit der Luft

R (6)

gemischten elastischen Dämpfe, zu prüfen, und so das, was wir als reinen Gewinn für die Naturwissenschaft ansehen dürfen, von dem zu scheiden, was man für unsichere Hypothesen halten muß. Zuerst eine Uebersicht der Verdunstungsgesetze, so wie sie sich aus den neuern Untersuchungen ergeben. Wasser kann in der Luft auf zweyerley Art enthalten seyn, als sichtbarer Dampf, in Form kleiner Tröpfchen oder vielmehr Bläschen, welche bloß mechanisch in der Luft schwimmen, wie bey Wolken und Nebeln der Fall ist, oder als unsichtbarer Dunst, in vollkommen elastischem Zustande, und innigst mit der Luft gemischt. Die Wörter Dampf und Dunst will der Verf. nie anders, als in dem angeführten Sinne genommen wissen. Dampf sey in der gemeinen Sprache jederzeit etwas Sichtbares, Dunst aber etwas Unsichtbares, und einem Ohre, das auch in der gemeinen Rede an Bestimmtheit gewöhnt ist, könne es nicht anders als unerträglich seyn, das völlig unsichtbare, ja unsichtbar gewordene Wasser einen Dampf nennen zu hören, wie fast in allen physicalischen Schriften geschehe. Ueber Dalton's Tabelle der Expansivkräfte des Wasserdunstes bey unterschiedenen Temperaturen. Sehr richtig erinnert der Verf., daß man hierbey die Temperaturen eigentlich durch Luft-Thermometer angeben müßte (zumahl bey hohen Temperaturen; so weit Dalton's Tabelle reicht, möchte indessen wohl das Quecksilber-Thermometer mit dem Luft-Thermometer ziemlich gleichen Gang halten). Wie durch Hülfe einer genauen Tabelle über die Expansivkraft des Wasserdunstes, und aus der zeitigen Temperatur der Atmosphäre, gefunden werden kann, ob und wie weit der Dunst in dem Luftkreise von dem Maximum seiner Dichtigkeit entfernt ist, Dalton's Verfahren sehr deutlich und überzeugend

dargestellt. Daß alle Gasarten durch gleiche Veränderungen der Temperatur bey gleichbleibendem Druck in gleichem Verhältniß ihr Volumen ändern, oder bey gleichbleibendem Volumen im gleichen Verhältniß ihre Expansivkraft ändern, nimmt der Verf. nach *Gay-Lussac's* und *Dalton's* Versuchen als ein Erfahrungsgesetz an. (Die Schlüsse, deren sich *Mayer* in seiner Abhandlung über das Ausmessen der Wärme, Frankf. und Leipz. 1784, S. 35, bedient hat, geben für dieses Gesetz doch auch einen theoretischen Grund, wenn man am angef. Orte statt des Wortes Luft überall das Wort Gas setzt.) Sehr richtig erinnert der Verf. S. 27, daß sich unzählige Interpolations-Formeln würden angeben lassen, welche die Zahlen der *Dalton'schen* Tabelle mit eben der Genauigkeit darstellen würden, als die von *Soldner* angegebene Formel, welche doch auch nur auf Interpolation gegründet ist, außerdem aber auf eine physische Ungereimtheit führt, nämlich daß bey wachsenden Temperaturen die Expansivkraft des Wasserdunstes ein gewisses Maximum erreichen, von da wieder abnehmen, bey einer gewissen hohen Temperatur sogar verschwinden, und der Wasserdunst wieder in den tropfbaren Zustand zurückkehren müsse: welche physicalische Paradoxie *Hr. Soldner* selbst gefühlt habe. (*Hr. Soldner* hätte daraus einsehen können, daß die von ihm gewählte Formel der Natur nicht gemäß ist. — Zur Zeit, als *Hr. Fischer* diese Schrift verfaßte, konnten ihm die theoretischen Untersuchungen, welche unser *Hr. Prof. Mayer* in einer der königl. Societät der Wissenschaften im Junius 1809 vorgelesenen Abhandlung über die Expansivkraft der Dünste anstellt hat, aus unsern Gel. Anzeigen vielleicht noch nicht bekannt seyn. Diese Abhandlung ist nunmehr; in dem Vol. I. unserer neuen

Comment. ad ann. 1809 . . . 1811 nachzusehen, und aus ihr ergibt sich, was für eine Formel für das Gesetz der Expansivkraft der Dünste Statt finden muß, wenn sie aus richtigen Principien über die Natur der Dünste selbst, und nicht bloß aus einer empirischen Tabelle, die doch immer Beobachtungsfehlern unterworfen ist, abgeleitet wird.) Ueber die Verdunstung in einem mit Luft erfüllten Raume, und über Dalton's Hypothese von dem Zustande gemischter Luftarten. Als Einleitung dazu in einem besondern Abschnitte über den Begriff einer chemischen Verbindung. Um zu einem bestimmten und der Natur angemessenen Begriff einer chemischen Verbindung zu gelangen, müsse man vorher mit sich selbst einig seyn, was man für Begriffe mit den Wörtern mechanisch, chemisch, Gemeng, Mischung, zu verbinden habe. Es gebe gewisse Verbindungen heterogener Stoffe, die Jedermann ohne alle Zweideutigkeit für bloße mechanische Verbindungen anerkenne, solche nämlich, wo sich das Ungleichartige, wie z. B. im Granit, Gneus und dergl. noch als neben einander liegend erkennen lasse. Aber auch dann, wenn sich das Ungleichartige wegen der Feinheit der Theile nicht mehr wahrnehmen lasse, wenn nur noch immer ein Nebeneinanderliegen derselben gedacht werde, müsse eine solche Verbindung von Stoffen mechanisch genannt werden. Dieß Nebeneinanderliegen der Theile sey ein locales räumliches Verhältniß, worauf der eigentliche Begriff eines bloßen Gemenges beruhe. Wer sich hingegen eine wahre Mischung, eine chemische Vereinigung denke, der stelle sich etwas absolut Gleichartiges vor, eine Verbindung ungleichartiger Stoffe, in welcher durchaus nichts Ungleichartiges neben einander sey, in der sich kein Punct angeben lasse, in welchem sich Mate-



rie von einer andern Beschaffenheit finde, als in andern Puncten. Aber bey diesem Begriff einer Mischung könne es ein Widerspruch scheinen, wenn man sagt, daß sie aus ungleichartigen Stoffen bestehen, und doch nichts Ungleichartiges enthalten solle, und dieser Widerspruch, sagt der Verf., wäre in der That vorhanden, wenn man die Wörter neben einander aus der Erklärung wegließe. Diese Wörter zeigten aber an, daß das Ungleichartige in der Mischung allerdings noch vorhanden sey, nur nicht in demjenigen äußern Localverhältniß, das wir durch die Wörter neben einander bezeichneten. Was aber nun nicht neben einander, und doch in einer wirklichen Verbindung gedacht werden solle, das müsse man sich nothwendig in einander gedenken, und solle daher der Begriff einer wahren Mischung denkbar seyn, so sey man schlechterdings gezwungen, eine gegenseitige Durchdringung der Bestandtheile in den Begriff aufzunehmen. Aber diese Durchdringung müsse man sich ja nicht als ein mechanisches Eindringen eines Stoffes in die Zwischenräume des andern, sondern als eine innige Vereinigung des Wesens zweyer Stoffe (wir möchten vielmehr sagen, ihrer Kräfte) gedenken. Daß es solche wahre absolute Mischungen in der Natur gebe, will uns indessen aus den weitern Betrachtungen des Verf. nicht so ganz deutlich einleuchten. Daß noch immer eine innere Ungleichartigkeit, sey es in atomistischem oder dynamischem Sinne, in einer so genannten vollkommenen Mischung Statt finden müsse, scheint uns dadurch unwiderlegbar, daß diese scheinbare vollkommene Gleichartigkeit des Gemisches zweyer oder mehrerer Stoffe durch einen andern Körper N, den man hinzubringt, oft wieder aufgehoben werden kann. Wäre, atomistisch oder dynamisch, das Ge-

misch vollkommen homogen, so müßte auch jeder Punkt desselben gegen den Körper N ein ganz gleiches Verhalten der Anziehung oder Verwandtschaft äußern, und man begriffe dann wohl, wie dieser Körper N mit dem Gemische auch wieder ein vollkommen Gleichartiges constituiren, in demselben aufgelöst werden könnte, aber nicht, wie er die Ungleichartigkeit in dem Gemische wieder herstellen, d. h. eine Abscheidung der heterogenen Bestandtheile desselben bewirken könne, wie doch öfters der Fall ist. Gesezt nun aber auch, daß es wirklich ein solches Durchdringen zweyer oder mehrerer Stoffe gäbe, als der Verf. sich solche denkt, so scheint doch aus der Anwendung, die er hiervon auf Dalton's Hypothese von dem Zustande gemischter Luftarten macht, der Widerspruch nicht hervorzugehen, den der Verf. in Dalton's Lehre findet. Dalton behauptet, es könne die Vereinigung des Wasserdunstes mit der Luft, oder auch mehrerer Gasarten mit einander, bey welchen durch die Mischung keine Aenderung ihres Zustandes (z. B. keine Verfeinerung und dergl.) erfolge, keine chemische Verbindung genannt werden, so homogen auch das Gemisch erscheine, und dieß ist, dünkt uns, auch sehr natürlich. Jedes Gas wird dann in dem Gemische in Rücksicht auf seine Elasticität eben so wirken, als wenn es allein vorhanden wäre, und die Erfahrung lehrt, daß dieß auch so ist. Durch den Ausdruck, daß in dem Gemische keine Aenderung des Zustandes der einzelnen Bestandtheile erfolgen müsse, hat Dalton deutlich diejenigen Luftmischungen, von denen er eigentlich spricht, von denen unterschieden, welche wirklich chemisch auf einander wirken, z. B. Sauerstoffgas und Salpeterluft, auf deren Mischungen natürlich seine Sätze nicht angewandt werden können. Hin-

gegen meint der Verf., daß eine jede homogene Mischung zweyer Lustarten eine jede Mischung, in der die einzelnen Lustarten sich durch ihr specifisches Gewicht nicht mehr von einander trennen können, schon eine chemische Verbindung genaynt werden müsse, aber in dem Beweise davon werden so viele andere Dinge, die eigentlich nicht zur Sache gehören, mit eingemischt (z. B. S. 74, 75, S. 78, 79), daß man zu oft von dem Hauptgegenstande abgeführt wird, um die wahre Energie des Beweises herauszufinden. Die ganze Untersuchung ist, dünkt uns, auch von keiner besondern Erheblichkeit. Die Erfahrung lehrt nun einmahl, daß wenn zwey Gasarten, die sich nicht decomponiren, mit einander gemischt werden, sie in dem Gemische eben die Elasticitäten, wie zuvor, äußern, und also gewisser Maßen in einem freyen Zustande bleiben. Daß sie sich in dem Gemische so leicht nicht wieder von einander trennen, beweiset noch nicht, daß sie sich wirklich in dem Sinne, wie der Verf. es nimmt, chemisch durchdrungen haben müssen. Wir können hier wohl die Mischung zweyer solcher Gasarten füglich mit der Auflösung eines Salzes in dem Wasser vergleichen. Das Salz ist hierbei nur aus seinem festen Zustand gekommen, äußert aber in dem Wasser noch dieselben sinnlichen Eigenschaften, wie zuvor. Nur der Aggregat-Zustand hat sich geändert. Den Beschluß dieser Schrift machen einige Betrachtungen über das Gesetz, welches Dalton in dem Verdünften anderer Flüssigkeiten gefunden haben will, nämlich daß sich ihre Verdunstung, von ihrem eigenen Siedpuncte an gerechnet, vollkommen eben so verhalte, als die Verdunstung des Wassers, von seinem Siedpuncte an gerechnet. Wir stimmen darin vollkom-

1336 G. g. N. 134. St., den 22. Aug. 1812.

men mit dem Verf. überein, daß hier noch mehr genaue und sorgfältig wiederholte Versuche angestellt werden müssen.

*Fiorillo*

*Pisa.*

Lettere pittoriche sul Campo Santo di Pisa.  
73 Seiten in Quart. 1810.

Diese Schrift des Hrn. Giovanni Rosini steht mit dem großen, von uns bereits angezeigten Werke (s. oben St. 69 S. 681) in genauer Verbindung, indem sie die Geschichte der Entstehung desselben enthält. Nachdem der Verf. dargethan hat, daß der Kirchhof (Campo Santo) zu Pisa zu den merkwürdigsten Gebäuden gehöre, die nach der Wiederauflebung der Künste in Italien errichtet worden sind, und nachdem er die Meister aufzählt, welche ihre Talente anstregten, um diesen Kirchhof zu verzieren, bemerkt er, daß der vorzügliche Cardinal Despuig ihn bereits im Jahre 1802 aufgemuntert habe, genaue Abbildungen der Gemälde öffentlich mitzutheilen, welche Arbeit aber erst nach der Ankunft des Hrn. Carlo Lasinio zu Pisa zu Stande gekommen sey. Indem wir uns auf unsere frühere Anzeige des großen Werks berufen, erinnern wir nur, daß der erste, an den Ritter Pindemonte gerichtete, Brief eine Geschichte des Kirchhofs und eine Beschreibung seiner Monumente und Malereien enthält, die folgenden aber sämtlich an den Ritter v. Rossi geschrieben sind, von welchem man auch zwey Antworten eingerückt findet. Ihr Inhalt ist kritisch, und besteht in einer Widerlegung falscher Deutungen der Gemälde. Eine Fortsetzung in zwey Lieferungen soll nächstens folgen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 22. August 1812.

St. Petersburg. *Mayer*

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersburg. Tome I. avec l'histoire de l'Académie pour les années 1803 . . . 1806. 730 Quartf. 19 Kupfertafeln. 1809.

Die Histoire s. man im 99. Stück unserer dießjährigen Gel. Anzeigen.

Die drey Sectionen dieses Bandes, nämlich die Section des sciences mathématiques, physiques, et politiques, enthalten folgende Abhandlungen.

1. Zur Mathematik und allgemeinen Physik gehörige Abhandlungen. Noch immer sind Aufsätze von dem sel. Leonh. Euler bey der Academie vorhanden. Derselbe zuerst Ueber die Zerfällung gebrochener Functionen in einfache. Neue Kunstgriffe für den Fall, wenn in dem Nenner der Bruch-Function zwey oder mehrere einfache, oder auch quadratische Factoren einander gleich sind, so daß der Nenner eine Potenz eines einfachen oder auch quadratischen Factors, oder auch noch meh-

2 (6)

rerer quadratischen Factoren enthält, für welchen Fall das gewöhnliche Verfahren öfters auf weitläufige Rechnungen führt. Die in dieser Abhandlung vorgetragene Methode ist so beschaffen, daß dabei weder imaginaire Größen, noch Differentialien zu Hülfe genommen werden, und das Verfahren ist so allgemein, daß es sich vortheilhaft anwenden läßt, wenn in dem Nenner auch noch höhere Factoren, als quadratische, vorkämen. — Derselbe, über die Theilung eines Dreyecks in vier gleiche Flächenräume: eine bereits von Jacob Bernoulli behandelte Aufgabe. Die Theilung soll durch zwey gerade Linien bewerkstelligt werden, welche sich senkrecht durchschneiden. Die Aufgabe führt auf eine Gleichung von einem so hohen Grade, daß die Ausübung davon keinen Nutzen zu erwarten hat: aber aus der Betrachtung, daß eine von den drey Seitenlinien des Dreyecks nothwendig von beiden Theilungslinien zugleich geschnitten werden muß, ergeben sich Hülfsmittel, die Werthe der unbekanntten Größe in der erwähnten Gleichung durch brauchbare Näherungen zu finden. — Derselbe, über eben diese Aufgabe, um zu zeigen, daß das von ihm angegebene Verfahren alle möglichen Quadrisectionen eines vorgegebenen Dreyecks durch zwey auf einander senkrecht stehende Theilungslinien, in sich fasse. In beiden Abhandlungen kommen keine analytische Kunstgriffe vor, die auch sonst Aufmerksamkeit verdienen. — Nicol Jusß behandelt zehn Aufgaben aus der umgekehrten Methode der Tangenten in Rücksicht auf mancherley Bedingungen, welche für den Krümmungshalbmesser vorgeschrieben seyn können, z. B. die krumme Linie zu finden, wenn der Krümmungshalbmesser an jedem Punkte

dem Radius vector gleich seyn, oder zu einem Bogen der krummen Linie ein gegebenes Verhältniß haben soll und dergl. — Derselbe betrachtet noch besonders die Aufgabe, wenn die Bedingung des Krümmungshalbmessers folgender Gleichung  $n^2 r^2 + m^2 s^2 = z^2$  ein Genüge leisten soll, wo (für Ordinaten aus Einem Punkte)  $z$  den Radius vector,  $r$  den Krümmungshalbmesser,  $s$  den Bogen der krummen Linie, von der Anfangs-Ordinate an gerechnet, und  $m, n$ , beliebige Zahlen vorstellen, bey welcher Aufgabe dann eine Differential-Gleichung vorkommt, deren Integral der Verf. sehr einfach durch die Anwendung imaginairer Ausdrücke findet. — Derselbe, über einige verwickelte Integrationen von Differentialen, worin trigonometrische Functionen vorkommen, z. B. Integration der Formel 
$$\frac{d\varphi (a \sin m\varphi + b \cos m\varphi)}{\sin n\varphi \frac{a n - m}{n}}$$

und dergl. — **C. S. Kausler** erklärt eine Methode, Reihen in continuirliche Brüche zu verwandeln, welche er für allgemeiner, als die bereits bekannten hält. — **B. Viscovatov**, über das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten, von dem er einen leichtern und allgemeinem Beweis zu geben sucht. — **C. S. Kausler**, über den beträchtlichen Nutzen der continuirlichen Brüche in der Integral-Rechnung, hauptsächlich, um bequeme Näherungsausdrücke für Integrale zu erhalten, Reihen zu summiren u. dgl. — **Gouriew**, über das allgemeine Princip des Gleichgewichts eines an einem Körper nach Gefallen angebrachten Systems von Kräften, nebst Anwendungen auf die Maschinenlehre. Der Verf. bemühet sich, einen Elementar-Beweis von jenem Princip

zu geben, und zwar sowohl direct, als umgekehrt, bedient sich aber dabei des Principis der Momente, welches, wie uns dünkt, erst vorher hätte erwiesen seyn müssen. — **B. Viscovatow** lehrt eine allgemeine Methode, Brüche, Reihen und andere Ausdrücke in continuirliche Brüche zu verwandeln: eine weitere Ausführung eines bereits 1802 der Academie mitgetheilten Aufsatze. — **W. L. Kraft**, über ein hypothetisches Gesetz der Neigungen der Magnetnadel an verschiedenen Orten der Erde. Es sey  $\lambda$  der Abstand eines Orts vom magnetischen Aequator, oder die magnetische Breite des Orts, und  $I$  die Neigung der Magnetnadel an dem Orte, so fand der Verf., nach den von Biot angegebenen Elementen des magnetischen Zustandes der Erde, und mit Zuziehung der vorzüglichsten Beobachtungen, ein ziemlich constantes Verhalten zwischen den Tangenten der magnetischen Breite und der magnetischen Inclination, dergestalt, daß wenn er  $\text{tang } I = \alpha \text{ tang } \lambda$  annahm, für  $\alpha$  sehr nahe die Zahl 2 aus den Beobachtungen sich ergab. Der mittlere Werth von  $\alpha$  fand sich nämlich aus den von Hrn. v. Humboldt an verschiedenen Orten beobachteten Neigungen der Magnetnadel  $= 2,12$ , wofür der Verf. schlechweg die Zahl 2 genommen hat. Nun hat zwar Biot bloß auf dem Wege der Theorie zwischen  $I$  und  $\lambda$  die Gleichung

$$I = 180^\circ - \lambda - \text{Arctang} \frac{3 \sin 2\lambda}{1 - 3 \cos 2\lambda}$$

gefunden. Der Verf. zeigt aber, daß auch diese Gleichung nach gehöriger Reduction keine andere, als die von ihm empirisch gefundene einfachere,  $\text{tang } I = 2 \text{ tang } \lambda$  ist, durch welche dann die Auflösung vieler Aufgaben, die in Rücksicht der geo-



graphischen und magnetischen Lage eines Ortes verkommen können, wie der Verf. hier zeigt, un-  
gemein abgekürzt wird. — C. Fr. Bausler Auf-  
lösung eines diophantischen Problems, nämlich  
datum numerum dividere in quotlibet partes,  
ut summa omnium, qualibet earum demts, qua-  
dratum faciat. — J. T. Schubert, astronomi-  
sche Bestimmungen einiger Städte des Russischen  
Reichs, die Längenbestimmungen durch Hülfe eines  
von Arnold, dem Vater, gefertigten Chronome-  
ters, und die Breitenbeobachtungen vermittelt  
eines 9zölligen Sextanten von Troughton. Die be-  
stimmten Orter sind Nizhni-Novgorod, Casan,  
Perm, Chaterinenburg, Tobolsk, Tara, Tomsk,  
Kresnojarst, Nizhni-Dudinsk, Irkoutsk. — Langs-  
dorfs und Horner's meteorologische Beobachtun-  
gen im Südmeere zwischen beiden Wendekreisen,  
vom 16. April 1804 bis zum 25. Jun., von Stunde  
zu Stunde, hauptsächlich, um die Oscillationen des  
Barometerstandes in diesem Erdstriche zu erfors-  
chen. Die Beobachter bedienten sich eines von  
Troughton gefertigten Meer-Barometers nach  
Nairne's Einrichtung, eines Quecksilber-Thermo-  
meters mit der 80theiligen Scale, und eines De-  
luc'schen Fischbein-Hygrometers.

11. Zur Anatomie und Naturgeschichte gehö-  
rige Abhandlungen. Ozeret-Kovskij von sechs *Blumen*  
neugeworfenen, übrigens wohlgebildeten, Katzen,  
die mit ihren (bey diesen Thieren bekanntlich ohne-  
hin sehr kurzen) an einer Stelle des gemeinschaft-  
lichen Mutterfuchens zusammenlaufenden Nabelschnü-  
ren angeessen hatten. Es ist nicht leicht begreif-  
lich, wie diese große Gruppe zusammen hat zur  
Welt kommen können. Doch befand sich die Mut-  
ter ganz wohl darauf, und säugte diese Jungen,

bis sie ihr weggenommen wurden. — Eben derselbe, von der eigenen Weise, wie die Bauern im Nowogroder Gouvernement die Vorkühner fangen. Es werden 30 bis 40 klasterlange Stangen in trichterförmiger Verbindung, mit ihren convergirenden Enden in den Boden befestigt, und mitten in diesem Trichter an einer andern Mittelstange ein leicht oscillirender Querknebel aufgehängt, und mit Haferähren als Lockspeise besteckt. So wie nun ein dadurch herbeigelocktes Huhn sich auf dieses Querholz setzen will, so gleitet es ab, fällt in den engen Raum dieser Reuse, und kann sich dann nicht wieder empor helfen. — Sewergin's systematisches Verzeichniß der Finnländischen Fossilien. — Zagorsky, von einigen seltenen Muskel-Varietäten, die er in menschlichen Leichen gefunden. Z. B. den breiten Halsmuskel nicht flach, sondern runderlich und herb, mit seinem obern Ende am Hinterhauptsbeine ansitzend; den Kappenmuskel nicht von dem eben genannten Beine, sondern erst vom zweyten Halswirbel entspringend und dergl. m. — Sewergin, über die Kupfererze, unter andern das so genannte Schlackenerz etc. und über das vielförmige Vorkommen des gediegenen Kupfers in den reichen Werchoturischen Gruben am Ural. Statt daß Manche glauben, das gediegene Kupfer sey ursprünglich viel häufiger gewesen, und durch die Länge der Zeit größten Theils in den mancherley oxydirten Zustand versetzt, so äußert der Verf. vielmehr die entgegengesetzte Meinung, die er durch Gründe unterstützt, daß nämlich ursprünglich oxydirt gewesene Erze mit der Zeit durch die Einwirkung des Kohlenstoffes etc. in ihren Gangarten zum gediegenen Metall reducirt worden. — Zagorsky von merkwürdigen Abweichungen im Laufe der

Schlagadern; z. B. die linke Schlüsselbein-Arterie und die beiden Kopf-Arterien als ein gemeinschaftlicher Stamm aus dem Bogen der Aorta entspringend. Ein ganz besonderer langer Ast der Schenkel-Arterie, der an der einen Seite unter der Haut neben dem Knie, und längs der Schinnbeinröhre bis zum innern Fußknöchel herabstieg, und mit der Arterie desselben zusammenmündete, u. a. m. — Tilesius vom Actinien-Geschlechte, besonders von einer neuen Kamtschadalischen, wohl fußlangen, Gattung desselben, welcher er ihrer ausgezeichneten Form halber (verontwegen sie schon dort von den Einwohnern der Pferdeschlauch genannt wird) den Trivialnamen *A. priapus* beylegt. Eine Frucht der reichen Ernte, die der verdienstvolle Verf. von der Krusensternschen Weltreise zurückgebracht hat. Voller interessanter Bemerkungen über die Lebensweise, Locomotivität, Reviviscenz, dieser See-Anemone, nachdem sie während der Ebbe im Sande wie von der Sonne ausgetrocknet schien, über ihre doch sehr beschränkte Reproduction u. s. w. Dann die Zergliederung, die aber hier keinen Auszug leidet. Alles durch treffliche Abbildungen von der kunstreichen Hand des Verf. erläutert. — Sevastianof's Beschreibung und Abbildung einiger neuen oder doch seltenen Gattungen von Thieren im academischen Museum: *the spotted Opossum* des Capitain Phillips, und *le Wombat fossyeur* von Desmarest; beide aus dem fünften Welttheile; eine Eidechse, die der *double raie* des Grafen de Lacépède nahe kommt; und ein kleiner *Chaetodon quadrifasciatus*.

Zur Botanik und Chemie gehörige Abhandlungen: C. Smelovskij liefert die Beschreibung

und Abbildung des *Equisetum arvense* Linn., und gibt zugleich eine chemische Analyse der an den Wurzeln dieser Pflanze vorkommenden Knollen, der zufolge dieselben vorzüglich Amidon, Schleimzucker und Kleber enthalten. Von den Bauern um Moskau soll dieses Gewächs seiner Knollen wegen im Sommer fleißig aufgesucht, und die Knollen von ihnen als eine besondere Delicatesse verspeiset werden. — C. P. Thunberg theilt die Beschreibung der von ihm am Vorgebirge der guten Hoffnung gefundenen Arten von *Galium* mit. Derselben sind acht, wovon das *G. capense*, *G. mucronatum*, *G. expansum*, *G. asperum*, *G. glabrum* und *G. tomentosum* bereits in dessen Prodr. flor. Capens. aufgeführt sind, letzteres indessen als *Galium maritimum*. Die beiden übrigen sind das *Galium rotundifolium* Willd., und eine hier zum ersten Male beschriebene Art, *G. horridum*. Vom *G. capense*, *G. mucronatum*, *G. expansum* und *G. asperum* sind Abbildungen beigelegt. — J. S. Rudolph beschreibt eine neue Species von *Myosotis*, *Myosotis ciliata seminibus dentato-ciliatis*; floribus laxè racemosis, pedunculis longissimis. Dieselbe ist bey Krasnojarsk am Jenisei gefunden worden, und kommt der *Myosotis pectinata* von Pallas am nächsten. Tab. XI. gibt eine Abbildung davon. — Derselbe beschreibt ferner auch eine neue Species von *Fumaria*, die er *F. peregrina* nennt. Eine sehr ausgezeichnete Art, die am nächsten mit *Fumaria Cucularia* Linn. verwandt ist, sich aber von ihr foliis radicalibus pluribus, bipinnatis, foliolis mucronatis; scapis foliis multo longioribus unterscheidet. Sie ist vom Adjunct Redowski am Jablonnoi Chrebet,

und schon früher auch vom Dr. Merck am Selen-  
ga, gefunden worden. Auf Tab. XVIII. findet  
man eine Abbildung dieser neuen Formaria. —  
Von demselben kommen auch noch Bemerkungen  
über das Genus Ziziphora vor. — Den Be-  
schluß macht eine Untersuchung von A. N. Scherer  
über Winterl's abgestumpfte Säuren. Auch Scher-  
er konnte eben so wenig, wie Pfaff und Andere,  
eine Verschiedenheit zwischen der durch Säuren  
und der durch Feuer aus Kohlenstoffsauren Salzen  
ausgetriebenen Kohlenstoffsäure wahrnehmen.

III. Zur Politik und Statistik gehörige Ab- *Maye*  
handlungen: v. Storch Du principe constitu-  
tiv de la Science du Gouvernement. Der Verf.  
untersucht die Principien, worauf Rousseau, Mon-  
tesquieu und v. Schlözer ihre Systeme gegrün-  
det haben, erörtert ihre Vortheile und Nachtheile,  
und beschäftigt sich nun in einer zweyten und  
dritten Abhandlung mit einem umständlichen Detail  
des von Smith aufgestellten Principe de la liberté  
naturelle, und mit den Mitteln, welche das Gou-  
vernement anzuwenden habe, Industrie und Civilis-  
ation zu befördern. — E. T. Hermann gibt  
eine statistische Beschreibung der Salzseen in Ruß-  
land, ihres Betriebes und jährlichen Ertrages. —  
Derselbe über den gegenwärtigen Zustand des  
Ackerbaues in Rußland, nebst einer Tabelle, wel-  
che eine vollständige Uebersicht der hieher gehörigen  
Gegenstände verstatet.

Nürnberg.

*Delius*

In Commission bey Monath und Kusler:  
Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth,  
von Karl Heinrich Lang, Ritter des Ordens

der Baierschen Krone und ordentl. Mitglieder der Academie der Wissenschaften in München. Dritter und letzter Theil. 1811. 387 S. in Octav.

Nach einem längern Zeitraum, als wir wünschten, wahrscheinlich durch die öffentlichen großen Veränderungen und die persönlichen des Wohnsitzes und der Arbeiten des Verf. verschoben, erscheint endlich der Schluß einer der vorzüglichsten Geschichten Deutscher Gebiete, so weit der Verfasser sein Ziel sich gleich anfangs gesteckt hatte, d. h. (von der Aichtserklärung Markgraf Albrechts) bis zum Tode Georg Friedrichs, womit die Fränkischen Lande des Hauses Brandenburg abermahls an die Churlinie zurückfielen. Zuvörderst unsern Dank, daß der Verfasser sich nicht durch die eingetretenen Umstände, und andere nicht minder abschreckende und beschwerliche, von der Vollendung abwendig machen ließ.

Das Werk selbst ist zu bekannt, und Recensent theilt zu sehr die Ansichten seiner Vorgänger bey den beiden ersten Theilen (s. Göt. gel. Anz. 1799 S. 164, und 1801 S. 164), besonders des letztern), als daß er über das Ganze viel hinzu zu fügen brauchte, und das um so mehr, da der Verfasser in der Behandlung und Ausarbeitung sich völlig gleich geblieben ist. Derselbe unermüdlche, eiserne Fleiß in Zusammenfuchung aus, wer weiß, in wie vielen Händen? zerstreuten Actenstücken: eine Arbeit, die nur der recht würdigen und sich anschaulich machen kann, der mit ähnlichen Sammlungen beschäftigt war, und den gewöhnlichen Zustand der Archive kennt, aber der auch ganz; dasselbe unerfreuliche Nachspüren in sonst wenig gelesenen Papieren, welche seit

Jahrhunderten in den Schränken und Gemälden eingekerkert waren, erst jetzt vom Verfasser aus ihrem Staube hervorgezogen; derselbe aufmerksame und glückliche Blick; der nämliche Geist in der Anlegung; dieselbe neue, kräftige Erleuchtung des innern Lebens der Deutschen Fürstenthümer im sechszehnten Jahrhundert, ihres Treibens, der Verwaltungsgrundsätze und Kunst, des Zustandes des Volkes selbst, die neuen, wahren und gewiß ungeschminkten Bildnisse der Fürsten und der ersten Staatsdiener: alles so ganz anders, als wir es bisher kannten, und durch das Alles der classische Werth des Buchs begründet. Aus jeder Special-Geschichte erhält die allgemeine immer einiges Licht, und wenigstens kommt einige Festigkeit mehr in die Striche des großen Gemäldes: aber eine solche, wie diese, gibt die wirklichen Umrisse zu einem Stücke des letztern, deren Figuren nur mehr zusammengedrängt, etwas anders gestellt zu werden brauchen, um ein Theil desselben zu seyn; und besonders bey der Zeit, welche dieses Werk umfaßt, wird damit eine Lücke erst ausgefüllt, die immer blieb, obgleich manche schätzbare Darstellungen aus dem sechszehnten Jahrhundert selbst noch übrig, und einige andere hinzugekommen sind. Jene, für uns so wichtige, Zeit, die der eigentlichen festen Bildung der Deutschen Gebiete, ihrer Verfassung, der Gesetze, unserer bisherigen Einrichtungen, umschwebte ein oft nur wenig gekichtetes Dunkel, die Darstellung derselben schwankte, war unbestimmt und ganz falsch; denn die Geschichtschreiber aus dieser Zeit standen von den Gegenständen schon zu fern; sie

waren in eine Täuschung über die Wichtigkeit derselben unter sich und den Nutzen der Geschichte gerathen; ein Kleinigkeitsgeist hatte sie ergriffen, der mit dem vermehrten Studium der Alten wunderbar streitet; ein furchtbarer Schein fing an, die Fürsten und ihre Arbeiten zu umgeben, und so lieferten sie die unwichtigsten Data. Vollends aber die spätern Nachfolger, die in diesen Ansichten erzogen waren, die keine Archive benutzen konnten, welche eine ungeheuer ausgedehnte Geheimnißkrämerey verschloß, die, wenn sie auch noch eine Urkunde heraus gab, doch das Durchlesen der Acten gar nicht gestattete; denen der Fürst so viel weiter entrückt war; die, nach manchen warnenden Beyspielen, durch Furcht geschreckt wurden. Was war denn ihre Landesgeschichte anders, als magere Personalien der Landesherren, albern panegyrisch hingestellt; Kriegs-, Brand-, Mord- und Wasser-nothgeschichten? ein so klägliches Ganzes, daß man sich über die Gutmüthigkeit und Gleichgültigkeit jener Menschen, und über den Mangel alles Sinnes für die Hauptsachen, nicht genug verwundern kann. Das waren, bis auf wenige Ausnahmen, die Materialien für die Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts: was auch andern, frühern Jahrhunderten so vortheilhaft ist, der große Urkundenschatz, der fehlt von da an fast ganz. Von der Bearbeitung kann noch weniger die Rede seyn; ein Blick, eine Ansicht, ein Streben, wie in dem vorliegenden Werke, war ihnen ganz und gar fremd. Des Verfassers vornehmste Sorge aber ist es geblieben, die eigentliche Gestalt der Zeit, in welche seine For-



schungen fallen, mit allen Eigenthümlichkeiten recht treu abzubilden, die sie an sich trägt, wie es auch an sich durchaus nothwendig ist, um sie ganz zu erkennen, und erforderlich, um sie den Lesern, den Nachkommen der vergangenen Geschlechter, anschaulich darzustellen, diese völlig in sie versetzen, und damit den eigenthümlichen Vorzug und einen eigenen Reiz zu geben, dazu so Manches aufzunehmen, was Andere nicht der Mühe werth gehalten haben möchten, oder noch weniger anzubringen gewußt haben würden. Davan erkennt man den vorzüglichen Arbeiter!

Mit vieler, inniger Freude hat Recensent aus den vorigen Anzeigen dieses Lob wiederholt: möchte es ihm doch vergönnt gewesen seyn, die Fehler, welche sie bemerkten, verbessert, verschwunden zu sehen. Leider ist es nicht so! wie im Guten, so ist der Verfasser auch in dem Tadelswerthen sich durchaus gleich geblieben, und hat keine Vorstellung geachtet, — gewiß nicht zu seinem Vortheil! Das bloße Schöpfen aus seinem Archive, mit Vernachlässigung aller andern Quellen; keine urkundlichen Beweise, oder sie, gleich andern Erläuterungen, störend in den Text aufgenommen; die Ungleichartigkeit der Anlage und des Stils (bey so vieler Anlage zu einem trefflichen Geschichtswerke, so vielen einzelnen vorzüglichen Stellen, die aber wieder den Schatten nur noch dunkler machen!); die Vernachlässigung der festgegründetsten Regeln der Geschichtschreibung und der Bemästerung des Stoffes: das alles findet man ebenfalls wieder. Auch hier sind die Klippen der Einseitigkeit und der Parteylichkeit nicht umgangen; und

Manches hebt sich jetzt noch mehr hervor, als vormahls, wohin besonders der Ernst und die Würde gehört, welche den Geschichtschreiber nie verlassen soll. Der Verfasser aber wigelt bisweilen, wird satyrisch-spottend (S. 15, 17), und es ist nur zu oft das Bestreben sichtbar, die Begebenheiten und das Treiben der Menschen jener Zeit ins Lächerliche zu stellen — wozu man um so weniger Anleitung geben muß, da der leichtsinnige Haug dunkelvoller Menschen nur zu leicht diese Seite berührt; wozu wir unsern Nachbarn ja keine Anleitung geben sollten! — und sein Lieblings-Thema durchzuführen: wie wenig wir Ursache haben, die Thun und ihre Lebensweise und um ihr Glück zu beneiden. (Gröber war die Denkart, waren die Sitten in manchen Stücken, dem kindlichen Alter das Geschlecht näher: aber doch auch wieder einfacher, biederer, kräftiger, für das Höchste und Heiligste durchglüheter, ein practisch richtigeres Gefühl ohne Theorie.) Freylich die Erlegung eines gewaltigen Vären wird jetzt den Freunden und Verwändten nicht mehr feierlich angekündigt; bey unserm feinen, abgeschliffenen, kältend hohen Flug unserer Gedanken nimmt daran Niemand mehr lebhaften Antheil; die Neugierde müßte den abgemessenen Schritt beschleunigen, sonst rühren wir uns kaum, wenn des Nachbars Haus brennt, was inwendig vorgeht, kümmert uns noch weniger: aber daß man vormahls glauben müßte, ein solches Ereigniß werde auch anderwärts Freude machen; daß an solchen Begebenheiten freundliche und

nachbarliche Theilnahme vorausgesetzt und erwartet werden konnte; daß sie dazu nicht zu klein waren, weist eben so sehr auf einen Zustand biederer Vertraulichkeit, als Empfänglichkeit für frohe Ereignisse bey Andern, auf eine Neigung zum Frohsinn auch durch geringe Veranlassungen, hin — ein Sinn, den wir immer mehr verlieren: wie sehr müssen wir uns nicht dazu herausschrauben, und welches Lärmens bedarf es erst, um uns in die Stimmung zu versetzen! Freylich werden bey fürstlichen Vermählungen keine Kachelofen mehr umgesetzt, und kein Mahler schreibt Sprüche an die Wand; aber so gewiß der Umstand beachtet und zur Schilderung jener Zeit benutzt werden muß, so ist er doch nicht da, um uns an dem gewaltigen Abstand von unserm Prunk und Luxus zu figeln, dem zu fröhnen der heiligste Nachlaß der sparsameren, wohlthätigen Väter schändlich genug vergeudet wird. Dahin gehört auch das Beyhalten eigenthümlicher Ausdrücke jener Zeit, das an sich nicht zu tadeln ist, wenn es weder gesucht, noch übertrieben wird: aber es ist etwas Anderes, das Natürliche, Wahre und Kraftvolle der alten Sprache nachzubilden und aufzunehmen, und durch eingestreute Worte, oft ganz unverständlicher oder widerlicher Art, oder durch altgeformte Perioden eine Vermischung zu erkünsteln, welche den Beyfall des an das Alterthum, an das Schickliche, gewöhnten Lesers nicht erwerben kann. (S. V. S. 387: Waireuth sollte von einem Lande bedeutenden Umfanges zu einem prinziplichen Ausgemächre heruntersinken: was nicht

1352 B. g. A. 135. St., den 22. Aug. 1812.

einmahl wahr ist, vorher waren ja die Lande auch getrennt.)

Auszüge lassen sich nicht aus dem Werke geben: es darf bey keinem Historiker fehlen. Gewundert haben wir uns, daß über Grumbach's Verschwörung und Plane keine neuen Aufschlüsse gegeben sind; bedauert aber, daß vom Ackerbau, vom Handel, von den Fabriken und andern Gegenständen der innern Verhältnisse, vom Zustande des Volkes, so gar wenig mitgetheilt ist. (Sollte der Verfasser zu sehr zu Ende geeilt haben?) Daß Einmahl Oheim und Nefse verwechselt sind (S. 57), Eyprian statt Cyriacus steht (S. 31), das Mansfelder Erbe nicht in Brandenburgische Hände kam (S. 59) (wie auch Fehden und Werbungen ihr Unglück nicht machten), wollen wir als Beweis unserer, sich zwar schon von selbst, aus Antheil und Pflicht verstehenden, genauen Aufmerksamkeit angesehen wissen.

Der Verfasser kann nicht müßig seyn. Möchte er doch die Wünsche eines andern Recensenten, die wir hier wiederholten, erfüllen, und jetzt, wo alle Gründe wegfallen, die ihm ehemahls wichtig seyn konnten, die Geschichte des Landes Saireuth vollständig herabführen; oder uns, wenn es ihm anders gefällt, wenigstens bald mit der Bearbeitung eines ähnlichen Gegenstandes erfreuen! Da dieser Band keine Vorrede hat, so erfahren wir auch nicht, welches Schicksal das Urkundenbuch trifft, zu dem im zweyten Theile halb und halb einige Hoffnung gemacht war.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 24. August 1812.

Göttingen. *Osiander*

Der Hr. Dr. Kieser, Correspondent der königl. Societät, vormahls Physicus in Nordheim, jetzt Professor in Jena, hat der königl. Societät der Wissenschaften die Geschichte der in und um Nordheim in den Jahren 1808 und 1810 herrschenden Fleckfieber-Epidemien, nebst seiner Ansicht und Behandlung dieser Krankheit, mitgetheilt. Eine Beurtheilung wird Niemand von dem Referenten, und noch weniger von der Societät, erwarten; sie ist auch ganz unnöthig; der Leser kann für sich selbst urtheilen. Unsere Pflicht zunächst ist nur, von dem Eingefandten eine Notiz zu geben.

Die erste Epidemie war durch Ansteckung aus einem Militär-Hospital, die zweite durch nachtheilige Einflüsse der Witterung, entstanden. Der Verfasser ward selbst davon ergriffen, was ihm voraus ahnete, aber wobey er zugleich die Ueberzeugung bey sich fühlte, daß er davon gewiß genesen würde. Die Epidemie ergriff vorzüglich die arme Classe der Einwohner, die auch, auf Veran-

W (6)

staltung des Verf., in einem besondern Civil-  
 Hospital zum Theil verpflegt, und so glücklich be-  
 handelt wurden, daß von 35 nur ein einziger  
 Kranker starb. Catarrhalische und asthmatische  
 Beschwerden gingen voran, und begleiteten die  
 Epidemie, und kalte Fieber folgten nach. Die  
 Mittel, welche der Verfasser gegen diese Epidemie  
 anwendete, waren vorzüglich mineralisaure Näu-  
 rungen, so stark, als sie die Kranken ertragen  
 konnten; ferner Brechmittel, und vorzüglich Larir-  
 salze, auch Aderlässen von 8 bis 16 Unzen Blut,  
 Valerianaufgüsse mit Hallerschem saurem Elixir;  
 dann stärkende Mittel, China, Wein, bittere Es-  
 senzen, und endlich nahrhafte Kost. Gegen zu  
 starken Durchfall in den kritischen Tagen rühmt er  
 vorzüglich einen Aufguß von Millefolium. — Von  
 den Krankheiten überhaupt, und den exanthemati-  
 schen besonders, hat der Verfasser seine eigenen  
 Ansichten, deren Beurtheilung Referent den Sach-  
 kundigen überläßt, und nur die hauptsächlichsten  
 und auffallendsten Sätze kurz anführt. Jede voll-  
 endete Krankheit habe vier Stadien, nicht fünf,  
 wie Andere wollen; denn das Schema der Ge-  
 sundheit sey der Cirkel, wo Centrum und Periphe-  
 rie die eine und ungestörte Gleichheit bewahren.  
 Das Schema der Krankheit hingegen sey die El-  
 lipse, wo der Lebens-Proceß, mit sich selbst ent-  
 zweyt, zwey Centris diene, als zwey den Umlauf  
 der Peripherie beherrschenden Kräften. Das eine  
 sey das solarische Centrum, als Heilkraft der Na-  
 tur, welches der Krankheit entgegen kämpfe. Das  
 andere Centrum sey das terrestrische, die Krank-  
 heitsursache, von wo aus der Umlauf des Lebens-  
 Processes der Herrschaft des solaren Centrums  
 entnommen, und die Form des Cirkels in die El-  
 lipse umgewandelt werde. Der Krankheits-Proceß

erscheine daher unter der Form der Ellipse, in welcher jeder Punct der Peripherie ein anderes Verhältniß zu den Centris habe, und bey der größten Abweichung von der Kreisform das gänzliche Zerreißen der Ellipse mit Aufhebung des solarischen, und das Alleinherrschen des terrestrischen Centrum, nämlich den Tod, zur Folge habe. Aus dieser elliptischen Form des Krankheitsverlaufes lasse sich alles Typische erklären, und aus dieser Andeutung sey so viel klar, daß, so wie nur vier Jahreszeiten möglich seyen, auch nur vier Stadien einer Krankheit existiren können. Die Crisis sey kein besonderes Stadium, sondern nur der Wendungspunct aus dem Terrestrischen ins Solarische, gleichwie der Zeit-Moment, in welchem die Erde aus dem Aphelium in das Perihellum zurückkehre. Die vier Stadien aber seyen: 1) Stadium initii morbi, parallel dem Herbst und Abend. 2) Stadium incrementi morbi, gleich dem Winter und der Nacht. 3) Stadium decrementi morbi, dem Frühling und Morgen entgegen gesetzt. Das vierte Stadium hat von dem Verf. noch keinen besondern Nahmen erhalten (wäre also das Stadium innominatum), und stehe dem Sommer und Mittag gleich. Der Sommer aber und der Mittag des Lebens sey die Gesundheit. Zwischen das zweyte und dritte Stadium falle der Wendungspunct, in die Mitternacht, und nach eingetretener Crisis beginne das dritte Stadium. Das vierte Stadium trage alle Zeichen der vollkommen gelungenen Vindication der Menschheit aus der Herrschaft der Thierheit. In diesen vier Stadien äußere sich die allgemeine Form aller Krankheiten, und jede einzelne Krankheit sey, so paradox dieß auch scheinen möge, ein Fieber; und After-Organisation, Entzündung und Krampf seyen die nach

den drei Hauptsystemen des Organismus, dem Lymph-, Blut- und Nervensystem, verschiedenen Ausdrücke der allgemeinen Form, wovon jeder in den verschiedenen Stadien des Fiebers verlaufe. Die chronische Krankheit sey nur ein immer von neuem gesetzter und erzeugter Fieber-Proceß. Das Besondere der Krankheit werde bestimmt durch das vom Krankheits-Proceß ergriffene Organ oder System. Bey den exanthematischen Krankheiten sey die specielle Form gegeben durch den noch unbekanntern speciellen Character des Exanthems, aber die allgemeine Form sey überall das Fieber, daher bestehe der einzige rationale Heilungs-Proceß nur in der allgemeinen Behandlung des Fiebers, und so sey es mit allen besondern, specifisch verschiedenen, Krankheiten. Die Exantheme seyen Symptome des nothwendigen Ausbildungs-Processes des Organismus zu einer höheren, geistigeren Existenz. Das Fleckfieber sey die innerste Metamorphose des körperlichen Menschen. Nach Fleck- und Nervenfiebern entsche ein nothwendiger Abhäutungs-Proceß. Die Flecken, Petechen, seyen gangränescirende Gefäßendigungen. Alle fernere Fortschritte der Heilkunst (dieß behauptet der Verf. in allem Ernste) können nur in der ferneren Kenntniß der specifischen Heilmittel bestehen. Bemerkenswerth und wahr sey es, daß alle Practiker ihre frühere Theorie, welcher sie im Anfange der Ausübung ihrer Kunst anhängen, sie möge gewesen seyn, welche sie wolle, wenn sie die Erscheinungen der Krankheit zu würdigen verstehen, immer allmählich verlassen, und zu einer im Allgemeinen sich immer gleichen allgemeinen Behandlung der Krankheit zurückkehren; und diese allgemeine Behandlung, nach welcher Brech- und Purgirmittel, in schweren Fällen aber Aderlässe,



im Anfange des Fiebers angewendet werden, entspreche durchaus der von ihm dargelegten Ansicht der Krankheit. Bis jetzt habe er zwar die Aderlässe im Fleckfieber nur in einzelnen Fällen angewendet, aber künftig werde er von diesem so heroischen als trefflichen Mittel allgemeinen Gebrauch machen. — Am Ende der Abhandlung gibt der Verf. noch einen Auszug aus des Hrn. J. V. Edlen von Hildebrand zu Wien erschienenen Schrift über den Typhus, mit Anmerkungen begleitet, als Nachschrift.

### St. Petersburg. *Tychsen*

Archiv für Asiatische Litteratur, Geschichte und Sprachkunde, verfaßt von *Julius von Klaproth*. Erster Band. Herausgegeben auf Befehl der kaiserl. Academie der Wissenschaften. 1810. 224 Seiten in groß Quart. Hr. Hofrath von Klaproth hat hier eine Sammlung angelegt, die, wenn sie das Glück haben sollte, fortgesetzt zu werden, unsere Kenntniß des nördlichen und östlichen Asiens auf mannigfaltige Weise bereichern, und zu dem nächsten Zweck des Verfassers, auf den Nutzen des Asiatischen Studiums für Rußland aufmerksam zu machen, gewiß beitragen wird. Da der Verfasser mehrere Länder Asiens, auch den Caucasus, selbst bereiset, und sich anschauliche Kenntniß der Völker und Sprachen erworben hat; so sind seine Mittheilungen um so schätzbarer, und man muß es der Academie der Wissenschaften Dank wissen, die Resultate seiner Beobachtungen bekannt gemacht zu haben. Dieser Band enthält: I. Parallele der vorzüglichsten Schriftarten Asiens mit dem Deutschen Alphabet; wie sie am nächsten mit Deutschen Buchstaben können

ausgedruckt werden, das Arabisch = Persische, Tür-  
kische; das Mandschu, das Sinesische, und Geor-  
gianische. II. Kaukasische Sprachen. Berich-  
tigungen und Bereicherungen zum Göltenstädt,  
dem übrigens der Verfasser alle Gerechtigkeit  
widerfahren läßt. In Lesgistan nahm Gölten-  
städt acht Haupt = Dialecte an, welche der Ver-  
fasser auf vier zurückbringt, den Avarischen,  
Kasikumufsch, Akuschaischen, und den im Ge-  
biete Kura im südlichen Daghestan. Im Ava-  
rischen sind noch Hunnische Nahmen üblich, Ad-  
dita, Ellak, Genfa. Mehrere Wörter haben mit  
dem Samojedischen, Ostjakischen und andern Si-  
birischen Sprachen Aehnlichkeit. Das Avarische  
und Kasikumufsch ist besonders rauh. Der  
Aufsatz ist, wie sich erwarten ließ, mit vieler  
Einsicht abgefaßt, und gibt nicht bloße Wörter,  
sondern ganze Redensarten, und eine Characteri-  
stik der Sprachen, so daß man auch ihren gram-  
matischen Bau ersieht. Vom Kuralischen hat der  
Verfasser nur einige Wörter in einer vergleichenden  
Tabelle geben können zu S. 75. III. Ueber den  
Ursprung der Aghwanen. Die Hypothesen  
und Sagen darüber werden kurz und treffend  
gewürdigt, auch die Meinung, daß sie aus Al-  
banien abstammen, die bloß auf der verderbten  
Armenischen Aussprache dieses Nahmens beruht.  
Die Sprache gehöre zum Medisch = Persischen  
Stamm. Das Volk habe wahrscheinlich stets  
auf den Gebirgen zwischen Persien und Indien  
gewohnt. (Die in den hiesigen Commentationen  
befindliche Abhandlung und die da angeführten  
historischen Data hat der Verfasser nicht benutzt.)  
Sprachproben, worin das Afganische mit dem  
Persischen verglichen wird, füllen den größten Theil  
der Abhandlung, welche auch besonders abgedruckt

ist. (Da der Verfasser selbst die Ableitung von den Albanern verwirft, so muß man sich wundern, daß er Aghwanen schreibt, da doch diese Schreibart nur dieser Ableitung zu Gunst eingeführt ist, und das Volk selbst sich Afgan, Aghan, schreibt. Auch ist S. 76 kein Grund für diese Schreibart, die wahrscheinlich nur bey ganz jungen Schriftstellern vorkommt, angeführt.)

IV. Babur Nameh oder Buch des Raths, vom Kaiser Babur Türkisch verfaßt S. 101. Dieser Eroberer von Indien hat selbst seine Feldzüge beschrieben, und diese Beschreibung seinem Sohne nach Kandahar geschickt. Die Handschrift, aus welcher hier eine Beschreibung von Fergana mitgetheilt wird, ist vor dem Jahre 957 (1550) geschrieben, also fast den Begebenheiten gleichzeitig.

V. Sir George Staunton's Chinesische Abhandlung über die Kuhpocken. Ein kurzer Auszug aus dieser kleinen, zu Canton gedruckten, Schrift, die als litterarische Merkwürdigkeit aufbewahrt zu werden verdiente.

VI. Excerpta ex libro Stephani Synensis, Archiepisc., scripto sub sinem Saec. XIII. cui titulus Badmuthium Orbeleanzz, d. i. Geschichte der Fürsten von Orbel in Großarmenien. Der berühmte la Croze hatte diese an Bayer geschickt. Hier gibt der Verfasser daraus Lateinisch die Beschreibung des Einbruchs der Mongolen unter Batu Chan und Octai, und einige andere kurze Excerpte, die nichts Neues enthalten. Die Nahmen sind oft ziemlich unkenntlich.

VII. Historische Fragmente über Ava und Pegu, nebst einem Wörterverzeichnis der Romanischen Sprache. S. 119. Die Nachrichten scheinen aus Sinesischen Quellen genommen zu seyn. S. 125 kommt ein Elephant vor von 100

1360 G. g. A. 136. St., den 24. Aug. 1812.

Sinesischen Ellen Höhe. Eingerückt ist die Beschreibung der Befestigung des Landes Mien (so heißt dieß Land bey den Sinesen) und Benggalens durch die Tataren 1272, aus Marco Polo, Italiänisch, und einige Auszüge aus Syme's Reise, Französisch. Die Romanische Sprache (S. 141) gehört zu den einsylbigen, und scheint wenig ausgebildet. Der Verfasser gibt ein kleines Verzeichniß von Wörtern aus einem Sinesisch-Miendianischen Wörterbuche, und in einem Anhange (S. 149) noch einige selbst gesammelte Awanische Wörter. VIII. Sprachproben von Lieukieu, den Bewohnern der Inselgruppe zwischen Japan und Formosa. S. 151. Es ist ein Dialect des Japanischen, mit zugemischtem Sinesischen, weil die Inseln unter Sinesischer Hoheit stehen. IX. Bemerkungen über die Chinesisch-Russische Grenze, gesammelt auf einer Reise an derselben im Jahre 1806. Für die Geschichte und Geographie interessant, und mit Klarheit geschrieben. Die Grenze ward 1727 berichtigt, und mit Grenzzeichen aus Stein vom Dache Kiachta aus, östlich und westlich hin, bezeichnet. Der Grenz-tractat ist S. 180 flg. in einer genauen Deutschen Uebersetzung aus dem Mandschuischen Original eingerückt. Im Jahre 1767 ward noch ein Zusatz dazu gemacht, und ein Artikel anders gefaßt. Merkwürdig ist die Sorgfalt, mit welcher die Grenzen gehütet werden. Zuletzt Beschreibung des Grenz- und Handelsortes Kiachta. — Bey diesem Bande befinden sich 5 Kupfer: S. 4 für das Mandchu-Alphabet, S. 5 zum Sinesischen, S. 143 zum Romanischen. Die zwey letzten haben keine Bezeichnung, und gehören vielleicht zum folgenden Bande.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 27. August 1812.

Berlin.

*Hugo*

Den dritten Band des Civilistischen Magazins hat, nach einem langen Stillstande, während dessen die drey ersten Hefte neu aufgelegt werden mußten, in diesem Jahre endlich das vierte Hest geschlossen, so daß er nun aus XVI und 512 S. besteht. In der Inhaltsanzeige sind mehrere Berichtigungen und Nachträge aufgenommen. Die neuen Aufsätze sind: XX. Geschichte des Lateinischen Wortes *obligatio*, und des Deutschen: Verbindlichkeit; was der Herausgeber schon lange versprochen hatte, und wovon er glaubt, daß es nicht nur für jeden Civilisten, sondern auch für jeden Lateinischen Philologen, ja sogar für jeden Besizer eines Lateinischen Wörterbuchs, von einigem Werthe sey, denn in welchem von diesen steht, daß *obligatio* nicht nur die Begebenheit des *Obligirens*, sowohl einer Person, als einer Sache, letzterer nämlich zum Pfande, sondern auch das daraus entstehende Verhältniß auf beiden Seiten, die Forderung und das

N (6)

Pfandrecht des Gläubigers so gut, als die Schuld des Schuldners, bedeute, wie sich mit so vielen Stellen der classischen Juristen belegen läßt? Erst im Mittelalter bekam das Wort ausschließend die mehr dem Lateinischen officium, Pflicht, verwandte Bedeutung, daß es den Zustand des Obligirtseyns bezeichnete, welchen man bey Jedem fand, der irgend ein Recht anerkennen mußte, und so machte man daraus das Deutsche: Verbindlichkeit, wie man dachte, von Sylbe zu Sylbe entsprechend. Sonderbar ist es dabey, daß doch auch jedem Bauern die Bedeutung: Obligation für eine Pfandverschreibung, gerade wie in der berühmten obligatio praediorum, bekannt blieb. XXI. JUPILLE *droit de la possession*, vom Hrn. Prof. von Savigny, welchen Hr. Prof. Tydemann zu dieser Recension des gar wunderbaren Buches verpflichtet hatte, nachdem die Löwenschen Buchhändler und Gelehrten gar nichts von der Existenz desselben wissen wollten. XXII. Cujas, Beschluß des Aufsatzes XI. im zweyten Hefte. Hier werden die eigenen Schriften dieses civilistischen Patriarchen durchgegangen, und besonders auch die Sammlungen derselben, sowohl der echten von ihm selbst, als der wider seinen Willen nach seinem Tode von Andern aus Heften herausgegebenen. XXIII. Ueber Herrn von Haller's Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, im Verhältnisse zu der Philosophie des positiven Rechts. Dieß ist der erste, aber wohl nicht der letzte, der philosophischen Seite des civilistischen Studiums gewidmete, Aufsatz. Der Verf. gibt zu, daß die Staaten und das positive Recht sich von selbst mache; weil aber die Menschen doch auch gar viel dazu beytragen, so bedingt

er sich das Recht aus, Untersuchungen anstellen zu dürfen, wie z. B. Platon und More gethan haben, was der Vernunft etwa noch gemäßer seyn könne, als alle bisherigen Einrichtungen. XXIV. Spittler. Dieß ist der oben St. 90 nach einem besondern Abdruck erwähnte Nachtrag zu dem, was Planck und Zeeren über diesen, dem großen Publicum doch lange noch nicht nach Verdienst bekannten, Mann von gleich vorzüglichen Geistesgaben, Kenntnissen und Gesinnungen, gesagt hatten.

Zum Beweise, daß die Fortsetzung dieses Magazins schneller erfolgen werde, als in den letzten Jahren, ist nun auch schon das erste Heft des vierten Bandes erschienen. I. Die Obligationen gehören in den letzten Theil des Privatrechts. Den Beweis führt der Verf. aus Theophilus, aus der innigen Verbindung zwischen obligatio und actio noch jetzt, aber vorzüglich im alten Römischen Rechte. Auf seiner Seite stehen die Glossatoren, die meisten Ausländer, und im vorigen Jahrhundert in Deutschland doch noch der Großkanzler von Cocceji in einer eigenen, hier mitgetheilten, und berichtigten Ausführung, die wenig bekannt geworden seyn muß; ein Hauptgegner ist Vinnius, durch den die falsche Ansicht in Holland und Deutschland lange Zeit herrschend wurde. II. Erinnerungen aus dem Leben eines practischen Civilisten, geboren 1718, † 1799 im südwestlichsten Deutschlande. Ein Beytrag zur civilistischen Literatur-Geschichte, wie man ihrer nicht so viele hat, als der Verf. glaubt, daß zu wünschen wäre. III. Ueber die Bücherzahl im *ff. vetus infortiatum et novum*. Rechnet man die ehemahls so genannten tres partes von *fr. 82. D. 35, 2* in der Mitte

bis 39, 1 im Anfange ab, so blieben 47 Bücher der Pandecten, wovon gerade die Hälfte auf ff vetus, die andere Hälfte aber auch zu fast ganz gleichen Theilen auf infortiatum und novum kommen, zu denen man die tres partes gerechnet hat, zuerst zum novum, nachher zum infortiatum. Ist dieß nun nicht weit eher absichtliche, wenn auch spielende, Eintheilung, als bloßer Zufall des allmählichen Auffindens? IV. Gesetze sind nicht die einzige Quelle der juristischen Wahrheiten: ein Satz, den der Verf. schon oft nicht nur gegen die, welche jede Stelle der Pandecten und des Codex eine lex nennen, sondern auch gegen den esprit des lois und unzählige neuere Politiker und Juristen, sowohl aus dem Römischen Rechte, wo lex und jus, legitimum und iustum, zweyerley sind, als aus der Natur einer jeden Sprache, und der Sitten eines jeden Volkes, behauptet, und hier ausführlich zu beweisen versucht hat. V. Bemerkung einer Lücke im §. 4. der Instruction Justinian's an seine Professoren, statt hos tres libros cum . . . Papiniani lectione tradendos muß es heißen: hos tres libros pro responforum . . . Pap. lect. trad. Hugo.

Heyne

#### St. Petersburg.

Eine kleine Schrift, die sich gleich bey dem Anblick durch ihr anständiges Aeußerliches empfiehlt, und von welcher nur hundert Abdrücke gemacht sind, ist der königl. Societät der Wissenschaften von ihrem Associé correspondant, dem um die Asiatische Litteratur so eifrig bemühten Hrn. von Ouzaroff, zugesandt und zugeeignet worden: Essai sur les Mystères d'Eleusis. 1812. 85



Seiten. Wie kann man den Namen Eleusis und Eleusinische Mysterien nennen hören, ohne aufmerksam zu werden? Sie, eine der frühesten religiösen Stiftungen, welche mit moralischen Lehren und Zwecken verbunden waren, und einer der ersten Versuche der aufstrebenden gebildeten Vernunft, so lange sie noch von dem Menschlichen begleitet wird, das sich verliert, so bald der Sterbliche in eine leere Ideenwelt hinübergeht, die das Herz kalt läßt, und nie religiöse Empfindungen erwecken wird. Mag jenes menschliche Schwäche seyn, das menschliche Herz fühlt und findet sich darin wieder; eingreifend wird es selbst dem Forscher. Kein Wunder, wenn zuweilen der Denker sein eignes Menschliches hineinträgt! Willig ist ihm dieß zu verzeihen, nur dogmatifiren muß er nicht, oder er muß auch Andere ihrer Seits dogmatifiren lassen. Wir wollen die Sätze dieser sinreichen Schrift auffassen, welche hauptsächlich darauf hinausgehen: es hatten sich im östlichen Asien von der frühesten Offenbarung Gottes an das erschaffene Menschengeschlecht noch einige Ideen und Sätze von Gott und Zustand nach dem Tode, religiöser und moralischer Art, erhalten, die sich, ungeachtet des allgemeinen Menschenverfalls, welcher jene Ideen in Vergessenheit brachte, weiter hin nach Aegypten, Vorderasien und Griechenland unter Wenigen fortgepflanzt, und in den Eleusinischen Mysterien Aufnahme, Schutz und Erhaltung gefunden haben, bis sie endlich in der Lehre Jesu weit vollkommener entwickelt wurden. Die Kenntnisse von jenen Lehren der Eleusinischen Mysterien, *confidérés comme le vrai dépôt des*

idées religieuses des anciens, wären also für die Aufklärung des ganzen Alterthums von keinem geringen Werth; es wäre auch eine angenehme Vorstellung, unter allen den ungleichen Menschengeschlechtern doch noch Ein Band, noch Eine Spur des, sonst so ganz verloschenen, Ebenbildes Gottes durchschimmern zu sehen. Ließe sie sich auch nur auf einige Weise wahrscheinlich machen, so wäre ungemein viel gewonnen; denn wer hier nach historischem Erweis fragt, wird zum lästigen Quäler und Störer des Genusses. Wir wollen bloß die Sätze der Schrift auf einander folgen lassen; auch daran wollen wir nicht denken, daß sich Gott den Menschen durch die Vernunft, die er in sie gelegt hat, so daß sie einer fortschreitenden, immer höher, Ausbildung fähig ist, nicht weniger geoffenbaret hat, als durch Lehren, welche der ideenleere geschaffene Mensch weder begreifen, noch rein behalten konnte, sondern gar bald in sinnlichen Vorstellungen wieder verlieren, und durch die Vernunft von neuem auffinden mußte. Das herunter gesunkene Indien muß ja jetzt erst von uns den Sinn seiner alten symbolischen Kindesweisheit wieder lernen. Aber es sey alles ein wirkliches Factum. In Indien haben sich Lehren erhalten, welche für alle Völker Keime besserer Einsichten waren; sie kamen nach Aegypten, von hier aus nach Africa. Homer und Hesiod wußten von den Eleusinien noch nichts; jene Dichter begründeten bloß die Volksreligion, und ein solcher Verkehr, wie jetzt, war damahls noch nicht. Doch weiter: Die Eleusinien seyen ganz von andern Mysterien ver-

schieden gewesen (die Orphischen Geheimnisse setzen andere den Eleusischen zur Seite). Die Ceres war von der Isis abgeleitet; aber in Griechenland nahmen jene Aegyptische Ideen eine heitere Gestalt an. — Daß sie aber von Indien ausgegangen waren, sucht der Verfasser auf neue S. 24 f. zu bestärken, und, besonders auch in Ansehung der Mysterien, dadurch, daß in den Versammlungen der Gemeinde der Geweihte entlassen ward, mit den Worten: *Κοῦξ οὐ πᾶξ*: Das sey völlig Sanscrit! (S. 27). Diese Entdeckung von Wilford wird für entscheidend angesehen: *La dispersion des peuples; l'abus de l'allegorie, la personnification des attributs de dieu, celle des pouvoirs de la nature, la confusion des idées sur les substances incorporelles, tous ces principes réunis, en produisant par degrés le polythéisme, ne purent empêcher, que quelque débris des vérités primordiales ne se conservassent dans l'Orient; und diese kamen, plus ou moins altérés, über Aegypten nach Eleusis.* — Der Sündenfall, Verfall des menschlichen Geschlechtes (also die Vergessenheit jener, aus der frühern göttlichen Offenbarung erhaltenen, religiösen und moralischen Wahrheiten, welche sich doch, aber nur unter wenigen Menschen, erhielten, statt daß sie allgemein hätten bleiben sollen) sey der Vereinigungspunct aller großen moralischen Wahrheiten, in welchem die Gründe sich vereinigen, woher die großen Wahrheiten vorher einmahl allgemein erkannt waren, und nachher von Wenigen, die sie noch kannten, wieder verbreitet werden konnten und mußten. —

Die Griechischen Philosophen wollten auch jene Wahrheiten auffuchen: aber sie gingen analytisch zu Werke. — S. 34: So wie die ganze (?) Philosophie der Alten, so theilten sich die Eleusinien in exoterische und esoterische; jene waren die kleinen Mysterien, diese die großen; in diesen wurden die großen moralischen Begriffe und die alten mündlichen Ueberlieferungen als Reste der frühern Offenbarung mitgetheilt, welche in den heiligen Büchern enthalten seyn konnten. Diese war die geheime esoterische Lehre der Epopten. Die kleineren Mysterien schlossen sich an die Volks-Religion; der Unterricht ward ein vernünftiger Polytheismus. Also gab es in den Mysterien eine doppelte Lehre. Die Philosophen setzten sich den höheren Lehren entgegen; sie wollten die Volks-Religion durch Speculation verbessern: aber in den Mysterien lernte man die geheime Lehre empirisch (warum nicht intuitiv?) erkennen. — Hierauf folgt noch als Schluß dieser geistvollen Schrift, der Verfolg, Verfall und das Ende der Eleusinischen Mysterien; der Polytheismus habe anfangs die Christliche Lehre durch eine gleichmäßige Verbesserung der Moral, als die Christliche war, also mit gleichen Waffen, anzugreifen gesucht, und zu dem Ende ein mystisches Ansehen angenommen, an ihre Spitze habe sich die, eclecticische Philosophie gestellt, und so habe man neue Mysterien eingeführt, vornehmlich die Mysterien von Mithras s. w. mit symbolischen Ceremonien. — Bald aber singen die Kirchenlehrer an, selbst zu Platonistren. —

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 29. August 1812.

Haarlem. *Stommring*

Natuur en Geschiedkundig Onderzoek aangaande den oorspronkelyken stam van het menschelyk Geslacht, door G. Bakker, Med. Dr. te Haarlem. Met (drey schönen) Platen. 1810. 176 Seiten in gr. Quart. In der Vorrede erwähnt der Verf. der gefährlichen Folgerungen, welche, wie ihm scheint, aus Schelver's und Doornik's Sätzen für die Moral u. s. f. gezogen werden können, und versichert, ohne Leidenschaft und Persönlichkeit bloß die Sache berücksichtigt zu haben. Der erste Mensch oder der Urmensch, lasse sich betrachten entweder auf die Art, wie ihn Moses schildert, oder als roh, oder als Thiermensch, sprachlos u. s. f., wie ihn Schelver und Doornik schildern. Die Mosaische Geschichte habe sich bisher durch ihre Schönheit und Einfachheit empfohlen. Schelver übergehe die Schöpfungsgeschichte mit ganzlichem Schweigen; Doornik zweifle an ihrer Richtigkeit, und nach beiden stamme das Menschengeschlecht nicht aus Affen (dies sage Doornik denn doch eigentlich nicht, indem er nur behauptet, daß Affen nicht einzig und allein als

D (6)

Stammort angeführt werden könne), und doch scheine Asien dazu weit schicklicher, als Africa wegen seiner versengten Gebirgsebenen, oder America wegen seiner noch bis jetzt waldigen Bergrücken. Die Volksvermehrung ist auch verhältnißmäßig in Africa nicht so groß, als Schelver und Doornik annehmen, und z. B. unter den Chinesen eben so groß, ja unter den Juden wohl noch größer. Aus Zimmermann lasse sich beweisen, daß der weiße Mensch am Senegal und in Abyssinien mit der Zeit in einen schwarzen Menschen übergehe. (Zur Negerwerdung gehört aber doch wohl mehr, als bloß dunkle Hautfärbung.) Ist der Mensch kalt, so ist er schwach, allein überwindet er die Kälte durch Beschäftigung, so nehmen seine Kräfte zu. Der weiße Normann und der alte Deutsche waren gewiß nicht schwächer, als der Neger. Ja, auch selbst bey uns werde in Einem Tage schon die Haut einer zarten Frau durch das Stoßstellen an den Sonnenbrand verdunkelt. Der lichtscheue Albino beweise hier nichts, weil er nur für eine krankhafte Ausartung gelten könne. Durchsichtigkeit oder Helligkeit sey nicht immer Folge einer vermehrten Oxydation. Blumenbach's Theorie von der schwarzen Hautfarbe stimme ganz gut zur Wirkung der erhöhten Temperatur auf die Farbe der Haut. Die geographisch betrachteten Veränderungen des Erdbodens, z. B. das Einbrechen des Mittelländischen Meeres, die Trennung Siciliens von Italien u. s. f. machen keine Schwierigkeit, eine allgemeine Verbreitung des Menschen aus Asien her anzunehmen. Selbst bey der gegenwärtigen Beschaffenheit der Erde konnten die Malayen, welche die Südsee-Inseln bewohnen, süglich aus Asien anlangen, desgleichen die ersten Asiaten ins Herz von Africa, so wie auch Europäer sich allmählich ganz gut daselbst befinden würden. Hannibal ließ sich, mit sammt seinem Heere

über die Alpen zu ziehen, eben so wenig durch den Schnee derselben abhalten, als unsere Stammeltern durch den Granit u. Quarz der Uralischen, Altaischen und Caucassischen Gebirge. Die frühe Cultur der Aegypter könne ganz wohl neben ihrer Abkunft aus Asien bestehen. Warum sollte auch nicht das Menschengeschlecht im Ganzen vollkommener werden, wenn gleich eine und andere Nation in ihrer Cultur zurückgeht. Das westliche Asien, als der Mittelpunkt für die Hindus, Perser, Araber, Chinesen und selbst der Aegypter, schein immer noch zum Geburtsorte des ersten Menschenstammes am geschicktesten. Von Weisen und Dichtern aller Zeiten ward des Urmenschen aufrechter Gang anerkannt, z. B. von Cicero, Sallust, Virgil, Aristoteles, und unter den Neuern von J. J. Rousseau, welchen der Verf. von dem ihm von Zimmermann und Sprengel gemachten Vorwurf rettet, als mache er den Menschen zum vierfüßigen Thiere. Im einzigen 19. S. wird der Verf. anzüglich, indem er behauptet, daß Hr. Doornik's Werk uns in der Geschichte des Menschen nicht weiter bringe. In der anatomischen, physiologischen und pathologischen Betrachtung des menschlichen Körpers finde man das Beste und, so viel möglich, sicherste Mittel, um den ursprünglichen Zustand und die natürliche Gestalt desselben zu bestimmen. Daß wenigstens Moscati's längst widerlegte Gedanken über das Laufen auf den vier Gliedmassen ungereimt oder Scherzsehen, zeigt der Verf. kurz und bündig. Schelver's u. Doornik's Behauptungen über den gar zu thierischen Zustand des ersten Menschen würden durch gar nichts erwiesen, denn so lange man kein Thier entdeckt, welches sich dem Menschen noch mehr nähert, als der Orang-Urang, müßte man bey dies in stehen bleiben, zwischen welchem und dem untersten Menschen sich aber immer

noch eine unüberschreitbare Grenze findet. Der Orang-Utang sey noch immer derselbe. Selbst nach Hn. Doornik hatte der Mensch ein Vorbild der Menschheit nöthig, um sich nach selbigem herauf zu bilden. Daß der Neger bey dem Genusse einer guten Erziehung der höchsten Geistesbildung fähig sey, folglich nicht, nach Schelver u. Doornik, als der auf der niedrigsten Culturstufe stehende Mensch angelegt zu werden verdiene, bewiesen so manche bekannte, hier aus Blumenbach angeführte, vorzügliche Beispiele. Die Vernunft mache den Menschen fähig, in allen Climaten sich fortzuhelfen. Hält man zur Bevölkerung der Erde mehr als Einen ursprünglichen Menschenstamm für notwendig, so könne man, wegen Mangel an gehörigen Daten, diese Stämme lediglich nur nach Willkühr bestimmen. Gesetzt, man ließe Hrn. D's. sechs Urstämme zur Bevölkerung der Erde gelten, so entstünde die Frage: Wohin begaben sich denn diese Stämme, um sich zum eigentlichen Menschen zu erheben? Wohin begab sich der ursprüngliche Stamm Asiens, wohin der Europens, so fern sie, in ihrem Geburtsorte bleibend, stets Thiere bleiben mußten? Weil Hr. D. mit Recht das Gerippe zur Grundlage der Vergleichung des Menschen mit dem ihm ähnlichsten Affen annehme, so zieht der Verf. diesen Gegenstand in genauere Betrachtung. Oberflächlich betrachtet, habe das Gerippe eines Affen, so wie das ganze Thier, viel Menschenähnliches; allein betrachtet man besonders diejenigen Theile näher, welche bey den Affen weniger den menschlichen nahe kommen, als bey den übrigen Säugthieren, so vermindert sich diese Aehnlichkeit. Der Rückgrath der Affen nämlich hat sowohl im Rücken, als den Lenden, nicht die regelmäßige S-förmige Deugung, wie bey dem Menschen; in einigen Arten derselben liegen die Halswirbel dachpfannen-



artig über einander; die Querfortsätze sind am sechsten Halswirbel länger, die Dornfortsätze nicht gespalten; Länge und Höhe des Körpers der Lendenwirbel sind sich gleich, beim Menschen dagegen übertrifft die Breite die Länge u. s. f.; auch die schrägen Fortsätze und die Zahl der Lendenwirbel sind verschieden; die Brust der Affen ist schmal, der rundlichen Brustbeine haben sie 6 bis 8; das Becken verdient bey den Affen so wenig, als bey andern Thieren, diesen Namen, hat auch eine andere Art; die unteren Gliedmassen sind im Verhältniß zu den oberen länger; die Oberarmbeine sind krumm und stark, die Knie mehr breit als tief; Schenkelbein und Schinnbein können nie zusammen in eine gerade Linie gebracht werden; die Grube für die Kniescheibe ist kurz; der Schenkelhals ist rechtwinklicht; die Kürze der Fußwurzel und der großen Zehe, so wie die Länge der übrigen Zehen, machen den Affenfuß zu einer Hand; die Hand selbst ist länger, breiter und weniger gewölbt, als beim Menschen. Das Haupt des Affen unterscheidet sich vom menschlichen durch die Lage des Rückenmarkslöchers, Länge des Oberkiefers und Nähe der Augenhöhlen neben einander. Das Riechbein ist klein, die Nasenbeine sind platt und tiefer liegend, als der Oberkiefer; das Zwischenkieferbein ist, wie bey andern Säugthieren, absonderbar; die Eckzähne sind lang; dem Unterkiefer fehlt das Kinn; die Schneidezähne stehen schräg; die Oberkiefer sind vorwärts gestreckt. Der Verf. macht eigene Bemerkungen über Camper's so genannte Gesichtslinie, und die Schwierigkeit bey Bestimmung derselben. Stellt man sich den Menschen auf den vier Gliedmassen ruhend vor, wie der Verf. davon eine Abbildung liefert, so können die Hände des Menschen wegen der Länge der Beine nicht den Boden erreichen. Die

Hand wird peinlich gebogen, und verliert ganz ihren Gebrauch; die lange Ase des Oberarmbeins fällt nicht in die Ase des Schulterblatts, sondern auf dessen Hakenfortsatz, und raubt der obern Gliedmasse ihre Festigkeit. Das schwere Haupt kann vollends nicht getragen werden. Es würde daher kein Thier in der ganzen Schöpfung so sehr auf den Boden schauen, als der Mensch auf Vieren. Der Affe hingegen geräth aus seinem natürlichen Stande, so bald er sich auf seinen hintern Füßen aufrichtet, und verliert ohne alle Unterstützung das Gleichgewicht; daher muß er selbst im Laufe auf ebenem Boden die Arme vorstrecken, und schlenkern. Der Verf. macht dieß durch eine treffliche Zeichnung anschaulich. Ganz anders verhält sich dieses beim Menschen. Warum der Affe besser als ein anderes Thier sitzen kann, und wie er zum Klettern überaus geschickt gebaut ist, zeigt der Vf. gründlich. Auch durch seine Muskeln unterscheidet sich der Affe vom Menschen, so wie auch durch die Lage und Gestalt der Leber, Nieren, Därme, Hoden und Vorhaut. Der Verf. charakterisirt die vier bekannten Arten des Geschlechts Orang, nämlich den Gibbon (den Moloch hält er nur für eine Spielart), den Pongo, den ungenannten Wurmbfchen, u. den Jocko. Von diesen vier Affenarten ist nach ihm der Jocko, nächst dem Pongo, der dem Menschen ähnlichste, wie er durch die nähere Schilderung des Rumpfes, der Gliedmassen u. des Hauptes desselben darthut. Der Orang halte gleichsam das Mittel zwischen dem Menschen und den vierfüßigen Thieren, vermag aber nicht auf dem Rücken zu liegen. Der Verf. äußert die Vermuthung, daß der wurmförmige Fortsatz des Blinddarms vielleicht in Bezug mit der aufrechten Stellung stehe, weil man ihn außer dem Menschen auch in den Orangs, den Gibbon mit einbegriffen, finde. Soll

sich also der Orang zur Menschheit erheben, so müßten die angegebenen körperlichen Verschiedenheiten theils durch Wegnahme, theils durch Zusatz oder Umgestaltung, wegfallen. Ob er gleich den Neger nicht für den auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehenden Menschen halte, so vergleiche er ihn doch dergleichen mit dem Affen, theils weil ihn Schelver und Doornik dafür halten, theils weil er am bekanntesten, und sein Körper anatomisch untersucht sey. Er geht einige Vergleichungspuncte nach Sömmerring einzeln durch; das Rückenmarkslöch scheint ihm an vielen Neger-schädeln in Brugmans herrlicher Sammlung sich nicht mehr, als bey uns, rückwärts zu befinden. Ward das Kind in Africa, nachdem es die Brust der Mutter verließ, zu rauhen und harten Speisen genöthigt, und die Kiefer zum starken Gegeneinanderdrücken, so wurden die noch nicht fest gewordenen Knochen dadurch auswärts gebogen, der Gaumen verlängerte sich, die Kaumuskel nahmen an Dicke zu, der Hintertheil des Unterkiefers ward breiter, die Seiten- und Schläf-beine wurden glätter, die Wangenbeine seitwärts vorgetrieben, und so erfolgten noch andere hier geschilderte Veränderungen durch diese Verlängerung der Kiefer. Alle Sinneswerkzeuge, welche dem Neger, dem keine Cultur andere Hülfsmittel verschaffte, zum Lebensunterhalt nothwendiger wurden, erhielten, so wie die Nerven, durch den beständigen Gebrauch eine größere Ausbreitung und Entwicklung. Ja, die Hirnschale selbst ward durch die Wirkung der Schläf-muskel umgestaltet. Selbst das geringe Vorragen der Stirne und des Hinterhauptes könne man der wenigen Uebung des Verstandeswerkzeuges zuschreiben u. s. f. Diese anfangs wenig sichtbaren körperlichen Veränderungen nahmen bey fortwirkender Ursache von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr zu, und gingen in die Kinder über. J. V. Hr. Brugmans

besize den Schedel eines Europäers aus dem dritten Geschlechte unvermischter Europäischer Eltern, die nur in der Nachbarschaft der Kaffern gelebt haben, und dieser zeige schon den negerartigen Eindruck der Schläf- u. Seitenbeine. Dieser Schedel bewiese also, wie schnell sich die Wirkung einer veränderten Lebensweise zu offenbaren vermöge. Und was bewirkt nicht die Veränderung der Nahrung und der übrigen Lebensweise für auffallende Veränderungen im Körper? Auch die Sehnenknöchelchen der Hände entstanden vielleicht durch harte Arbeit. Die zum Schirm dienenden Haare zeigen sich beim Menschen am längsten auf dem Haupte; beim Orang auf dem Rücken. Der Geschlechtstrieb, die Zeit der Schwangerschaft, der periodische Blutabgang, beweisen keine vor andern Affen vorzüglichere Annäherung des Orangs zum Neger. Was Schelver und Doornik über die Schilddrüse und Sprach-Organen anführten, sucht der Verf. zu berichtigen. Zuletzt werden das Gehirn und die Verstandeswirkungen des Orangs betrachtet, und gezeigt, daß seine Geschicklichkeit im Nachaffen von seiner körperlichen Form, nicht vom Gehirn, abhängt, und daß er an Verstandeskraften vom Elephanten übertroffen werde. Der Orang bleibe daher immer ein Thier, und der Neger immer ein Mensch, der im Stande ist, mit seinen weißen Brüdern in Künsten und Wissenschaften zu wetteifern. — Die Erklärung der Kupfertafeln macht den Beschluß. Erste Tafel: Drey Menschen- und drey Affenschedel im Profil. Zweyte Tafel: Grundfläche des Schedels eines Europäers, eines Negers und eines Affen, nebst dem ganzen Gerippe eines *Simia sabaea*. Dritte Tafel: Menschliches, zur Erde gebeugtes, Gerippe im Profil, nebst dem dagegen zur Vergleichung aufgerichteten Gerippe eines *Simia sylvanus* im Profil.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.

Den 29. August 1812.

Göttingen. *Osiander*

In der Sitzung der königl. Societät der Wissenschaften am 11. Julius zeigte der Prof. Osiander den Kopf eines monströsen Kindes, zergliedert und im Leben abgebildet, vor, der durch die lange Lebensdauer des Kindes bey großem Mangel an Gehirn höchst merkwürdig ist, und theilte der Gesellschaft folgende Nachricht und Beschreibung davon mit: "Am 13. Junius dieses Jahres," erzählte Prof. O., "Morgens nach 8 Uhr wurde ich zu einer hiesigen Bürgerfrau gerufen, um die seit etlichen Stunden nach der Geburt eines monströsen Kindes zurückgebliebene Nachgeburt von ihr zu bringen. Die Wegnahme derselben hatte wegen widernatürlichen festem Zusammenhange des Mutterkuchens mit der Gebärmutter große Schwierigkeit, wurde jedoch glücklich beendigt, und die Wöchnerinn, eine Frau von etlichen und 30 Jahren, zum zweyten Mahle Mutter, und seit einigen Monaten Witwe, war nachher ganz wohl, und

P (6)

nur durch den Anblick des vor kurzem gebornen mißgestalteten Kindes betrübt.“

“Dieses Kind, ein Knabe von der Größe eines mittelmäßigen zeitigen Kindes, hatte folgende Verunstaltung: Die ganze Wölbung des Schädels mangelte dem Kopfe, wie bey den so genannten Acephalis, richtiger Hemicephalis; nur eine auf der Basis cranii gleichsam aufliegende, mit feinen blonden Haaren bekleidete, faltige Haut schien von der oberen Hälfte des Kopfes noch übrig zu seyn. Unter dieser allgemeinen Bedeckung fühlte man jedoch hügelichte Knochen, welche nicht die Basis cranii zu seyn schienen, und keine weiche Stelle, wie sonst bey den Hemicephalis, sondern es dünkte mich, die Stirnbeine und Seitenbeine, und ein Theil des Hinterhauptsbeines, seyen in einer frühen Periode der Schwangerschaft, nach Entleerung der Schädelhöhle vom Gehirn, niedergesunken, und haben statt einer senkrechten und schrägen Richtung eine horizontale angenommen, und die vorher ausgespannte Haut liege nun abgesehen und entleert über den zusammengefallenen kleinen Knochen. Wie viel aber unter diesen Knochen und zwischen ihnen und der Basis cranii noch vom Gehirn übrig sey, ließ sich nicht bestimmen; daß es aber sehr wenig seyn müsse, konnte man aus der geringen Höhe abnehmen, und muthmaßen, daß von den beiden Hemisphären des großen Gehirns nur sehr wenig, und selbst von dem kleinen Gehirn nicht alles in natürlicher Größe da sey.“

“Auf der Stirne des Kindes, in der Gegend der Glabella, war eine breite und erhobene blaurothe Geschwulst, aus welcher rechter Seits ein zollhohes conisches, blutrothes Gewächs, wie ein Hornwart eines gehörnten Thieres, hervorragte. Neben die-

sein hornartigen Gewächse stand das rechte Auge, etwas höher nach der Basis cranii zu, als das linke, und schräg, mit einer kleinen Spalte der Augenlieder, unter denen man aber den Augapfel lebhaft sich bewegen sah. Das linke Auge schien, so wie die Spalte seiner Augenlieder, größer; aber da sich die blauröthe glänzende Geschwulst im Umfange der Basis des hornförmig hervorragenden Auswuchses von einem innern Augenwinkel zum andern erstreckte, so war es nicht möglich, die Augenlieder weit von einander zu dehnen, um die Augen zu betrachten. Das Kind konnte sie selbst auch nur mit geringer Entfernung öffnen, und dann sah man doch gesunde, klare, blaue Augen, wovon die Albuginea im innern Winkel viele rothe Gefäße hatte. Der obere Theil der Nase, der an die Hervorragung des Gewächses grenzte, war verschwellen; die Wangen, der untere Theil der Nase, der Mund und das Kinn waren übrigens wohlgebildet; nur die Ohren, auf welchen die erschaffte Kopfbedeckung auflag, waren faltiger, als gewöhnlich, und am ganzen übrigen Körper, außer einem kurzen männlichen Gliede und kleiner Vorhaut, war nichts von der gewöhnlichen Gestalt Abweichendes zu bemerken. Die Stimme dieses Kindes war von Geburt an so stark, als eines wohlgebildeten und gesunden Kindes, und sein Begehren, die mütterliche Brust zu fassen, so wie das Vermögen, die Milch auszuziehen, dem eines gesunden Kindes völlig gleich. Am ersten Tage ließ ich auf die Geschwulst und den Auswuchs zwischen den Augen kleine Pöppchen, mit Mohndöhl befeuchtet, legen. Da aber die entzündliche Röthe dieser Theile durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft zunahm, so ließ ich die Pöppchen mit verdünntem Glycerin befeuch-

ten, worauf Geschwulst und Röthe sich minderten, und auf dem Auswuchs selbst sowohl, als besonders an der Basis desselben, eine gummiartige Materie ausschwitzte. Diese Materie überzog nach und nach den ganzen Auswuchs, welches ihm dann auch ein hornähnliches gelbliches Ansehen gab; daher es kein Wunder ist, daß die Sage entstand, es sey ein Kind mit einem Horn auf der Stirne geboren worden. Diese gummiartige Cruste ließ sich aber mit Milch erweichen und leicht abnehmen, und dann erschien der Auswuchs sehr schön röthlich, mit vielen feinen Blutgefäßen. Die leichteste Berührung dieses Auswuchses aber verursachte dem Kinde allem Anscheine nach große Schmerzen, denn es weinte sogleich, da es sonst sehr ruhig war, und sich an den übrigen Theilen des Kopfes, die rothe geschwollene Basis des Gewächses ausgenommen, ohne Aeußerung eines Schmerzes berühren, und selbst den oberen Theil des Kopfes drücken ließ."

"Nach 8 Tagen, am 20. Junius, ließ ich das Kind abbilden, wog und maß es, und machte verschiedene Versuche mit ihm. Sein Gewicht war 5 Pfund 16 Loth Civil-Gewicht; seine Länge 16" altes Pariser Maß; der große Kopfdurchmesser  $3\frac{1}{4}$ ", der kleine  $2\frac{1}{2}$ ", und die Schulternbreite  $4\frac{1}{2}$ "."

"Daß das Kind Geruch habe, schloß ich daraus, weil der Zeigefinger, mit sehr wenig Salmiakgeist benetzt, in einiger Entfernung vor die Nase gehalten, eine Wirkung in seinen Gesichtsmuskeln hervorbrachte, als wenn es niesen wollte. Daß es Sehkraft habe, urtheilte ich daraus, weil es, während es abgezeichnet wurde, das Gesicht gerade so nach dem Licht wendete, und mit geschlossenen Augenliedern gierig nach dem Licht in die Höhe sah,



wie ein erwachsener Mensch, der nur noch einen schwachen Schein hat, und den man fragt, ob er Licht sehe? — so lange das Kind nach dem Lichte sehen konnte, war es völlig ruhig. Daß es Gehör habe, sagte mir die Mutter schon den zweyten Tag, indem es nämlich erschreckend zusammenfahre, wenn sie huste, oder Jemand die Thüre zuschlage: Daß es Geschmack Sinn habe, war daraus klar, daß es begierig am Finger leckte, wenn man ihm solchen, in Milch getaucht, zwischen die Lippen gab; hingegen nicht leckte, wenn er in bloßes Wasser getaucht war. Daß es Unterscheidungsvermögen habe, erhellte daraus, daß es, an die mütterliche Brust gelegt, solche sogleich erkannte, und wie ein vollkommenes gesundes Kind mit dem Munde nach der Warze suchte. Das übrige Befinden des Kindes war in den ersten zehn Tagen seines Lebens ganz vollkommen gut, und alle Hoffnung da, daß das Kind bey der sorgfältigen und zärtlichen Pflege der Mutter, und der pünctlichen und sorgfältigen Behandlung der Hebamme, länger leben werde, als man nach dem Aussehen des Kindes erwarten durfte.“

Am 25. Junius aber änderte sich das Wohlbefinden dieses Kindes. Es wollte die Brust nicht mehr so begierig nehmen, als zuvor, und sein Abgang, der vorher die natürliche gelbe Farbe hatte, wurde nun grün und wässerig. Die Ursache davon ging, meines Erachtens, nicht vom Kinde, sondern von der Mutter aus. Die Mutter, die es stillte, und die anfangs ganz wohl war, ärgerte sich nun täglich darüber, daß sie den ganzen Tag von Leuten auf eine oft ganz ungehörige Weise überlaufen wurde, die sowohl einzeln, als familienweise kamen, um ihre ganz zwecklose Neugierde

nicht nur zu befriedigen, sondern ihr auch zugleich die abenteuerlichsten Sagen von dem Kinde zu erzählen, z. B. daß es ein Ochsenhorn, und was dergleichen mehr, haben sollte. Es war daher kein Wunder, daß die Muttermilch von beständigem Aerger sich minderte, veränderte, und eine schädliche Eigenschaft annahm. Das Kind bekam daher einen Durchfall, nahm die Brust wenig mehr, und hatte in den zwey letzten Tagen Zuckungen, unter denen es am 15. Tage nach seiner Geburt, den 27. Junius Abends, verschied.“

“Die Mutter erlaubte mir die nähere Untersuchung des Kopfes des Leichnams ihres Kindes. Mit Sorgfalt nahm ich die behaarte Haut durch einen Circelschnitt von hinten ab, und fand Folgendes: Die Stirnbeine und Seitenbeine des Schädels sind vorhanden, aber von kleiner und fast viereckiger Form, und liegen sattelförmig horizontal; nur das kleine Hinterhauptsbein steht, die Spitze ausgenommen, senkrecht. Nachdem ich die Knochen horizontal umschnitten hatte, hob ich sie von hinten in die Höhe, und trennte sie sorgfältig von der überall anhängenden harten Hirnhaut. Ein schelförmiger hohler Fortsatz war nicht zu bemerken, aber in dieser Richtung lief geschlängelt ein mit Blut gefülltes Gefäß. Die harte Hirnhaut nahm ich weg, und sah nun, daß vorn in der Glabella ein Loch sich befindet, von dem Umfange einer Fingerspitze, durch welches die rechte Hemisphäre des großen Gehirns sammt den Gehirnhäuten durchgedrungen ist, und den kleinen hornförmigen Auswuchs bildet. Die Röhre dieses Auswuchses, oder, richtiger, dieses Gehirnbruches, war nun verschwunden, und nach weggenommenem Schleim und der an sich sehr dünnen so genannten

harten Hirnhaut sah man deutlich die Wendungen, Gyros, des durch die Oeffnung in der Glabella hervorgetretenen vordern Gehirnlappens, Lobi cerebri anterioris dextri. Die Gehirnmasse hatte kein krankes, entzündetes oder brandiges, sondern ein völlig gesundes Aussehen. Die hervorgetretene Portion war kaum von der Größe und dem Umfange des ersten Gliedes am kleinen Finger. Innerhalb dem Hirnschedel war von der rechten Hemisphäre des großen Gehirns nichts weiter übrig, als eine längliche cylindrische Portion von der Dicke einer Federspule, welche den rechten Seiten-Ventrikel bildete, von einer an sich ungewöhnlichen und zu diesem wenigen Gehirn unverhältnismäßigen Weite, und in welchem nach vorn der Plexus chorioideus, zu beiden Seiten aber eine weiße markige Erhabenheit zu sehen ist, ohne Zweifel der fornix an der innern, der thalamus an der äußern Seite. Die linke Hemisphäre des vordern Gehirns ist von der Größe einer Bohne, mit den Gehirnhäuten umgeben, zeigte aber beim senkrechten Durchschnitt einen deutlichen Unterschied zwischen der röthlichen Rinde und dem weißen Marke, und eine ganz kleine Höhle des Ventrikels. Beide kleine Hemisphären hingen durch das Corpus callosum zusammen. Hinter diesen kleinen Ueberresten des großen Gehirns liegen die beiden Lobi des kleinen Gehirns, von einer fast natürlichen Größe, so vorwärts geneigt, daß sie die darunter hervortretenden Schenkel bedecken. Beide Augen entblöste ich von dem vordern Theil der Orbita, und verfolgte den Augennerven, indem ich an der Basis cranii so viel von der Cavitas orbitalis und den Alis minoribus ossis sphenoidis, welche an

der Stelle der *Processuum clinoidorum anteriorum* einen rundlichen Höcker bildeten, mit Sorgfalt wegnahm, als nöthig war, den Lauf beider Sehnerven ganz entblößt zu sehen. Beide Augennerven nehmen in ziemlicher Stärke mit weißer Farbe ihren gewöhnlichen Lauf durch die *foramina optica* gegen einander, alsdann aber gehen sie in röthlicher Farbe nach außen, beugen sich dann wieder nach innen, und endigen sich an den Schenkeln, *cruribus cerebri*; die *pons Varolii* läßt sich nicht wahrnehmen. Von dem ersten und dritten und vierten Nervenpaare konnte ich nichts bemerken. Aber merkwürdig ist es, daß von dem zweyten Paare deutliche Zweige da abgehen, wo der weiße Theil des Sehnerven in den röthlichen übergeht, und diese Zweige alsdann in die Orbita zu den Muskeln des Auges fortgehen, und auf diese Weise das zweyte und dritte Nervenpaar mit einander verbunden sind. Diese Zweige sind auf beiden Seiten sehr stark, nach Verhältniß der übrigen Nerven. Das fünfte Paar ist deutlich da, und linker Seits beynahe von der Dicke, wie bey einem erwachsenen Menschen; frisch war es gelblich, und getrennt zeigte es sich als ein Nervenbündel von sehr vielen zarten Nerven. Das sechste, siebente und achte Nervenpaar sind gleichfalls da, und von verhältnißmäßiger Größe. Den Leib des Leichnams öffnete ich nicht, weil die Mutter es wünschte, und nach der äußern Beschaffenheit keine Abweichung vom natürlichen Zustande darin zu erwarten war. — Die Resultate der Beobachtung und Untersuchung dieses mißstalteten Kindes sind folgende: 1) Diese Mißgestalt ist ein angeborner Gehirnbruch in der Stirngegend, mit Verlust und veränderter Ausbildung des größ-

ten Theils des großen Gehirns und des Gehirngewölbes. 2) Zu diesem Gehirnbruch und Gehirnverluste gab ohne allen Zweifel eine in den ersten Monaten des Embryolebens schon entstandene Gehirnwassersucht in dem rechten Seiten-Ventrikel Anlaß; dieß beweiset dessen weite Ausdehnung. — Und dieser Fall ist ein neuer Beweis, daß wahrscheinlich alle Hemicephalien, oder aller Mangel am Gehirn bey menschlichen Früchten eine Kopfwassersucht zum Grunde haben. Nimmt das Wasser seinen Ausfluß in der Stirne des Embryo, so entsteht zugleich ein Gehirnbruch, und dadurch die hornförmige Hervorragung; drängt es sich durch das os cribrosum, oder durch eine Oeffnung an der Stelle des foraminis coeci, oder in der Mitte des Sattelbeins, so entsteht eine gespaltene obere Kinnlade, oder gespaltener Gaumen; dringt es am Wirbel des Kopfes hervor, so entstehen Hemicephalien mit einer Art von Hahnenkamm als Gehirnbruch auf dem Wirbel; nimmt es seinen Ausweg durch ein besonderes Loch im Hinterhauptsknochen, oder durch das erweiterte foramen magnum, so entstehen sackförmige Geschwülste, in denen manchemahl das kleine Gehirn liegt, also ein Gehirnbruch des kleinen Gehirns. Treibt das angesammelte Wasser die Hals-, Brust- oder Lendenwirbel auseinander, so entsteht ein gespaltener Rückgrath, Spina bifida, mit hervorstehenden geschlossenen oder geborstenen Geschwülsten von verschiedener Größe und Ausdehnung der harten Gehirn- und Rückenmarkshaut, und mit mehr oder weniger Auflösung und Verlust des Gehirns und Rückenmarks selbst. Von allen diesen Arten der Gehirn- und Rückenmarksbrüche habe ich Exemplare in meiner anatomi-

fchen Sammlung, von der sechsten Woche des  
 Embryo an bis zur Zeitigung desselben. — 3)  
 Dieser Fall erweist aufs neue, mit welchem großen  
 Gehirnverlust der Mensch leben kann. Wir haben  
 von erwachsenen Menschen Beispiele, daß solche  
 nach großem Gehirnverlust noch ein hohes Alter  
 erreichten. Von Kindern hat schon ein gelehrter  
 Französischer Arzt, J. J. Sue, in s. Recherches  
 philos. et experiment. sur la vitalité, Paris 1797,  
 sechs Beispiele angeführt, daß Kinder ohne Gehirn  
 eine Zeitlang lebten; und diese Beispiele ließen sich  
 wohl mit noch so vielen vermehren; ja ein Kind  
 lebte, nach Sue, sogar sieben Stunden, ungeachtet  
 es weder Gehirn, noch Rückenmark hatte, ja nicht  
 einmal einen Canal für dasselbe. Indessen lehrt  
 doch die Erfahrung, daß die meisten Hemicephalii  
 todt zur Welt kommen, andere nur wenige Minu-  
 ten und Stunden nach der Geburt leben, und so viel  
 ich bey den Schriftstellern auffinden konnte, lebte  
 nur eines bis zum dritten, ein anderes bis zum  
 fünften, und ein drittes bis zum sechsten Tage, s.  
 Ploucquet Repertorium art. cerebrum deficiens.  
 Das vorhin beschriebene Kind, das 15 Tage lebte,  
 und ohne Alteration der Mutter wahrscheinlich noch  
 länger gelebt hätte, gehört demnach zu den aller-  
 seltensten Fällen. Daß übrigens bey der Kopfwaf-  
 fersucht das Gehirn, besonders der mächtige Theil  
 desselben, nach und nach aufgelöst und verzehrt  
 werde, und dennoch Menschen sowohl, als Thiere,  
 noch lange dabey leben können, lehrt die Erfahrung  
 an wasserköpfigen Kindern und Schafen. Kerkring  
 erzählt in s. Spicileg. anat., er habe den Wasser-  
 kopf eines Knaben geöffnet, in dessen Hirnschale  
 statt des Gehirns nichts als ein schleimiges Wasser

zu sehen gewesen sey, und dennoch habe dieses Kind sechsehalb Monathe gelebt. 4) Daß das beschriebene Kind Zeichen von der Gegenwart aller fünf Sinne gab, ist weniger zu verwundern, da die Gehirnnerven, das erste Paar etwa ausgenommen, nicht aus den hier fast verschwundenen Hemisphären des großen Gehirns, sondern aus den noch vorhandenen, obgleich kleinen, Gehirnschenkeln ihren Ursprung nehmen. Merkwürdig ist die Verbindung des dritten und vierten Nervenpaares mit dem zweiten, und ihr gemeinschaftlicher Gang zu den Augen, denen sie sonst auch getheilt dienen. — Daß das Kind lichtgierig war, ist nicht zu verwundern, denn alle neugeborne Kinder sind es; und es ist eine bey dieser Gelegenheit zu rügende durchaus irrige vorgefaßte Meinung der Aerzte und Wundärzte, daß die Augen neugeborner Kinder vom gewöhnlichen Lichte schmerzhaft und nachtheilig afficirt werden. Mich hat vielmehr eine lange Beobachtung neugeborner Kinder gelehrt, daß alle Kinder gleich nach der Geburt lichtbegierig sind. Sie bemühen sich daher, nach dem Lichte zu blicken, und richten mit sichtbarem Wohlbehagen und Ruhe ihre Augen nach einem hellen Fenster, oder nach dem Schein eines Lichtes oder einer Lampe. Daß ihnen aber das Licht nicht schadet, beweiset das hiesige Entbindungs-Hospital, wo keine Anstalten getroffen werden, die Augen der neugebornen Kinder gleich nach der Geburt gegen das gemäßigte Licht zu verwahren, und wo in den ersten Wochen nur so viel Licht von den Augen der Kinder abgehalten wird, als wie viel auch den Augen erwachsener Menschen beschwerlich ist. Und dennoch sind Augenentzündungen neugeborner Kinder auf diesem Hospitale sehr selten. — 5) Was

die Ursache des Gehirnbruchs und Gehirnmangels bey diesem Kinde anbetrifft, so möchte diese wohl in mancherley Gewaltthätigkeiten, welche die arme Frau während der Schwangerschaft erlitt, zu suchen seyn. Es ist übrigens merkwürdig, daß in dem vergangenen Monath Junius mehrere monströse Früchte hin und wieder geboren wurden, und es ist daher kein Wunder, wenn der alte Volkswahn wieder erwachte, als habe der Comet, der in den mit dem Junius correspondirenden Zeugungsmonathen September und October sichtbar war, einen Einfluß auf die Mißbildungen gehabt. — Der Grund ist vielmehr in der die Zeugungen bey Menschen und Thieren voriges Jahr begünstigenden warmen Sommer- und Herbstwitterung zu suchen, bey welcher überhaupt mehr Schwängerungen Statt fanden; daher auch das Entbindungs-Hospital alhier in der ersten Hälfte dieses Jahres bereits mehr Geburten zählt, als sonst in drey Vierteljahren. Der gelinde Winter war dem Wachsthum der Leibesfrüchte eben so günstig, so daß die sonst als Abortus frühe und unbekannt abgehenden und in jedem Jahre vorkommenden monströsen Früchte dießmahl bis zu einem Grade der Zeitigung gediehen sind, den sie bey einer der Zeugung und Zeitigung weniger günstigen Witterung nicht würden erreicht haben. Kein Wunder also, daß unter vorkommenden vielen Geburten auch manche mit monströsen Früchten vorkommen. Wenn übrigens, wie manche Physiker glaubten, der Comet an der vorjährigen anhaltend schönen Herbstwitterung und dem gelinden Winter Schuld gewesen wäre, so könnte man allerdings auch sagen, daß er die Mitursache der vielen Geburten und der dabey vorkommenden Mißgeburten sey.“



139. St., den 29. Aug. 1812. 1389

London. Heeren

*Actes et Mémoires concernant les négociations qui ont eu lieu entre la France et les états unis de l'Amérique depuis 1793 jusqu'à la conclusion de la Convention de 30. Septembre 1800.* Tome premier 366 Seiten. Tome second 451 Seiten. Tome troisième 483 Seiten in Octav. 1807. Die hier gesammelten interessanten Staatschriften gehören bereits völlig der Geschichte an. Sie fallen in die Periode des National-Convents und der Directorial-Regierung. Man weiß, wie viele Unterhandlungen, und häufig über Punkte, welche für das Seerecht und für das Völkerrecht höchst wichtig waren, damals zwischen den Regierungen beider Staaten geführt wurden; allein bey dem Mangel der Actenstücke wurde es doch schwer, dem Faden derselben zu folgen. Diese wurden indeß einzeln, großen Theils in America, gedruckt, und aus diesen Originalen hat der Herausgeber sie wieder abdrucken lassen; indem er der Zeitordnung folgte. Er hat dadurch den Freunden der politischen Wissenschaften einen wesentlichen Dienst geleistet. Man ist jetzt im Stande, diesen Faden im Einzelnen zu verfolgen; zu sehen, worüber eigentlich gestritten wurde, und von welchem Gesichtspuncte aus die Regierungen beider Staaten die practisch so wichtigen Gegenstände betrachteten. Es wäre jetzt vielleicht eine verdienstliche und lehrreiche Arbeit, wenn ein gewandter politischer Schriftsteller aus diesen Actenstücken eine summarische, aber critische, Geschichte dieser Verhandlungen entwerfen wollte, da sie die Hauptpuncte der practischen Politik des neuern Euro-

pa, besonders das See- und Handelsrecht, betreffen. Gegenstände, welche das Völkerrrecht angehen, werden nicht nur in verschiedenen Zeitaltern, sondern auch in demselben Zeitalter von verschiedenen Nationen, auch in einem ganz verschiedenen Lichte betrachtet; und die politische Geschichte ganzer Zeitalter hängt an der klaren und richtigen Ansicht dieser Gegenstände. Die Actenstücke sind nach der Zeitfolge, und also auch nach der Folge der Agenten, welche die damalige Französische Regierung in America, und America in Frankreich, unterhielt, geordnet. Wir werden nach den Classen oder Sectionen sie angeben.

Der erste Band enthält: A. B. *Instruction et Correspondance officielle de Mr. Genet, Ministre plénipotentiaire de France près les Etats unis de l'Amérique, avec le Secrétaire d'Etat des Etats unis, depuis le Mois de Mai jusqu'à la Fin de Novembre 1793.* Sie betreffen mehrere wichtige Fragen des Seerechts, über die Eröffnung der Colonien für Neutrale; über die Frage: wie weit die Ladung die Flagge deckt; über die Ausrüstung von Kapern in neutralen Häfen u. s. w. — C. *Pièces officielles, relatives à la Levée d'une Force armée en Amérique pour le service de la France.* — D. *Partie de la Correspondance officielle de Mr. Morris, Ministre des Etats unis en France en 1793.* Sie bezieht sich auf die im September 1793 durch den National-Convent decretirte Navigations-Acte in Rücksicht der Neutralitäts-Rechte von America. — E. *Correspondance et Négociations des Ministres plénipotentiaires de la République Française, Messieurs Fauchet et*

*Adet, avec le Gouvernement des Etats unis durant les années 1794, 1795 et 1796; publiées par ordre de la Chambre des Représentans en 1797.* Diese Nummer enthält die ausführliche Depeche des Staats-Secretärs, Hrn. Pickering, an den Minister der vereinigten Staaten zu Paris, Hrn. Pinckney, worin eine Uebersicht des Betragens der vereinigten Staaten gegen Frankreich von 1793 bis 1797 gegeben wird. Das lehrreichste Stück dieses Theils, anzusehen als allgemeine Einleitung für das Folgende.

Der zweyte Theil enthält überhaupt: *Suite de la Section E. du Tome premier.* Nämlich die officielle Correspondenz der Minister Fauchet und Adet mit der Regierung der vereinigten Staaten. Zuerst ein *Exposé des Grievs de la France contre les Etats unis de l'Amérique.* Die folgenden Briefe enthalten theils Discussionen über allgemeine Fragen des Seerechts, z. B. über die Zulassung feindlicher Kriegsschiffe in die Americanischen Häfen; über das Recht, gemachte Prisen daselbst zu verkaufen u. s. w.; theils über einzelne streitige Fälle. Uns interessirten besonders die Noten des Hrn. Adet über den zwischen den vereinigten Staaten und England 1794 geschlossenen Handels-Tractat.

Der dritte Theil enthält: *F. Mission et Correspondance officielle des Messieurs Ch. E. Pinkney, J. Marshall et E. Gerry, Envoyés extraordinaires et Ministres plénipotentiaires des Etats unis de l'Amérique près la République Française en 1797 et 1798.* Diese Nummer nimmt fast die Hälfte dieses Bandes ein, und enthält hauptsächlich Actenstücke über

1392 G. g. A. 139. St., den 29. Aug. 1812.

die von dem Directorium verlangte Anleihe, welche von America bekanntlich abgeschlagen ward. Sie geht bis auf die Abreise der beiden zuerst genannten Minister aus Frankreich, welche ihren Collegen, Hrn. Gerry, dort zurückließen. — G. *Correspondance et Négociation de Mr. Gerry, durant son séjour à Paris, après le départ de ses Collègues.* Zuerst die Rede des Präsidenten an den Congreß den 8. December 1798, worin die Abbrechung der Negociation angezeigt wird. Dann die Depechen des Hrn. Gerry, als Fortsetzung der vorigen. Nachher: *Pièces officielles, qui ont été adressées au Gouvernement Fédéral, par Mr. Skipwith, Consul général d'Amérique à Paris.* Und darauf wiederum als Uebersicht des Ganzen: *Rapport de Monsieur Pickering, Secrétaire d'Etat des Etats unis de l'Amérique, sur les relations entre la France et l'Amérique immédiatement avant la rupture.* — Hierauf: *H. Supplément de Pièces officielles et autres, relatives aux rapports politiques entre la France et les Etats unis de l'Amérique, tant à l'Époque des Négociations que durant la rupture entre les deux Etats.* — Und endlich: *I. Convention entre la France et les Etats unis d'Amérique, signés à Paris le 30. Septembre 1800, avec les Ratifications respectives, et la Discussion au Corps législatif de France.* — Wir bemerken noch, daß die sämmlichen Actenstücke von Americanischer Seite in Englischer Sprache geliefert worden sind. Eine Uebersetzung wäre allerdings überflüssig gewesen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter  
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 31. August 1812.

Kiel.

Hugo

Hey Hesse 1812, XVI und 206 S. Octav: Das System des Concurfes der Gläubiger, nach dem gemeinen in Deutschland geltenden Rechte, von Albr. Schweppe, . . . Prof. des Civil-Rechts und Vensiger der Juristen-Facultät . . . zu Kiel.

Hr. Prof. Schweppe darf in der Geschichte unserer Universität nicht vergessen werden, denn, so viel Rec. weiß, ist er unter allen juristischen Privat-Dozenten vielleicht überhaupt derjenige, der die meisten Zuhörer gehabt hat, zuverlässig aber in Vergleichung mit der kurzen Zeit, von wohl nicht vier Jahren, die zwischen dem Anfange seines Universitäts-Studiums und diesem eigenen Vortrage verfloßen waren. Im J. 1805 ging er als Professor nach Kiel, und nun liefert er ein Lehrbuch des Concurfes, nach dem bisherigen gemeinen Rechte, wahrscheinlich als einen Vorläufer eines größern Systems über dieses selbst, worüber zwar nicht bey Hrn. Prof. Bucher, aber bey Hrn. Hofr. Glück, eine Tabelle von ihm vorkommt. Der in der Vor-

Q (6)

rede aufgestellte Grundsatz, man soll über keinen Gegenstand schreiben, ohne alles studirt zu haben, was schon darüber gesagt worden ist, erklärt es wohl genug, warum der Verf. sich mit der Schriftstellerei nicht übereilt, auch wenn er diesen Grundsatz in so weit mildert, daß sie dadurch wenigstens nicht unmöglich wird. Das gegenwärtige Lehrbuch zerfällt in zwey Theile: I. Concurſ-Recht (Abwendung, Entstehung, Wirkung und Beendigung des Concurſes), von S. 15 bis S. 122, und II. Concurſ-Proceß. Dazu kommen noch zwey Zugaben als eigene Theile: III. die Separation, und IV. Einfluß der Verschiedenheit der Territorien. — Der Verf. wird es dem Rec. erlauben, ein paar Bemerkungen über die hier abgehandelten Gegenstände hinzu zu setzen, womit er das Buch gelesen hat, in der That aber, weil eine bloße Inhaltsanzeige etwa mit einem allgemeinen Lobe immer auch zur Noth vom Verleger aufgesetzt werden könnte. Im §. 2...4 ist ausgeführt, daß die Römer in der That keinen Concurſ, als ein ganz eigenes Verfahren, kannten. Viele glauben, der Concurſ sey die schwache Seite der neuern Justiz, die Sache aus dem Gesichtspuncte des Publicums betrachtet, und er sey nur die schöne für Advocaten und Procuratoren, besonders für den Curator, den Contradictor und manche Exortels-Casse. Da könnte man ja den Römern Glück wünschen, daß sie davon nichts wußten, und was S. 5 vorkommt, die Gläubiger hätten den Gewinn verloren, welchen der sector gemacht habe, würde kaum ein entscheidender Grund selbst gegen das ältere Verfahren scheinen können, da bey freyer Concurrenz der Gewinn des sector doch schwerlich so groß war, als die Procente, welche jetzt auf die privile-

gieteste aller Forderungen, auf die Concurſ-Koſten, kommen. Nec. würde eher ſagen, daß wir in unſerer Compilation keine vollſtändigen Nachrichten haben, wie es ſonſt in Rom gehalten worden war, namentlich um die Gläubiger zuſammen zu berufen. Etwas hierüber findet ſich in der tabula Heracleensis 3. 113... 117 (Civ. Mag. V. III. S. 377) und auch die vetuſtiſſima obſervatio, von welcher Juſtinian c. 3. C. 8, 34 ſagt, er kenne ſie nur ex librorum recitatione, die proſcriptio publica pignoris muß dazu gedient haben. — Der §. 74 könnte leicht mißverſtanden werden, welcher der Deutſchen gerichtlichen Beſtätigung eines Pfandrechtes, gerade da, wo das Grundſtück gelegen iſt, einen ſo geringen Einfluß zuſchreibt, daß es nur die Hypothek in instrumento publico des Kaiſers Leo ſey, da die hier davon ſo ſehr unterſchiedenen Hypotheken-Wücher, Schuld- und Pfand-Protocolle doch eigentlich nur eine ausgebildete Form davon ſind. Nur die einſeitige Anhänglichkeit an das Römische Recht, bekanntlich nur an das ſpättere, ſchlechtere, konnte ehemals manche Juriften verleiten, ein Pfandrecht, wobey Publicität nie fehlen kann, alſo eine dem Corpus Juris ganz fremde Einrichtung, mit dem zu verwechſeln, was Kaiſer Leo bloß in der Abſicht gethan hatte, das Vordatiren von Pfandbriefen zu verhüten. Ueberall, wo es nicht willkürlich iſt, an welchen Richter man ſich wendet, muß wohl das vor dem Richter, unter dem das Grundſtück gelegen iſt, Geſchehene wirksamer ſeyn, als was vor jedem andern geſchehen kann. Hugo.

### Frankfurt am Main. Planck

Gefchichte der bilderſtürmenden Kaiſer des öſt-römischen Reichs, mit einer Ueberſicht der Ge-

schichte der frühern Regenten desselben. Von Friedrich Christoph Schlosser. 1812. S. 659 in Octav. Der Verfasser der Geschichte von Dulcin, und der Biographien von Abälard, Peter Martyr und Theodor Beza, tritt hier mit einem größern Werke, oder — wie wir hoffen — mit dem Anfange eines größern Werkes in die erste Reihe unserer Historiker vor, welche, leider! nicht erst zusammenrücken dürfen, um ihm Platz zu machen, da in einem kurzen Zeitraume so manche Stellen in der Reihe leer geworden sind. Durch dieses Werk wird aber schon die Hoffnung zur Gewißheit erhoben, daß Hr. Schlosser eine dieser Stellen einst mit Ehren ausfüllen wird, denn der Weg, auf welchem man ihn darin erblickt, führt eben so unfehlbar dazu, als er allein dazu führt.

Dem Titel nach scheint es zwar nur eine einzelne Partie aus der Geschichte des Oströmischen Reiches zu seyn, welche der Verfasser in ein besonderes historisches Gemälde bringen wollte, nämlich der Zeitraum, in welchem der tolle Streit über die Bilderverehrung das leitende Hauptereigniß darin zu machen scheint: sichtbar hat er jedoch seine ganze Anlage dazu so gemacht, daß einmahl das besondere Gemälde, in eine größere Bilderreihe eingeschoben, als Theil eines größern Ganzen erscheinen kann. Sollte es isolirt bleiben, so würde auch das nicht ganz Entsprechende des Titels nur stärker ins Auge fallen, denn es enthält ja nicht nur die Geschichte der bildersürmenden Regenten, sondern auch jener, welche den Bilderdienst in diesem Zeitraum begünstigten. Es enthält die Geschichte der ganzen Periode, in welcher über



die Bilder gestritten wurde; aber schon deswegen darf man hoffen, daß es der Verfasser nicht dabei lassen wird. Diese Hoffnung bestätigt sich auch durch die sichtbar planmäßige Ungleichheit, welche in der vorausgeschickten kurzen Uebersicht der früheren Geschichte angebracht ist. In dem ersten Kapitel von dieser (S. 1. . . 46) ist wirklich die Geschichte des Reichs von Constantin bis auf Heraclius, oder vom Jahre 324 bis zu dem Jahre 610 auf das gedrängteste zusammengepreßt: in den dreyn folgenden Kapiteln aber, welche noch dieser Uebersicht gewidmet sind, ist der weit kürzere Zeitraum von Heraclius bis zu Leo dem Isaurier, also vom Jahre 610 bis 717 mit einer geflißentlichen Ausführlichkeit behandelt, für die sich der Verfasser eigener Gründe bewußt war: wer wird sich aber nicht am liebsten der Vermuthung dabei überlassen, daß ihm schon bey der Anlage zu diesem Werke der größere Plan vor der Seele geschwebt haben möchte, die ganze Geschichte des Oströmischen Reiches noch einmahl von dem Zeitpuncte an zu bearbeiten, von welchem ihr letzter, und gewisser Maßen einziger, früherer Bearbeiter, von welchem Gibbon so sichtbarlich zu ermatten anfing. Zu dieser Vermuthung bekommt man aber durch einige Aeußerungen des Verfassers in dem Werke selbst und in der Vorrede noch weitere Gründe: ja nach einer gewissen Aeußerung in der Vorrede (S. 5) darf man auf die Ausführung des größeren Plans von seiner Seite mit Sicherheit rechnen; denn er hat sie hier an eine Bedingung geknüpft, deren Erfüllung nicht ausbleiben kann.

Ueber das Eigenthümliche der Behandlungsart, welche der Verfasser in diesem Werke für seinen Stoff gewählt hat, dürfen wir hier nur im Allgemeinen bemerken, daß es ihm am angelegensten darum zu thun war, ihn, wo es nur anging, aus der ersten Hand zu bekommen, also aus den Quellen selbst zu schöpfen. Wer auch nur durch die Vermittelung von Gibbon einige Bekanntschaft mit diesen Quellen gemacht hat, mag schon einen kleinen Schrecken bey dem Gedanken an das Mühsame der Arbeit fühlen, welche dabey übernommen werden mußte, wiewohl nur derjenige das Maß des dazu erforderlichen Muthes und der darauf zu verwendenden Geduld gehörig schätzen kann, der schon selbst einmahl in dem Schachte gearbeitet hat, aus welchem sie ausgegraben werden müssen. Aber Hr. Schlosser hat selbst dieser Quellen noch mehrere, als Gibbon, und von mehreren und entfernteren Orten zusammengebracht. Außer den Byzantinischen und Arabischen, und außer jenen, welche durch den Sand der Italiänischen, Longobardischen und Fränkischen Chroniken dieses Zeitalters sparsam rinnen, ist ihm nicht leicht Etwas entgangen, was sich in den Concilien-Sammlungen, in den Actis Sanctorum, und selbst in den älteren Russischen Annalen für seine Geschichte Brauchbares aufreiben ließ. Daß er sie aber auch sorgfältiger, als Gibbon, benutzte, und sich wenigstens gewissenhafter, oder doch gleichförmiger gewissenhaft, als dieser, daran hielt, wird man schon bey einer nicht allzu genauen Vergleichung bestätigen finden. Uebrigens polemisiert er doch — was besonders gerühmt zu werden verdient — nicht leicht gegen

Gibbon, und gibt sich noch weniger das Ansehen, ihn hier und da zurecht gewiesen und verbessert zu haben; sondern nur in solchen Fällen macht er zuweilen in einer Note auf die Verschiedenheit seiner Darstellung von der Gibbonischen aufmerksam, wo in der letztern Umstände eingemischt und Züge angebracht sind, von denen er gar keine Spur in den Quellen finden konnte.

Zu besondern Auszügen aus einem solchen Werke, ja schon zu der Beurtheilung des Besondern in einem solchen Werke, sind unsere Blätter nicht geeignet. Dem Verfasser dieser Anzeige ist bey seinen ersten historischen Studien manches Einzelne in der Geschichte in einem andern Lichte erschienen, als es sich Hr. Schloffer dargestellt hat, und daher mag es kommen, daß seine Ansichten davon auch noch jetzt von den hier gegebenen verschieden sind. Hier und da glaubte er auch wohl beweisen zu können, daß seine Ansichten die wahreren, die natürlicheren und die historisch-richtigeren seyn mögen; aber dieß würde Discussionen erfordern, in die er sich nicht einlassen darf. Bey manchen einzelnen, wie z. B. bey einigen chronologischen Differenzen, dürfte es auch nicht der Mühe werth seyn; nur über die Vertheilung einzelner Striche in einigen von ihm gezeichneten Characteren möchte er am liebsten mit ihm streiten, aber dabey würde er sich am wenigsten kurz fassen können, eben weil er nicht über die Striche selbst, sondern nur über ihre Vertheilung — nur über das Maß des Schattens, den sie machen — streiten möchte. Doch mit dem Meister sollte man wohl nie über dasjenige streiten, worin das Eigenthümliche seines Geistes und seiner Manier am kennt-

1400 G. g. A. 140. St., den 31. Aug. 1812.

lichsten sich zeigt; indem wir also nur überhaupt bemerken, daß das Characterische seiner historischen Manier in strengem Ernste besteht, wodurch sie sich auch am auffallendsten von der Gibbonischen unterscheidet, so möchten wir ihn auch nur im Allgemeinen bitten, sich vor jedem Uebermaß sorgfältiger zu hüten, da es vielleicht in dieser Manier einen schlimmeren Effect, als in jeder andern macht.

*Stromeyer*      **Magdeburg.**

Von Hrn. Doctor J. W. Colberg ist daselbst im vorigen Jahre bey Wilhelm Heinrichshofen ein zweytes Heft seiner 1803 herausgegebenen Bemerkungen über die Aehnlichkeit der Salzsoole mit dem Seewasser, und den Nutzen der Soolbäder als Heilmittel (man s. die Anzeige davon in unsern Blättern Jahrg. 1804 S. 1123) erschienen. Dasselbe ist 116 Octavseiten stark, und wird auch unter dem besondern Titel: **Erfahrungen über den Gebrauch und eigenthümliche Wirkung des Soolbades**, ausgegeben. Außer einer kurzen Nachricht von dem Fortgange der Schönebecker Soolbade-Anstalt seit dem Jahre 1803, in welchem sie errichtet worden ist, theilt der Verfasser insbesondere die von ihm gemachten Erfahrungen über den heilsamen Nutzen dieses Soolbades bey Fehlern der Drüsen und des lymphatischen Systems überhaupt, und namentlich bey Scrofuln und Hautkrankheiten mit ihren Abarten und Modificationen, mit. Den Beschluß machen einige Bemerkungen über Nachwirkung, Unterbrechung und Verhalten bey dem Gebrauche des Bades.

---